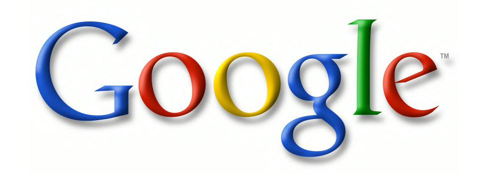





SIGILL : COLL : HARVARD : CANTAB : NOV : ANGL : 1650.
CHRISTO
ET
ECCLESIAE

Handbuch
des Wissenswürdigsten
aus der
Natur und Geschichte der Erde
und ihrer Bewohner.

Zum Gebrauch
beim Unterricht in Schulen und Familien
vorzüglich
für Hauslehrer auf dem Lande,
so wie zum Selbstunterricht.

Von
Dr. Ludwig Gottfried Blanc
Domprediger und Professor zu Halle.

Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage.

Dritter Theil.
Russisches Reich, Krakau, Asien, Australien, Afrika, Amerika.

Nebst einem vollständigen Register über alle drei Theile.

Halle,
bei C. A. Schwetschke und Sohn
1834.

Inhalt.

XI. Das Russische Reich.

Lage. Gränzen. Größe.

Das russische Reich breitet sich in einem ungeheuern Bogen über einen großen Theil des nördlichen Europa und Asien aus, und berührt noch die gegenüber liegende Küste von Amerika. Es umfaßt, wenn man alle, zum Theil in loser Abhängigkeit von Rußland begriffene Gränzdistricte mit rechnet, über 375,000 □ M., also 1/7 des festen Landes der Erde überhaupt und 1/25 der ganzen Erdoberfläche. Nie hat die Welt bisher ein so ausgedehntes Reich gesehen; das Römische, als es in seiner höchsten Blüthe stand, erreichte kaum mehr als 1/4 dieses Umfangs; freilich aber machen auch unermeßliche, jeder Cultur unzugängliche Gegenden einen sehr großen Theil dieser Ländermasse aus, welche sich zwischen dem 37° und 208° O. L. und dem 40° und dem 78° N. B. ausdehnt. Von diesem ganzen Umfange gehören über 100,000 □ M. dem europäischen und über 250,000 □ M. dem asiatischen Rußland an. Das russische Reich gränzt im Norden an das Eismeer und zum Theil an die Ostsee; im Osten an das östliche Weltmeer; im Süden an das chinesische Reich, die freie Tatarei, das caspische Meer, Persien und das schwarze Meer; im Westen an Schweden und Norwegen, die Ostsee, Preußen, Oestreich und die Türkei. Die Gränze zwischen Europa und Asien ist hier noch sehr unbestimmt, da die Regierung das Reich als ein Ganzes betrachtet, ohne den Unterschied der Welttheile zu berücksichtigen. Gewöhnlich wird das uralische Gebirge mit seinen südlichen Verzweigungen bis an das caspische Meer als Gränze zwischen Europa und Asien angenommen.

Klima und Boden.

Bei der ungeheuern Ausdehnung des Reichs vom 40° bis 78° unterscheidet man 4 verschiedene Landstriche in Hinsicht auf das Klima. Der arktische oder hyperboräische Landstrich vom 67° bis 78° ist jeder europäischen Cultur unempfänglich. Er breitet sich als eine nur im äußersten Osten und Westen gebirgige, und dann

in der Mitte, vom Ural durchschnittene ungeheure Ebene aus. Kein Baum, kaum einige verkrüppelte Sträucher, zeigen sich auf der unwirthbaren Fläche. Der Boden besteht aus Sumpf und mit Moosen bewachsenen, beinahe immer gefrornen, Morästen. Auch im höchsten Sommer thaut die Erdrinde nur auf wenige Zolle auf, und selbst dann ist die Atmosphäre mit Nebel und Dünsten erfüllt. Einige wenige Familien von Lappen, Samojeden und Tschuktschen fristen ihr kümmerliches Daseyn mit ihren Rennthieren in diesen traurigen Einöden; sie leben in unterirdischen Hütten, meistens von der Jagd und dem Fischfange. Der größere asiatische Theil dieses Landstriches dringt noch tiefer nach Süden ein und beginnt hier schon mit dem 62°; wie denn überhaupt das asiatische Rußland ungleich kälter ist, als das europäische unter gleicher Breite. Der nördliche Landstrich, in Europa vom 57°—67°, in Asien noch weiter südlich, ist ebenfalls mit wenigen Ausnahmen eine große etwas nach Norden gesenkte und daher den Nordwinden offene Ebene. Dies ist in Rußland die Region der unendlichen Wälder, mit Seen und Morästen gemischt; doch gedeiht der Ackerbau noch mit ziemlicher Sicherheit in Europa bis zum 60°. Der größere Theil dieses Landstrichs aber in Asien gleicht noch beinahe völlig dem arktischen und wird fast nur von Fischern und Jägern bewohnt. Mit dem 64° hört selbst die in Europa gewöhnliche Viehzucht auf. — Der gemäßigte Landstrich, zwischen 50° bis 57°, enthält in Europa die fruchtbarsten und angebautesten Theile des Reichs, doch sind auch diese Gegenden hier beträchtlich rauher, als die unter gleicher Breite im westlichen Europa. In Asien ist dieser Landstrich noch rauher und meistens gebirgig, doch aber fruchtbar; in Europa besteht er aus beinahe ununterbrochenen Ebenen. — Der warme Landstrich endlich zwischen 40° und 50° umfaßt den südlichen Theil des europäischen Rußlands. Obgleich das Klima hier mild, zum Theil selbst heiß zu nennen, gehören diese Gegenden, weil sie meist aus dürren, baumlosen Ebenen, dann aber wieder aus den wilden Berggegenden des Kaukasus bestehen, zu den am wenigsten angebauten des Reichs; nur in den südlichen Thälern der Krimm und des Kaukasus gedeiht der Wein und andre südliche Früchte, und das Klima ist im Ganzen genommen keinesweges mit dem entsprechenden Italiens und des südlichen Frankreichs zu vergleichen; die Sommer sind wohl heiß, aber die Winter unverhältnißmäßig strenge. Nur wenige Theile des äußersten Randes des asiatischen Rußlands berühren diesen Landstrich, und auch diese sind meistens öde Steppen. — Das Ganze des Reichs besteht also bei weitem überwiegend aus einer sich nach Norden senkenden Ebene, deren südlicher Rand von Gebirgen begränzt wird, so wie sie nordwestlich und nordöstlich ebenfalls gebirgig ist, und in der Mitte von Süden nach Norden von dem Ural durchschnitten wird. Nur die mittleren Gegenden in Europa sind wirk-

lich culturfähig und auch ziemlich benutzt; im Norden dagegen breiten sich überall gefrorne baumlose und morastige Wüsten, im Süden meist eben so baumlose Steppen aus. Die Steppenländer sind dem innern Asien und diesem Theile des südlichen Europa eigen. Man versteht darunter weit ausgedehnte, meist wasserlose, immer baumlose Ebenen, worin oft auf viele Meilen sich nicht die geringste Erhöhung zeigt, und die Reisenden, wie auf dem Meere, ihren Weg nach den Gestirnen und Weltgegenden bestimmen müssen. Einige Steppen, besonders solche, welche durch Ueberschwemmungen gewässert werden, haben den herrlichsten Graswuchs, prangen im Frühjahr mit der herrlichsten Blumenflur, und dienen zahlreichen Heerden zur Weide; andre werden nie überschwemmt und haben daher einen harten, meist mit Salz geschwängerten Boden und eine kümmerliche Vegetation. Nächst der Dürre scheint eben der dichte Graswuchs in den fruchtbareren Steppen das Aufkommen der Bäume zu hindern. Diese Steppengegenden erstrecken sich im südlichen Rußland von den Ufern der Donau, an den Küsten des schwarzen Meeres, an dem nördlichen Fuße des Kaukasus, an den Küsten des caspischen Meeres entlang, durch das ganze südlich asiatische Rußland, bis an die Ufer des Ob, und haben oft eine Breite von mehr als 5 Breitegraden.

Gebirge. Gewässer.

Rußland wird von bedeutenden Gebirgen theils durchschnitten, theils umgränzt. Die wichtigsten sind: 1) das nordische oder finnische Gebirge, eine Fortsetzung des skandinavischen; es erstreckt sich in unbedeutender Höhe zwischen dem bottnischen Meerbusen und dem weißen Meer, und verliert sich an dem finnischen Meerbusen; es ist überaus see- und wasserreich, ohne doch bedeutende Flüsse zu erzeugen. 2) Das alanische Gebirge, oder der wolchonskische Wald, oder die Wolgahöhe; ein höchst unbedeutender Höhenzug zwischen Petersburg und Moskwa, wovon das waldaische Gebirge einen Theil ausmacht. Dieser kaum 1400 F. hohe Rücken ist dennoch die bedeutendste Höhe im Innern des europäischen Rußlands und giebt unter andern großen Flüssen der Wolga ihren Ursprung. 3) Der unbedeutende Abhang der Karpathen, im südwestlichen Rußland, am Dniester. 4) Das taurische Gebirge, ein Kalkgebirge, welches die südöstliche Küste der Halbinsel Taurien oder Krimm begleitet; der höchste Punkt, der Tschadyr Dagh, ist 4722 F. hoch. 5) Der Kaukasus, ein höchst bedeutendes Gebirge, welches zwischen dem schwarzen und caspischen Meere sich in einer Länge von 150 Meilen und einer Breite von 30 bis 40 Meilen von Westen nach Osten erstreckt. Seine höchsten, mit ewigem Schnee bedeckten Gipfel, sind der Kasbeck, eigentlich Mquinwari,

14400 F. hoch, und der Elborus oder Elbrus, welcher, 16800 F. hoch, den Montblanc um 2000 F. an Höhe übertrifft. 6) Der Ural, ein über 300 M. langes, aber in seinen höchsten Punkten nicht viel über 6000 F. hohes Gebirge, welches vom caspischen Meere bis ans Eismeer die natürliche Gränze Asiens und Europa's bildet; sein Name bedeutet Gürtel. Der höchste bis jetzt bekannte Gipfel des Urals ist der Pawdinskoe Kamen, unweit der Petschora-Quellen, 6400 F. hoch. Es führt an verschiedenen Stellen verschiedene Namen; so wird es auch häufig das werchoturische Gebirge genannt. Unter seinen vielen Seitenarmen sind das Obstscheisyrt oder Gemeingebirge südwestlich und der Ulutau und weiter östlich das alginskische Gebirge, südöstlich, die wichtigsten. Dies Gebirge, an Gold, Platina, Kupfer und Eisen ergiebig, ist ein Hauptsitz des russischen Bergbaues. 7) Der Altai; unter diesem Namen versteht man zuweilen das ganze ungeheure Gebirgssystem, welches die südliche Gränze des asiatischen Rußlands ausmacht; im engern und eigentlichen Sinne ist der Altai das Gebirge zwischen dem Irtisch und dem Jenisey, wovon der westlichste Theil, zwischen Irtisch und Ob das erzreiche kolywansche Gebirge oder der kleine Altai, der östliche, zwischen Ob und Jenisey, die kusnezkischen Berge genannt wird. Weiter östlich schließen sich daran die sajanischen Gebirge; die Gebirge um den Baikalsee; das nertschinskische oder da-urische, an Silber, Kupfer, Eisen, Blei sehr reiche Gebirge; das Gebirge Stanowoi (d. h. Kamm), welches sich nordöstlich bis an die äußerste Spitze von Asien zieht. Ein südlich laufendes Gebirge ist das kamtschatkische, dessen Fortsetzung die Kurilen bis zu den japanischen Inseln bilden.

Kein Land der Welt enthält in seinem Umfange eine so große Zahl bedeutender Ströme und genießt einer so ausgebreiteten, durch mehrere Kanäle vermittelten Wasserverbindung. Die russischen Meere mit den dazu gehörenden Flüssen sind: 1) das nördliche Eismeer, nur in seinem westlichen Theile schiffbar, über Asien aber beinahe ganz unzugänglich; es ist vom September bis Juny mit Eis belegt und auch in der Zwischenzeit mit Treibeis bedeckt. Von den vielen Busen, welche es bildet, sind die bedeutendsten: das weiße Meer in Europa, und der karische, der obische, der jeniseysche und der lenaische Busen in Asien. Es nimmt die bedeutendsten Ströme des Reichs auf: in Europa die Dwina und die Petschora; in Asien den Ob, welcher von der Linken noch durch den mächtigen Irtisch und dieser durch den Tobol verstärkt wird; den Jenisey, welcher von der rechten Seite noch die Tunguska und die aus dem Baikalsee strömende Angara aufnimmt, er ist vielleicht der größte Fluß der alten Welt; die Lena, welche rechts durch den Wilui und den Aldan

verstärkt wird; die Jana; die Indigirka; die Kolyma. 2) Das östliche Meer, (welches zwischen Kamtschatka und dem festen Lande den großen Busen, das ochotzkische Meer und dessen nördlichsten Theil den penschinskischen Meerbusen bildet); es empfängt in seinem nördlichsten Theile den Anadyr; südlich die Ochota; die Uda, und den Amur, wovon indeß nur der eine Quellenfluß, die Ingoda, zu Rußland gehört. 3) Das schwarze Meer, mit seinem größten Meerbusen, dem asowschen Meere. Es empfängt: den aus dem Kaukasus kommenden Kuban; den Don; den aus den alanischen Gebirge kommenden, und durch die Beresina verstärkten Dnepr oder Dnieper, er hat viele berühmte Wasserfälle; an seiner Mündung in den Meerbusen Liman vereinigt er sich noch mit dem Bog; ferner den aus Galizien kommenden Dniester. Die Mündungen der Donau bilden die Gränze gegen die Türkei. 4) Die Ostsee mit dem bottnischen, dem rigaischen und dem finnischen Meerbusen. In diese ergießen sich: die Weichsel, welche von den Karpathen kommt und nach Preußen übergeht, sie empfängt links die Pilika und rechts den Bug mit der Narew; der Niemen, später Memel, Gränzfluß gegen Preußen; die Düna, in den rigaischen Meerbusen; die Narowa, der Ausfluß des Peipussees; die Newa, Ausfluß des Ladogasees, und die Kymmene, Ausfluß vieler zusammenhängenden Seen in Finnland. Die Torneå- und Muonio-Elf ist jetzt Gränzfluß gegen Schweden. Unter den unzähligen Binnenseen sind die bedeutendsten: a) in Europa: die finnischen Seen; sie bedecken einen sehr großen Theil des ganzen Landes und stehen meistens unter einander in Verbindung; die bedeutendsten sind der Pajanesee, der Saima und der Enara, welcher seinen Abfluß nach dem Eismeere hat. Im nördlichen Rußland: der Onega und der mit ihm in Verbindung stehende Ladoga, 292 □ M. groß, welcher durch die Newa abfließt; der Peipussee, zwischen Liefland und Ehstland; der Ilmensee, bei Nowgorod, er hängt durch die Wolchow mit dem Ladoga zusammen; der Bjelósero oder weiße See, welcher durch die Wytegra mit dem Onega zusammenhängt. Im südlichen Rußland befinden sich keine so große Seen, aber viele Salzseen in den Steppen, wo das Salz an den seichten Ufern beim Verdunsten als harte Rinde zurückbleibt; der einzige Salzsee Jelton im Norden des caspischen Meeres liefert im Durchschnitt jährlich 2 Millionen Centner Salz. b) In Asien: das caspische Meer, 160 M. lang, 26—80 M. breit, nimmt einen Flächenraum von 8600 □ M. ein. Es ist jetzt entschieden, daß das caspische Meer mit keinem andern in Verbindung steht, und die Verdunstung des Wassers allein dem ungeheuern Zufluß, welchen es durch viele bedeutende Ströme erhält, das Gleichgewicht hält. Wohl aber ist es wahrscheinlich, daß es ehe-

mals ungleich höher gestanden, einen Theil des südlichen Rußlands und die östlich liegenden Steppen bedeckte, und so vielleicht mit dem schwarzen Meere und dem Aralsee nur eine Wasserfläche bildete. Jetzt aber steht es an 50 Toisen oder 300 F. niedriger als das schwarze Meer. Es hat meist seichte Ufer, wenig Inseln, sein Wasser enthält kaum 1/4 so viel Salz als der Ozean, auch bedeckt es sich im Winter großentheils mit Eis; doch ist es sehr fischreich. Es empfängt vom Norden die mächtige, äußerst fischreiche Wolga, welche bei ihrer Mündung ein Insellabyrinth bildet und den Ural oder Jaick; im Westen die Kuma, den Terek und den Kur, welcher den Aras (Araxes der Alten) aufnimmt, sämmtlich aus dem Kaukasus; im Nordosten die Jemba. Seine südlichen Ufer und ihre Flüsse sind noch wenig bekannt. Der Aral oder blaue See, 40 M. lang, 30 M. breit, wird zwar gewöhnlich, aber sehr uneigentlich zu Rußland gerechnet, da nur ein kleiner Theil seiner nördlichen Ufer von abhängigen Kirgisenstämmen bewohnt wird. Er hat ebenfalls flache schilfreiche Ufer und schwach gesalzenes Wasser, wie das caspische Meer. Der Baikalsee, über 80 M. lang, 4—10 M. breit, er ist überall von wilden Gebirgen umgeben, und hat klares, süßes Wasser; alle Winter friert er schon im Dezember zu. Er empfängt vom Süden die Selenga, vom Nordosten die untere Angara und fließt nördlich durch die Angara in den Jenisey. Viele andre, theils kleinere Seen, theils ungeheure Sümpfe im nördlichen Sibirien müssen hier übergangen werden. — Außer diesen natürlichen Wasserstraßen besitzt Rußland noch viele künstliche Wasserverbindungen durch Kanäle, wovon die wichtigsten schon von Peter dem Großen ausgeführt, oder doch entworfen, später von Catharina II., von Paul und unter der letzten Regierung vollbracht worden sind. Wir nennen hier ebenfalls nur die bedeutendsten. 1) Das Eismeer ist mit dem caspischen verbunden mittelst der Dwina und Wolga durch den kubenskischen Kanal und viele Seen; er ward unter Paul angelegt; ferner durch den nördlichen Kanal, welchen schon Catharina entworfen, aber Alexander ausgeführt hat. 2) Die Ostsee ist mit dem caspischen Meere verbunden a) durch den Kanal von Wischnei-Wolotschok, welcher die Schlina, die durch den Ilmensee, und die Wolchow, welche schon mit dem Ladoga verbunden ist, mit der Twerza vereinigt, welche in die Wolga fällt. Dieser äußerst wichtige Kanal ward schon 1704 angelegt, von Catharina aber zu seiner jetzigen Vollkommenheit gebracht. Die weitere Schifffahrt auf dem Ladoga ist wegen der Stürme und Sandbänke gefährlich; deshalb legte schon Peter 1718 den Ladogakanal an, welcher 1732 vollendet ward, und aus der Wolchow in geringer Entfernung vom Ufer des Ladoga in die Newa führt. b) Durch den tischwinischen Kanal, welcher einige kleine in den Ladoga fallende Flüsse

mit der Sominka und Mologa, welche der Wolga zufließen, verbindet. c) Durch den Marienkanal; dieser vereinigt die Wytegra, welche in den Onega fällt, mit der Koschwa, welche der Wolga zufließt; er ward 1799 begonnen und 1801 vollendet. 3) Die Ostsee ist mit dem schwarzen Meere verbunden, a) durch den Beresinakanal, welcher die Seen Plawia und Bereschta verbindet, wovon ersterer mit der Beresina und dem Dnieper, letzterer aber mit der Düna durch mehrere Bäche und Seen verbunden ist. Er wurde 1797 angefangen und vor einigen Jahren vollendet. b) Durch den Kanal, welchen der polnische Graf Oginski 1784 zwischen den Flüssen Schara und Jasolda, ersterer fällt der Düna, letzterer dem Dnieper zu, anlegen ließ; er ist seit 1799 bedeutend vervollkommnet worden. c) Durch den königlichen Kanal, welcher den Bug, der sich in die Weichsel ergießt, mit der Pina, die dem Dnieper angehört, verbindet. Er ward von dem letzten König von Polen angelegt, dient aber bis jetzt nur zur Entwässerung einer morastigen Gegend und liegt meistens trocken. — Die Verbindung des schwarzen mit dem caspischen Meere war schon ein Lieblingsgedanke Peters des Großen, und manche Versuche sind auch schon von ihm und von seinen Nachfolgern gemacht worden, um theils den Dnieper, theils den Don mit der Wolga zu verbinden; bis jetzt ist aber noch keiner ausgeführt.

Producte und Cultur.

Rußland steht im Ganzen genommen noch auf einer sehr niedrigen Stufe der Bildung im Vergleich mit andern europäischen Ländern. Im Norden setzen das rauhe Klima und die morastige Beschaffenheit des Bodens, im Süden die unfruchtbare Dürre unermeßlicher Landstriche einem bessern Anbau unübersteigliche Hindernisse entgegen. Vom asiatischen Rußland, jenseits des Ural, kann in dieser Hinsicht kaum die Rede seyn, da hier Klima, Mangel an Bevölkerung und Rohheit der Bewohner bis jetzt den Anbau auf unendlich wenige kleine Punkte, welche sich in der Unermeßlichkeit des Ganzen verlieren, zusammendrängen. Auch selbst die mittleren Gegenden des europäischen Rußlands, südlich und westlich von Moskwa, obgleich sie den rechten Kern der russischen Macht bilden, sind nur schlecht und wenig angebaut zu nennen im Vergleich mit deutscher Cultur; kaum $^1/_{15}$ dieses fruchtbaren Landstrichs wird gehörig benutzt, und wo auch Klima und Boden den Fleiß des Landmanns ermuntern, da drückt ihn doch die überall herrschende Leibeigenschaft zur Trägheit und Armuth nieder. Nur allmählige Milderung dieses harten Joches, Freiheit und Eigenthum des Landmanns, und dadurch herbeigeführte Zunahme der Volksmenge, welche den Früchten seiner Arbeit Absatz und

Werth sicherten, könnten einst Rußland aus seinem jetzigen Zustande erheben. So lange aber der unendlich größere Theil des Volks unter der willkührlichen Herrschaft der großen Grundbesitzer bleibt, und durch ungemessene Frohndienste und harte Behandlung zum Thier herabgewürdigt wird, während die unermeßlichen nördlichen und südlichen Gegenden von rohen Nomaden und zum Theil Räuberhorden durchzogen werden, wird auch wahre europäische Bildung dem Ganzen fremd bleiben und höchstens in den Hauptstädten ein trügerischer Schein derselben erkünstelt werden. Bei allem dem muß die Mannigfaltigkeit der Erzeugnisse eines solchen, so verschiedene Klimate und Arten des Bodens umfassenden Reiches natürlich sehr groß seyn, aber auch meist nur im rohen Zustande zu Gegenständen des Handels werden. Aus dem Mineralreiche findet sich hier: Gold in ziemlicher Menge, und zwar vorzüglich im Ural, wo in der neuesten Zeit höchst bedeutende goldhaltige Sandlager entdeckt worden sind, vorzüglich auf der östlichen oder asiatischen Seite, während die westliche vorzüglich viel Platina liefert, ein ehemals nur in S. Amerika vorkommendes Metall, welches man hier in solcher Menge findet, daß man schon angefangen hat, Münzen daraus zu prägen. Die Goldausbeute des Urals betrug in den ersten sechs Monaten 1832 über 7800 Pfund. Silber jährlich etwa 60000 Pfd, vorzüglich in den kolywanschen Gruben im Altai, und in den nertschinskischen; Kupfer im Ural, Altai und dem olonezischen Gebirge; Eisen in sehr großer Menge, jährlich über 2,000,000 Centner, und von vorzüglicher Güte in allen sibirischen Gebirgen, so wie auch im Kaukasus und in dem waldaischen Gebirge; Blei, vorzüglich in Finnland, in den nertschinskischen und altaischen Gruben. Etwas Quecksilber kommt ebenfalls bei Nertschinsk vor. Die übrigen Metalle werden bis jetzt noch wenig benutzt. Auch der russische Bergbau, wie so vieles Andre, verdankt Peter d. Gr. seine Entstehung; vor ihm waren nur unbedeutende Versuche durch deutsche Arbeiter gemacht worden. Er hatte in Sachsen den deutschen Bergbau selbst kennen gelernt, und ließ daher eine Menge Arbeiter von dorther kommen, wodurch ein Theil der uralischen und sibirischen Werke in Gang gebracht wurde. Bei genauerer Untersuchung der sibirischen, besonders der nertschinskischen Gebirge, entdeckte man immer mehr ihren reichen Gehalt, und fand mit Erstaunen Spuren eines alten Bergbaues in den daurischen Gebirgen, welche man wohl fälschlich den Tschuktschen zuschreibt, und welche vermuthlich mongolischen Völkern zugehören. Unter Elisabeth und noch mehr unter Catharina hob sich der Bergbau theils durch Abschaffung früherer Mißbräuche, theils durch neue Entdeckungen zu seiner jetzigen Höhe. Die Bergwerke sind in Rußland theils Eigenthum der Krone, theils Privateigenthum, und der Besitzer kann sie gegen eine mäßige Abgabe ganz ohne Einmischung der Staatsbehörden

(schwerlich zum Vortheil des Bergbaues) nach Gutdünken verwalten. Was den russischen Bergbau am meisten drückt, ist der Mangel an freien Arbeitern. Die gewöhnlichen Bergleute sind entweder Meisterleute, d. h. eine Anzahl Kronbauern, welche für sich und ihre Nachkommen statt andrer Frohnen den Berg- und Hüttenbau treiben müssen; sie werden ganz militairisch behandelt; doch sind sie noch die besten. Viel schlechter sind die zugeschriebenen Bauern, welche von den benachbarten Krongütern genommen, ihren Ackerbau müssen liegen lassen, um eine Zeitlang in dem ihnen ganz unbekannten Bergwesen zu arbeiten. In Sibirien werden auch die ärgsten Verbrecher unter den Verwiesenen zu solchen Arbeiten gebraucht. Privatleute, die keine Leibeignen besitzen, d. h. nicht zum Adel gehören, können daher nicht leicht einen Bergbau unternehmen, da es bei der so äußerst geringen Zahl freier Leute in Rußland beinahe unmöglich ist, sich Arbeiter zu verschaffen. — Nächst den Metallen macht das Salz ein Hauptproduct Rußlands aus, welches davon noch bedeutende Quantitäten ausführen kann. Man gewinnt es theils als Steinsalz, vorzüglich am Ilek, in der Gegend von Orenburg, sonst auch noch an der Wolga und am Wilui, in der Statthalterschaft Irkutsk und im Kaukasus; theils aus Salzseen, wo es durch die Sonnenhitze von selbst dicke Rinden bildet, welche man wegbricht und es nachher reinigt; (solche Seen sind im ganzen südlichen Rußland häufig, die wichtigsten sind der Jeltonsee an der Wolga, einige andre in der Nähe von Astrachan, die kolywanschen Seen, die taurischen u. s. w.); theils endlich aus Salzquellen, deren es viele giebt: die wichtigsten sind die von *Solikamsk* an der Kama, in der Statthalterschaft Perm, und die von Staraja-Rusa am Ilmensee. Bei Archangel und in Kamtschatka wird auch Salz aus dem Seewasser gesotten. Die ganze Salzproduction Rußlands beträgt an 8 Millionen Centner jährlich; wobei aber noch zu bemerken ist, daß viele der nomadischen Völker ihren Salzbedarf unentgeltlich aus den Salzseen nehmen dürfen und diese Quantitäten also nicht mit berechnet werden. — Rußland hat zwar eine sehr große Zahl Heilquellen aller Art, aber bis jetzt noch keine von großer Berühmtheit, woran wohl die Entlegenheit und selbst Unsicherheit der meisten Schuld ist. Der Kaukasus z. B. ist allein erstaunlich reich an Sauerbrunnen und Schwefelbädern, aber die räuberischen Bewohner machen die Benutzung unmöglich. Der berühmte Sauerbrunnen von Constantinogorsk unweit der Kuma am nördlichen Fuß des Kaukasus ist so unsicher, daß zum Schutz der Quelle ein kleines Fort dabei erbaut ist und kein Badegast sich ohne Bedeckung nur einigermaßen vom Orte entfernen darf. Der besuchteste Sauerbrunnen ist der von Lipezk, 54 M. südöstlich von Moskwa, welcher Peter dem Großen, der ihn zuerst entdeckt, seine Berühmtheit verdankt. Der Ort ist übrigens, wie alle russische Landstädte, höchst unbe-

deutend und für Kranke unbequem. — Die sibirischen Gebirge sind vorzüglich reich an edlen Steinarten, als: Marmor, Alabaster, Jaspis, Porphyr; auch findet man einige Edelsteine, vorzüglich Smaragden, Berylle, Topasen, Granaten und so großblättrigen Glimmer, daß man Fensterscheiben daraus machen kann; selbst eine Spur von Diamanten will man in der neuesten Zeit am Ural entdeckt haben. Das schöne grüne Kupfererz, Malachit genannt, woraus man wohl selbst Tischplatten macht, kommt ebenfalls aus Sibirien. Steinkohlen sind an vielen Orten vorhanden, werden aber bei dem noch vorhandenen Ueberfluß an Holz wenig benutzt. — Merkwürdig ist noch, daß man in verschiedenen nördlichen Gegenden Rußlands sowohl in Europa als vorzüglich in dem äußersten nordöstlichen Asien eine große Menge fossiler Knochen ungeheurer elephantenartiger Thiere findet, und zwar in so großer Menge, daß sie des Handels wegen häufig aufgesucht und als Elfenbein verkauft werden. Ja vor einigen Jahren fand man sogar am Ausfluß der Kolyma im Eise das ganze Gerippe eines riesenhaften Thieres, welches noch stellenweise mit Haut und Haaren bedeckt war. — Das Pflanzenreich liefert: a) Holz. Kein Reich der Welt hat davon einen so ungeheuern Vorrath, indem der ganze mittlere Theil des europäischen und der südliche des asiatischen Rußlands mit Wäldern bedeckt ist. Dennoch entsteht durch die unsinnigste Verschwendung beim Häuserbau, (wozu man durchgehends ganze auf einander gelegte Balken braucht und auch die Bretter meist mit der Axt zubereitet, so daß ein Baum nur 2 giebt), beim Heizen und zu den bei jedem Bauernhause befindlichen Badstuben, schon hie und da Mangel an diesem wesentlichsten Bedürfniß eines kalten Landes, während in vielen Gegenden die unendlichen Wälder wegen der Entlegenheit und der Schwierigkeit des Transports noch ganz unbenutzt stehen. Das ganze nördliche Rußland ist ohnehin baumlos und das südliche entbehrt ebenfalls in seinen Steppen der Wälder ganz. Birken in den nördlichen europäischen Provinzen, Fichten, Tannen, Eschen und Linden in den mittleren, und Lärchenbäume vorzüglich in Sibirien, sind die gewöhnlichsten Baumarten. Eichen und Buchen sind nicht so allgemein verbreitet, weil sie einem mildern Klima angehören. b) Getreide, nicht allein hinreichend, sondern selbst zur Ausfuhr, besonders aus den Häfen des schwarzen Meers und der Ostsee; ungeheuer viel wird zu Branntwein benutzt; dennoch ist der Ackerbau im Ganzen genommen noch in der Kindheit, und nur da besser, wo Seehäfen oder große Städte einen sichern Absatz gewähren. c) Obst gehört zu den Seltenheiten in Rußland und wird meist aus Deutschland dahin geführt. Doch könnte das südliche Rußland bei besserm Anbau diesem Mangel überreichlich abhelfen. In der Gegend von Astrachan wachsen die herrlichsten Trauben, Melonen und Arbusen oder Wassermelonen; Mandeln, Feigen,

Pfirsichen u. s. w. in Taurien und im Kaukasus; eben daselbst fängt der Weinbau an sich zu heben und würde bei guter Pflege das edelste Gewächs liefern. d) Gemüse. Im mittlern und nördlichen Rußland Kohl, Gurken, Zwiebeln, Rüben, welche zusammen die Hauptnahrung des gemeinen Russen ausmachen. Der eigentliche Gartenbau ist dem Volke noch ganz unbekannt. e) Andre nützliche Gewächse. Hanf von vorzüglicher Güte und Flachs, Hauptgegenstände des Handels. Tabak, doch nicht zureichend, Hopfen in großer Menge. Rhabarber wird zwar gewöhnlich zu den russischen Ausfuhrartikeln gerechnet und wächst auch in Sibirien wild; der ächte und beste aber, den man bis jetzt vergebens versucht hat nach Rußland zu verpflanzen, kommt durch den Handel mit China aus den von Mongolen bewohnten Gegenden zwischen Sibirien und China. — Das Thierreich liefert: a) an zahmen Thieren, vortreffliche Pferde im südlichen Rußland, besonders bei den nomadischen Völkern; eben daselbst sind auch Kameele gewöhnlich. Die Rindviehzucht wird meist sehr sorglos betrieben, und nur die südwestlichen, ehemals polnischen Gegenden, wo üppige Weide im Ueberfluß, liefern die bessern Arten. Die Schafzucht ist zwar sehr allgemein, vorzüglich bei den Nomaden, aber sie wird durchaus ohne Sorgfalt betrieben und liefert daher zwar Talg und grobe Wolle in Menge, aber an Veredlung ist nur in den sogenannten deutschen Provinzen gedacht worden. Merkwürdig sind die Lämmer mit feiner krauser Wolle, welche die Krimm erzeugt, und welche unter dem Namen Baranken in den Handel kommen, und die Schafe mit Fettschwänzen im südlichen Sibirien, in der Krimm und am Kaukasus. Das Rennthier ist wie in Skandinavien das einzige Hausthier der armen Bewohner des höchsten Nordens; im östlichen Asien, vorzüglich in Kamtschatka, vertritt eine starke aber bösartige Hunderasse die Stelle der Zugthiere. b) An wilden Thieren und Fischen. Die Jagd, vorzüglich auf Pelzthiere, macht eine Hauptbeschäftigung der Bewohner Sibiriens aus. Sie liefert die edelsten Pelzwerke, als Zobel, das Fell zu 50 bis 100 Thalern; Füchse, und zwar blaue, weiße, schwarze und rothe; die schwarzen sind die kostbarsten von allen und werden zuweilen mit 1000 Thalern bezahlt. Seeottern, vorzüglich an den Küsten von Amerika. Der bedeutendste Pelzhandel geht nach China, aber die häufigen Nachstellungen haben das Wild schon sehr vermindert. Ferner Bären, Wölfe, Luchse, Biber, vorzüglich wegen des in einer Drüse befindlichen Bibergeils geschätzt, welches in der Medizin gebraucht wird; Hermeline, Moschusthiere und Bisamratten; Hirsche, Rehe, Hasen und viel wildes Geflügel. Höchst bedeutend für Rußland ist der Fischfang in seinen Meeren, Seen und Flüssen. Im nördlichen und östlichen Meere werden Wallfische, Seehunde, Wallrosse und andre thranreiche Thiere gefangen. Am wichtigsten indeß sind die Fischereien bei

Astrachan im caspischen Meere und in der Wolga. Sie stehen an Wichtigkeit nur denen von Neu-Foundland nach. Man fängt hier im Durchschnitt jährlich 100,000 Hausen oder Belugen, 300,000 Störe, 1½ Million Sewrugen (Acipenser stellatus), ohne die unendliche Menge kleinerer Fische, als Hechte, Zander, Karpfen, Lachse u. s. w. zu rechnen. Das Fleisch wird eingesalzen; den wichtigsten Ertrag aber giebt die Blase der Fische, woraus die bekannte Hausenblase, und der Rogen, woraus der Kaviar bereitet wird; ein großer Hausen giebt allein 8 bis 10 Pfd Rogen, und aus dem Rogen aller jener größeren Fische wird Kaviar bereitet; er unterscheidet sich nicht nach der Art der Fische, sondern nur nach der Art der Zubereitung, ob er mehr oder weniger gesalzen, gepreßt und getrocknet worden. Die Fische werden mit Leinen (s. Th. I. S. 457.) und Netzen im Frühjahr, Herbst und Winter gefangen, wo sich dann viele tausend Menschen dort versammeln. Die Wolga, vielleicht der fischreichste Fluß in der Welt, liefert außerdem noch Lachse, Sterlette, Welse und andre große und kleine Fische in so ungeheurer Menge, daß die Anwohner den Ackerbau über die Fischerei sehr vernachlässigen. Auf den Inseln des caspischen Meeres werden auch viele Seehunde geschlagen. Die Wichtigkeit dieses Fischfanges wird für Rußland noch dadurch erhöht, daß die beinahe ⅓ des Jahrs einnehmenden und streng beobachteten Fasten der griechischen Kirche während dieser ganzen Zeit keine Fleischspeise erlauben.

Einwohner nach Zahl, Abstammung, Religion und Lebensweise.

Das ganze russische Reich enthält vielleicht an 58 Millionen Menschen, und diese Zahl ist im steten Zunehmen, davon kommen auf Europa an 54, und auf Asien 4 Millionen, also daß im Durchschnitt in Europa 580 und in Asien 40, und im Ganzen nur etwa 154 auf eine □ Meile kommen; eine überaus geringe Bevölkerung, da selbst das menschenarme Skandinavien zwischen 217 und 253 auf die □ Meile zählt. Diese Volksmenge ist aber, wie es die Beschaffenheit des Landes mit sich bringt, so ungleich vertheilt, daß in einigen Gegenden 2624, in andern, namentlich im östlichen Sibirien, nur 3½ auf die □ Meile gerechnet werden können. Von allen diesen Menschen gehören etwa 750,000 zum Adel; 230,000 zur Geistlichkeit; Bürger, d. h. Kaufleute und Handwerker, zählt man etwa 1 Million; freie Bauern etwa 2 bis 3 Millionen, wozu noch die nur halb unterworfenen Jagd-, Fischer- und Hirtenvölker als Kalmucken, Baschkiren, Wogulen u. s. w. kommen; endlich leibeigene Bauern 36 bis 40 Millionen; so daß also im Ganzen von 58 Mill. nur etwa 5—6 Mill. freie Leute sind, oder: Rußland hat auf 1 Freien 10 Sklaven. Noch

entsetzlicher wird das Verhältniß, wenn man bedenkt, daß diese 40 Mill. eigentlich und gesetzlich nur das Eigenthum jener 750,000 Köpfe des Adels seyn dürfen, wozu nur unbedeutend wenige aus dem reichern Bürgerstande kommen. Diese Volksmenge wohnt in etwa 1840 Städten und Flecken und einer nicht zu bestimmenden Anzahl Dörfern. Unter diesen Städten sind nur 3 erster Größe: Petersburg, Moskwa und Warschau; etwa 14 welche über 20,000, und einige 40 welche über 10,000 Einw. zählen; die bei weitem größere Zahl würde in Deutschland kaum für ein ansehnliches Dorf gehalten werden und besteht aus nichts als elenden hölzernen Häusern. Die Dörfer gleichen den unsrigen nur sehr entfernt; 10 bis 20, oft noch viel weniger, ganz elender Hütten, wo eine einzige Stube, ohne Küche, ohne besondre Schlafstelle, ohne Boden, den ganzen Raum einnimmt, werden ein Dorf genannt; besonders unangenehm fällt es auf, daß meistens kein Gartenraum die Häuser trennt und kein Baum in ihrer Nähe sich befindet. Bei dieser Gelegenheit bemerken wir noch zur Erklärung der russischen Städte, und Oerternamen, daß die Endigung Gorod eine Stadt; Gorodeck ein Städtchen; Krepost eine regelmäßige Festung; Ostrog eine Befestigung mit bloßen Pallisaden; Slobode eine Vorstadt; Selo einen kleinen Flecken; Java eine Poststation; Jamskaya einen Ort, wo Fuhrleute wohnen; Sawod einen Berg-, Hütten- oder Fabrikort; Ostrow eine Insel bezeichnet. — Man zählt an 100 verschiedene Völkerschaften, welche das russische Reich bewohnen und größtentheils ihre Sprache, Sitten und Lebensweise unverändert und unvermischt erhalten haben. Man kann sie ohne die europäischen Colonisten und sonstigen Fremden in folgende 6 Hauptvölkerstämme theilen. A. Die Slaven. Dieser vom adriatischen Meere und der Elbe bis in das östlichste Asien verbreitete Volksstamm macht auch die große Mehrheit der Bewohner Rußlands aus; an 50 Mill. gehören zu ihm, welche wiederum in Russen, Kosacken, Polen, Servier, Litthauer, Letten und Kuren getheilt werden müssen. Die Russen sind das herrschende Volk, das zahlreichste von allen und in allen Provinzen, mit Ausnahme des eigentlichen Polens verbreitet. Der Russe ist mehr untersetzt als groß, von fester Gesundheit, selten schön. Das weibliche Geschlecht altert außerordentlich frühe, welches theils der allgemeinen Gewohnheit des heißen Badens, theils der eben so gewöhnlichen des Schminkens zugeschrieben wird. Harte Arbeit, rohe Behandlung und schlechte Lebensmittel tragen wohl auch viel dazu bei. Der Russe in den innern Provinzen soll gutmüthig und hülfreich seyn; in denen, wo er viel mit Fremden in Berührung kommt, zeigt er sich unwillig, hinterlistig, schadenfroh, habsüchtig und schlau. Im Allgemeinen ist er gewandt, zum Nachahmen geschickt, aber ohne eigne Erfindungsgabe, und erlernt mit unglaublicher Leichtigkeit jedes Handwerk, jede Kunst und jede Sprache.

Sein Hauptfehler ist der Trunk, dem er leidenschaftlich ergeben ist. Branntwein ist sein Lieblingsgetränk und seine Hauptmedizin. Das Baden ist ihm unentbehrlich. Bei jedem Hause, auch auf den Dörfern, ist dazu ein eignes Gebäude, in welchem ein großer Ofen glühend geheizt wird, dann gießt man Wasser auf die erhitzten Steine und badet so in diesem erstickend heißen Wasserdunst; unmittelbar nach diesem Bade wälzt sich der Russe im Schnee, oder stürzt sich ins kalte Wasser. Dies Vergnügen wird wöchentlich wenigstens einmal genossen. Mit geringen Ausnahmen sind alle Russen Leibeigne des Adels oder der Krone; die Kronbauern, welche mehr nach allgemeinen Gesetzen, als nach Laune und Willkühr behandelt werden, haben es ungleich besser, als die Privatleuten gehörigen, welche eine fast unumschränkte Gewalt über sie üben. Der Herr stellt nach eigner Wahl Rekruten aus seinen Bauern, verheirathet sie nach Gutdünken, versetzt sie von einer Stelle zur andern, kann sie verkaufen oder vertauschen und jeder körperlichen Züchtigung unterwerfen; nur das Recht über Leben und Tod ist dem Landesherrn vorbehalten. Doch giebt es natürlich auch billige und menschliche Herren, bei welchen der Bauer es sehr gut hat, und welche sich meist damit begnügen, von einem jeden den sogenannten Obrok oder Kopfsteuer zu erheben; viele erhalten auch die Erlaubniß in die Städte zu ziehen, um dort Handel und Gewerbe zu treiben, so daß man Beispiele gesehen hat, daß mancher Leibeigne zu den reichsten Kaufleuten gehörte; gesetzlich aber könnte sein Herr sich seines ganzen Vermögens bemächtigen und ihn wieder auf sein Dorf zurückschicken. Welche furchtbare Mißbräuche, welche entsetzliche Folgen für die Sittlichkeit, besonders des weiblichen Geschlechts, ein solcher Zustand im Allgemeinen und besonders bei rohen und unsittlichen Gutsbesitzern hervorbringt, darf nicht weiter auseinander gesetzt werden. — Alle Russen bekennen sich zur griechischen Kirche. — Ein nahe verwandter Zweig der Russen sind die Kosacken; sie reden die nemliche Sprache und sind ebenfalls griechische Christen. Ihr Ursprung ist sehr zweifelhaft. Wahrscheinlich entstanden sie, als das Großfürstenthum Rußland in 2 Hauptreiche Nowgorod und Kiew getrennt worden, aus den Trümmern des letztern im 13ten Jahrhundert. Sie ließen sich an den Ufern des Dnieper nieder, wo sie theils ansässige Bewohner, theils im immerwährenden Kriege mit Türken und Tataren begriffen waren, und dadurch dem Königreich Polen, dem sie lange unterworfen blieben, wesentliche Dienste leisteten. Sie nahmen aber auch Ueberläufer aus allen Völkern, vorzüglich Tscherkessen und Tataren auf, wodurch vielleicht die vortheilhaftere Körperbildung, welche sie vor den Russen auszeichnet, herbeigeführt ward. Anfänglich hießen sie Klein-Russen, im Gegensatz des größern Reichs; in der Folge erst erhielten sie den Namen Kosacken oder bewaffnete Krieger. Aus diesem Volke sonderte sich eine ganz kriege-

rische Colonie aus, welche zuerst aus den zum Kriege gegen die Türken bestimmten Jünglingen bestand, bald aber an diesem ungebundenen Leben Vergnügen findend sich der Oberherrschaft ihrer Landsleute entzog, keine Weiber unter sich duldete, Ueberläufer aus allen Völkern zu ihrer Ergänzung aufnahm, eine ganz militairische Republik bildete, und den Namen Saporoger, d. h. solcher, die jenseits der Wasserfälle, des Dnieper nemlich, wohnen, erhielt. Eine andre später entstandene Colonie, welche in die Steppen zwischen Dnieper und Don vordrang, wurde die Slobodische genannt. Den Russen unterwarfen sich die Kosacken erst 1654, als die polnischen Könige sehr unweise ihre Verfassung antasteten. Die Saporoger bewiesen sich mehrmals widerspenstig und treulos in den Türkenkriegen, so daß ihr wunderlicher Staat 1775 aufgelöst wurde, und diejenigen, welche sich nicht zu einem ansässigen Leben entschließen konnten, eine Zeitlang an den russischen Gränzen am Kaukasus umherstreiften, bis ihnen endlich 1792 die Halbinsel Taman und das Land zwischen dem Kuban und der Mündung des Don angewiesen wurde, wo sie jetzt unter dem Namen der Kosacken des schwarzen Meeres, oder Tschernomorzen, dem Trunke und der Faulheit im höchsten Grade ergeben, als Gränzhüter dienen. Höchst vortheilhaft zeichnen sich vor diesen durch Fleiß, Reinlichkeit und Tapferkeit die donischen Kosacken aus, welche die fruchtbaren Steppen am Don, in einem Umfange von 3600 □ Meilen bewohnen. Sie nahmen nach Vertreibung der Tataren das von diesen verlassene Land ein; haben aber ebenfalls viel Tataren mit sich vereinigt. Innere Unruhen und Empörungen veranlaßten manche Auswanderung einzelner Haufen, welche andre Wohnsitze einnahmen und so die Stifter der Uralischen Kosacken (vom Fluß Ural); der Grebenskischen, am Terek; der Orenburgischen und der Sibirischen Kosacken wurden. Diese letzteren sind als die Eroberer Sibiriens berühmt. Ein Haufe Donischer Kosacken, nach Beute durstend, hatte einen Zug nach der Wolga und dem caspischen Meere gemacht und ward den dortigen neuen Ansiedlungen der Russen gefährlich: der Zaar Iwan II. zog gegen sie aus und zerstreute sie; ein Haufe von 6 bis 7000 dieser Flüchtlinge erstieg unter Jermacks Anführung den Ural und drang unter steten Siegen bis zum Ob vor. Unfähig jedoch mit seinen wenigen Leuten diese unermeßlichen Länder zu behaupten, unterwarf er seine Eroberungen freiwillig dem Zaar Iwan 1581, und seitdem haben sich die Kosacken auch dort bis nach Kamtschatka verbreitet. Nur die donischen Kosacken und einige andre haben die eigenthümliche Verfassung behalten, daß alle waffenfähige Mannschaft in Regimenter unter ihren eignen Offizieren vertheilt ist, wovon immer ein Theil den wirklichen Dienst zum Schutz der Gränzen verrichtet, alle aber im Fall eines Aufgebots zu Felde ziehen müssen. Der Anführer eines ganzen Stammes, den aber der Kaiser ernennt,

ist der Ataman oder Hetmann. Die meisten übrigen Kosacken sind nach Beschaffenheit ihres Gebiets Ackerbauer, Jäger, Fischer u. s. w. Alle aber sind persönlich frei. Alle Kosacken zusammen mögen leicht an 600,000 waffenfähige Männer betragen. — Die Polen, durch Sprache und Abstammung den Russen nahe verwandt, sind, nachdem sie lange im Kriege mit den Russen gelebt und zu Zeiten sie selbst beherrscht, jetzt beinahe ganz den Russen unterworfen. Sie sind im Ganzen schöner als die Russen; leben aber ungefähr in gleichen bürgerlichen Verhältnissen und stehen auf der nemlichen niedern Stufe der Cultur. Sie sind größtentheils der katholischen Kirche zugethan. Die Servier stammen ursprünglich aus der jetzt türkischen Provinz Servien und haben sich als Colonisten 1754 in einem weitläuftigen Gebiete am Dnieper niedergelassen. — Die Abstammung der Litthauer, Letten und Kuren von den Slaven ist noch einigen Zweifeln unterworfen. Seit dem 14ten Jahrhundert sind die Litthauer, welche einst einen mächtigen unabhängigen Staat bildeten, mit den Polen vereinigt und mit diesen nach und nach unter russische Herrschaft gekommen. Die Letten und Kuren an der Ostseeküste wurden dem übrigen Europa erst im 12ten Jahrhundert bekannt; bald darauf wurden sie durch den Schwerdt- und deutschen Orden zum Christenthum bekehrt und unterjocht. Später hingen sie von Polen und Schweden ab, bis Peter d. Gr. diese Provinz eroberte. Die Letten und Kuren sind meistens Protestanten, und befanden sich in bürgerlicher Hinsicht wo möglich in einer noch tieferen Herabwürdigung als die Russen und Polen, indeß ist die Leibeigenschaft durch den Kaiser Alexander aufgehoben worden. — B. Ein zweiter Hauptstamm der in Rußland wohnenden Völker sind die Finnen über 3 Millionen stark. Sie bewohnen, außer dem eigentlichen Finnland, den äußersten Norden von Europa bis zum Ural und weit darüber hinaus. Sie gehören zu den ältesten Bewohnern des Landes und sind wahrscheinlich erst durch die Slaven in ihre jetzigen unwirthbaren Wohnsitze zurückgedrängt worden. Von dem weit verbreiteten Volke der Finnen sind die Magyaren, wenn diese wirklich zu ihnen gehören, die einzigen, welche eine eigenthümliche Rolle in der Geschichte spielen. Auch dieser Volksstamm zerfällt in viele kleinere, welche in Hinsicht auf ihre Lebensweise sehr weit von einander abstechen. Nur 3 Stämme, die Finnländer, die Liven und die Esthen, haben feste Wohnsitze und treiben Ackerbau und Viehzucht. Die Finnländer sind ein armes aber fleißiges Volk, welches ein rauhes obgleich nicht unfruchtbares Land bewohnt. Sie sind Protestanten, aber noch vielem Aberglauben an Zauberei und Hexen ergeben. Ihre Sprache ist melodisch; sie lieben Gesang und Dichtkunst, doch kennen sie den Reim nicht; die Alliteration, d.h. die Wiederkehr der nemlichen Anfangsbuchstaben der Wörter und Sylben,

ver-

vertritt bei ihnen dessen Stelle. Sie wohnen in abscheulichen Hütten, ohne Schornstein und beinahe ohne Fenster. Ihr Ackerbau und ihre Viehzucht sind der schwedischen ähnlich. Sie sind erst kürzlich russische Unterthanen geworden und genossen bisher der freien schwedischen Verfassung. Die Esthen bewohnen den größten Theil von Esth= und Lifland; sie mögen über 400,000 Seelen zählen; die Liven in einem Theile Liflands und Kurlands, nicht viel über 1500 Seelen. Alle übrige finnische Völker des russischen Reichs bewohnen den eisigen Norden, wo sie gleich ihren Stammverwandten, den Lappen und Finnen in Skandinavien, mit ihren Rennthieren umherziehen und von der Jagd und Fischerei leben; doch haben sich auch viele von ihnen in etwas südlicheren Wohnsitzen, wo sie unter Russen vermischt leben, zum Theil an Ackerbau gewöhnt und leben in Dörfern vereinigt. Diese Völker sind: die Lappen, am weißen Meere, höchstens 3000 Köpfe stark; die Wogulen, an beiden Seiten des Ural, etwa 6000 Seelen, leben von Jagd und Fischerei; die Tscheremissen, ein ansehnlicher Stamm, welcher südlicher wohnt und daher auch größtentheils Ackerbau treibt; die Wotjäken, etwa 26000 Seelen, sind meistens noch Heiden; die Tschuwaschen, an beiden Seiten der Wolga, über 100,000 Seelen stark, wovon indeß nur ein Theil Christen sind und viele noch als Nomaden leben; die Mordwinen, an der Oka und Wolga, ein träges, schmutziges Hirten= und Fischervolk, etwa 70000 Seelen stark, wovon an 22000 Christen; die Teptjären sind ein Gemisch verschiedener Stämme, welche sich in den sibirischen Provinzen umhertreiben; einige haben sich zum Ackerbau gewöhnt; man zählt ihrer über 34000, wovon nur wenige getauft sind. — C. Ein dritter und sehr zahlreicher Volksstamm über 2 Millionen sind die Tataren. Sie sind nahe Stammverwandte der Türken, und haben, nachdem sie ihre ursprünglichen Wohnsitze am caspischen Meere verlassen, in Verbindung mit den Mongolen einst Jahrhunderte lang den größten Theil von Rußland beherrscht. Nur ein Theil von ihnen, welcher südlich vom asiatischen Rußland wohnt, hat seine Unabhängigkeit behauptet. In Rußland sind sie an den nördlichen Ufern des caspischen und schwarzen Meeres bis tief in Asien hinein verbreitet. Die ächten Tataren sind von schlankem und schönem Wuchse, angenehmer Gesichtsbildung und zeichnen sich durch Reinlichkeit, Fleiß und Nüchternheit höchst vortheilhaft vor den Russen aus. Andre Stämme, welche mehr mit Mongolen sich vermischt haben, sind kaum noch für Tataren zu erkennen und haben auch die meisten sittlichen Vorzüge ihres Volkes verloren. Sie sind meist alle Muhammedaner. Zu den reinen Tataren gehören: die kasanschen Tataren, Reste eines mächtigen, in jenen Gegenden welche noch viel Spuren ihrer ehemaligen Größe zeigen, einst herrschenden Stammes; die astrachanschen Tataren und mehrere in Sibirien zerstreute

Stämme; vorzüglich aber die taurischen Tataren, welche noch bis in die neuere Zeit ihre eignen Fürsten hatten und sich erst 1784 den Russen unterwarfen. Alle diese beschäftigen sich mit Ackerbau, Viehzucht, Handwerken, gehören zu den besten Unterthanen des Reichs und wohnen in Städten und Dörfern unter ihren Mursen d. h. Edelleuten, und Baja's d. h. Fürsten. Mehr mit Mongolen vermischt und in Bildung und Sitten auf einer niedrigern Stufe stehend, sind: die Nogaier in den Steppen am Fuße des Kaukasus, am Kuban und Don; sie leben als Nomaden und sind wegen ihrer Verbindung mit den räuberischen Völkern des Kaukasus oft gefährlich; die Kumücken, am Terek und am westlichen Ufer des caspischen Meeres; sie sind wohlhabend und treiben Acker- und Weinbau und Viehzucht. — Die Baschkiren leben größtentheils als Nomaden in den Statthalterschaften Orenburg und Perm; nach ihren platten Gesichtern, großen abstehenden Ohren und ihrem ganzen Körperbau sollte man sie kaum für Tataren erkennen. — Die Kirgisen oder Kirgis-Kaisacken, ein weit verbreitetes Nomadenvolk, welches sich in die große, die mittlere und die kleine Horde theilt; die erstere lebt unabhängig nach den indischen Gebirgen zu; die beiden andern erkennen zwar die russische Herrschaft, sind aber ein höchst unruhiges, räuberisches und treuloses Volk, gegen welches die Gränzen stets von Kosacken bewacht werden müssen. — Die Jakuten, ein unwissendes, schmutziges Nomadenvolk in der Gegend von Irkuzk, welches nur wenige Spuren tatarischer Abstammung behalten hat und noch heidnisch ist. — Die Bucharen im südlichen Sibirien leben zerstreut in Dörfern und Städten; der Hauptstamm ihres Volks lebt noch unabhängig am Aralsee. — D. Von den Völkern des mongolischen Stammes sind nur wenige den Russen unterworfen; bei weitem die meisten stehen unter chinesischer Herrschaft. Die Mongolen, einst als Weltstürmer bekannt, gehören zu der häßlichsten Menschenrasse. Sie sind meistens klein, krummbeinig, von gelblicher Hautfarbe, mit schlichten Haaren und wenigem Barte; das Hauptkennzeichen dieses Stammes sind die kleinen, lang geschlitzten und nach innen schief gesenkten Augen. Sie sind sämmtlich Anhänger der lamaischen Religion, wovon in der Folge. Die eigentlichen Mongolen, welche sich freiwillig den Russen unterworfen haben, nomadisiren höchstens 7000 Seelen stark im Irkuzkischen. Zahlreicher sind die Kalmücken, am caspischen Meere zwischen dem Don, der Wolga und dem Fluß Ural; wie alle Mongolen sind sie Nomaden, welche unter Filzhütten leben; sie halten Kameele, und besonders Pferde, deren Fleisch und Milch, aus welcher sie ein berauschendes Getränk, den Kumiß, bereiten, ihre liebste Nahrung ist. Sie waren ehemals viel zahlreicher und in 4 Stämme getheilt; allein Unzufriedenheit mit der russischen Regierung vermochte 1770 den größten Theil von ihnen über den

gefrornen Ural nach dem chinesischen Gebiet zu flüchten; die zurückgebliebenen mögen an 100,000 Seelen betragen. Ein eigenes mongolisches Volk machen die Burätten aus, welche seit den ältesten Zeiten in den Gebirgen um den Baikalsee und im Irkuzkischen hausen; sie unterwarfen sich den Russen ohne Widerstand, und sind noch jetzt schwach und friedliebend; sie mögen an 100,000 Seelen zählen. — Nahe verwandt mit den Mongolen sind die Mändschu und die Tungusen; erstere, zu welchen jetzt die in China herrschende Dynastie gehört, besaßen das östliche Sibirien, zogen sich aber bei der Ankunft der Russen über den Amur in das chinesische Gebiet. Die Tungusen, nach ihrer Lebensweise in Pferde-, Rennthier- und Fisch-Tungusen unterschieden, leben theils unter russischer, theils unter chinesischer Herrschaft im östlichen Sibirien; die russischen mögen an 25000 Seelen zählen; zu ihnen gehören die Lamuten, an der Küste des östlichen Meeres, eine kleine, kaum 1400 Seelen starke Völkerschaft. — E. Polarvölker; unter diesem Namen begreifen wir die mancherlei elenden Nomadenvölker von ungewisser Abstammung, welche den höchsten Norden und Osten Sibiriens bewohnen. In tiefe Unwissenheit versunken führen sie in unterirdischen Jurten oder Hütten bei Jagd, Fischfang und Rennthierzucht ein beinahe thierisches Leben. Das einzige Zeichen ihrer Unterwürfigkeit ist der jährliche Tribut an Zobel- und andern kostbaren Fellen, welchen sie abliefern müssen, wobei sie von der Habsucht der russischen Beamten und Kaufleute viel zu leiden haben. Die Zahl aller dieser Völker wird nicht viel über 80000 Seelen betragen. Man theilt sie, gewiß aber sehr willkührlich, in Samojeden; sie sind klein, kaum 4 Fuß hoch, braungelb, überaus unreinlich und dem Trunke ergeben; Ostiaken, es giebt in Sibirien 2 Völkerschaften dieses Namens, wovon die eine finnischen Stammes zu seyn scheint; man unterscheidet sie daher in obische Ostiaken und jeniseische, nach den Gegenden wo sie wohnen; ihre Sprachen haben durchaus keine Aehnlichkeit mit einander. Korjäken, am penschinskischen Meerbusen, theils umherziehend, theils vom Fischfange lebend, etwa 1700 Seelen; Tschuktschen, ein zahlreicher und mächtiger Stamm, welcher noch größtentheils seine Unahängigkeit behauptet hat. Die Tschuktschen und Telugen ihre Stammgenossen bewohnen die noch beinahe ganz unbekannte nordöstliche Spitze von Asien. Die Jukagiren, in den Wildnissen an der Kolyma; sie sind höchstens einige Tausende stark. Die Kamtschadalen, erst seit 1696 den Russen unterworfen; sie leben wie die vorigen in erbärmlichen Jurten, mit ihren Hunden, von Fischen und Thran. Die Blattern haben so große Verwüstungen unter ihnen angerichtet, daß vielleicht jetzt keine 3000 Seelen die ungeheure Halbinsel bewohnen. In der neuesten Zeit haben sie angefangen sich bessere Hütten zu bauen und etwas Gartenbau und Viehzucht zu treiben; viele sind getauft. Die Kuri-

len oder Bewohner der Inselreihe, welche sich an Japan anschließt, sind schon etwas menschlicher gebildet; man unterscheidet sie in haarige Kurilen, welche starke Haare und Bart und eine behaarte Brust haben, diese werden auch Ainos genannt, und unbehaarte. Sie stehen theils unter russischer, theils unter japanischer Herrschaft und leben von Jagd und Fischfang. Die Aleuten, Bewohner der nach Amerika hinüberlaufenden Inselreihe, sind mit den Kamtschadalen verwandt und werden von den Russen zum Seeotterfang angehalten. — F. Die Kaukasischen Völker, an 2 Millionen stark. An keinem andern Orte findet man wohl eine so große Menge verschiedener Völkerschaften auf einem so kleinen Raume zusammengedrängt, als im Kaukasus. Ursprüngliche Bewohner, Flüchtlinge aus den Ebenen und einzelne Ueberbleibsel der weltstürmenden Mongolen und Tataren haben sich in den unzugänglichen Thälern dieses Gebirges erhalten; an Sprache und Religion zwar verschieden, nur darin fast alle übereinstimmend, daß neben dem Anbau ihrer engen Thäler und schroffen Höhen, Raubzüge und Plünderung der Reisenden und der benachbarten Völker mehr oder weniger zur Lebensweise aller gehören. Der Kaukasus nährt im Allgemeinen wohlgebildete, schöne, tapfere Menschen, denen nur sittliche und religiöse Bildung unter einer weisen Regierung fehlt, um sie zu den ausgezeichnetsten Völkern der Welt zu machen. Jetzt ist zwar der größte Theil dieser Völker, welche ehemals die persische und türkische Hoheit anerkannten, dem Namen nach unter russische Herrschaft gebracht; aber diese ist noch so wenig begründet, daß selbst russische Truppenabtheilungen auf dem Marsche nicht vor dem Angriffe der Kaukasier sicher sind. Einige Stämme sind in der That völlig unabhängig, und man ist froh sich der Freundschaft ihrer kleinen Fürsten durch Geschenke zu versichern. Die bedeutendsten Stämme, welche den Kaukasus bewohnen, sind: die Tscherkessen, gewöhnlich Cirkassier genannt, sie selbst nennen sich Adigé, an 230,000, ein schönes, kräftiges, aber sehr räuberisches Volk; sie bewohnen jetzt den nordwestlichen Abhang des Gebirges und die daran stoßenden Ebenen bis zum Kuban, welches man zusammen die große und kleine Kabarda nennt. Ehemals erstreckten sich ihre Wohnplätze viel weiter nördlich; durch die Russen sind sie beschränkt worden und eben darum sind sie erbitterte Feinde der Russen, obgleich sie ihre Vasallen heißen. Sie sind Muhammedaner. Ihre Verfassung ist eine Art von Lehnssystem, die Fürsten leben auf Kosten der Edlen, diese drücken wiederum ihre Leibeignen. Jagd und Raub sind die liebsten Beschäftigungen der Vornehmeren; nicht ihre eignen Landsleute, wie man gewöhnlich glaubt, sondern nur gefangene, doch meistens geraubte Männer, verkaufen sie an die Türken. So gefährliche Räuber sie auch sind, so sicher reist man unter ihrem Schutze, denn Gastfreundschaft ist ihnen heilig. Dasselbe gilt von ihren östlichen Nach-

barn den Osseten und Inguschen, an 150,000. Sie bewohnen die Mitte des Gebirges; man findet bei ihnen einige Spuren des Christenthums, welches aber nicht den geringsten Einfluß auf ihre Sitten hat. Der südwestliche Theil des Kaukasus wird von einem noch wildern Volke, den Awchasen oder Abasen, 240,000, bewohnt. — Den östlichen Theil des Gebirges bis an das caspische Meer nehmen mehrere nur den Namen nach unterworfene, in der That aber unabhängige Stämme ein, unter denen die Lesgier an 620,000, die bedeutendsten sind. Sie sind wie die übrigen Kaukasier wohlgebaut, tapfer, aber im höchsten Grade roh und räuberisch. Der südliche Abhang des Gebirges wird vorzüglich von den Georgiern, oder wie die Russen sie nennen Grusiniern, 560,000, eingenommen. Sie gehören nächst den Tscherkessen zu der schönsten Menschenrasse, besonders ist das weibliche Geschlecht ausgezeichnet. Sie sind Christen, aber durch immerwährende Unruhen, Bedrückungen und räuberische Einfälle ihrer Nachbarn in einen traurigen Zustand der Unwissenheit und Rohheit herabgesunken. Lange waren sie ein Zankapfel zwischen den Persern und Türken; unter dem letzten ihrer eigenthümlichen Fürsten, dem Zaar Irakli (Heraklius), hatten sie eine Art von Unabhängigkeit errungen, aber unvermögend sich zu schützen übergaben sie sich selbst nach dessen Tode der russischen Herrschaft. Die förmliche Besitznahme erfolgte 1801. Jetzt ist Grusien zwar eine russische Provinz, aber überaus verödet und entvölkert; Tausende von Ruinen von Kirchen und Schlössern zeugen von dem ehemaligen Wohlstande. Aus diesem Lande und den benachbarten Mingrelien, Imirethi und Ghuriel am schwarzen Meere, wurde bisher der schändliche Handel mit jungen Sklavinnen nach der Türkei getrieben. — Außer diesen eigenthümlichen Bewohnern des russischen Reichs leben noch eine halbe Million Fremder aus allen Theilen Europa's, theils als Ansiedler, theils nur vorübergehend in Rußland. Die Regierung fühlte längst das Bedürfniß, nicht allein das ungeheure Reich besser zu bevölkern, sondern auch vorzüglich durch Aufnahme von Colonisten aus den gebildeten Völkern die Anfänge einer bessern Cultur zu verbreiten. Catharina II. hat das Verdienst, zuerst 1763, fremde Colonisten förmlich eingeladen und für ihre Ansiedlung gesorgt zu haben; denn schon zu Peters Zeiten waren freilich einzelne, vorzüglich Deutsche und Holländer in russische Dienste getreten. Unter allen Fremden in Rußland sind die Deutschen die zahlreichsten. Nicht allein in den Hauptstädten, wo sich viele des Handels und der Gewerbe wegen aufhalten oder niedergelassen haben, (in Petersburg allein zählt man an 24000 Deutsche), sondern auch als Ansiedler in verschiedenen Provinzen. In den sogenannten deutschen Provinzen Ehstland, Liefland und Kurland gehört beinahe der ganze Adel und der freie Bürgerstand zu ihnen, und zwar schon seit dem 13ten

Jahrhundert, wo diese Länder von dem deutschen Orden erobert und von deutschen Kaufleuten häufig besucht wurden. Die ältesten Colonieen, meist aus Deutschen bestehend, sind die in der Statthalterschaft Saratow, an der Wolga, wo sie in 101 Dörfern an 40000 Seelen betragen; sie sind seit 1774 eingewandert. Später hat sich hier an den Ufern der Wolga der kleine betriebsame Herrnhuterflecken Sarepta gebildet. Andre Deutsche haben sich in der Nähe von Petersburg niedergelassen, wo sie durch Garten- und Gemüsebau und durch Viehzucht einen bedeutenden Wohlstand erworben. Die meisten Colonisten sind in neueren Zeiten im südlichen Rußland, in der Statthalterschaft Jekaterinoslaw und in der Krimm angesiedelt worden. Unter diesen befinden sich ebenfalls viele Deutsche, namentlich Würtemberger, und Mennoniten, welche, um dem Militairdienste zu entgehen, Preußen verlassen haben und an den Ufern der Moloschna, welche in das Asowsche Meer fließt, blühende Niederlassungen begründet haben. Die Zahl aller in Rußland angesessenen Deutschen beträgt wahrscheinlich über 300,000 Seelen. — Schweden, an 56000, finden sich zerstreut in den deutschen Provinzen, in Finnland und in den Hauptstädten. — Franzosen, an 6000, sind zwar in den Hauptstädten zahlreich, aber nirgend angesiedelt. — In der Krimm finden sich noch einige Abkömmlinge der Genueser, der ehemaligen Beherrscher jener Gegenden. — Griechen, 21000, haben sich in der Krimm und den angränzenden Gegenden niedergelassen. — Armenier jetzt, nach den neuesten Eroberungen, an 280,000, Arnauten, Wlachen, und Moldauer, an 130,000, leben zerstreut in den südlichen Gegenden; eben daselbst befinden sich auch an 20,000 Zigeuner. Die Juden sind sehr zahlreich, an 700,000 in den ehemals polnischen Provinzen, wo sie allerlei Gewerbe, vorzüglich das der Gastwirthe, aber auch der Bäcker, Fleischer, und wie überall vorzüglich das der Wucherer und Hausirer treiben. — Engländer befinden sich nur des Handels wegen in Petersburg und in andern Handelsstädten.

Die Haupt- und Hof-Religion im russischen Reiche ist die griechische, zu welcher sich außer den eigentlichen Russen die Kosacken, die Litthauer, die Georgier und alle zum Christenthum bekehrte früher heidnische Völker des russischen Asiens bekennen. Ihr Ursprung ist folgender. Bis gegen das Ende des 5ten Jahrhunderts wurde die ungetrennte Christenheit in allen Theilen des römischen Reichs als Eine Kirche betrachtet, und von Bischöfen und Erzbischöfen geleitet. Unter diesen letzteren erlangten nach und nach die von Rom und Constantinopel, als der beiden Hauptstädte des Reichs, den meisten Einfluß, und bald wurden der Patriarch von Constantinopel und der Papst zu Rom Nebenbuhler und Gegner. Mit dem römischen Reiche zerfiel auch die Kirche in eine abend- und eine morgenländische; diese von dem Hauptvolke im oströmi-

schen Reiche auch die griechische, jene der Sprache wegen auch die lateinische, oder römische genannt. Mit der politischen Trennung des Reichs wuchs auch die Eifersucht beider Kirchen, welche endlich im 9ten Jahrhundert sich für immer trennten; denn einige spätere Versuche zur Wiedervereinigung blieben durchaus fruchtlos. Die griechische Kirche umfaßte damals außer Griechenland im weitesten Sinne (was etwa jetzt die europäische Türkei heißt) noch alle römische Provinzen in Asien und einem Theile von Afrika, und wurde von den Patriarchen von Constantinopel, von Antiochien, von Jerusalem und von Alexandrien regiert. Die Eroberungen der Araber im 7ten und den folgenden Jahrhunderten raubten ihr nach und nach alle ihre asiatischen und afrikanischen Provinzen, dagegen aber hat sie sich durch die Bekehrung der Russen im 10ten Jahrhundert im höchsten Norden und Osten von Europa und Asien weit verbreitet. Sie stimmt zwar in den meisten Lehrsätzen und Gebräuchen mit der katholischen Kirche überein, weicht aber doch von ihr in vielen wesentlichen Punkten ab. Sie erkennt nicht den Papst als Oberhaupt der Christenheit; vertheilt das Abendmahl unter beiderlei Gestalten; gestattet, ja gebietet die Priesterehe; duldet keine geschnitzte oder gegossene Heiligenbilder, sondern nur gemalte u. s. w. Die Fasten der griechischen Kirche sind zahlreich und streng: außer dem Mittwoch und Freitag jeder Woche wird noch 40 Tage vor Ostern, einige Wochen nach Pfingsten, ferner vom 1. bis 15. August und vom 15. Nov. bis zum 26. Dec. gefastet. Alle thierische Nahrung, Fische ausgenommen, ist während der Fasten gänzlich verboten, und der abergläubische gemeine Russe hält sie streng. Jahrhunderte lang theils unter türkischem Joche seufzend, theils nur bei rohen Völkern eingeführt, hat sie keinen Theil nehmen können an der europäischen Bildung und ist daher noch ungleich mehr als die römische in todte Lehrsätze und Gebräuche erstarrt. Dagegen aber zeichnet sie sich durch ihre große Duldsamkeit gegen andre Religionsparteien vortheilhaft aus. Alle Angelegenheiten der Kirche werden unter der Auctorität des Kaisers, welcher seit 1702 die Stelle des Patriarchen vertritt, von der heiligen dirigirenden Synode zu Petersburg besorgt, welche aus Mitgliedern der höhern Geistlichkeit und einigen weltlichen Gliedern besteht. Die ganze Geistlichkeit theilt sich in eine höhere, eine niedere und eine Kloster-Geistlichkeit. Zu der höhern gehören die Metropoliten, die Erzbischöfe und die Bischöfe; sie werden stets aus der Klostergeistlichkeit erwählt, müssen unverheirathet bleiben und sind nicht unter einander, sondern allein der Synode unterworfen. Die Titel Metropolit und Erzbischof ertheilt der Kaiser, welchen Bischöfen er will. Die niedere Geistlichkeit besteht aus den Protojerei (griechisch soviel als Erzpriester), Jerei oder Popen d. h. Väter und Diakonen; sie dürfen nur einmal, und nur eine Jungfrau, heirathen; werden sie Wittwer, so treten sie meistens in

Klöster. Die Klostergeistlichen, männliche und weibliche, folgen alle der strengen Regel des h. Basilius, welche den Genuß thierischer Nahrung untersagt und außerdem noch strenge Fasten gebietet; ihre Zahl ist nicht groß im Verhältniß zum Reiche: man zählt etwa 7300 Mönche und 1130 Nonnen, in 550 Mönchs- und 70 Nonnenklöstern. Die Aebte der Klöster heißen Archimandriten, Igumenen oder Higumenen; die Aebtissinnen Igumenjas. Der Gottesdienst in den griechischen Kirchen besteht fast einzig und allein aus liturgischen Uebungen, Vorlesen von Schriftstellen, Gebeten, Gesang eines Sängerchors u. s. w. Predigten gehören zu den Seltenheiten; die wenigsten russischen Kirchen haben Kanzeln. Ueberdies wird der Gottesdienst in der alten, dem Volke unverständlichen, slavonischen oder altslavischen Sprache gehalten, welche hier die Rolle der lateinischen in der katholischen Kirche spielt. Von der herrschenden Kirche haben sich im 17ten Jahrhundert die Roskolniken, d. h. Abtrünnige, oder wie sie sich selbst nennen die Starowiertzy, d. h. Altgläubige, aus Unzufriedenheit mit einigen liturgischen Neuerungen, getrennt. Sie verwerfen den Gebrauch des Tabaks, der starken Getränke, des Eides; im südlichen Rußland und in Sibirien mögen ihrer über 500,000 seyn; sie werden jetzt ruhig geduldet und sind selbst unter sich in viele Secten zerfallen. — Alle übrige Religionsparteien genießen vollkommene Freiheit des Gewissens und der Ausübung ihrer Gebräuche; nur die Jesuiten, welche den Schutz, den sie auch nach Aufhebung ihres Ordens in Rußland gefunden, in neuerer Zeit durch eifrige Proselytenmacherei und Ränke gemißbraucht, sind 1820 aus dem Reiche verwiesen worden. Die Zahl der Katholiken beträgt an 6 bis 7 Millionen; die der Lutheraner $1^1/_2$; der Reformirten an 44000, meistens nur in den Hauptstädten; der Herrnhuter 9000; der Mennoniten 5000; der Armenier 280,000; der Muhammedaner an 4 Millionen; der Heiden über 1 Million.

Die russische Sprache ist einer der vielen Dialecte des großen slavischen Sprachstammes und daher mit der slavonischen, (eine ältere Mundart,) der polnischen und böhmischen nahe verwandt. Die russischen Schriftzüge, welche zugleich mit dem Christenthume aus Griechenland gekommen, sind eine Mischung lateinischer, griechischer und willkührlich erfundener Buchstaben.

Gewerbe. Fabriken. Handel.

Erst seit einem Jahrhundert sind mit der europäischen Cultur auch die feineren Handwerke und die Fabriken in Rußland bekannt geworden. Peter der Große bemühte sich zuerst große Fabriken zu errichten, deren bei seinem Tode schon 21 vorhanden waren. Diese Zahl hat sich in neuerer Zeit, und besonders seit den 1823 gegen die Einfuhr fremder Fabrikate ergriffenen strengen Maaß-

regeln, so außerordentlich vermehrt, daß man jetzt wohl an 6000 Fabriken mit über 300,000 Arbeitern zählen kann, mit Ausschluß der Branntweinbrennereien und aller auf den Bergbau bezüglicher Anlagen. Diese Fabriken beschäftigen sich vorzüglich mit der Verarbeitung des Leders, des Leinen, der Wolle, der Baumwolle und der Seide; wozu noch die Verarbeitung der Metalle kommt. Die Branntweinbrennereien sind außerordentlich bedeutend; man rechnet, daß jährlich über 8 Millionen Eimer im Lande verbraucht werden; der Handel mit diesem Gegenstande ist ein Vorrecht der Krone. — Der russische sehr bedeutende Handel ist theils Land-, theils Seehandel. Ersterer wird durch die vielen schiffbaren Flüsse, die Kanäle und im Winter durch die Schlittenbahn für das Innere des Reiches sehr begünstigt. Die bis jetzt noch größtentheils sehr schlechten Landstraßen werden von Jahr zu Jahr verbessert. Mit dem Auslande findet lebhafter Landhandel nach der Türkei, Oestreich und Preußen in Europa, nach Persien und China in Asien Statt. Der Handel nach China wurde im vorigen Jahrhundert durch Karawanen betrieben, welche von Sibirien alle 3 Jahre nach Pecking gehen durften; weil aber dabei wenig Vortheil war, schaffte Catharina 1762 diese Einrichtung ab; seitdem findet nur an der russisch-chinesischen Gränze zu Kiachta, unweit des Baikalsees, dieser Handel noch Statt, welcher einestheils Seiden- und Baumwollenwaaren, Rhabarber und vorzüglich Thee, andrerseits Rindvieh, Pferde und vorzüglich Pelzwerk zum Gegenstande hat. Aus dem innern Asien kommen häufig Karawanen von Bucharen, Kirgisen und andern nomadischen Völkern nach Orenburg mit Vieh, Pferden, Seide, indischen Fabrikaten, Gold, Edelsteinen u. s. w., welche sie gegen Tuch, Eisenwaaren, Frauenputz, Leder u. s. w. umsetzen. Der Seehandel Rußlands kann seiner geographischen Lage nach nur auf 4 Punkten Statt finden. Der Ostseehandel ist bei weitem der wichtigste von allen; Petersburg und Riga sind hier die Hauptplätze, und Getreide, Eisen, Talg, Hanf, Pottasche, Leder, Rhabarber die wichtigsten Gegenstände desselben. Aus den Häfen des schwarzen Meeres, worunter jetzt Odessa der bedeutendste, wird viel Getreide, Häute und Wachs ausgeführt. Archangel am weißen Meere führt vorzüglich Getreide, Eisen, Talg, Theer, Hanf und Flachs aus. Das östliche Sibirien endlich, Kamtschatka und die Niederlassungen auf der amerikanischen Küste, geben Veranlassung zu einem einträglichen Pelzwerkhandel mit China.

Münzen. Maaße. Gewichte. Zeitrechnung.

Rußland hat gemünztes Geld und Papiergeld. Mit Uebergehung der kleineren im Auslande wenig bekannten Münzsorten

sind die gangbarsten, in Golde: die Imperiale zu 10 Rubel und halbe zu 5 Rubel; die Dukaten, welche den holländischen an Werth gleichkommen; in Platina, seit 1828, Dukaten zu 3 Rubel; in Silber: der Rubel, die älteste und Rußland eigenthümliche Münze; die ersten Rubel wurden 1654 geprägt; die alten Silber-Rubel sind etwa 1 ₰ 8 ℋ, die neueren 1 ₰ 3 ℋ werth; in den deutschen Provinzen findet man viele Alberts-Thaler zu 2 Rubel; in Kupfer: die Kopeken, wovon 100 einen Rubel machen. Seit 1768 ist Papiergeld in Umlauf gesetzt worden, und zwar blaue Zettel zu 5, rothe zu 10, und weiße zu 25, 50 und 100 Rubel; ihr Werth steigt und fällt nach den Umständen; doch gelten sie schon seit vielen Jahren 1/4 ihres Nennwerthes. — Die bekanntesten Längenmaaße sind: die Werst oder russische Meile, wovon 104 1/4 auf 1 Grad des Aequators, oder beinahe 7 auf die deutsche Meile gehen; die Saschem oder Klafter etwa 7 Fuß; die Arschine oder Elle, 2 F. 2 1/4 Zoll, sie wird in 16 Werschok getheilt; 93 3/4 Arschinen sind = 100 Berliner Ellen. Der russische Fuß ist der englische; er wird in 10 Zolle und der Zoll in 10 Linien getheilt. Die Flächenmaaße sind außer der □ Werst sehr unbestimmt. Für den Ackerbau rechnet man in Rußland nach Desjätinen, welche 117,600 □ F. enthalten sollen, aber in allen Provinzen verschieden sind; in den deutschen Provinzen rechnet man nach Hacken, d. h. so viel Land, als 5 Mann bearbeiten können. — Das gewöhnlichste Getreidemaaß ist der Tschetwert, welcher 9832 Cubikzoll oder etwa 3 Berliner Scheffel enthält. — Das gewöhnlichste Flüssigkeitsmaaß ist der Wedro, welcher 619 Cubikzoll enthält; 19 Wedro machen einen Oxhoft oder 6 Anker. — Das Gewicht berechnet man nach Pfunden; 1 Pfund russisch hält 7/8 Leipziger Pfunde; 114 9/10 russische Pfunde = 100 Berliner. Das Pfund zerfällt in 32 Loth oder 96 Solotnick. Das Pud wiegt 40 russische Pfunde oder 35 Berliner Pfunde. — Als Zeitrechnung bedient man sich des Julianischen Kalenders. (Allgem. Einleit. Th. I. S. 12.) Bei der Einführung des Christenthums ward auch die Zeitrechnung der griechischen Kirche angenommen, welche nach Jahren von Erschaffung der Welt rechnet und bis zur Geburt Christi 5508 Jahre annimmt, also statt 1820, 7328 schreibt, und diese Zeitrechnung wird noch jetzt in kirchlichen Angelegenheiten und Schriften gebraucht. Peter d. Gr. schaffte sie 1700 ab und führte den Julianischen Kalender ein, welcher jetzt um 12 Tage hinter dem unsrigen oder Gregorianischen Kalender zurücksteht, oder der 1ste Januar alten Styls ist der 13te nach unserm Kalender; daher die doppelte Bezeichnung des alten und neuen Styls in den russischen Briefen. Rußland ist jetzt das einzige christliche Land, welches sich des alten Styls noch bedient.

Regierungsform. Orden.

Rußland ist eine völlig unumschränkte Monarchie; der Wille des Monarchen ist das höchste Gesetz in weltlichen und geistlichen Dingen; er wird durch kein Gesetz, kein Herkommen, keine Corporation beschränkt; doch hat der Kaiser Alexander 1811 selbst seinen Abscheu gegen die Willkühr des Despotismus und seinen Entschluß feierlich erklärt, nur nach den Gesetzen zu herrschen. Der Monarch giebt seinen Willen zu erkennen durch Befehle, welche Gesetzeskraft haben und Ukasen genannt werden. Als Verwaltungsbehörden stehen dem Kaiser zur Seite: der Reichsrath, welcher in allen wichtigen Reichsangelegenheiten dem Kaiser sein Gutachten unterwirft; der dirigirende Senat, als höchstes Appellationsgericht, und die heilige Synode für die geistlichen Angelegenheiten. Die Krone ist in männlicher und weiblicher Linie nach dem Rechte der Erstgeburt erblich, doch so, daß die weibliche Linie erst nach dem Aussterben der männlichen zur Regierung kommt; die Krönung und Salbung, welche zu Moskwa von dem Metropoliten verrichtet wird, ist ein alter ehrwürdiger Gebrauch. Der Monarch muß mit seinem ganzen Hause der griechischen Kirche zugethan seyn; daher auch fremde Fürstinnen, welche russische Prinzen heirathen, zu dieser Kirche übertreten müssen. Bisher stand es dem Monarchen frei, zu seiner rechtmäßigen Gemahlin selbst eine Leibeigne zu erheben; durch ein neueres Gesetz von 1820 aber ist verordnet, daß nur die Kinder einer ebenbürtigen Gemahlin der Thronfolge fähig seyn sollen. Die ältesten Beherrscher Rußlands führten den Titel Großfürsten; später nahmen sie den Titel Powelitel oder Herrscher, Samoderschez oder Selbstherrscher an, Iwan II. aber den eines Zaar; seit Peter dem Gr. 1721 nennen sich die russischen Monarchen Kaiser und Selbstherrscher aller Reußen. Alle Prinzen und Prinzessinnen des kaiserlichen Hauses werden kaiserliche Hoheit und Großfürsten und Großfürstinnen genannt. — Rußland hat dreierlei Orden. 1) Hof-Orden; diese sind: der Orden des h. Andreas, von Peter d. Gr. 1698 gestiftet; der weibliche Orden der h. Catharina, ebenfalls von Peter 1714 gestiftet; der von Peter gestiftete, aber erst seit 1725 ertheilte Alexander-Newsky-Orden; der 1736 gestiftete und seit 1815 in 4 Klassen vertheilte Orden der h. Anna; Männer und Frauen können ihn erhalten. 2) Verdienstorden; der Militairorden des h. Georg, von Catharina II. 1769 gestiftet, er hat 4 Klassen; der Orden des h. Wladimir, ebenfalls von Catharina 1782 gestiftet, für Civil- und Militairverdienste und wie der vorige in 4 Klassen getheilt. 3) Geistliche Orden; der Johanniter- oder ehemalige Malteserorden, wovon Paul I. 1797 das Großmeisterthum annahm. — Außerdem werden noch an verdiente Offiziere goldne Degen mit und ohne Diamanten verliehen, deren Inhaber

den Ordensrittern gleichgeachtet werden; jeder Krieger, welcher die Feldzüge von 1812 und 13 mitgemacht, hat eine silberne Medaille an einem blauen Bande erhalten. Auch für treue Dienste im Civil- und im Lehrfach werden für Männer und Frauen seit 1828 Ehrenzeichen vertheilt.

Land- und Seemacht.

Es ist schwer und beinahe unmöglich den wahren Bestand der russischen Streitkräfte anzugeben, weil ein bedeutender Theil des Heeres aus unregelmäßigen Truppen besteht. In Zeiten der Noth, wie 1812, erhob sich die ordentliche Waffenmacht vielleicht auf 800,000 Mann und mit der Nationalmiliz auf 1½ Million; wovon indeß gewiß beinahe die Hälfte nur auf dem Papiere vorhanden war. Die höchste Zahl der wirklich im Dienst befindlichen Mannschaft wird schwerlich mehr als 600,000 betragen. Die unregelmäßigen, aus Kosacken, Baschkiren, und andern mehr beute- als kampflustigen Völkern bestehenden Truppen mögen etwa 100,000 Mann betragen. Die Aushebung, welche blos Bürger und Bauern trifft, (denn der Adel, die Geistlichkeit, die Gelehrten, die fremden Colonisten sind frei und die Kaufleute können sich mit einer mäßigen Geldsumme lösen), geschieht gewöhnlich so, daß von 500 M. einer oder nach dem Bedürfniß mehrere ausgehoben werden; das Loos entscheidet unter den Dienstfähigen. Die Dienstzeit beträgt seit 1827 für die Garden 20, für die übrigen Truppen 22 Jahre, nach deren Verfluß der Entlassene von der Leibeigenschaft befreit ist. Die Unterhaltung des Heers kostet verhältnißmäßig wenig, da theils die Besoldungen gering, theils in Naturalien ertheilt werden. Die unregelmäßigen Truppen erhalten im Frieden gar keinen Sold und müssen sich auf eigne Kosten ausrüsten. Seit 1820 hatte man angefangen einige Regimenter auf die Kron-Dörfer zu vertheilen. Die Bauern selbst und ihre Söhne sollten zugleich Soldaten und auch Landbauer seyn, und man hoffte so nach und nach das ganze Heer leichter zu rekrutiren und wohlfeiler zu unterhalten. Die Anlegung dieser sogenannten Militair-Colonieen, welche sich von der Gegend von Nowgorod bis nach Cherson erstreckten, hat aber große Unzufriedenheit bei den Kronbauern erregt, und es scheint, daß man den ursprünglichen Plan wenigstens nicht weiter ausdehnen wird. An der südlichen asiatischen Gränze hat Rußland zwar eine große Menge Krepost oder kleiner blos mit Pallisaden befestigter Plätze zum Schutz gegen die räuberischen Nachbarvölker; eigentliche Festungen aber im europäischen Sinne hat es nur wenige und bedarf ihrer bei seiner geographischen und physischen Unangreifbarkeit auch weniger als jeder andre Staat. — Peter der Große ist der Schöpfer der russischen jetzt sehr bedeutenden Seemacht. Er eroberte die Zugänge

zu den beiden wichtigsten Meeren des Reichs, dem schwarzen und dem baltischen, und unter seinen Augen ward 1696 das erste russische Linienschiff und 1699 die erste Fregatte erbaut. Gegenwärtig hat Rußland 2 Hauptflotten, die eine in der Ostsee, die andre im schwarzen Meere, eine kleine Flotille auf dem caspischen, eine andre im ochozkischen Meere. Die größere Flotte zählt 32 Linienschiffe, 25 Fregatten und mit allen kleineren bewaffneten Fahrzeugen, worunter 121 Kanonierbote, an 310 Kriegsschiffe. Die Hauptkriegshäfen sind, für die Ostsee Kronstadt, und für das schwarze Meer Sebastopol.

Eintheilung.

Die alte Eintheilung in Groß-, Klein-, Weiß- und Roth-Rußland, so wie die alten Provinzialnamen, als Litthauen, Ukraine u. s. w., sind gänzlich aufgegeben. Jetzt wird das russische Reich in Gouvernements oder Statthalterschaften getheilt, welche den Namen ihres Hauptorts führen; die Gouvernements haben mehrere Kreise. Bei dieser Eintheilung hat man weniger auf den Flächenraum als auf die Bevölkerung gesehen, und diese letztere möglichst gleichförmig gemacht, so daß einige Gouvernements eine außerordentliche Ausdehnung, andre nur einen geringen Umfang haben. Solcher Gouvernements zählt man im europäischen Rußland 41, im asiatischen 13. Außerdem aber sind noch mehrere Länder nicht unter die Gouvernements begriffen, so das Land der donischen Kosacken, die amerikanischen Niederlassungen und das ganze Königreich Polen. — Wir werden, um unnütze Weitläuftigkeit zu vermeiden, nicht die einzelnen Gouvernements durchgehen, sondern nur die bedeutendsten Oerter, zuerst des europäischen, sodann des asiatischen Rußlands, zuletzt Polens erwähnen.

A. Das europäische Rußland,

welches wir der leichtern Uebersicht wegen in ein nördliches, ein mittleres und ein südliches theilen wollen.

1. Das nördliche enthält:

St. Petersburg, die zweite Hauptstadt aber die erste Residenzstadt des Reichs, an der Mündung der Newa in den kronstädtschen Meerbusen, unter 59° 56′ N. B. Diese jüngste unter den europäischen Hauptstädten hat sich mit beispielloser Schnelligkeit an Umfang, Pracht und Schönheit, im Laufe eines Jahrhunderts über die meisten ihrer Schwestern erhoben. Peter der Gr., wohl fühlend, daß sein Volk nur dann erst in die Reihe der europäischen Völker eintreten könnte, wenn es durch das Meer mit ihnen in Verbindung käme, hatte nicht so bald die schwedische Provinz Ingermanland erobert, als er, mitten im Kriege mit seinem

großen Gegner Carl XII., auf einer Insel am Ausfluß der Newa, auf noch nicht vom Feinde abgetretenem Gebiete den Grundstein zu seiner künftigen Residenz Petersburg 1703 legte. Man hat seine Wahl getadelt, weil der Boden an dieser Stelle sumpfig und unfruchtbar, das Klima rauh ist, und selbst der Hafen keine hinlängliche Tiefe gewährt, allein das schnelle Emporblühen seiner Schöpfung hat ihn hinlänglich gerechtfertigt. Nach des Kaisers Idee sollte die große Insel Wasily=Ostrow (Insel des Basilius) die eigentliche Stadt enthalten, indessen wurde schon bei seinem Leben und noch mehr späterhin das gegenüber liegende südliche Newa-Ufer vorzüglich bebaut. Nächst Peter dem Gr. haben Catharina, Paul und vorzüglich der Kaiser Alexander und der jetzt regierende Kaiser am meisten zur Verschönerung der Stadt beigetragen. Die Newa, welche die Stadt durchströmt, kommt als ungetheilter mächtiger Strom aus dem Ladogasee; innerhalb der Stadt theilt sie sich in mehrere Arme, welche verschiedene Inseln bilden. Zuerst sendet sie einen Arm nordwestlich, welcher die große Newka heißt, von welchem sich später südwestlich ein andrer Arm, die kleine Newka, trennt. Weiter westlich theilt sich die Newa in 2 Hauptarme, wovon die nördliche die kleine, der südliche die große Newa heißt, beide umfließen die Insel Wasily=Ostrow. Am linken Ufer der ganzen Newa liegt der größte und schönste Theil der Stadt; auch dieser wird durch mehrere kleinere Kanäle, ursprünglich Sumpfbäche, welche aus der Newa kommen und sich nach einem bogenförmigen Lauf wieder mit ihr vereinigen, in mehrere Inseln getheilt. Die bedeutendsten dieser Kanäle sind die Moïka, der Catharinenkanal, die Fontanka und der Stadtgraben. Ein großer Theil dieser Flüsse und Kanäle ist mit den herrlichsten Einfassungen von Granit eingefaßt, und von dem nemlichen Material sind die meisten Brücken über die Kanäle; doch hat man seit mehreren Jahren angefangen diese letzteren mit eisernen zu vertauschen. Die größeren Arme des Flusses vertragen keine stehenden Brücken, weil der starke Eisgang der Newa sie unfehlbar zertrümmern oder doch oft beschädigen würde. Hier sind daher nur Schiffbrücken anwendbar, welche, sobald der Fluß anfängt sich mit Eis zu belegen, und dies geschieht nach vieljährigen Beobachtungen nie vor dem 16. Oct., hinweggenommen werden. Das Eis bricht nie vor dem 22. März und nie nach dem 30. April. Während dieses langen Winters ist die Newa, gleich einer Straße, mit den schwersten Fuhrwerken bedeckt. Solcher Schiffbrücken sind 6 vorhanden, wovon die drei wichtigsten: die Isaaks=Brücke, die westlichste; sie führt über die große Newa nach Wasily=Ostrow; die mittlere, die große Petersburger Brücke, 2456 F. lang, zwischen dem ersten Admiralitätstheil und dem Petersburger Stadttheil; die östlichste ist die Woskresenskoi=Brücke. Außerdem giebt es noch über 70 Brücken, theils von Granit, theils von Eisen und theils von

holz, über die verschiedenen kleineren Gewässer und Kanäle. Das Wasser der Newa ist von vorzüglicher Reinheit und Güte, und dies ist um so wichtiger, als der sumpfige Boden überall nur morastiges Wasser liefert und Petersburg keine Brunnen trinkbaren Wassers hat. Diese Beschaffenheit des Bodens erschwert das Bauen außerordentlich, macht die Gebäude wandelbar, verbietet die Anlage von Kellern, und ist der Hauptgrund, weshalb das übrigens trefflich angelegte Straßenpflaster trotz aller Sorgfalt beständig schmutzig ist und ewiger Nachhülfe bedarf. Entlegene Gassen sind auch noch nach alter Art mit Bolen belegt und bei Nacht halsbrechend genug. In den letzten Jahren hat man den sehr gelungenen Versuch gemacht, einige Hauptstraßen, namentlich die prächtige Newky-Perspective, mit regelmäßigen Holzklötzen zu pflastern. Eine andre große Unbequemlichkeit, welche aus dem niedrigen Boden der Stadt entsteht, ist, daß besonders die westlichen Stadttheile, so oft der Westwind das Ausströmen der Newa verhindert, großen Ueberschwemmungen ausgesetzt sind. Der größte Unglücksfall dieser Art ereignete sich 1824, wo am 19. Nov. bei einem furchtbaren Sturme die Newa beinahe 11 F. über ihren gewöhnlichen Stand sich erhob, viele Plätze und Straßen überfluthete, die unteren Stockwerke der Häuser erfüllte, wobei mehrere Hundert Menschen umkamen und an Häusern und Waaren einen unermeßlichen Schaden anrichtete. Beim Ostwinde hingegen fällt das Wasser in der Newa; überhaupt aber können größere Schiffe nur mit Hülfe von Kameelen (Th. 1. S. 349.) von Petersburg nach Kronstadt gelangen, weil es sowohl der Newa als dem Kronstädter Meerbusen an gehöriger Tiefe fehlt. — Petersburg wird in 13 Stadttheile getheilt, wovon 9 auf dem linken Newa-Ufer, 2 zwischen der großen Newa und der großen Newka und 2 am rechten Newa- und Newka-Ufer liegen. 1) Im ersten Admiralitätstheile, dem Mittelpunkt der Stadt, zwischen der großen Newa und der Moïka, sind zu bemerken; die Admiralität, am Ufer der Newa, ein herrliches mit einem Thurme, dessen Kuppel und nadelförmige Spitze reich vergoldet sind, geziertes Gebäude, recht im Mittelpunkt der Stadt; es hat eine Länge von 672 F., die Hauptfront sieht nach Süden, auf den Admiralitätsplatz, der Rücken des Gebäudes ist der Newa zugewendet; es ward schon von Peter dem Gr. aber nur von Holz angelegt, und enthält die Kanzellei, eine Bibliothek, eine schöne Sammlung von Schiffsmodellen und viele Magazine von allem, was zum Bau der Kriegsschiffe nöthig ist. Die alten Wälle sind abgetragen, die Gräben ausgefüllt und schöne mit Bäumen besetzte Spatziergänge rings umher angelegt worden. Westlich von der Admiralität liegt der Petersplatz, auf welchem unfern der Newa die herrliche Statue Peters des Gr. zu Pferde, von Falkonet gegossen und 1782 aufgestellt, auf einem zu diesem Behuf mit großer Mühe dahin geschafften Granitfelsen

sehe. Auf diesem Platze steht noch die prächtige Isaakskirche, von Catharina 1766 angelegt, aber erst unter Paul 1802 und zwar aus schlechtem Material vollendet; deshalb befahl der Kaiser Alexander sie wieder abzubrechen und sie wird jetzt eins der herrlichsten Gebäude dieser Art in der Welt werden. Sie hat im Grundriß die Gestalt eines gleichschenklichen Kreuzes; die vier Enden dieses Kreuzes bilden Façaden, wovon jede mit 22 korinthischen Säulen, 56 F. hoch und jede aus einem Stück Granit, geschmückt ist. In der Mitte erhebt sich eine prächtige Kuppel, von 4 kleineren umgeben. Am Newa-Ufer, aber durch einen breiten Raum davon getrennt, liegt, östlich von der Admiralität, der kaiserliche Winterpallast. Schon Peter der Gr. hatte auf dieser Stelle einen Pallast erbaut, in welchem er auch gestorben; das jetzige Gebäude aber ist von 1754—62 unter Elisabeth aufgeführt und bildet ein längliches Viereck von 721 F. Länge und 560 F. Tiefe, bei 70 F. Höhe. An dies Gebäude stoßen und sind durch Bogengänge damit verbunden die von Catharina 1775 erbaute große und kleine Eremitage (Einsiedelei), welche eine prächtige Bibliothek, eine ausgezeichnete Gemälde- und Kunstsammlung und eine reiche Sammlung geschnittener Steine enthalten. Dem Winterpallast südlich grade gegenüber steht der neu erbaute Pallast des Generalstabs, ein halbkreisförmiges Gebäude, durch dessen Mitte ein prachtvolles Triumphthor führt. Auf dem großen Platze zwischen dem Winterpallast und dem des Generalstabs ist am 12. Sept. 1832 die riesenhafte Alexandersäule errichtet worden. Sie besteht aus einem Säulenschaft von 84 F. Höhe und 14 F. Durchmesser, aus Einem Stücke Granit, welcher auf einem Fußgestell von einigen 30 F. Höhe steht, so daß das Ganze, welches noch nicht ganz fertig ist, 161 F. Höhe erhalten wird. Es ist der höchste M o n o l i t h, (aus Einem Stück bestehendes Werk) in der Welt. Der Granit ist bei Pytterlax, an der Küste von Finnland dicht am Strande gebrochen worden. Weiter östlich am Newa-Ufer liegt das Marmorpalais; es ward 1770 bis 83 von der Kaiserin Catharina für den Fürsten Orlow erbaut; es ist ganz mit Granit und Marmor bekleidet und enthält kein andres Holz, als in den Fußböden und Thüren. Dieser Pallast stößt östlich an einen prächtigen großen Platz, das Marsfeld, welches selbst wiederum östlich durch den zum öffentlichen Spatziergang eingerichteten Sommergarten begränzt wird; das eiserne stark vergoldete Gitter dieses Gartens an der Newaseite ist höchst sehenswerth. Auf dem Marsfelde steht die eherne Bildsäule Souwarow's. Südlich von dem Marmorpalais erhebt sich der 1819—25 erbaute Pallast, welchen Kaiser Alexander seinem Bruder Michael schenkte; es ist vielleicht das schönste und reichste unter den neueren Gebäuden Petersburgs. Außerdem enthält dieser Stadttheil noch viele schöne öffentliche Gebäude, mehrere Kasernen, das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, die

Post

Post u. s. w. 2) Der 2te Admiralitätstheil umgiebt südlich den 1sten und wird von der Moïka und dem Catharinenkanal eingeschlossen. Er enthält: die herrliche Kathedrale der Mutter Gottes von Kasan, von 1801 — 11 vom Kaiser Alexander nach dem Muster der Peterskirche in Rom erbaut. Das Innere ist mit den herrlichsten Granitsäulen, ehernen Statuen und Thüren, vielen goldnen und silbernen Zierathen und den Trophäen der letzten französischen Kriege geziert. Auch ruht hier der Feldherr Kutusow. Das hochgeehrte Bild der Heiligen ward von Peter dem Gr. von Moskwa nach Petersburg gebracht. Diese Kirche steht an einer breiten und herrlichen Straße, die Newskysche Perspective genannt. In eben dieser Straße befindet sich auch die schöne katholische Kirche, mit einem Denkmahl Moreau's und die lutherische Petrikirche. Im westlichen Theile dieses Viertels liegt das große Theater. Sonst enthält dieser Stadtheil noch nebst vielen öffentlichen Gebäuden das Kriegscollegium, das große kaiserliche Erziehungshaus, das Findelhaus, die kaiserl. Ställe, die reformirte Kirche u. s. w. — 3) Der 3te Admiralitätstheil, zwischen dem Catharinenkanal und der Fontanka, enthält: den Michailowschen Pallast, in welchem der Kaiser Paul sein Leben endigte; er war damals gleich einer Citadelle mit Festungswerken umgeben, welche jetzt geebnet zu Spaziergängen dienen, und ist dem Genie-Corps eingeräumt: den Anitschkowschen Pallast, an der Newskyschen Perspective, mit einem schönen, von einem eisernen Gitter umgebenen Garten, welchen der jetzige Kaiser als Großfürst bewohnte; nicht weit davon liegt die große öffentliche Bibliothek von 300,000 Bänden und 13000 Handschriften: den großen Kaufhof (Gostinoi-Dwor) und noch 2 andre Kaufhöfe, viereckige Plätze mit massiven Kaufläden und bedeckten Gängen umgeben, in welchen alle mögliche Gegenstände der Nothwendigkeit und des Luxus feil geboten werden; und viele andre öffentliche Gebäude. 4) Der 4te Admiralitätstheil, westlich der beiden ersten, von der Newa und einigen Kanälen umflossen; er wird auch die Kolomna genannt. Er enthält außer einer Gußeisenfabrik keine weiter merkwürdige Gebäude. 5) Der Narwa'sche Stadttheil, südlich vom vorigen an der Newa; er ist noch nicht lange erst mit zur Stadt gezogen worden und enthält noch große unbebaute Räume. An seinem südlichsten Ende liegt der alte Pallast Catharinenhof, welchen, damals in ziemlicher Entfernung von der Stadt, Peter der Gr. seiner Gemahlin erbaute. Es ist nur ein unbedeutendes hölzernes Gebäude, enthält aber noch einige Reliquien von Peter dem Gr.; der Garten ist ein vielbesuchter Lustort der Petersburger. Sonst enthält dieser Theil noch ein neues prächtiges Triumphthor am Stadtgraben, mehrere Kasernen, ein Entbindungshaus und das vom Kaiser Paul angelegte große Militair-Waisenhaus für mehr als 500 Knaben. 6) Der Moskowische Stadttheil, südöstlich vom 3ten Admiralitätstheile, von der Fon-

tanka und dem Stadtgraben begränzt, hat ebenfalls noch große unbebaute Räume. Das bedeutendste Gebäude dieses Theils ist das große Stadthospital mit dem Irren- und Zuchthause. 7) Der Stückhof oder Liteinaja-Tschast, östlich der Admiralitätstheile, von der Newa, der Fontanka und dem Stadtgraben begränzt; er gehört zu den am höchsten gelegenen, gesundesten und schönsten Theilen der Stadt. Hier liegen einander gegenüber in derselben Straße das alte und das neue Zeughaus; das letztere, besonders groß und prächtig, unter Alexander gebaut, enthält außer den eigentlichen Waffenvorräthen mancherlei merkwürdige Kriegsbeute und eine Sammlung alter Rüstungen des deutschen Ordens, welche sonst in Riga aufbewahrt wurden; das Gießhaus, worin durch Dampfmaschinen die Kanonen und Flintenläufe gebohrt und polirt werden; der Artilleriehof u. s. w. Ferner enthält dieser Theil mehrere prächtige Kasernen; das herrliche, von der Kaiserin Mutter gegründete große Lazareth für Arme (der ehemalige italiänische Garten an der Fontanka), wo über 2000 Kranke verpflegt werden und viele Tausende jährlich ärztliche Hülfe und unentgeldliche Medizin erhalten; gegenüber liegt das vom Kaiser Paul gegründete Catharinenstift (das ehemalige italiänische Palais), in welchem nahe an 200 verwaisete Töchter des Adels erzogen werden. 8) Der Roschestwenskische Stadttheil, der östlichste Theil der Stadt, zwischen dem Ligowkakanal und der Newa, mit vielen noch unbebauten Gegenden. Hier liegen der Taurische Pallast oder das Pantheon, ein herrliches mit einer Kuppel gekröntes Gebäude, mit einem schönen Garten, welches einst Catharina dem Fürsten Potemkin, wegen der Eroberung der Krimm der Taurier benannt, schenkte; jetzt enthält er viele Antiken und marmorne Copieen andrer Kunstwerke des Alterthums. Das große Erziehungshaus für 300 adelige und 200 bürgerliche Mädchen, von Catharina gegründet; es liegt an der Newa, da wo sie einen Bogen von Süden nach Westen macht. 9) Karetnoi oder Jamskaja oder der Stadttheil der Fuhrleute, südlich vom vorigen, am Newa-Ufer, ist nur zu einem sehr geringen Theile bebaut. Nur 2 Gebäude sind hier bemerkenswerth: a) das Kloster des h. Alexander Newsky. Es ward von Peter dem Gr. an der Stelle gegründet, wo einer alten Sage zufolge der h. Alexander im 13ten Jahrh. einen Sieg über die Schweden und Dänen davontrug; Catharina erbaute 1776—90 eine neue prächtige Kirche dazu, in welcher die Gebeine des Heiligen in einem silbernen Sarge ruhen. In einer kleinern daneben stehenden Kirche ist das Denkmahl Suwarow's und auf dem anstoßenden Gottesacker sind die Denkmähler vieler vornehmen Familien. Das Kloster enthält die Wohnung des Metropoliten, Erzbischofs von Petersburg und eine Bildungsanstalt für junge Geistliche, nebst einer ansehnlichen Bibliothek. b) Die kaiserl. Glas- und Spiegelfabrik. 10) Wasily-Ostrow, umfaßt die ganze große In-

sel zwischen beiden Armen der Newa, doch ist nur die östliche Hälfte und ein Theil der westlichen bebaut. Dieser Stadttheil ist am regelmäßigsten von allen gebaut; besonders sind 3 schöne, breite und gerade Straßen, welche von vielen andern rechtwinklig durchschnitten werden, die 3 Linien genannt, merkwürdig. Die wichtigsten Gebäude dieses Theils liegen alle auf und um den freien Platz, welcher die östliche Spitze der Insel bildet. Hier befinden sich: die neue Börse, rundum auf Säulen ruhend, sie steht gerade an der Spitze der Insel, wo sich der Strom theilt, und zur Sicherung der Schifffahrt sind hier am Ufer auf 2 Rostralsäulen Nachtfeuer eingerichtet; das Zollamt und die daneben liegenden großen Speicher (Ambaren); das neue Gebäude der Akademie der Wissenschaften, nebst dem Naturalienkabinet und dem Observatorium; das große lange Gebäude der 12 Reichscollegien, worin sich jetzt die neue Universität, das Senats-Archiv und die heilige dirigirende Synode befindet; auf dem Platze zwischen diesen Gebäuden steht in einem tempelähnlichen Gebäude ein großer Globus von 14 F. Durchmesser. Dicht an diesem Platze liegt das erste Cadetencorps; es ward 1732 von der Kaiserin Anna gegründet und ihm der Mentschikowsche Pallast angewiesen; in diesem ungeheuern Gebäude werden 800 Cadetten und 200 jüngere Knaben erzogen; merkwürdig ist besonders die dabei befindliche höchst vollständige Modellsammlung aller zu den Kriegswissenschaften gehörigen Gegenstände. Auf dem an dies Gebäude stoßenden Platze an der Newa steht seit 1819 der marmorne 82½ F. hohe Obelisk zu Ehren Romanzow's, welcher sich früher auf dem Marsfelde befand. Weiter westlich an der Newa liegen: das prächtige Gebäude der Akademie der Künste, worin 300 Kinder freier Eltern unterrichtet werden; auch dies ist eine Stiftung Catharinens; das See-Cadetten-Corps, mit 700 adeligen Zöglingen, von Peter dem Gr. gegründet; mehrere Kasernen, und endlich das prächtige Gebäude der Bergwerksschule. In dem nordwestlichen Theile der Insel liegen viele Kirchhöfe. Am westlichen Ende der Insel liegt der Galeerenhafen, an welchem sich eine meist von Matrosen und Handwerkern bewohnte Vorstadt gebildet hat. 11) Der Petersburger Stadttheil, nördlich vom vorigen, umfaßt die ganze von der Newa und der Newka umflossene Insel. Das wichtigste ist hier die Festung; sie liegt auf einer kleinern Insel am südlichen Rande der großen. Peter der Gr. legte 1706 den ersten Grundstein dazu. In ihrem Umfange steht auch die von Peter 1712 gegründete Peter-Paulskirche, mit einer vergoldeten Spitze. In dieser Kirche liegt er selbst und alle seine Nachfolger begraben; sie enthält außerdem 2 elfenbeinerne Kronleuchter von seiner Arbeit und viele Trophäen aus früheren Kriegen. Außerdem enthält die Festung noch die Münze mit 2 Dampfmaschinen. In dem eigentlichen Stadttheile sind das 2te Cadettencorps, für Ingenieur- und

Artilleriewesen, mit 700 Zöglingen, und mehrere Kasernen zu bemerken. Dicht an der großen Petersburger Brücke steht von einem steinernen Hause überbaut und geschützt das erste hölzerne Haus, welches Peter der Gr. hier anlegen ließ und von wo er den Bau der Festung und die Anlage der Stadt betrieb; in diesem Gebäude zeigt man auch noch ein Boot, der Großvater der russischen Flotte genannt, welches der Kaiser eigenhändig gebaut haben soll. Zu diesem Stadttheile gehören noch mehrere nördlich und westlich liegende Inseln, als: die Apothekerinsel, mit einem botanischen Garten, Kamenoi-Ostrow oder die Steininsel, die Insel Jelagin, die Kreuz-Insel und die St. Peters-Insel. Alle diese waren sonst mit Sumpf und Erlenbruch bedeckt; jetzt aber verwandeln sie sich immer mehr in Spatziergänge und Gartenanlagen. Die Kreuzinsel mit schönen Gartenanlagen und Wirthshäusern aller Art bedeckt, ist der beliebteste Versammlungsort aller Stände. Auf der Insel Jelagin ist ein kaiserliches Lustschloß mit schönen Gärten. Auf Kamenoi-Ostrow liegt ebenfalls ein Schloß und ein kleines Schauspielhaus. 12) Der Wiburger Stadttheil besteht meist nur aus wenigen Straßen am rechten Ufer der Newa und Newka. Hier liegen das große Land- und Seehospital für die Garnison, deren weitläuftige Gebäude 2—3000 Kranke von den Landtruppen und etwa halb so viel von der Seemacht aufnehmen können; daneben liegt die medico-chirurgische Akademie mit 400 Zöglingen, einem klinischen Institute, anatomischen Theater u. s. w. — Petersburg enthält in Allem über 9000 Häuser, wovon indeß noch an $^2/_3$ ganz oder zum Theil von Holz sind; 179 Kirchen, worunter 140 griechische und 39 für andre Confessionen und an 448,000 Einwohner, worunter 43000 von Adel, an 46000 Soldaten, etwa 55000 eigentliche Bürger und an 200,000 Bauern und zur Dienerschaft gehörige, welche hier in den Häusern der Großen außerordentlich zahlreich ist. An Fremden, vorzüglich Deutschen, mögen an 24000 vorhanden seyn. Das weibliche Geschlecht macht kaum $^1/_3$, nemlich 132,000, der Bevölkerung aus. Die Zahl der Katholiken beträgt an 25000, die der Protestanten an 22000. Die 50 öffentlichen Erziehungsanstalten, wovon wir vorhin nur die wichtigsten erwähnt haben, und an deren Spitze die 1821 gestiftete Universität steht, enthalten zusammen an 7000 Zöglinge; viele tausend Kranke und Arme finden Arznei, Pflege und Zuflucht in den zahlreichen und trefflichen Wohlthätigkeitsanstalten der Stadt, wovon die meisten bisher unter dem unmittelbaren Schutz der Kaiserin Mutter standen. — Die Fabriken von Petersburg sind zwar im Wachsen, aber noch nicht im Verhältniß zur Größe und zum Reichthum der Stadt; mehrere der bedeutendsten, als die Tapeten- und Hautelisse-Fabrik, die Gold- und Silberscheide-Officin, die Spiegel- und Porzellanfabrik, die Stückgießerei, die Eisengießerei und eine große Baumwollen- und Leinenmanu-

factur, sind Eigenthum der Krone. Sie liegen meistens am rechten Newa-Ufer, in den ehemaligen Dörfern Klein- und Groß-Ochta, welche jetzt den 13ten Stadtbezirk ausmachen. Der Handel ist außerordentlich bedeutend, da Petersburg für den größten Theil des Reichs der einzige Aus- und Einfuhrplatz ist. Zur Erleichterung des Handels ist neuerdings eine regelmäßige Dampfschifffahrt zwischen Petersburg und Kronstadt angelegt. — Der kurze Sommer entführt der Stadt eine große Zahl der reichsten Familien; der Winter hingegen ist hier wie im ganzen Norden die Jahrszeit der geselligen Genüsse, und hier zeigt sich besonders die große Gastfreiheit der Reichen und Vornehmen im schönsten Lichte; wenn auch, wie man sagt, Eitelkeit und sehr weit getriebene Spielsucht einigen Antheil daran haben mögen. Außer den Vergnügungen aller großen Städte hat man hier noch einige, welche wahre Nationalfeste veranlassen. Dazu gehören die Eisberge, welche alljährlich in der sogenannten Butterwoche, oder zum Karnaval, auf der Newa errichtet werden. Man belegt ein schräg ablaufendes Brettergerüst von ansehnlicher Höhe mit Eisstücken, welche der Verbindung und Glättung wegen mit Wasser begossen werden, und fährt nun in kleinen sehr niedrigen Schlitten sitzend blitzschnell von der Höhe herab. Ferner die Schaukeln, wo gewöhnlich 4 bewegliche Sessel an der Peripherie eines sich drehenden aufrecht schwebenden Rades befestigt sind; dies findet am häufigsten in der Osterwoche Statt, wie denn dieses Fest überhaupt mit großer Feierlichkeit und Lust begangen wird. Endlich die Wasserweihe, eine *religiöse* Feierlichkeit, welche vom Metropoliten, früher auf dem Graben der Admiralität, jetzt auf der Newa selbst, gewöhnlich in Gegenwart des Kaisers, am 6. Januar verrichtet wird.

Die Umgebungen von Petersburg sind von Natur äußerst öde und traurig; unmittelbar aus der glänzenden Hauptstadt tritt man, vorzüglich gegen Norden und Osten, in eine nur mit Moos, Sumpf und Gebüsch bedeckte Wüste, wo kein Kornfeld und kein Fruchtbaum das Auge erfreut; desto reizender sind die vielen Sommerhäuser und Gärten der Reichen, vorzüglich auf der südlichen Seite, und die prächtigen Gärten, welche die verschiedenen Lustschlösser in der Nähe von Petersburg zieren. Von diesen sind die bedeutendsten: Tschesme, ein kleines, gothisches Gebäude, etwa 6 Werste südlich von der Stadt; seinen Namen gab ihm Catharina zum Andenken an den großen Sieg über die türkische Flotte; es ist jetzt unbewohnt und sehr verfallen. Zarskoje-Selo, bei der kleinen Stadt Sophia, auf der schönen Chaussee nach Nowgorod und Moskwa, 22 Werst von Petersburg, jetzt eins der prächtigsten Lustschlösser in der Welt. Schon Catharina I., Gemahlin Peters des Gr., legte hier ein Schloß an; Elisabeth ließ es erweitern, aber seine jetzige Größe verdankt es Catharina II., deren Lieblings-Sommersitz es war. Das Innere und die Gärten

entsprechen der Pracht des Gebäudes, und 1817 ist noch am Eingange ein herrlicher Triumphbogen von Gußeisen errichtet worden. Uebrigens wird es jetzt wenig benutzt, und der Hof bewohnt, wenn er hinkommt, ein kleineres vom Kaiser Alexander im Park erbautes Sommerhaus. Gatschina, vom Fürsten Orlow erbaut, liegt noch 20 W. weiter südlich. Westlich seitwärts von Zarskoje-Selo liegt das Schloß Pawlowsk, mit sehr schönen Gärten. — Andre Lustschlösser liegen am Kronstädter Busen, zu welchem eine treffliche Kunststraße führt: so Peterhof, 25 W. von der Stadt, ein schönes Gebäude auf einer Anhöhe, welche eine treffliche Aussicht über das Meer nach Kronstadt und Petersburg gewährt, mit herrlichen Gärten; schon Peter der Gr. hat das Schloß angelegt. In seiner Nähe befinden sich die kleineren Schlösser: Monplaisir, Marly und Eremitage. Noch 8 W. weiter am Meerbusen liegt Oranienbaum, vom Fürsten Mentschikow erbaut, kleiner als das vorige, aber eben so reizend durch seine Lage und seine Gärten. Im nahen Walde liegt die von Catharina II. erbaute Solitude. — Außerdem bemerken wir noch in der Nähe von Petersburg: Kronstadt, auf einer Insel im finnischen Meerbusen, 39 W. von Petersburg; die Insel wurde von den Finnen Retusari, von den Russen Kotloi-Ostrow (Kessel-Insel) genannt. Peter der Gr. legte die Stadt 1710 an und machte den Anfang mit Einrichtung der Häfen. Jetzt nimmt die Stadt den östlichen Theil der Insel ein, hat im Sommer zuweilen an 40000 Einwohner, meistens jedoch Seeleute, und 3 Häfen, 1 für Kauffahrteischiffe, die beiden andern für die Flotte, mit herrlichen Kanälen und Docken. Außer den Festungswerken des Hafens wird er noch durch die auf 2 Inseln liegende Festung Cronslott, vertheidigt. — Schlüsselburg, eine kleine Stadt am Ausfluß der Newa aus dem Ladogasee und an der Mündung des Ladogakanals; auf einer Insel dicht vor dem Ausfluß der Newa liegt die alte Festung, zur Zeit der Schweden Nöteborg genannt.

Von den übrigen Städten des nördlichen Rußlands bemerken wir noch:

Nowgorod, mit dem Zunamen Weliki, d. h. Groß-Nowgorod am Ausfluß der Wolchow aus dem schönen Ilmensee, eine in der ältern russischen Geschichte hoch berühmte Stadt, welche durch Handelsverbindungen mit den Skandinaviern und später mit der Hansa zu einem mächtigen Freistaate erwuchs, von welchem das stolze Sprichwort galt: „wer kann wider Gott und Groß-Nowgorod." Im 15ten Jahrhundert soll sie an 400,000 Einw. gezählt haben. In neuerer Zeit und seit dem Aufblühen Petersburgs ist sie tief gesunken, gänzlich verfallen und zählt nicht viel über 10000 Einw. Noch zeigt sie zwar wie alle alte russische Städte von weitem durch viele Kirchthürme einen schönen Anblick, das einzige Ueberbleibsel alter Herrlichkeit ist aber jetzt der ganz ver-

fallene Kreml, oder die Festung, worin die alte Zaarenburg und die alte ehrwürdige Sophienkirche, aus dem 11ten Jahrhundert, deren herrliche, in Erz gegossene Hauptthüren wahrscheinlich ein Werk deutscher Kunst sind. Eine neue Brücke von Granit führt über die Wolchow nach dem rechten Ufer, wo ein schönes Regierungsgebäude liegt. Die Umgebungen sind wegen der vielen in Gehölzen versteckten Klöster angenehm. An der Südseite des Sees liegen die berühmten Salzwerke von Staraja-Russa.

Petrosawodsk, am Onega-See, mit 3300 Einw. und einer grossen Kanonen- und Munitions-Giesserei; in der Nähe befindet sich in einer schönen Gegend ein ehemals berühmter Gesundbrunnen, welchen Peter der Gr. einst benutzte.

Twer, an der Mündung der Twerza in die Wolga, eine zwar alte, aber von Catharina nach einem grossen Brande 1763 schön und massiv wieder erbaute Stadt. Zum Andenken dieser Wohlthat ist der Kaiserin eine schöne marmorne Säule errichtet worden. In der Festung, welche einen besondern Stadttheil bildet, liegt ein Schloss und eine schöne Kirche. Sie hat an 24000 E., eine Ritterakademie, ein geistliches Seminar mit 600 Zöglingen, einige Fabriken in Wachs, Talg, Leder, Seife, und treibt vermittelst der Wolga und des Catharinenkanals einen bedeutenden Handel.

Jaroslaw, an der Wolga, mit 24000 Einw., hat ein geistliches Seminar für 500 Studirende, eine gelehrte Schule und bedeutende Fabriken in Leinwand, Seide, Papier und Leder.

Wologda, am Flusse gleiches Namens, mit 11000 Einw., mit Fabriken und einem ansehnlichen Handel zwischen Sibirien und Archangel.

Archangelsk, unter 64° 33′ N. Br. an der Dwina, 56 M. von ihrer Mündung in das weisse Meer, in einer sehr kalten, dem Getreidebau ungünstigen Gegend. Die Stadt ist etwa 1584 entstanden und hat ihren Namen von einem dem Erzengel Michael geweihten Kloster. Sie ist mit Ausnahme des im 17. Jahrh. erbauten Kaufhofes ganz von Holz, und zählt etwa 15000 Einw. Ihr Handel ist sehr bedeutend, auch hat sie Schiffswerfte und Segel- und Tau-Fabriken. Von hier aus gehen im Sommer kühne Schiffer in kleinen Fahrzeugen nach den im Eismeere zum Theil sehr entfernt liegenden Inseln Kalgujew, Nowaja-Semlja, ja selbst nach Spitzbergen auf den Fang der Eisbären, der Füchse, der Wallrosse, Seehunde u. s. w. Nicht selten überwintern selbst einige Jäger in jenen unwirthbaren Eisgegenden.

Zum nördlichen europäischen Russland rechnen wir noch:

a) das durch den Frieden zu Friedrichshamm 1809 von Schweden an Russland abgetretene Grossfürstenthum Finnland, von den Eingebornen selbst Suomemaa oder Sumpfland genannt, mit Kemi-Lappmark und einem Theile von Torneå-

Lappmark, mit etwas über 1 Million Einwohner, von deren Lebensweise und Sprache schon oben (I. Th. S. 459) die Rede war. Das Land wird nach seinen eigenen Gesetzen durch eine vom Kaiser aus Eingebornen zusammengesetzte Regierung verwaltet. Die wichtigsten Städte sind: Åbo, finnisch Turku, unter 60° 27′ auf einer Landspitze, am Ausfluß des Aurajoki. Sie war früher die Hauptstadt Finnlands und hatte eine 1640 gestiftete Universität, mit schönen Gebäuden, einer Bibliothek und mancherlei Sammlungen; alles dies nebst der Domkirche und an 800 Häuser ging 1827 in Flammen auf, und die Universität wurde nach Helsingfors verlegt. Jetzt zählt die Stadt etwa 12000 Einw.; ihr Hafen Bekholm liegt an ¾ Meilen von der Stadt, da der Fluß nur kleinere Schiffe tragen kann. Auf der Spitze der Landzunge liegt die Festung Åbohus. Nahe bei der Stadt ist ein Gesundbrunnen, die Heinrichsquelle oder Kuppis genannt. — Helsingfors am finnischen Meerbusen, mit 8000 Einw. und einem sehr guten Hafen. Sie ist stark befestigt, treibt Handel und wird seit 1815 nach einem neuen Plane größtentheils von Stein umgebaut. Sie hat sich besonders seit 1827 sehr gehoben, wo die Universität von Åbo hierher verlegt wurde. Sie ist jetzt die Hauptstadt des Landes und der Sitz der Regierungsbehörden. — Sweaborg, ¾ Meilen südlicher, ist eine unüberwindliche auf 7 Felseninseln 1749 erbaute Festung mit 5000 Einw. — Die Ålands-Inseln, welche zu diesem Lande gehören, bilden eine sich quer über den bottnischen Meerbusen bis nahe an die schwedische Küste ziehende und daher für Schweden höchst gefährliche Inselgruppe; 80 derselben sind bewohnt und zählen an 14000 Einw., welche ganz Schweden sind. Die Inseln, obgleich bergig, sind sehr fruchtbar, und Ackerbau und Fischfang sind daher die Hauptbeschäftigungen der Einwohner. — Torneå endlich, am Flusse gleiches Namens, an der nördlichsten Bucht des bottnischen Meerbusens, eine nicht unansehnliche kleine Stadt, die aber seitdem sie russisch geworden sehr verloren hat und jetzt kaum 300 Einw. zählt; sie ist berühmt wegen der Gradmessung, welche von hier aus nach Norden zu durch den franz. Akademiker Maupertius 1736 ausgeführt wurde und wodurch die schon längst vermuthete Abplattung der Erde an den Polen sich bestätigte.

b) Die sogenannten Deutschen Provinzen, oder Esthland, Liefland und Curland mit Semgallen. Diese ursprünglich von Liven und Esthen, Letten und Euren bewohnten Länder wurden dem christlichen Europa zuerst 1158 durch bremische Kaufleute bekannt, welche hierher verschlagen worden. Mit ihnen fanden sich bald auch christliche Missionare ein, und diesen folgten die Ritter des deutschen Ordens und die mit diesen vereinigten Schwerdtbrüder, welche die Einwohner bekehrten und unterjochten. Die in der Folge zunehmende Schwäche des Ordens führte

seine Auflösung herbei; Esthland begab sich unter schwedischen Schutz, Liefland ward mit Polen verbunden, und Curland nahm der letzte Heermeister des Ordens, Gotthard Kettler, von Polen zum Lehn. Um Liefland stritten Schweden, Russen und Polen noch bis 1660, wo es an Schweden abgetreten wurde; endlich entriß es Peter der Gr. nebst Esthland den Schweden 1721. Curland behielt eigne Herzöge bis 1795, wo die Stände, d. h. der Adel, da der letzte Herzog keine männliche Nachkommen hatte, sich dem russischen Zepter unterwarfen. In allen diesen 3 Provinzen war bisher das Schicksal der Bauern überaus traurig; sie lebten in der härtesten Leibeigenschaft unter der unbedingten Willkühr ihrer Gutsherren; dieser Zustand ist indessen durch die kaiserl. Verordnungen von 1804 und noch mehr durch die neuesten von 1819 sehr gemildert und die Leibeigenschaft aufgehoben worden. Deutsche Provinzen nennt man sie deshalb, weil der Adel und die meisten Bewohner der Städte deutschen Ursprungs sind und die deutsche Sprache daher bei allen Gebildeten die herrschende ist. Alle diese Provinzen haben zwar ein rauhes Klima, aber einen im Ganzen fruchtbaren Boden, doch nehmen bei der geringen Bevölkerung Wälder, Sümpfe und Seen noch einen großen Theil des Landes ein. Die wichtigsten Städte sind:

In Esthland. Reval, am finnischen Meerbusen, eine befestigte Stadt mit einem Hafen und 16000 Einw. Sie hat einige Fabriken und bedeutenden Handel; ehemals war sie ein bedeutendes Mitglied der Hanse. — Der von Peter dem Gr. angelegte, aber nie vollendete Hafen Baltischport hat bis jetzt nur erst wenige Häuser. — Bei der kleinen Stadt Narwa, an der Narowa, welche dem großen Peipussee zum Abfluß dient, siegte Carl XII. mit 8000 Schweden im J. 1700 über eine zehnfach überlegene russische Macht.

In Liefland oder Livland. Riga, eine bedeutende Festung an der Düna, 1 1/2 Meile von ihrer Mündung, mit 48000 Einw. Der Hafen ist vortrefflich und der Handel mit Getreide, Flachs, Hanf, Talg u. s. w. sehr bedeutend. Die Stadt hatte einst zur Zeit der Hanse eine eigne Verfassung und konnte für einen kleinen Freistaat gelten. Die 1812 bei der Belagerung abgebrannten Vorstädte sind seitdem weit schöner wieder aufgebaut worden. An Gebäuden sind die sehr große Domkirche, das prächtige Rathhaus und das Schloß zu erwähnen, vor welchem von der Kaufmannschaft eine mit einer ehernen Statue des Sieges gekrönte Granitsäule, zur Erinnerung an die Jahre 1812—14 errichtet worden ist. Am Ausfluß der Düna liegt die kleine Festung Dünamünde. — Dorpat oder Dörpt, am Flusse Embach, unweit des Peipussees, mit etwa 9000 Einw. Schon Gustav Adolph hatte hier 1632 eine Universität errichtet, welche aber 1695 nach Pernau verlegt wurde, und in der Folge ganz einging. Kai-

ser Alexander stellte sie 1802 wieder her und hat sie reichlich ausgestattet. Sie besitzt eine ausgezeichnete Sternwarte, einen schönen botanischen Garten, eine ansehnliche Bibliothek in den wiederhergestellten Ruinen des ehemaligen Doms, und ein schönes Universitätsgebäude. Auch Dorpat war ehemals ein nicht unbedeutendes Glied der Hanse. — Von den beiden großen und fruchtbaren Inseln des Rigaischen Meerbusens, gehört Oesel mit 41000 Einw. zu Liefland, und Dagö zu Esthland; beide sind mit Leuchtthürmen versehen, weil die Schiffahrt an diesen Küsten sehr gefährlich ist.

In Curland. Mitau, lettisch Jelgawa, am Bache Drixe, mit 16000 Einw., die ehemalige Residenz der Herzöge, deren Schloß, jetzt eine Kaserne, einst von Ludwig XVIII. bewohnt wurde. Die Stadt ist weitläuftig, aber öde. Sie hat ein akademisches Gymnasium mit einer Sternwarte und etwas Handel. — Libau, in einem kleinen See mit vielen Inseln, welchen die Libau vor ihrem Einfluß in die Ostsee bildet, gelegen, hat bedeutenden Handel, einen Hafen, einen Leuchtthurm, ein Seebad und etwa 6000 Einwohner.

2) Das mittlere europäische Rußland, worunter wir die zwischen dem 50° und 56° liegenden Provinzen verstehen. Hier bemerken wir:

Moskwa (nicht Moskau, wie es bei uns gewöhnlich geschrieben und gesprochen wird), die alte und erste Hauptstadt des Reichs, unter 55° 45′ N. Br.; sie liegt in einer angenehmen, hügeligen und fruchtbaren Gegend an beiden Ufern der Moskwa, welche in die Oka und durch diese in die Wolga fließt, und in der Stadt selbst die Jausa und einen trägen Morastbach, die Neglina, aufnimmt. Sie gehört zu den älteren Städten des Reichs, ist aber sehr oft durch Feuersbrünste beinahe gänzlich verwüstet worden. Nach Einigen soll sie schon im 9ten Jahrh. entstanden seyn. Gewisser ist, daß sie zwischen den Jahren 1155 und 57 von dem Großfürsten Jury (Georg) Wladimirowitsch angelegt, die (Großfürsten wohnten früher theils in Kiew, theils in Wladimir), aber von den Mongolen bald nachher gänzlich zerstört worden. Daniel Alexandrowitsch baute sie ums Jahr 1296 von neuem und sie nahm schnell an Wohlstand und Volksmenge zu; erst 1367 ward der fürstliche Pallast von Stein erbaut. Noch später ward sie mehrere Male von den Tataren bedroht und 1571 von den Tataren der Krimm gänzlich verbrannt. Beinahe das nemliche Schicksal erfuhr sie 1611 von den Polen, wo nur der Pallast und einige Kirchen stehen blieben. Auch sonst, in den Jahren 1737, 48, 52 und 73, haben hier große Feuersbrünste gewüthet, welche oft 1/4 der Stadt in Asche legten. Das schrecklichste Schicksal erfuhr sie in der neuesten Zeit 1812, als nach dem Einzuge der Franzosen die Stadt am 14. Sept. an vielen Orten in Brand gerieth, so daß bis zum 20sten,

wo das Feuer in sich selbst erlosch, von 9158 Häusern nur noch 2626 übrig waren. Die wahrscheinlichste Meinung über die Entstehung dieses Unglücks ist die: daß weder die Russen noch die Franzosen den Brand absichtlich angelegt, sondern daß er, bei der Entfernung beinahe aller Einwohner und aller Rettungsmittel, durch die Unvorsichtigkeit der in den vielen tausend hölzernen Buden plündernden und halb berauschten Franzosen an mehreren Orten zugleich zufällig entstanden, dann aber sowohl von den gemeinen Soldaten als von den aus den Gefängnissen entsprungenen Verbrechern sey absichtlich und muthwillig vergrößert worden. Der Kreml aber, oder die Festung im Mittelpunkte der Stadt, ward von den abziehenden Franzosen am 23. October auf Befehl Napoleons zum Theil gesprengt. Seitdem ist Moskwa mit unglaublicher Schnelligkeit in wenigen Jahren wieder aus der Asche emporgestiegen, und zur ewigen Erinnerung an den Abzug und die Vernichtung der Feinde hat der Kaiser Alexander ein aus künstlich zusammengefügten und aufgethürmten eroberten Geschützen gebildetes, pyramidalisches Denkmahl errichten lassen, und eine dem Erlöser geweihte prachtvolle Kirche aufgeführt.

Moskwa liegt auf einem hügeligen Boden, so daß die meisten Straßen uneben sind und einige tief liegende Stadttheile einen morastigen Boden und eine ungesunde Luft haben. Indessen ist im Ganzen genommen Moskwa kein ungesunder Ort und das Klima etwas weniger rauh, als das von Petersburg; doch ist es meist stürmisch und ganz heitre Tage kommen nur selten, im Sommer und mitten im Winter, vor. Birnen, Pflaumen, Kirschen werden zwar schon im Freien gezogen, erlangen aber nie den Wohlgeschmack, welchen sie in wärmeren Gegenden haben; dagegen sind auch manche anderwärts giftige Pflanzen hier und mehr noch nördlicher unschädlich und werden ohne üble Folgen genossen. Einen empfindlichen Mangel leidet die Stadt an gutem Wasser, obgleich es keinesweges an Brunnen fehlt; das beste ist noch das der Jausa. Catharina wollte einige vortreffliche Quellen 16 Werste weit nach der Stadt leiten, die Arbeit ward 1779 angefangen und ein unterirdischer Kanal leitete das Wasser bis in die Nähe der Stadt; von hieraus ist das Werk 1826 fortgesetzt worden und versieht jetzt schon einen Theil der Stadt mit sehr gutem Wasser. Moskwa's Straßen waren, wenigstens vor dem großen Brande, sehr unregelmäßig, meist eng, schlecht gepflastert, noch schlechter erleuchtet, und die abgelegenen Gassen gar nur, wie viele Landstraßen in Rußland, mit Knüppelholz belegt. Der Fußgänger befindet sich dabei übel, aber auch nur der Aermste geht hier zu Fuß; jeder nur irgend Bemittelte hält Pferde und Wagen, so daß man nach einer sehr mäßigen Berechnung an 25000 Kutschen und weit über 50000 Pferde zählen kann, da die Großen nie mit weniger als 4, meistens mit 6 Pferden fahren. Die Stadt mit den Vorstädten hat

einen Umfang von 40 Werst oder 5¾ Meilen. Dieser ungeheure Raum ist mit mehr als 10000 Gebäuden bedeckt, worunter aber nur etwa ⅓ steinerne. Man zählt über 285 Kirchen, 15 Mönchs- und 9 Nonnenklöster, über 8000 Buden u. s. w. Das Ganze bietet auch jetzt noch einen von dem anderer Hauptstädte ziemlich abweichenden Anblick dar, wenngleich man bei weitem nicht mehr so viel elende Hütten zwischen prachtvollen Pallästen und so viele enge und krumme Straßen sieht, als ehemals. In den Vorstädten sind die Häuser meistens weit entfernt von einander und mit großen Hofräumen und Gärten versehen. Jede der vielen Kirchen hat 5 Thürme oder zugespitzte Kuppeln, wovon der mittelste der höchste ist, und außerdem noch einen höhern Glockenthurm; die Kuppeln und Thürme sind meist mit grünen oder rothen Ziegeln, auch wohl mit vergoldetem Kupfer gedeckt, auf jedem prangt ein vergoldeter halber Mond und darüber ein vergoldetes Kreuz, von welchem oft noch Ketten herabhängen. — Die Zahl der Einwohner ist schwer zu bestimmen: vor dem Brande rechnete man im Sommer etwa 300,000, im Winter an 400,000; dieser Unterschied rührt daher, daß der reiche Adel mit seiner zahlreichen Bedienung den Sommer auf dem Lande zubringt. Es giebt kaum eine bedeutende altrussische Familie, welche nicht einen Pallast in Moskwa hätte; gerade die reichsten und angesehensten Familien haben von jeher den Aufenthalt in Moskwa dem von Petersburg vorgezogen, weil sie dort weniger von dem Glanze des Hofes verdunkelt werden und in größerer Unabhängigkeit leben können. Man hat anderswo kaum einen Begriff von dem asiatischen Luxus der russischen Großen. Ihre Palläste sind oft ungeheuer, fürstlich im Innern geschmückt, und das tägliche Leben entspricht diesen Umgebungen. Jede Familie bringt von ihren Gütern eine große Zahl Leibeigner zur Bedienung mit, bei einigen geht diese Zahl in die Hunderte, da selbst wohlhabende Bürger oft 10—12 Domestiken halten; die Unterhaltung aller dieser Leute würde bei allem Reichthum dennoch zu kostbar werden, wenn sie nicht alle Lebensbedürfnisse von andern Leibeignen, welche karavanenweise von Zeit zu Zeit ankommen, zugeführt erhielten. Bälle, Schauspiel, Essen und Trinken, und vorzüglich hohes Spiel, sind die gewöhnlichen Winterfreuden des Adels. Desto elender ist das Leben ihrer Bedienung; in sogenannten Schwarzstuben, die ihren Namen von dem ewigen Rauch und Schmutz haben, womit sie angefüllt sind, sind diese Unglücklichen, bei elender Nahrung und oft eben so elender Bekleidung, in unverhältnißmäßiger Zahl zusammengedrängt, und nach der Gemüthsart ihrer Herren oft für das kleinste Versehen den grausamsten Behandlungen ausgesetzt. Moskwa hat einen zahlreichen und wohlhabenden Kaufmannsstand; von jeher ist Moskwa der Mittelpunkt des asiatischen Handels gewesen, und dieser hat hier ungeheure Reichthümer angehäuft. Dennoch lebt

ein Theil der alten russischen Kaufleute sehr einfach, hat selbst die alte Volkstracht, eine Art Ueberrock mit einem Gürtel, eine Pelzmütze und den Bart beibehalten, und zeigt seinen Reichthum nur bei festlichen Gelegenheiten und in vielen Juwelen, welche überhaupt hier ungleich häufiger getragen werden, als in irgend einer andern Stadt von Europa. Zahlreich und elend ist die große Klasse des Pöbels oder der Leibeignen, Muschicks genannt, welche über alle Begriffe elend leben und dem Trunke noch ungleich mehr ergeben sind, als der Pöbel von Petersburg. Zu diesen allen kommen noch an 10000 Fremde, meist Deutsche, welche Handel und Gewerbe treiben und größtentheils zum Wohlstande gelangen. Das ganze Leben in Moskwa hat ungleich mehr als in Petersburg einen orientalischen und sinnlichen Charakter, daher auch hier Wissenschaften und Künste, die Musik etwa ausgenommen, weniger gedeihen als dort. Die Universität, 1755 gestiftet, zählt zwar mehrere ausgezeichnete Lehrer, vorzüglich Deutsche, und besitzt herrliche Sammlungen, meistens Schenkungen reicher Privatpersonen; aber die Zahl der Studenten ist unbedeutend, nicht viel über 600. Die russischen Großen verschmähen es, ihre Söhne studiren zu lassen; ein Mittelstand ist kaum vorhanden, und die meisten Zöglinge bringen nicht hinlängliche Kenntnisse mit und haben überhaupt nicht wie der Deutsche den Sinn für tiefere Studien. Die Stadt zerfällt in 4 Haupttheile und 30 Sloboden oder Vorstädte. Im Mittelpunkte, am Zusammenfluß der Moskwa und der Reglina und zwischen beiden, erhebt sich auf dem ansehnlichsten Hügel der Stadt mit einem Umfang von mehr als Einer Stunde, der Kreml, oder die alte Festung, mit 60 Fuß hohen Mauern und Gräben umgeben; auf der einen Seite umfließt ihn die Moskwa, auf der andern ist an der Stelle eines sumpfigen Grabens jetzt ein schöner Spatziergang, der Alexander-Garten, angelegt. Der Kreml enthält eine große Menge von Gebäuden; man bemerkt darin: den alten Pallast der Zaare, worin diese Fürsten bis auf Peter den Gr. wohnten. Er ward 1367 von Stein aufgeführt, 1488 aber erweitert, und bietet eine planlose und unregelmäßige Masse von Gebäuden dar, worin mancherlei Kostbarkeiten alter Zeiten aufbewahrt werden. Um den Pallast herum liegen 32 Kirchen; zu ihnen gehört der größte Glockenthurm in Moskwa, Iwan weliki oder der Große genannt, er trägt 22 Glocken, worunter eine, 1819 an die Stelle einer von den Franzosen beschädigten, gekommen ist, welche 4000 Pud (140,000 Pfd) wiegt. Am Fuße des Thurms, in einer tiefen Grube, sieht man eine noch viel größere Glocke, von 12000 Pud, von welcher es ungewiß ist, ob sie jemals aufgehängt gewesen ist. In der Kirche zu Mariä Himmelfahrt werden die Kaiser gekrönt. Ferner enthält der Kreml noch mehrere Klöster; das Zeughaus, das Gebäude der heiligen Synode, mit einer Bibliothek, und das prächtige von Catharina II.

erbaute Senatsgebäude. Von diesen Gebäuden haben die Franzosen muthwillig bei ihrem Abzuge den kaiserlichen Pallast angezündet und durch Sprengung einen Theil der Festungsmauern, das Zeughaus und einen Glockenthurm vernichtet. Eine große Menge Pulverfässer, welche man unter den übrigen Gebäuden des Kremls nach Abzug der Franzosen gefunden, zeigt, daß auch diesen der Untergang bestimmt war. Den Kreml umgiebt östlich in einem Halbkreise der Stadttheil Kitaigorod. Er ist die lebhafteste Gegend der Stadt, indem sich hier die 2 großen Kaufhöfe mit ihren unzähligen Buden befinden, welche sich zwar nicht an Schönheit mit den Petersburger Kaufhöfen messen können, aber diese an innerm Reichthum weit übertreffen. Sonst befinden sich hier noch das Gouvernementsgebäude, mehrere Gerichtshöfe und das Zollhaus. Dem Kreml gegenüber liegt hier der schönste Platz der Stadt, der rothe genannt, auf welchem das schöne Denkmahl steht, welches 1817 dem Bürger Minin errichtet wurde, der 1612 den Fürsten Poscharsky zur Rettung des Vaterlandes von der polnischen Herrschaft ermunterte. Die Gruppe beider Figuren ist in Erz gegossen. Auf dem nemlichen Platze steht das neue, 560 F. lange, 168 F. breite Exerzierhaus. Ein großer Theil von Kitaigorod und die meisten öffentlichen Gebäude wurden 1812 vernichtet. Kitaigorod wird wieder halbkreisförmig umgeben von Beloigorod, oder der weißen Stadt, welche rundum von angenehmen, mit Bäumen bepflanzten Straßen, Boulevards, begränzt wird. Hier befinden sich das ungeheure Gebäude des Findelhauses, eins von den wenigen erhaltenen Gebäuden, in welchem 1000 Kinder erzogen werden; 4 bis 5000 andre werden auf Kosten des Hauses aufs Land gegeben: die Universitätsgebäude, (abgebrannt aber wieder hergestellt,) mit der Bibliothek und den Museen, welche 1812 glücklich gerettet wurden: der Artilleriehof, (gesprengt,) die Münze, die Bank, das Theater, ebenfalls 1812 abgebrannt, aber ganz von Stein und Gußeisen wieder aufgebaut, und 3 große Marktplätze. Dieser schönste, aus lauter massiven Prachtgebäuden bestehende Stadttheil ist dennoch größtentheils ein Raub der Flammen geworden. — Semlänoigorod endlich umschließt kreisförmig die 3 vorigen Stadttheile und war sonst mit einem Erdwalle umgeben, daher ihr Name Erdstadt, welche aber jetzt in Spatziergänge verwandelt worden sind. Es enthält viel herrliche Palläste, aber auch unzählige Hütten; 10 Kaufhäuser mit vielen Buden; viele öffentliche Bäder u. s. w. In den Vorstädten sind noch viel unbebaute Räume. Es befindet sich darin der große kaiserliche Pallast, (abgebrannt,) welchen Catharina II. erbaut hat, der aber nie ausgebaut worden; nicht weit davon an der Jausa der große Hofgarten mit einem Sommerpallast; 5 große Klöster; das Invalidenhaus; das große Militairhospital und die Kirchen der Protestanten und der Katholiken. Semlänoigorod war am voll-

ständigsten vernichtet, nicht 50 Häuser hatten sich erhalten; eben so hatten auch die nördlichen und östlichen Vorstädte sehr gelitten. Moskwa übertrifft jetzt alle übrige russische Städte an Gewerbthätigkeit; die Fabriken, besonders in Wolle, Baumwolle und Seide, haben sich in den letzten Jahren unglaublich vermehrt und gehoben, und diese Industrie hat sich auf die ganze Umgegend verbreitet, so daß man in diesem Bezirk allein über 60000 Webstühle in Baumwolle zählt und über 100 Dampfmaschinen.

Die Gegend um Moskwa ist lieblich, vortrefflich angebaut und mit Landhäusern bedeckt. Den angenehmsten Spaziergang und die schönste Uebersicht der unermeßlichen Stadt gewähren die südwestlich an der Jausa sich erhebenden, waldbewachsenen Sperlingsberge. Auf diesen Anhöhen liegt die prachtvolle Kirche des Erlösers, welche eigentlich aus 3 über einander liegenden Kirchen besteht und welche der Kaiser Alexander zum Andenken an das Jahr 1812 erbauen ließ; er selbst legte am 24sten October 1817, dem Jahrestage des Abzugs der Franzosen, den Grundstein dazu. Ueber der Kirche steht das vorhin erwähnte Denkmahl aus mehr als 1000 eroberten Kanonen bestehend. Unter den Landhäusern der Großen in der Nähe von Moskwa verdienen Erwähnung: Kolomenskoi, 1 Meile von Moskwa; Petrowski=Dworez, ein Sommerpallast von Catharina II. im tatarischen Geschmack erbaut; hier wohnte Napoleon nach dem Brande der 1/2 Meile entfernten Stadt; Astankina, der Familie Scheremitieff gehörig; das Schloß, obgleich nur von Holz, übertrifft an innerer Pracht bei weitem die meisten fürstlichen Palläste Europa's: der nemlichen Familie gehört Kuskowa, 1/2 Stunde von Moskwa, an einem See; in dem herrlichen Garten befindet sich die größte und schönste Orangerie von Rußland. Hinter Astankina liegt eine der schönsten Gegenden Moskwa's, Chwirlowa, wo Hügel, Thäler, Wiesen und Flüsse die angenehmste Abwechselung bieten, und viele Städter reizende Sommerwohnungen angelegt haben. Das schöne Gut Petrowsky, der Familie Rasumowsky gehörig, enthält, außer dem Schlosse, eine prachtvolle Orangerie, einen weitläuftigen Park und eine bedeutende Menagerie ausländischer Vögel. Auf dem Wege nach Sibirien liegt das prächtige Gorinka, ebenfalls den Rasumowsky's gehörig, mit einer großen Bibliothek und einem vortrefflichen botanischen Garten. — 63 Werste südöstlich von Moskwa liegt das berühmte, 1513 gestiftete Kloster Troizkoi Serwiew; es hat einen sehr bedeutenden Umfang und ist mit einer Festungsmauer umgeben. Im Innern dieses Raumes befinden sich 9 Kirchen, worunter einige große Reichthümer an silbernen Geräthen, Zierathen und an Edelsteinen enthalten; ein alter Pallast der Zaare, und ein Seminarium für 200 Geistliche. In der Mitte des Hofes steht ein großer Glockenthurm, mit vielen Glocken, worunter eine 4000 Pud wiegen soll. — Südlich von Moskwa

liegen die beiden betriebsamen Oerter Tula, an der Upa, mit 30000 Einw., mit der größten Gewehrfabrik und Eisengießerei des Reichs; und Kaluga, an der Oka, mit 25000 Einw. und großen Segeltuch-, Papiertapeten-, Tuch- und andern Fabriken. — Westlich von Moskwa, an der Moskwa, liegt der kleine Ort Mosaisk, wo am 7. Sept. 1812 die letzte blutige Schlacht vor der Einnahme von Moskwa geliefert ward, worauf sich die Russen nach der Gegend von Kaluga zogen und dort bis zum Abzug der Franzosen verblieben. Diese Straße, von Moskwa über Mosaisk nach Smolensk, und weiter nach Polen und Preußen, war es, welche die zurückkehrenden Franzosen, mit Zurücklassung aller Beute, aller Geschütze und mit einem durch häufige Gefechte, noch mehr aber durch Kälte und Hunger veranlaßten ungeheuren Verlust, in unbeschreiblichem Elend, im November und Dezember 1812 zurücklegten.

Von den übrigen Städten des mittlern Rußlands nennen wir nur noch die historisch oder sonst merkwürdigsten. Solche sind:

Smolensk, ein fester Ort am Dniepr, mit etwa 12000 Einw., welche einige Fabriken in Leinwand, Leder und Seide unterhalten und einen bedeutenden Handel mit Pelzwerk, Holz, Getreide und Vieh treiben. Hier fiel am 17. Aug. 1812 die erste Schlacht zwischen den Russen und Franzosen vor, zum Nachtheil der ersteren, wobei ein großer Theil der Stadt abbrannte; eben so sehr hatte sie beim Rückzug der Franzosen zu leiden. — Wilna, im ehemaligen Litthauen, an der Wilenka und Wilia, mit 25000 Einw., worunter 10000 Juden. Die 1576 gestiftete Universität ist, in Folge der letzten Unruhen, 1833 aufgehoben worden; doch hat die Stadt noch eine chirurgisch-medizinische Akademie, mehrere Lehranstalten für katholische und griechische Geistliche und einen bedeutenden Handel mit Getreide, Hanf, Flachs u. s. w. — Charkow, in der ehemaligen Ukraine, an der Charkowka, welche dem Donetz und mit diesem dem Don zufließt. Die Stadt liegt in einer großen Ebene und ist überaus schmutzig; die Universitätsgebäude sind die einzigen ansehnlichen Häuser der Stadt. Diese Universität ist 1803 errichtet. — Oestlich von Moskwa liegt Wladimir oder Wolodimer, jetzt ein unbedeutendes Städtchen mit 2000 Einw., einst aber, von 1157—1328, die Residenz russischer Großfürsten. Die andre ehemalige großfürstliche Residenz, Kiew oder Kiow, ist noch jetzt eine bedeutende Stadt von 40000 Einw., am Dniepr; sie besteht eigentlich aus 3 in einiger Entfernung von einander liegenden Städten: Alt-Kiew oder die Sophienstadt, Podol mit einem großen theologischen Seminar, und die Festung mit einem berühmten Kloster und Wallfahrtsort. — Nischnei-Nowgorod (d. h. Unter-Nowgorod) oder Nischegorod, an der Mündung der Oka in die Wolga, mit 16000 E.

Sie

Sie liegt auf und an einem Berge und besteht daher aus einer obern und einer untern Stadt; in der obern oder sogenannten Festung ist bei der Kathedrale dem vorhin schon erwähnten Bürger Minin ein 45 Fuß hoher Obelisk von Granit, von seiner Vaterstadt errichtet worden. In der untern Stadt liegt der große Kaufhof mit nahe an 3000 Buden, wo jetzt seit 1817 die früher in Makariew gewesene große Peter-Pauls-Messe gehalten wird. Diese Messe, welche 6 Wochen dauert, ist wohl jetzt die größte in der Welt, sie zieht an 300,000 Menschen aus allen Ländern, vorzüglich aber aus allen Theilen Asiens herbei, und der Gesammtwerth aller hier ausgestellten Waaren, deren Mannigfaltigkeit ins Unendliche geht, hat in den letzten Jahren so zugenommen, daß er jetzt leicht 120 Millionen Rubel betragen mag.

3. Das südliche europäische Rußland, oder die Länder zwischen dem 50° und dem schwarzen Meere. Hier, wo die Gränze zwischen Europa und Asien durchaus schwankend ist, wollen wir als südliche Gränze den Don und als östliche die Wolga annehmen. Diese Provinzen, welche nach Klima und Lage zu den schönsten des Reichs gehören, bestehen leider größtentheils aus Steppenländern, besonders in den östlichen Gegenden, und sind mit Ausnahme einiger westlichen Gegenden und einiger Handelsstädte nur äußerst schwach bevölkert. Indessen haben gerade hier die rühmlichen Bemühungen der Regierung, ihre Länder durch Colonisation, Anlegung von Städten und Ermunterung des Handels und der Gewerbe, des Ackerbaues und Weinbaues, in den neuesten Zeiten schon die herrlichsten Früchte getragen. Die Gränze gegen das türkische Gebiet im Westen ist hier durch mehrere bedeutende Festungen gedeckt, als: Khotin, am Dniester, unweit der galizischen Gränze, mit einer Citadelle und 8000 Einw.; Ismail, am nördlichsten Donauarm, mit 12000 Einw.; sie war ehemals viel bedeutender, ehe die blutige Eroberung der Stadt durch Suwarow am 22. Dezember 1789 einen großen Theil der Einwohner aufrieb. Die vielen Inseln, welche die Donau von hier an bildet, werden nicht bewohnt, und müssen tractatenmäßig öde bleiben. Kilia oder Kilia nova, mit 6000 Einw., liegt am nemlichen Donauarm, unweit des schwarzen Meeres. Akierman oder Akerman (Alba Julia), an der Mündung des Dniester ins Meer, hat etwa 12000 Einw. und treibt bedeutenden Handel. Weiter ins Land hinein liegt am Dniester die Festung Bender, sonst mit 20000, jetzt kaum 5000 Einw., meist Armenier, Moldauer und Juden. Hierher flüchtete der bei Pultawa geschlagene Carl XII. und hielt sich 4 Jahre lang in dem nahe gelegenen Dorfe Warnitza am Dniester auf; beide Oerter waren damals türkisch und der Dniester machte die Gränze. Alle diese Festungen liegen in der 1812 von den Türken abgetretenen Provinz Bessarabien. Pultawa selbst, wo Peter der Gr. endlich sei-

nen furchtbaren Gegner am 8. Juli 1709 gänzlich überwand, ist eine kleine schlecht befestigte Stadt an der Poltawa und Worskla, an 60 Meilen nordöstlich von Bender; zum Andenken der Schlacht steht auf dem Markte eine Säule, an deren Fuß der Plan der Schlacht in Stein gehauen ist. — Die bedeutendste Stadt in dieser Gegend ist die erst 1792 angelegte Stadt Odessa, welche jetzt schon eine Bevölkerung von 42000 Einwohnern aus allen Theilen Europa's und Asiens zählt. Sie ist eine Schöpfung Catharinens, welche hier einen künstlichen, durch eine Citadelle geschützten Hafen anlegen ließ. Die Stadt liegt an einer Bucht des schwarzen Meeres, zwischen den Mündungen des Dniesters und des Dnieprs, und ist der Hauptstapelplatz für die Ausfuhr der reichen Kornländer des mittlern Rußlands und des ehemaligen Polens. Sie ist in einer schnellen Aufnahme begriffen und hat schon jetzt viele schöne steinerne Gebäude, eine Bank, eine Börse, ein italiänisches Theater, ein Gymnasium, eine Schifffahrtsschule und bedeutende Fabriken in Tuch, Seide, Seife, Branntwein u. s. w. Dem Herzog von Richelieu, welchem die Stadt, deren Gouverneur er von 1803 bis 1814 gewesen, unendlich viel verdankt, ist eine eherne Statue errichtet worden. — Die ehemalige starke Festung Oczakow, an der Mündung des Dniepr, ist seit dem blutigen Sturme, womit Suwarow sie 1788 eroberte, zu einem ganz unbedeutenden Orte herabgesunken. Die 1778 einige Meilen aufwärts am Dniepr angelegte Stadt und Festung Cherson ist wegen der Nähe von Odessa unbedeutend geblieben, auch liegt sie in einer ungesunden Gegend und der Fluß ist seicht und voll Sandbänke. Dagegen hat sich das 1789 angelegte Nikolajew sehr gehoben. Es liegt an der Mündung des Bog, welcher sich hier zu einem Seearm erweitert (solche Mündungen, wie auch die des Dniester und Dniepr, heißen hier Limans), zählt 14000 Einw., hat mehrere schöne öffentliche Gebäude, eine Admiralität, bedeutende Schiffswerfte und ist eine Hauptstation für die Kriegsflotte des schwarzen Meeres. — Am asowschen Meere, welches aber wegen seiner Seichtigkeit nur für mittelmäßige Schiffe zugänglich ist, liegt der nicht unbedeutende Hafenort Taganrok, mit 14000 Einw., welche im Besitz des ansehnlichen Handels des Don und der Wolga sind. Die Stadt wurde zwar schon von Peter dem Großen 1696 angelegt, mußte aber 1711 den Türken wieder überlassen werden; erst unter Catharina II. erhob sie sich wieder. Hier starb am 1. Dezember 1825 der Kaiser Alexander. Von hier aus breitet sich an den Ufern des Don und der Wolga, über 100 Meilen lang und über 40 M. breit, das Land der donischen Kosacken aus, welche, wie schon in der Einleitung erinnert worden, eine eigne militairische Verfassung haben und unter einem von der Krone ernannten Hetman oder Ataman stehen. Sie lebten bisher meist nur von der Viehzucht, haben aber in neueren Zeiten auch

mit Eifer und Erfolg sich auf Acker- und Weinbau gelegt, wozu ihr mildes und im Ganzen fruchtbares Land sich wenigstens in der Nähe der Flüsse eignet; denn größtentheils ist es noch eine baumlose, nur mit Gras und Blumen bewachsene Steppe. Der Hauptort und Sitz des Atamans ist Nowoi-Tscherkask oder Neu-Tscherkask, auf einer Anhöhe am Aksai, der sich in den Don ergießt. Sie ist erst 1805 angelegt worden und zählt etwa 9000 Einw. Die alte Hauptstadt Staroi-Tscherkask oder Alt-T. liegt auf einer Insel des Don und ist den Ueberschwemmungen sehr ausgesetzt, daher auch die Luft ungesund ist. Vor der Anlegung von Neu-T. zählte sie 15000 Einw. Merkwürdig ist die Hauptkirche, welche große Schätze an Gold, Silber, Perlen und Edelsteinen enthält; meistens Beute, welche die Kosacken in ihren Feldzügen gemacht und hier zum Schmuck ihres Heiligthums geopfert haben. Die ganze Bevölkerung dieses Landes beträgt etwa 380,000 Menschen, welche in vielen kleinen Ortschaften, Stanitzen, zerstreut wohnen.

Zum südlichen Rußland gehört noch die Halbinsel Krimm oder Krym, auch nach dem alten Namen Taurien (Chersonesus Taurica) genannt. Sie wird vom schwarzen Meere umflossen und hängt nördlich mit dem festen Lande nur durch eine schmale kaum 1 Meile breite Erdzunge zusammen. Der Boden der Krimm ist im Ganzen fruchtbar und das Klima schön, aber der größere, nördliche Theil der Halbinsel ist eine wasserlose und baumlose Steppe, von einigen Salzseen unterbrochen, auf welcher blos Heerden ihren Unterhalt finden. Am südlichen Rande der Halbinsel zieht sich ein Kalkgebirge von Osten nach Westen, der Jaila, dessen höchster Gipfel, der Tschatyrdagh, 4740 Fuß hoch ist. Dies Gebirge wird von vielen Seitenthälern nach dem Meere und der Halbinsel zu durchschnitten, ist gut bewässert, meist mit schönen Waldungen bedeckt und überhaupt der bewohnteste Theil des Landes. Der Wein und mehrere Südfrüchte gedeihen hier vollkommen. — Den Griechen war dies Land schon in den ältesten Zeiten bekannt, wie der Mythos der Iphigenia beweiset; später, etwa 600 Jahre vor Chr. Geb., legten die Milesier hier blühende Pflanzstädte an, bis Mithridates, König von Pontus, sich dieser Gegenden bemächtigte, worauf sie, nach dem Untergange seines Reichs, von den Römern unterjocht wurden. In den Jahrhunderten der Völkerwanderung löseten sich Alanen, Gothen, Hunnen, Chazaren, Petscheneger u. a., in der Beherrschung der Krimm ab, bis endlich die verbundenen Mongolen und Tataren im 13ten Jahrhundert sich hier niederließen. Seitdem ward die Krimm von tatarischen Fürsten beherrscht, welche in der Folge die Oberherrschaft der türkischen Sultane anerkennen mußten, bis sie 1774 von den Russen abhängig wurden, welche endlich 1783 diesem Zustande ein Ende machten und das Land unter dem Namen des taurischen

Gouvernements, jetzt Simferopol, mit ihrem Reiche vereinigten. Schon früher war eine große Anzahl besonders edler tatarischer Familien, oder Mursen, ausgewandert, so daß die Bevölkerung jetzt sehr gering ist und sich mehrere deutsche Colonisten, vorzüglich aus Schwaben, hier angesiedelt haben. Die im Lande gebliebenen Tataren sind ein gutes, friedliches Volk, welches in reinlichen und niedlichen Häusern wohnt, sie sind alle persönlich frey, zahlen keine Abgaben und nehmen nur freiwillig Kriegsdienste. — Der Eingang in die Krimm wird durch einen 70 Fuß breiten, 25 Fuß tiefen aber trocknen Graben und einen Wall, mit einem Thore bei dem kleinen Orte Perekop, verschlossen. Die jetzige Hauptstadt Simferopol, früher Akmetschet, ist eine kleine, häßliche Stadt, am nördlichen Fuße des Gebirges, am Flusse Salgir, mit etwas über 3000 Einw., welche aus Russen, Tataren, Armeniern und deutschen Colonisten bestehen. Wichtiger ist Baktschisarai (d. h. Gartenpallast), die ehemalige Residenz der Chane und noch jetzt ausschließlich von etwa 11000 Tataren bewohnt. Der Ort liegt zwischen steilen Felsen am nordwestlichen Fuße des Gebirges, und obgleich von seinem ehemaligen Wohlstande herabgekommen, zeigt er doch viel Betriebsamkeit in Leder- und Eisenarbeiten. Hier befindet sich auch noch der ehemalige Pallast des Chans, ein sehr weitläuftiges, aus vielen wenig zu einander passenden Theilen zusammengesetztes Gebäude, welches auf Kosten der Regierung neuerdings wieder in wohnlichen Stand gesetzt worden ist; schöne Gärten umgeben es. — Am Meeresufer liegen: im Westen Koslow oder Eupatoria, ein befestigter Hafen mit 4000 Einw.; Sewastopol, ehemals Achtjar, mit dem besten Hafen im schwarzen Meere, welcher aber für die Kriegsflotte ausschließlich bestimmt ist; in ihrer Nähe lag die alte griechische Stadt Chersonesos, wovon indeß kaum noch eine Spur zu finden ist; an der südlichen Küste, westlich: Balaklava, ein meist von Griechen bewohnter Hafen; östlich Feodosia (Theodosia) oder Kaffa, an einer schönen Bucht, in einer wenig fruchtbaren Gegend, einst eine Stadt von 80000 Einw., jetzt kaum 5000. Die Genueser, von den griechischen Kaisern begünstigt, hatten hier einen Handelsplatz angelegt, dessen Trümmer man noch an den benachbarten Höhen sieht; die jetzige Stadt liegt dem Meere näher, ist von Trümmern umgeben, meist von Griechen bewohnt und fängt an durch den Handel sich wieder zu heben. Sowohl im Innern der Krimm selbst als auch in der öden Nogaischen Steppe, welche der Halbinsel nördlich gegenüber liegt, haben sich viele deutsche Kolonisten angesiedelt, besonders an den Ufern der Moloschna, wo es 41 von deutschen Mennoniten und 23 von andern deutschen Eingewanderten bewohnte Dörfer giebt, welche sich eines gewissen Wohlstandes erfreuen.

B. Das asiatische Rußland.

Es läßt sich am bequemsten überblicken, wenn man zuerst die südlichen, dann die westlichen und zuletzt die östlichen Provinzen betrachtet.

a) Zu den südlichen Provinzen des asiatischen Rußlands rechnen wir die Länder zwischen dem Don, dem schwarzen Meere und dem caspischen, oder die Gouvernements: Georgiewsk oder Kaukasien; Tiflis oder Grusinien, oder Grusien mit den neu eroberten türkischen und persischen Provinzen. Dieser südliche Theil, welcher im Süden von Persien, im Westen vom türkischen Reiche begränzt wird, besteht wesentlich aus dem Gebirge Kaukasus, den Steppen an seinem nördlichen Fuße und den Gebirgsländern des südlichen Abhanges. Die Abhängigkeit dieser Länder von Rußland ist noch eine sehr lose, da mehrere der südlichen Provinzen erst kürzlich, zum Theil erst 1828, von Persien und der Türkei abgerissen worden, die Einwohner aber, großentheils Muhammedaner, nur durch die Gewalt der Waffen von ihrem gewohnten räuberischen Leben abzubringen sind. Diese des herrlichsten Klima's und zum Theil hoher Fruchtbarkeit genießenden Länder werden, außer den unzähligen kleinen Flüssen, von vier Hauptströmen bewässert, welche sämmtlich in dem Hochgebirge des Kaukasus entspringen: der Kuban (Hypanis), welcher westlich fließend sich bei der Halbinsel Taman, der Krimm gegenüber, ins schwarze Meer, die Kuma und der Terek (Udon), welche östlich fließend sich ins caspische Meer ergießen; diese 3 gehören dem nördlichen Abhange an; der Kur (Cyrus) endlich, welcher von Süden her den Aras, den Araxes der Alten aufnimmt, ergießt sich nach einem südöstlichen Laufe ebenfalls ins caspische Meer. Die Bewohner dieser schönen Länder, die Tscherkessen, die Inguschen, die Osseten, die Lesghier, die Awchasen und viele andre ihnen verwandte Stämme, gehören, wie zu den schönsten, so auch zu den rohesten Menschen auf Erden. Sie treiben zwar Ackerbau und Viehzucht, aber ihre liebste Beschäftigung ist der Krieg, den sie theils unter sich, theils gegen die Bewohner der benachbarten Länder führen. Selbst jetzt, wo diese Länder dem russischen Zepter unterworfen sind, ist der Reisende noch in großer Entfernung vom nördlichen Fuße des Gebirges nicht vor Ueberfall und Sklaverei sicher: im Gebirge selbst kann man nur unter militairischer Bedeckung, noch besser aber unter dem erkauften Schutze der einzelnen Stammhäupter reisen; denn Gastfreiheit und gelobter Schutz sind ihnen heilig. Einige dieser Völker bekennen sich zum Christenthum, andre zum Islam, aber diese haben von ihren Glaubensgenossen kaum etwas anderes angenommen, als die Enthaltsamkeit vom Schweinefleisch, und jene das Zeichen des Kreuzes und einige abergläubische Gebräuche. Noch jetzt lebt der größte Theil dieser Völker unter ihren eignen Fürsten in wahrer

Unabhängigkeit. Jetzt ist das Ganze in die Provinzen: Kaukasien, nördlich vom Gebirge, Grusien, Imiretien, Schirwan, Daghestan, Tscherkessien und Armenien, alle diese im Gebirge selbst und südlich davon, eingetheilt.

Das Land nördlich vom Kaukasus, oder die Provinz Kaukasien, zwischen dem schwarzen und dem caspischen Meere ist eine unendliche baumlose und wenig angebaute Steppe. Um sich gegen die Streifereien der räuberischen Gebirgsvölker zu schützen, haben die Russen auf der Linie am Kuban, an der Kuma und Terek zahlreiche kleine Militairposten und Festungen angelegt, deren Bewachung theils den Kosacken des schwarzen Meers, theils den donischen anvertraut ist; dennoch geschicht es häufig, daß die Gebirgsbewohner sich durchschleichen, über 40 Werste davon Menschen und Vieh rauben und glücklich mit ihrer Beute das Gebirge erreichen. Auf der westlichen Seite, längs dem Kuban und zwischen diesem Flusse und dem asowschen Meere, wird das Land von den Kosacken des schwarzen Meeres, oder Tschernomorzen, bewacht; sie zeichnen sich durch Faulheit, Schmutz und Trunk vor allen übrigen Kosacken aus. Der Ausfluß des Kuban bildet die Halbinsel Taman mit einem elenden Flecken gleiches Namens und der kleinen Festung Fanagoria, am schwarzen Meere. In der Nachbarschaft befinden sich viele sogenannte Schlammvulkane, welche, wie es scheint, durch plötzliche Ausbrüche entstehen, dann aber gewöhnlich nur Luftblasen ausstoßen, zuletzt auch wohl vertrocknen, welches dann die Veranlassung zu neuen Ausbrüchen giebt. In der nemlichen Gegend befinden sich auch mehrere Bergtheerquellen, auf deren Wasserspiegel ein grünlich brauner Theer schwimmt, welcher von Zeit zu Zeit abgeschöpft wird und sich schnell wieder ersetzt. — An der Kuma und am Terek wird die Linie von den donischen Kosacken bewacht, und unter ihrem Schutze haben sich hier verschiedene Colonisten angesiedelt, namentlich auch schottische Quäker, welche durch Ankauf und Erziehung junger Kinder an der Bekehrung jener rohen Völker arbeiten. Hier liegen an der Kuma: Constantinogorsk, eine kleine Festung, in deren Nähe, am Fuße des 677 Toisen hohen Beschtau, sich einige in neuester Zeit berühmt gewordene und viel besuchte heiße Schwefelquellen befinden. Doch ist die Gegend so unsicher, daß überall Posten ausgestellt werden, bei den Quellen ein kleines Lager aufgeschlagen wird und niemand sich leicht ohne Bedeckung vom Orte entfernt. Noch gefährlicher liegt ein Sauerbrunnen auf dem rechten Ufer der Kuma, schon im feindlichen Gebiete, daher auch hier ein kleines Fort zum Schutz der Quellen und der Gäste angelegt worden. — Der Hauptort auf dieser Linie ist Georgiewsk, an der Kuma, 25 Werste von Constantinogorsk. Mosdock, eine Festung auf der Straße nach dem Gebirge, mit 4000 Einw. und einer Quarantaine-Anstalt. — Bei weitem bedeutender aber ist Kis-

ljär oder Kislär, am Terek, einige Meilen vom caspischen Meere; diese Festung und Handelsstadt zählt an 9000 Einw., welche aus Russen, Armeniern, Georgiern, Tataren, Kalmücken u. s. w. bestehen und einen ansehnlichen Handel treiben. — Der südliche Abhang des Kaukasus, von vielen Seitenzweigen des Gebirges durchzogen, umfaßt unter dem Namen der Gouvernements Grusinien, Imiretien u. s. w. die ehemaligen unabhängigen Staaten Georgien oder Kurdschistan, welches wieder in Karthli, Kacheti, Imirete, Mingrelien und Ghuriel zerfiel; alle diese nehmen die größere westliche Hälfte des südlichen Abhanges ein. Die östliche Seite, nach dem caspischen Meere zu, umfaßt die noch jetzt fast ganz unabhängigen, zahlreichen Stämme der Lesghier, oder Lesghistan, die von Persien abgerissenen Districte Daghestan, Kurdistan oder Schirwan und mehrere andre bis jetzt wenig bekannte Gebiete; der Kur und der Aras machen hier die südliche Gränze des Reichs. — Diese von der Natur begünstigten Länder befinden sich in dem traurigsten Zustande der Verwüstung und Verwilderung. Seit Jahrhunderten sind sie der Schauplatz der persischen und türkischen Verheerungen gewesen, und innere Unruhen und die Einfälle der benachbarten Gebirgsvölker haben das Unglück der Einwohner vollendet. Hier, und besonders in den westlichen Gegenden am schwarzen Meere, ist von jeher der Menschenhandel getrieben worden; die Fürsten und Edlen verkauften ihre Unterthanen, und diese nicht selten ihre eignen Kinder. Der einzige bedeutende Ort in diesen Gegenden ist Tiflis, oder vielmehr Tphilis Kalaki, d. h. Warmstadt, wegen der heißen Bäder; sie liegt unter 41° 30′ am Kur, von den Georgiern Mtk'wari genannt. Sie besteht aus 3 Theilen, wovon 2, Tphilisi und Kala, auf dem rechten Ufer liegen, im erstern befinden sich die sehr verfallenen heißen Bäder, und Ißni auf dem linken Ufer. Auf einem Felsen südlich von der Stadt liegt die Festung Narekla. Diese früher bedeutende Stadt mit einem Residenzschlosse der ehemaligen Fürsten lag seit der letzten persischen Verwüstung 1795 ganz in Trümmern, und bestand meistens nur aus elenden Hütten; in neuerer Zeit hat sie sich sehr gehoben, hat viele schöne neue Gebäude bekommen und könnte leicht in der Folge ein bedeutender Handelsplatz werden; sie zählt etwa 25000 Einw. In der Nähe haben sich mehrere wohlhabende deutsche Kolonisten-Dörfer gebildet.

In dem erst 1829 abgetretenen ehemals türkischen Gebiete liegt die bedeutende Festung Akalzike mit 10000 Einw. Südöstlich davon, in der ehemals persischen Provinz Erivan, liegt die Hauptstadt gleiches Namens, in einiger Entfernung vom Aras, mit 10—12000 Einw., sie ist stark befestigt. 1½ Meile östlich von Erivan liegt das berühmte Kloster Etschmiasin, von den Türken Utsch Kilisse oder Drei-Kirchen genannt. Es soll von Gregor

von Nazianz gegründet worden seyn. Es ist der Sitz des armenischen Patriarchen und wird von etwa 300 Mönchen bewohnt. Man zeigt einige hochverehrte Reliquien, unter andern ein Stück von der Arche Noah, welche auf dem benachbarten Ararat, nach dem Glauben der Umwohner noch vorhanden seyn soll.

Am östlichen Fuße des Kaukasus, in der ehemals persischen Provinz Schirwan, bemerken wir die Halbinsel Abscheron, ausgezeichnet durch die vielen Naphthaquellen welche sich dort finden. Der Boden ist so mit diesem Steinöl durchdrungen, daß man an manchen Orten nur eine Grube zu machen braucht, um das aufsteigende Gas zu entzünden und an diesem Feuer Speisen bereiten zu können; ein in die Erde gestecktes und oben angezündetes Rohr dient zur Erleuchtung der Hütten. Beim Hauptorte Baku, mit einem guten Hafen und 3000 Einw. findet sich die Naphtha am häufigsten, daher auch die Parsen oder Feueranbeter aus Persien und Indien hierher wallfahrten, um das heilige Feuer, welches beständig aus einer etwa 10 Fuß tiefen Grube herauslodert, zu besuchen. — Nördlich von Baku, in der Provinz Daghestan, ist nur die Festung Derbent, mit einem Hafen am caspischen Meere und etwa 4000 Einw. zu bemerken.

b) Unter dem Namen des westlichen asiatischen Rußlands verstehen wir die Länder, welche zu den ehemaligen tatarischen Reichen Kasan und Astrachan gehörten, die von Iwan Wasiliewitsch 1552 und 57 zerstört wurden. Es begreift nach der jetzigen Eintheilung die Gouvernements Pensa, Simbirsk, Kasan, Wiätka und Perm, welche das Königreich Kasan, und die Gouvernements Orenburg oder Ufa, Saratow und Astrachan, welche das Königreich Astrachan bilden. Diese Länder liegen zwischen dem 45° und 61°; die nördlichen und westlichen Gegenden sind die bewohntesten und angebautesten; die südlichen und östlichen enthalten nur Gebirge und ungeheure öde Steppen. Die Einwohner bestehen meistens aus Tataren und Russen, außerdem aber leben noch in diesen Gegenden, nur zum Theil ansässig, größtentheils mit ihren Heerden umherstreifend: Tscheremissen, Tschuwaschen, Wogulen, Mordwinen, Kalmücken und Kirgisen. Ackerbau und Viehzucht, Bergbau und Handel sind Hauptbeschäftigungen der Einwohner. Das Klima ist, mit Ausnahme der südlichen Striche, durchgängig rauh und strenge. — Von den wenigen bedeutenden Oertern dieser Gegenden nennen wir nur:

Kasan, an der Kasanka, 1 Stunde von ihrem Einfluß in das linke Ufer der Wolga; sie enthält an 50000 Einw., worunter viele Tataren, welche 2 Vorstädte bewohnen. Außer den vielen Kirchen giebt es hier noch 8 Moskeen für die Tataren. Die hiesige Universität ward 1803 gestiftet, zählt aber nur wenig Studenten. Die Fabriken in Tuch, Leder, Seife, Leinwand und Eisen sind bedeutend. Bei der großen Feuersbrunst 1815 verbrannten

beinahe die Hälfte der Stadt mit vielen Kirchen und öffentlichen Gebäuden. Die Häuser sind meistens von Holz und die Straßen ungepflastert. Die alte Stadt Kasan, welche die Russen bei der Eroberung zerstörten, lag oberhalb der jetzigen, am rechten Ufer der Kasanka. Im Gouvernement Wjätka, am kleinen Flusse Isch, welcher in die Kama fällt, ist seit 1807 eine große Gewehrfabrik angelegt worden, welche jetzt schon prachtvolle Gebäude und eine Bevölkerung von 10000 Seelen hat. Der Ort selbst wird Isch genannt. Im Gouvernement Perm liegt Catharinenburg, eine Festung am Iset, mit 15000 Einwohner. Hier ist der Sitz des Oberbergamts für ganz Sibirien. Sie hat daher eine Bergwerksschule, eine Münze, viele Kupfer- und Eisenwerke und bedeutenden Handel. — Im Königreich Astrachan bemerken wir: Astrachan, auch eine der unzähligen Inseln, welche die Wolga bei ihrem Ausfluß ins caspische Meer bildet, 6 Meilen von der Mündung. Ihre Bevölkerung, an 40—50000, welche Zahl zur Zeit des hier unendlich ergiebigen Fischfanges sich wohl um 20000 vermehrt, besteht aus einem großen Völkergemisch, worunter indeß die Russen die Mehrzahl ausmachen. Es giebt daher hier griechische, armenische, katholische und lutherische Kirchen, 26 Moskeen und einige Hindutempel. Die Hauptbeschäftigung der Einwohner besteht in Handel und Fischfang, wozu noch ziemlich bedeutende Fabriken kommen. Die alte Stadt Astrachan, welche bei der Eroberung 1554 zerstört wurde, lag höher hinauf, am rechten Ufer der Wolga. Das Klima von Astrachan ist mild, der Sommer heiß, der Winter indeß, wenn gleich kurz, doch strenge. Die Gegend liefert herrliche Trauben, Melonen, Spargel. — Im Gouvernement Saratow, mit der gleichnamigen Hauptstadt sind an 30000 deutsche Kolonisten, an den Ufern der Wolga, angesiedelt, in über 100 verschiedenen Niederlassungen, worunter Sarepta, an der Mündung der Sarpa in die Wolga, eine seit 1765 gegründete Herrnhuter Kolonie, mit 3000 Einw. sich auszeichnet. — Im Gouvernement Orenburg liegt: Orenburg, an der Mündung der Sakmara in den Ural, mit 21000 Einw., worunter 2000 Tataren. Dieser Ort ist der Hauptstapelplatz für den ausgebreiteten Handel mit dem Innern Asiens. Jährlich kommen hier Karavanen von Bucharen, welche Gold, Edelsteine, seidene und baumwollene Zeuge, edle Lämmerfelle, dort schon mit 5 Silber-Rubel das Stück bezahlt; von Kirgisen, welche Schafe mit Fettschwänzen, Felle, Pferde u. s. w. bringen; ja selbst aus China und Indien finden sich Kaufleute ein. Zugleich ist Orenburg die Hauptfestung und der Waffenplatz für die Orenburgische Linie, welche, wie wir es bei dem Kaukasus gesehen, so hier an den Ufern des Ural die Gränze gegen die räuberischen Nomadenvölker, vorzüglich Kirgisen, der benachbarten Steppen und Wüsten bewacht.

c) Das östliche asiatische Rußland oder **Sibirien.** Unter diesem Namen begreift man den unermeßlichen nördlichen Theil von Asien, welcher von den bisher beschriebenen russischen Provinzen, dem nördlichen Eismeere, dem östlichen Ozean, dem chinesischen Reiche und einem Theile der freien Tatarei umschlossen wird und auf über 248,000 □ M. nur etwa 2,000,000 Einw. enthält, welche noch obenein bei weitem zum größten Theile in den südlichen Gegenden wohnen. Das Klima Sibiriens ist durchgehends strenge, selbst in den südlicheren Theilen gefriert das Quecksilber oft im Winter in freier Luft, und selbst im Sommer thaut der Erdboden nur etwa 5 Fuß tief auf. Dennoch kann der Ackerbau noch bis zum 60° jedoch mit unsicherm Erfolge betrieben werden, Baumfrüchte aber gedeihen nirgends in Sibirien. Ueber den 60° hinaus hört aller Anbau auf, das Land ist eine ungeheure, mit Moos, Morast und verkrüppeltem Gesträuch bedeckte Einöde, worin nur einige elende Nomaden von Fischen und Rennthieren leben. Der südliche Theil ist mit überflüssigen Waldungen bedeckt, und in einigen Gegenden, besonders um den Baikalsee, von außerordentlicher Fruchtbarkeit. Dagegen hat Sibirien einen großen Reichthum an Fischen und an wilden und zahmen Thieren. Die des köstlichen Pelzwerks wegen vorzüglich gejagten Thiere sind: der Zobel, das Hermelin, verschiedene Arten Füchse, wovon die schwarzen und blauen die kostbarsten sind, das Eichhörnchen, der Bär, der Wolf, der Luchs und der Biber. Außerdem giebt es noch viel Rehe, Hirsche, Rennthiere, Elenthiere, wilde Schafe oder Argali, wilde Ziegen u. a. Die tributpflichtigen Nomaden bezahlen ihre Abgaben in Pelzwerken, aber die edleren Sorten werden immer seltener. Ferner hat Sibirien einen ausgezeichneten Reichthum an Mineralien; Gold, Silber, Kupfer und Eisen werden hier in vorzüglicher Güte und Menge gefunden, so auch einige Edelsteine und sehr großblättriger Glimmer, welcher zu Fensterscheiben benutzt wird. An den Ufern der großen Ströme, des Ob, des Jenisei, der Lena, der Indigirka, wird viel fossiles Elfenbein gefunden. Die Bewohner sind theils Tataren, welche einst in diesen Gegenden herrschten, theils Russen, welche sich nach und nach zum Theil freiwillig hier angesiedelt haben, zum Theil auch hierher verwiesen worden. Diese Verweisungen nach Sibirien sind und waren ehemals noch weit häufiger, da die Todesstrafe in Rußland nicht angewendet wird. Das Schicksal der Verwiesenen ist nach der Art ihrer Vergehungen sehr verschieden. Staatsgefangene werden entweder in Arrest gehalten, oder erhalten auch wohl die Erlaubniß, in Städten und Dörfern mit eingeschränkter Freiheit zu wohnen. Leichtere Verbrecher leben in Zucht- und Arbeitshäusern, oder dürfen selbst bürgerliche Gewerbe treiben, wobei manche ein reichliches Auskommen finden. Schwere Verbrecher, welche die Knute überstanden und denen die Nasenlöcher aufge-

schlitzt worden *), kommen gewöhnlich in die Bergwerke, wo sie mehr oder minder streng gehalten werden. — Außer den beiden Hauptnationen, Tataren und Russen, enthält Sibirien noch eine große Zahl kleiner, meist nomadisirender Volksstämme, wovon schon in der Einleitung (S. 19.) geredet worden. — Dieses unermeßliche Land ward zuerst 1577 von Jermak, dem Anführer von etwa 6000 empörten donischen Kosacken, entdeckt und ein Theil davon erobert; weil er aber die Unmöglichkeit fühlte, sich mit seiner geringen Mannschaft zu behaupten, so unterwarf er sich dem russischen Zepter, worauf von 1583—98 die Eroberung begann, die Herrschaft der Tataren vernichtet ward und die Russen sich nach und nach in den Besitz des ganzen Landes setzten. Nach den neuesten Bestimmungen wird Sibirien in 2 Hauptverwaltungen, eine westliche und eine östliche, eingetheilt. Die westliche enthält die Gouvernements Tobolsk, Tomsk und die Provinz Omsk; die östliche zerfällt in die Gouvernements Irkutsk, Jeniseisk, die Provinz Jakutzk und die Küstenverwaltungen Ochotzk und Kamtschatka.

Der westliche Theil zählt auf ungefähr 100,000 □Meilen an 900,000 Einw. oder noch nicht 10 Menschen auf die □Meile.

Der Hauptort ist Tobolsk, an der Mündung des Tobol in den Irtisch, unter 58° 12′, 445 Meilen von Petersburg. Durch die vielen Verwiesenen, welche sich hier aufhalten, ist diese entlegene Stadt zum Sitz von mancherlei Betriebsamkeit und Luxus geworden; sie hat ein Theater, ein theologisches Seminarium, Schulen und einige Fabriken; auch ist sie die Hauptniederlage des Pelzwerks, welches als Tribut der Krone entrichtet wird. Tobolsk ward von den Russen 1587 angelegt.

Tomsk, liegt am Flusse Tom, welcher sich in den Ob ergießt. Sie ward 1604 angelegt und zählt 10000 Einw., welche bedeutenden Pelz=, Getreide= und Lederhandel treiben. Die Gegend ist fruchtbar. Kolywan, an dem Ob; in der Nähe befinden sich die berühmten Gold= und Silberbergwerke. Barnaul, ebenfalls am Ob, mit 6000 Einw. und großen Hüttenwerken. — Die südliche Gränze wird durch eine Reihe Kosackenposten am Irtisch gegen die Kirgisen gedeckt.

Der östliche Theil hat auf 144,000 □M. 700,000 Einw. oder nicht viel über 5 Menschen auf die □M. Hier liegen:

Irkutsk, die befestigte Hauptstadt an der Mündung des Irkut in die Angara und nicht weit vom Baikalsee, in einer angenehmen bergigen Gegend, 839 Meilen von Petersburg und nur 319 Meilen von Peking. Sie ist die bedeutendste und

---

*) Durch einen Befehl vom Jahre 1822 ist dieses Aufschlitzen der Nasen abgeschafft worden.

wohlhabendste Stadt in Sibirien und mag an 15000 Einw. haben. Hier ist ein Schauspielhaus, eine Schifffahrtsschule, worin Chinesisch und Japanisch gelehrt wird; mehrere andre Schulen, eine Bibliothek, eine Naturaliensammlung, eine kaiserliche Tuchfabrik und große Branntweinbrennereien. Auch ist sie die Hauptniederlage für den russisch-chinesischen Handel. Schon seit dem Anfange des 17ten Jahrhunderts, als die Russen ihre Eroberungen über den Baikalsee hin ausgedehnt hatten, entstand ein Verkehr zwischen ihnen und den Mongolen und Chinesen. Peter der Große, welcher den Handel nach China zu begründen strebte, sendete mehrere Gesandtschaften dahin, und der Erfolg war, daß 1727 ein Gränz- und Handelstractat zu Stande kam, kraft dessen die Gränze vom Bache Buchtorma bis ans östliche Meer aufs genaueste bestimmt, bezeichnet und durch gegenseitige Posten bewacht wurde; ferner ward den Russen erlaubt, alle 3 Jahre eine Karavane nach Peking zu schicken, welches aber, als man sich von der Unzweckmäßigkeit der Maaßregel überzeugt, 1762 abgeschafft wurde; endlich wurden 2 Punkte bestimmt, auf welche der Handel allein beschränkt seyn sollte. Der eine, Kiächta, am Bache gleiches Namens, 929 Meilen von Petersburg und 219 von Peking, südlich vom Baikalsee, ist bei weitem der wichtigste, weil die Russen mit Hülfe des Sees und der Selenga, ihre Waaren bis nahe an den Ort zu Wasser bringen können. Kiächta ist im Viereck gebaut und befestigt, und hat eine Kirche und Kasernen; weil aber der Raum zu eng ist, lagern viele der täglich zuströmenden Kaufleute außerhalb unter Zelten und Hütten. Der etwa 820 F. entfernte, gegenüber liegende chinesische Handelsort Maimaitschenn, d. h. Handelsstadt, ist ungleich größer und fällt durch die den Chinesen eigenthümliche Nettigkeit der Gebäude und zwei dabei liegende schöne Tempel angenehm in die Augen. Bei Tage ist der Verkehr zwischen beiden Orten vollkommen frei, bei Nacht aber werden die Thore gesperrt und niemand darf den seinigen verlassen. Die Anlage des zweiten Ortes, Zuruchaitu, am Flusse Argun, welcher in den Amur fällt, hat ihren Zweck gänzlich verfehlt, weil der Weg dahin durch rauhe Gebirge führt; kaum einmal des Jahrs kommen hier einige wenige chinesische Kaufleute mit Thee und Seidenwaaren. — Zu dieser östlichen Verwaltung gehört ferner die ehemalige Provinz Nertschinsk. Sie ist wegen ihres Bergbaues berühmt. Die Erze wurden zuerst 1679 entdeckt, aber erst 1704 kamen die Werke in ordentlichen Betrieb; jetzt liefern sie etwas weniges Gold, viel Silber und Blei, Kupfer und Eisen, und werden vorzüglich von schweren hierher verwiesenen Verbrechern bearbeitet. Der Hauptort Nertschinsk liegt 1000 Meilen von Petersburg, an der Nertschka, welche in die Schilka fällt, und diese erhält nach ihrer Vereinigung mit dem Argun den Namen Amur. Der Ort ist elend, den Ueberschwemmungen ausgesetzt und hat et-

wa 2000 Einw. Man hat angefangen, 4 Werste nördlicher, an einer bequemern Stelle eine neue Stadt Saschigow-Jär anzulegen.

Die Provinz Jakutsk, mit dem Hauptorte gleiches Namens, an der Lena, welche hier viele Inseln bildet und über 8 Werste breit ist. Ein elender Ort mit 1200 Einw., welche jedoch nicht unbedeutenden Handel mit europäischen und chinesischen Waaren nach Ochotsk und Kamtschatka treiben.

Ochotsk, an der Mündung der Ochota in das ochotskische Meer, mit einem schlechten Hafen und 2000 Einw. Von hier ist die gewöhnliche Ueberfahrt nach Kamtschatka; auch werden hier Schiffe gebaut, wozu aber alles Nöthige aus dem Innern Rußlands zu Lande hergebracht werden muß, selbst Lebensmittel müssen der Stadt zugeführt werden.

Zu dieser Verwaltung gehören endlich noch:

a) Die Halbinsel Kamtschatka. Sie erstreckt sich zwischen dem 51° und 61° und enthält auf 4014 □M. etwa 45000 Einw., worunter etwa 1300 Russen. Ein Gebirgsrücken durchzieht sie in ihrer ganzen Länge; mehrere seiner Berge sind feuerspeiend. Der einzige Fluß von einiger Bedeutung ist der Kamtschatka. Das Klima ist etwas minder strenge, als in dem übrigen Sibirien; mehrere Gartenfrüchte, namentlich Rüben und Kartoffeln, und selbst Getreide, könnten mit Vortheil gebaut werden, wenn die Einwohner sich dazu entschließen könnten. Ueberhaupt könnte dieses Land, bei steigender Bevölkerung und Anbau, vermöge seiner Producte und seiner günstigen Lage zum Handel mit Amerika, China und Ostindien, leicht einst zu den bedeutendsten Provinzen des Reichs gehören. Es hat einen fruchtbaren Boden, herrliche Wiesen, gute Bewässerung, Holz im Ueberfluß, viel Pelzwild, besonders Füchse, und die See ist reich an Fischen, Seehunden, Seelöwen, Wallfischen u. s. w. Aber der Kamtschadale verschmähte bisher den Ackerbau und selbst die Viehzucht; der leichtere Fischfang und die Jagd genügen zu seinem Unterhalt; dabei ist er jedoch gutmüthig, friedlich und gastfrei. Seit kurzem hat man glückliche Versuche mit Acker- und Gartenbau gemacht. Die Zahl der Eingebornen hat seit der russischen Besitznahme, besonders durch die Blattern welche 1768 und 69 hier fürchterlich gewüthet, sehr abgenommen. Sie sind zwar getauft, aber ihrem alten Aberglauben an Zauberei noch immer sehr zugethan. Ihre Wohnungen und Kleidung haben sich merklich verbessert: Tabak gehört zu ihren wichtigsten Bedürfnissen. In ganz Kamtschatka und in dem angränzenden Sibirien bedient man sich im Winter leichter Schlitten, welche von Hunden gezogen werden. Diese Thiere sind aber sehr bösartig, schwer zu regieren, und die Fahrt läuft oft gefährlich ab; sie bekommen keine andre Nahrung, als Abgänge von Fischen. Die Besitznahme dieses Landes durch die Russen geschah in den Jahren

von 1696 — 1706. — Der Hauptort Nischnei-Kamtschatka, unweit der Mündung des Kamtschatka, 1671 Meilen von Petersburg, zählt etwa 150 Einw. Andre bekannte Plätze sind: Bolscheretskoi, an der westlichen Küste, der gewöhnliche Landungsplatz von Ochotsk aus, mit etwas über 200 Einw.; und Petropawlowsk oder Peter-Paulshafen, an der herrlichen Awatscha Bay, auf der östlichen Küste, wo für die größten Flotten hinlänglicher und sicherer Raum wäre, hat jetzt etwa nur 200 Einw., einige Magazine und einen Leuchtthurm. In geringer Entfernung davon, an einem Bache der in den Hafen fällt, sieht man die Gräber zweier bekannten Männer, des Astronomen Delisle de la Croyère, welcher den Capitain Behring begleitete, und des Capitain Clarke, welcher nach Cooks Tode das Commando übernommen hatte.

b) Die Kurilischen Inseln, eine lange Inselreihe, welche sich von der südlichen Spitze von Kamtschatka bis an die japanischen Inseln, immer dem festen Lande von Asien parallel, erstreckt. Sie sind im 18ten Jahrh. von den Russen nach und nach entdeckt und in Besitz genommen worden; doch sind die meisten wegen Unzugänglichkeit noch so gut wie ganz unabhängig. Die südlichste zu Rußland gehörige Insel ist Urup, wo die Russen eine Niederlassung, Kurilo Rossi, gegründet haben; die folgenden sind den Japanern zinsbar. Die nördlicheren sind meist unfruchtbar; einige südlichere haben Holz und ein milderes Klima; alle sind bergig und man findet darauf mehrere Vulkane. Die Einwohner sind theils kamtschadalischen Ursprungs, theils zu einem eigenthümlichen Volksstamm, Ainos, gehörig; im Allgemeinen werden sie auch Kurilen genannt. Die Ainos zeichnen sich durch einen in dieser Weltgegend höchst auffallenden Haarwuchs des Bartes und selbst des ganzen Leibes aus, während alle ihre Nachbarn, so wie auch die Japaner und Chinesen. beinahe bartlos sind; man nennt sie daher auch wohl haarige Kurilen. Sie sollen sehr gutmüthig und friedlich seyn, und kennen keine andre Beschäftigung, als den Fischfang. — Westlich von diesen Inseln, dem Ausfluß des Amur gegenüber, liegt die große Insel Sachalin, bei den Eingebornen Tschoka, in deren nördlichem Theile, an der Bay von Nadeshda, eine russische Niederlassung seit 1807 entstanden ist; der südliche Theil ist von den Japanern besetzt.

c) Die Aleutischen (ale-utischen) Inseln mit dem russischen Amerika. Sie bilden einen Bogen von der Ostküste von Kamtschatka bis zur gegenüber liegenden Küste von Amerika. Man zählt ihrer an 100, doch sind viele unbewohnt. Sie haben alle ein sehr rauhes Klima, nur Moos und Gesträuch und viele feuerspeiende Berge. Die Zahl der Bewohner beträgt kaum 300 Seelen. Seit der Besitznahme von Kamtschatka veranstaltete die Regierung mehrere Entdeckungsreisen, in den Jahren

1725—30 und 1732—43; bei dieser Gelegenheit wurden die aleutischen Inseln 1741 entdeckt. Mehrere Privatleute benutzten diese Entdeckung und den großen Reichthum an Pelzthieren jener Gegenden, besonders an Füchsen und Seeottern. Sie drangen immer weiter vor, bis sie endlich die Nordwestküste von Amerika erreichten, und auch hier und auf den nahe gelegenen Inseln sich niederließen. Diese Unternehmungen waren von großen Ungerechtigkeiten und Bedrückungen der armen Eingebornen begleitet, bis endlich die Regierung sich der Sache annahm und die Kaufleute zu einer, nach fest stehenden Gesetzen geordneten Handlungs-Compagnie vereinigte und dadurch das Loos jener Unglücklichen wenigstens erleichterte. Man theilt jetzt die russischen Besitzungen in diesen Gegenden in 1) die Aleutischen Inseln, welche man noch in die näheren oder eigentlichen Aleuten, und diese wieder in die Sasigan-Inseln, Ratten-Inseln und Andreanow-Inseln, und die entfernteren, Amerika näher liegenden, oder Fuchs-Inseln theilt. Von diesen letzteren ist die wichtigste: Unalaschka, mit mehreren Vulkanen und heißen Quellen, einem guten Hafen und etwa 300 Einw. 2) Die Kenaiskischen Inseln, an der Küste von Amerika; unter diesen ist Kadjak oder Kodjak die wichtigste. Sie hat über 3000 Einw., und schon ist hier eine Kirche und eine Schule angelegt. Endlich 3) die Niederlassungen auf der Halbinsel Alaschka, an welche sich die aleutischen Inseln anschließen, und auf der ganzen Nordwestküste von Amerika, von 55° bis über den 70° hinaus. Auf der Insel Sitka, unter 57°, ist jetzt die Hauptniederlassung der Russen Neu-Archangel, am Norfolk-Sunde, mit einem Castell und 1200 Einw. Alle diese Gegenden sind wegen des Pelzhandels mit China außerordentlich wichtig.

d) Die Inseln im Eismeer. An der ganzen nördlichen Küste von Sibirien, besonders nahe am Ausfluß der großen Ströme, befinden sich mehrere Inselgruppen ohne Bewohner und ohne Holz, welche nur zuweilen von kühnen Jägern, wegen der Menge der dort hausenden Eisfüchse, weißen Bären, wilden Rennthieren besucht werden. Solche Inseln sind: 1) die an der Mündung der Lena. An der Mündung dieses Flusses wurde 1804 das Gerippe eines Riesenthiers, mit einem Theile der Haut und der Haare, im Eise gefunden. Ein Tunguse hatte es schon 1799 entdeckt; 5 Jahre später, als es vom Eise frei geworden, hatten die wilden Thiere das früher noch vorhandene Fleisch verzehrt; der Ueberrest ist nach Petersburg gebracht worden. 2) Die Läcbowsche Inselgruppe, 1774 entdeckt, an der Mündung der Jana; auch hier wird viel fossiles Elfenbein oder sogenannte Mammuthsknochen gefunden. 3) Neu-Sibirien, 3 große Inseln zwischen den Mündungen der Jana und Indigirka, in den Jahren 1809—10 entdeckt. Sie sollen jetzt genauer untersucht wer-

ken: 4) Die Bären- und Kreuz-Inseln, an der Mündung der Kolyma.

Zum russischen Reiche gehört noch, wiewohl unter eigenthümlicher Verfassung und Verwaltung:

Das Königreich Polen.

Dieses schwache Ueberbleibsel des ehemaligen polnischen Reiches umfaßt jetzt etwa 2292 □M. mit 4,000,000 Einw. Vor dem Jahre 1772 zählte es auf 13,500 □M. 12 1/2 Million Menschen. Nach der ersten Theilung 1772 verlor es an Rußland, Oestreich und Preußen 3600 □M.; über 5600 gingen bei einer neuen Theilung 1793 verloren, bis endlich die 3 benachbarten Mächte 1795 das Ganze unter sich theilten, so daß Rußland 8000 □M. mit 4,600,000 Einw., Oestreich 2200 □M. mit 5 Millionen, und Preußen 2700 □M. mit 2,550,000 Einw. erhielt. Nach den Siegen der Franzosen 1806 ward aus dem preußischen und 1809 aus einem Theile des hinzugefügten östreichischen Antheils das Herzogthum Warschau gebildet, welches den König von Sachsen zum Regenten erhielt und gegen 2800 □M. umfaßte, mit über 3,700,000 Einwohnern. Im Jahr 1815 ward endlich das Schicksal des unglücklichen Landes dahin bestimmt, daß Oestreich und Preußen einiges zurück erhielten, der Freistaat Krakau gebildet, und das Uebrige, unter dem Namen des Königreichs Polen, mit dem russischen Reiche vereinigt wurde. Polen erhielt dabei eine eigne Verfassung und hat unter der russischen Regierung in Hinsicht auf Ordnung, Wohlstand, Industrie und Handel unleugbar bedeutend gewonnen. Allein einzelne Verletzungen der Verfassung, die Härte womit der Großfürst Constantin regierte, und mehr als alles das tief verletzte Nationalgefühl und das Beispiel der 1830 in Paris bewirkten Umwälzung führten am 29. Nov. 1830 einen Aufstand in Warschau herbei, welcher sich bald über das ganze Land verbreitete. Nach mehreren mit heldenmüthiger Tapferkeit und nicht ohne Glück gelieferten Schlachten trat unter den Polen der alte Nationalfehler, Mangel an Eintracht, wieder hervor und erleichterte der russischen Uebermacht den Sieg. Durch die Eroberung von Warschau ward Polen dem russischen Zepter wieder unterworfen, und die weiteren Folgen dieser Ereignisse sind jetzt noch nicht völlig zu übersehen.

Das Königreich Polen gränzt im N. an Preußen, im O. an Rußland, im S. an Oestreich und Krakau, und im W. an Preußen. Der Boden bildet eine ununterbrochene Ebene, nur am südlichen Rande finden sich einige Höhen und Berge, die äußersten Ausgänge der Karpathen. Obgleich mit Wäldern und Morästen bedeckt, ist es im Ganzen höchst fruchtbar; das Klima ist zwar im Winter streng, aber doch gesund. Der Hauptfluß des Landes ist die

die Weichsel, welche von Osten den Bug mit der Narew und den Wieprz, von Westen die Pilika und die Bzura aufnimmt. Die Warta geht nordwestlich ins preußische Gebiet über. Der Niemen macht eine Zeitlang die Gränze gegen Rußland und geht unter dem Namen Memel ins Preußische. — Die Hauptproducte des Landes sind: Holz in den unermeßlichen Waldungen, Getreide aller Art im Ueberfluß, treffliches Rindvieh, sehr dauerhafte Pferde, Honig und Wachs, welche man häufig von den wilden Bienen in den Wäldern einsammelt, Fische. An wilden Thieren giebt es, außer Hasen, besonders viele Wölfe. Die Producte des Mineralreichs sind sehr unbedeutend und beschränken sich auf etwas, aber vortreffliches, Eisen, Blei, Kupfer, Flintensteine u. s. w. — Die Einwohner bestehen aus Polen, ein den Russen nahe verwandter slavischer Volksstamm, wie auch die Sprache beweist; Juden, deren es hier über 1/2 Million giebt; Litthauer, Griechen und Tataren. In bürgerlicher Hinsicht herrschte bisher die fürchterlichste Ungleichheit, und vielleicht giebt es kein Land der Erde, wo Willkühr auf der einen und Leibeigenschaft auf der andern Seite in so gräßlichen Zügen hervorgetreten wären. Der zahlreiche Adel, man zählt über 300,000 Edelleute (Schlachzitz oder poln. Szlachcic), konnte allein Grundstücke besitzen, war frei von allen Abgaben, Zöllen, Einquartierung, konnte allein zu allen Aemtern und Ehrenstellen gelangen; die sich widersetzende Stimme (veto) eines einzigen Edelmanns auf den Reichstagen lähmte alle Verhandlungen, und jeder konnte selbst durch Wahl der übrigen zum Throne gelangen. Er war der unumschränkte Gebieter seiner Leibeignen, ihr Gut und selbst ihr Leben stand in seiner Gewalt. Doch giebt es hier nur eine verhältnißmäßig geringe Zahl reich begüterter Familien; bei weitem der größte Theil des ärmern Adels diente dem reichern als Verwalter, Commissair und selbst als gemeiner Bedienter, und diese Klasse ist es eigentlich, welche man bei uns mit dem verstümmelten Namen Schlachtschütz bezeichnet. Der größere Theil des Adels verschwelgte sein Vermögen in den niedrigsten Genüssen; ausschweifender Luxus, mit Unsauberkeit, Trunk und roher Unwissenheit gepaart, waren selbst bei den vornehmsten Familien nichts seltnes. Der treue Gehülfe des Adels in allen Handels- und Geld-Angelegenheiten ist hier der Jude; überall verbreitet, dem unwissenden Adel unentbehrlich und eine Geißel der ohnehin elenden Bauern, versah bisher der Jude alle Geschäfte des bürgerlichen Lebens und trieb neben dem Handel, wie überall, Wucher und Schacherei, hier aber noch besonders die meisten Gewerbe, als Gastwirth, Fleischer, Bäcker, Bier- und Branntweinschenker u. s. w. Höchst bejammernswürdig mußte unter solchen Umständen das Loos der armen eigenthums- und rechtlosen Bauern seyn. Ihre Wohnungen waren überaus elend, der gräßlichste Schmutz herrschte überall; Faulheit und unmäßiger Trunk waren ganz all-

gemeine Laster. Dennoch zeigt auch der gemeine Pole Spuren eines edlern Wesens, Gewandtheit, Gelehrigkeit und Tapferkeit, welche, von einer vernünftigen Verfassung begünstigt, sich leicht und schön entwickeln könnten. Eine traurige Folge der unglaublichen Unsauberkeit des gemeinen Mannes ist die den Polen eigenthümliche Krankheit, der Weichselzopf genannt. Diese Krankheit besteht darin, daß die Haare sich verfilzen und mit Eiter und stinkender Jauche füllen; sie soll durch die Tataren im 13ten Jahrhundert ins Land gekommen seyn und befällt nicht allein Menschen, sondern auch Pferde. — Die herrschende Religion ist die katholische, doch genießen die Protestanten völlig freie Religionsübung. Anfänglich hatte die Reformation außerordentliche Fortschritte in Polen gemacht und die Hälfte der Einwohner gewonnen, so daß den Protestanten von 1550 an völlig gleiche Rechte mit den Katholiken zugestanden wurden. Allein auf dem Reichstage von 1716 wurden diese Freiheiten und mehr noch in der Folge beschränkt, und die Dissidenten, so nannte man nun die Protestanten, wurden immer mehr unterdrückt. Die Zahl der Lutheraner beträgt an 300,000, die der Reformirten etwa 30,000. Außerdem giebt es noch in Polen unirte und nicht unirte Griechen, Unitarier oder Socinianer, d. h. Anhänger der Lehre, welche 2 Italiäner, Lälius Socinus, geb. 1525 zu Siena, gest. 1562 zu Zürch, und sein Neffe Faustus Socinus, geb. zu Siena 1539 und gest. in Polen 1604, in Polen und Siebenbürgen verbreiteten, und wodurch die Göttlichkeit Christi bestritten wird; sie sind jetzt weniger zahlreich in Polen, als in Siebenbürgen; Mennoniten, einige Muhammedaner und die schon erwähnten Juden. Die 1815 eingeführte Verfassung, welche in ihren wesentlichsten Zügen der schon für das Herzogthum Warschau früher bestandenen entsprach, eröffnete dem so lange unglücklichen und unterdrückten Volke eine heitere Zukunft. Sie gab den Bauern die persönliche Freiheit und das Recht Grundeigenthum zu erwerben; sicherte allen christlichen Religionsparteien gleiche bürgerliche Rechte, machte die Abgaben von der Einwilligung des Reichstags abhängig, und sorgte für eine gleiche und unparteiische Rechtspflege. Die Aufrechthaltung der Verfassung war dem Reichstage übertragen, welcher alle 2 Jahre vom Könige zusammenberufen wurde. Er bestand aus 2 Kammern, dem Senat, welcher 30 Mitglieder, nemlich 10 Bischöfe, die vom König ernannt wurden, 10 Woiwoden und 10 Kastellanen, welche vom Senat selbst ernannt wurden, zählte, und der Landboten-Kammer, welche 128 Mitglieder hatte, nemlich 77 von den Landtagen des Adels ernannte und 51 Gemeinde-Deputirte. Die Verwaltung des Landes wurde vom Staatsrath, an dessen Spitze der königl. Statthalter stand, geleitet. Diese Verfassung hat aber nach den letzten Ereignissen große Abänderungen erlitten, und nach dem 1832 gegebenen organischen Statut hat Polen seinen Reichs-

rath, sein Nationalheer und andres verloren und dafür nur isolirte Provinzialstände behalten. — Drei ältere Orden sind beibehalten und erneuert worden: 1) der Orden des weißen Adlers, von August II. 1705 gestiftet; 2) der Orden des h. Stanislaus, von Stanislaus Augustus 1765 gestiftet und jetzt in vier Klassen vertheilt; 3) der Militair-Verdienst-Orden, von dem Nemlichen 1791 gestiftet; er besteht jetzt aus 3 Klassen. — Man rechnet in Polen gewöhnlich nach Dukaten und Gulden; der polnische Gulden beträgt aber nur 4 gr preuß. — Die mit der russischen eng verflochtene Geschichte Polens werden wir am Schluß mit der russischen zugleich vortragen.

Das Königreich ist seit 1816 in 8 Woiwodschaften getheilt, und diese in 39 Kreise und 77 Districte. Unter den wenigen bedeutenden Städten des Königreichs bemerken wir nur:

Warschau, poln. Warzawa, unter 52° 14', am linken Ufer der Weichsel in der Woiwodschaft Masovien, die Hauptstadt und ehemalige Residenz der Könige, bisher mit etwa 139,000 Einw., doch hat sie durch die letzten Ereignisse wohl an 25000 verloren. Sie zerfällt in die eigentliche Stadt, welche in Alt- und Neustadt getheilt wird, und mehrere Vorstädte, worunter die Krakauer Vorstadt und die neue Welt die schönsten Theile der Stadt sind. Warschau stellte sonst ein treffendes Bild von dem bisherigen Zustande des Landes dar, großer Reichthum und die bitterste Armuth, prachtvolle Palläste neben den elendesten Hütten, Luxus und Verschwendung und daneben unglaubliche Unsauberkeit; dies alles hat sich in neuerer Zeit bedeutend geändert: es sind viele schöne neue Gebäude errichtet worden, und die Straßen sind jetzt gut gepflastert und erleuchtet. Die Zahl der Häuser soll auf 5000 gestiegen seyn, worunter aber freilich kaum 1/3 steinerne. Die Stroh- und Schindeldächer verschwinden immer mehr. Die Gassen sind eng, finster und waren ehemals wenigstens unglaublich schmutzig. An bedeutenden Gebäuden sind hier: das ehemalige königliche Schloß, auf einer Anhöhe an der Weichsel, mit weitläuftigen Gärten, vor demselben steht auf einem hohen marmornen Fußgestell die eherne und vergoldete Statue Königs Sigismund III.; der sächsische Pallast, ein ungeheures Gebäude mit einem Garten, in der Mitte der Stadt; der vormals Brühl'sche Pallast, worin der Großfürst Constantin wohnte; der Krasinski'sche Pallast, jetzt der Gouvernements-Pallast, eins der schönsten Gebäude in Warschau; der daranstoßende Garten ist öffentlich; der ehemals Radziwil'sche, jetzt Wohnung des Statthalters; Marieville, ein Gebäude worin die Börse, das Zollamt und viele hundert Kaufmannsladen; die Münze; das Zeughaus; das große Militairhospital; das Universitäts-Gebäude; die Akademie; 3 Theater; mehrere große Kasernen und an 100 Palläste polnischer Großen. In der schönen Krakauer

Vorstadt ist dem bei Leipzig gebliebenen Fürsten Poniatowski eine Reiter-Statue von Thorwaldsen errichtet. An wissenschaftlichen Anstalten besitzt Warschau eine 1816 gestiftete Universität; eine Akademie der Wissenschaften und mehrere Vereine für Wissenschaften, Ackerbau, Physik u. s. w. Die große öffentliche Zaluskische Bibliothek, so wie viele andre Kunstschätze, sind zur Zeit der Theilung nach Petersburg gekommen. In Warschau concentrirt sich fast alle polnische Betriebsamkeit, wie es denn auch der Hauptsitz des Handels ist. Man zählt hier viele tausend Handwerker; die Wagen-, Leder- und Tabaksfabriken sind bedeutend und berühmt. Noch bedeutender aber ist der Handel, zu dessen Erleichterung hier eine große Nationalbank angelegt ist. — Warschau gegenüber und durch eine 1832 vollendete stehende Brücke, statt der ehemaligen Schiffbrücke, damit verbunden, liegt der kleine befestigte Ort Praga. Er hat in der Geschichte eine traurige Berühmtheit erlangt, als er am 4. November 1794 von den Russen unter Suwarow's Anführung mit ungeheuerm Blutvergießen erstürmt ward. Jetzt zählt er etwa 3000 Einw.; seit 1832 ist bei Warschau eine große Citadelle angelegt. Dicht bei der Stadt liegen zwei Lustschlösser: Belvedere, und am Weichselufer Lazienka, von Stanislaus Poniatowski erbaut; eine Zeitlang hat hier Ludwig XVIII. gewohnt. Auch in der weitern Umgegend liegen mehrere angenehme Landhäuser, das bedeutendste ist das Schloß Willanow, welches Johann Sobieski 1696 durch türkische Kriegsgefangene erbauen ließ. — Bei Matschiewicze, 12 Meilen von Warschau, ward Koszíusko am 10. Oct. 1794 von den Russen geschlagen und gefangen, worauf die Einnahme von Warschau und die Auflösung des Reichs folgte.

Kalisch, ein ziemlich freundlicher Ort, an 3 Armen der Prosna, welche hier die Gränze gegen Preußen macht; er zählt etwa 12000 Einw. — Pultusk, an der Narew, ein kleiner Ort, wo 1703 Carl XII. die Sachsen und 1806 Napoleon die Russen schlug. — Lublin, auf einer Anhöhe, am Flusse Bistrzisa, mit 13000 Einw., worunter viele Juden; in früheren Zeiten zählte sie über 40000 Einw., war Residenz mehrerer Könige und hat noch jetzt mehrere Palläste, ein schönes Rathhaus und mehrere bedeutende Kirchen. Die Stadt hat 3 berühmte Messen, welche von Armeniern, Griechen, Russen und Türken stark besucht werden. — In dem schönen Dorfe Pulawy, an der Weichsel, mit 3000 Einw., hat der Fürst Czartoriski ein Schloß mit einer Sammlung der seltensten polnischen Alterthümer. — Die Festungen: Modlin, an der Weichsel, nördlich von Warschau, Zamosc, in einer sumpfigen Gegend, an einem See, mit 4000 Einw., und Czenstochau, an der Warta; sie besteht aus dem befestigten Klarenberge, worauf ein Kloster, Jasnogora, mit

einem berühmten Marienbilde, zu welchem stark gewallfahrtet wird; am Fuße des Berges liegt Neu-Czenstochau, und ¼ Stunde davon Alt-Czenstochau, zusammen mit 5000 Einw.

Geschichte.

Die ältere Geschichte beider Völker, der Russen und Polen, beide Zweige des großen slavischen Völkerstammes, ist in tiefes Dunkel gehüllt; weil beide erst im 10ten und 11ten Jahrhundert zugleich mit dem Christenthume die ersten Anfänge der Bildung und namentlich die Schreibekunst empfingen. Die Polen sollen ihren Namen von den großen Ebenen an der Weichsel, in welchen sie sich, von den Bulgaren aus ihren südlicheren Sitzen verdrängt, ums Jahr 489 niederzulassen anfingen, erhalten haben. Erst seit dem Jahre 842 nennt die Geschichte ein Herzogthum Polen, dessen Fürsten, von dem ersten derselben, Piasten genannt wurden; ein Name, welcher in neueren Zeiten nicht mehr die längst ausgestorbenen Abkömmlinge dieser Familie, sondern jeden eingebornen polnischen Fürsten bezeichnet, im Gegensatz der fremden. Die eigentlichen Piasten herrschten in Polen bis 1370. Das Christenthum ward hier 965 durch die Vermählung einer böhmischen Prinzessin mit einem polnischen Herzoge eingeführt. Bald darauf, 1025, nahm Boleslaw den königlichen Titel an. Diese Anmaßung verwickelte Polen in langwierige Händel mit den deutschen Kaisern, von welchen, nach den damals allgemein anerkannten Grundsätzen, allein dieser Titel rechtmäßig ertheilt werden konnte. Je nachdem nun die Verhältnisse Polens zum deutschen Reiche günstig oder ungünstig waren, führten die polnischen Fürsten bis 1295 bald den herzoglichen, bald den königlichen Namen, welcher letzere seitdem immer beibehalten wurde. Einige Theilungen, nach Sitte der damaligen Zeit, verlängerten die Schwäche des Reichs, und bedeutende Provinzen desselben, wie Schlesien, wurden dadurch für immer von demselben abgerissen. Die verheerenden Einfälle der Mongolen, zwischen 1238—89, waren hier wenigstens dadurch minder verderblich, daß diese Barbaren keine festen Wohnsitze nahmen. Das Geschlecht der Piasten starb 1370 mit Casimir dem Gr. aus. Dieser, der ausgezeichnetste Fürst seines Stammes, regierte von 1333—70, und ihm verdankte Polen die ersten Grundlagen einer geordneten Verfassung und Gesetzgebung. Casimir hatte seiner Schwester Sohn Ludwig, König von Ungarn, zum Nachfolger ernannt, und nach dessen bald erfolgtem Tode bestieg eine seiner Töchter, Hedwig, den Thron, welche sich mit Jagello, Herzog von Litthauen, vermählte und dadurch die Stamm-Mutter des Geschlechts der Jagellonen ward, welche bis 1572 Polen beherrschten. Die Periode der Jagellonen war die glücklichste Zeit für Polen. Durch Hedwigs Heirath ward ganz Litthauen, damals ein

mächtiger Staat, welcher sich bis über Smolensk hinaus erstreckte, christlich und mit Polen verbunden; westlich und nördlich aber beherrschten die Polen Pomerellen, das heutige Westpreußen, einen Theil von Pommern und der Neumark; Ostpreußen war dem Reiche lehnspflichtig, und selbst die entlegenen Provinzen Moldau und Wallachei standen lange Zeit unter polnischem Schutze. Die Krone war erblich und die Erbfolge ungetheilt. Aber mit dem Ende des 15ten Jahrhunderts beginnt der Verfall dieses mächtigen Reiches. Der Adel ward immer mächtiger, schränkte die Gewalt der Könige immer mehr ein, so daß am Ende dieser Periode der königliche Titel nur noch ein leerer Name blieb, und nach dem Tode des letzten Jagello, Sigismunds III., das Reich eine wahre Adelsrepublik geworden war, deren Oberhaupt gewählt und welchem die drückendsten Bedingungen vor seiner Thronbesteigung vorgeschrieben wurden. — In der nemlichen Zeit, als Polen durch Zügellosigkeit und Parteiung des Adels und Ohnmacht seiner Könige schnell seinem gänzlichen Verfalle entgegen ging, that Rußland die ersten, aber mächtigen Schritte, sich aus einer jahrhundertlangen Barbarei und Ohnmacht zu erheben. Auf ihren abenteuerlichen Zügen waren die Skandinavier, hier Waräger oder Wäringer genannt, auch bis in die äußersten Gegenden des finnischen Meerbusens gekommen und hatten ein Verkehr mit den Slaven jener Gegenden angeknüpft. Drei Brüder, skandinavischen Geschlechts, von welchen Rurik der bedeutendste, gründeten hier um das Jahr 862 den Staat von Nowgorod; andre Wäringer drangen tief ins Innere bis an den Dnieper und stifteten den Staat von Kiew; und aus diesen unbedeutenden, von einer geringen Anzahl Fremder gegründeten Staaten erwuchs in der Folge das übermächtige russische Reich. Ruriks Nachkommen herrschten in Rußland bis 1598. Schon unter seinem nächsten Nachfolger Oleg wurden die Staaten von Nowgorod und Kiew vereinigt, und die kühnen Waräger drangen bis Constantinopel vor. Dieser Umstand begründete den frühen Verkehr der Russen mit dem griechischen Reiche, von woher sie daher auch im Anfange des 10ten Jahrhunderts die Kenntniß des Christenthums erhielten, welches Wladimir der Gr. 981 — 1015 in seine schon sehr ausgedehnte Staaten einführte. Das schnelle Wachsthum der russischen Macht ward wie überall in jenen Zeiten, so auch hier, durch die Erbtheilungen der Fürsten verhindert. Wladimir der Gr. theilte sein Reich unter seine 12 Söhne, doch wollte er, daß jedesmal einer dieser Fürsten mit dem Titel Großfürst zu Kiew eine Art von Oberlehnsherrlichkeit behaupten sollte. Unaufhörliche und blutige Fehden waren die Folge dieser Einrichtung, und um den Staat vollends zu zerrütten, drangen 1237 die Mongolen unter Batu Chan, einem Enkel des furchtbaren Dschinkis Chan, in Rußland ein, und unterwarfen sich das ganze Reich nach einigen Siegen. Sie ließen zwar die Großfürsten in ihrer

Würde, aber diese waren ihnen tributpflichtig, gänzlich von ihnen abhängig, und der wahre Herr des Reichs war der Chan von Kaptschak von der goldnen Horde, welche an den Ufern der Wolga und jenseits derselben hauste. Auch die westlichen Nachbarn benutzten den unglücklichen Zustand des Landes, und im 14ten Jahrhundert gingen ganze Provinzen an Litthauen und Polen verloren, die Küsten der Ostsee wurden von den Schwerdtbrüdern beherrscht, und die Stadt Nowgorod behauptete sich als ein mächtiger Freistaat.

Ein ausgezeichneter Fürst, Iwan Wassiliewitsch I., 1462—1502, befreite sein Vaterland von dem schimpflichen Joche der Mongolen und ward der erste Gründer des heutigen Rußland. Schon seit einem Jahrhundert war die Macht der Mongolen durch die Angriffe Timurs, 1378—95, sehr geschwächt worden und ihr Reich war in mehrere kleinere Staaten zerfallen, unter denen die von Kasan, von Astrachan und von der Krimm für die russische Geschichte die wichtigsten sind. Iwan, seine Kraft und die Schwäche der Feinde richtig beurtheilend, verweigerte ihnen 1477 den bisherigen Tribut, unterstützte seine Weigerung kräftig durch die Waffen und unterwarf selbst 1478 das bis dahin so mächtige und gefürchtete Nowgorod; andre kleinere russische Fürstenthümer vereinigte er ebenfalls mit seinem nun schon bedeutenden, über 24000 □ M. umfassenden Reiche. Noch mehr that für die Vergrößerung seiner Staaten der seiner Grausamkeit wegen übel berüchtigte Iwan Wasiliewitsch II., 1534—84. Er eroberte die tatarisch-mongolischen Reiche Kasan und Astrachan, und obgleich durch die Gewalt der Umstände zur äußersten Strenge gegen die übermüthigen Bojaren (Großen) gezwungen, war er der erste Zaar (schon sein Vater hatte diesen Titel angenommen), welcher darauf bedacht war, durch fremde Künstler, Handwerker und Gelehrte seinem Volke einigen Antheil an der europäischen Bildung zu geben. Durch die Eroberung eines großen Theils von Sibirien hatte er sein Reich auf 144,000 □ M. ausgedehnt. Mit seinem Sohne, dem schwachen Feodor, erlosch der Stamm Ruriks 1598. Sein Tod veranlaßte die blutigsten Unruhen während 14 Jahren. Schon während seines Lebens hatte sein Schwager Boris Godunow die Regierung geführt, und man beschuldigte ihn späterhin, daß er einen jüngern Bruder Feodors, Dmitri (Demetrius), ja den Zaar selbst, habe ermorden lassen. Dennoch nahm er nach Feodors Tode den Thron in Besitz, als plötzlich sich die Nachricht verbreitete, der junge Dmitri sey den Meuchelmördern glücklich entkommen und habe sich eine Zeitlang in Polen aufgehalten, wo er nun von vielen Großen förmlich anerkannt wurde. In der That unterstützten ihn die Polen, er brach an ihrer Spitze in Rußland ein, siegte, und ward allgemein als Zaar anerkannt; Boris nahm Gift und starb 1605. Bald aber wendete sich sein Schicksal; das Volk, unzufrieden, daß

er die Polen begünstigte und dem Katholizismus zugethan war, empörte sich in Moskwa, und Dmitri nebst vielen Polen wurden 1606 das Opfer seiner Wuth. Tiefes Dunkel ruht auf seiner Geschichte, indem es zweifelhaft bleibt, ob er, wie Viele glauben, der wirkliche Dmitri gewesen, oder ein Betrüger Namens Otrepiew, welcher die Aehnlichkeit mit dem ermordeten Fürsten geschickt benutzt habe. Nach ihm standen noch 2 falsche Dmitri's auf, welche aber wenig Anhang fanden und bald umkamen. Die Polen verheerten nun das unglückliche Reich; vergebens widersetzte sich ihnen Wasili Schuiskoi 1606—10, bis endlich dem allgemeinen Elend durch die Wahl des Michael Feodorowitsch Romanow, des 15jährigen Sohnes eines Erzbischofs, 1612, ein Ende gemacht wurde. Er mußte den Frieden mit Polen durch Abtretung bedeutender Provinzen erkaufen, erweiterte aber dagegen das Reich durch die Eroberung von ganz Sibirien, so daß er seinem Nachfolger, 1645, über 257,000 □ M. hinterließ. Sein Sohn Alexei, 1645—76, fühlte mehr als irgend einer seiner Vorgänger das Bedürfniß, die rohen Sitten seiner Unterthanen zu mildern, und bahnte so seinem größern Sohne Peter den Weg zu seiner glänzenden Laufbahn. Unter seiner Regierung empörten sich die von den Polen unwürdig behandelten Kosacken am Dnieper und begaben sich unter seinen Schutz; in dem daraus erfolgten Kriege mit Polen verlor dieses mehrere seiner östlichen Provinzen. Der Zaar hinterließ bei seinem Tode ein Reich von 267,000 □ M. — Das unglückliche Polen war indeß tief von seiner ehemaligen Größe herabgesunken und die Krone wurde von dem übermüthigen Adel nach Gutdünken und oft gegen Geschenke und neue Privilegien vergeben. Nach dem Aussterben der Jagellonen ward Heinrich von Valois, ein Bruder Carls IX. von Frankreich, erwählt, 1573; kaum aber hatte er 5 Monate in diesem unruhigen und rohen Lande zugebracht, als er, auf die Nachricht von dem Tode seines Bruders, heimlich entfloh, um als Heinrich III. den französischen Thron einzunehmen. Sein Nachfolger war Stephan Batori, Großfürst von Siebenbürgen, 1575—86, ein allgemein geachteter Held. Dennoch konnte seine kräftige Regierung keine bleibenden Früchte tragen. Unter den Königen aus dem schwedischen Stamme, Sigismund und seinem Sohne Johann Casimir, jener 1587—1632, dieser 1648—69, war Polen im Innern sowohl als in allen seinen Kriegen mit den Russen, Tataren und Türken höchst unglücklich. Der Abfall der saporogischen Kosacken versetzte dem Reiche eine unheilbare Wunde, und durch die Abtretung Lieflands an Schweden, und Preußens an das Haus Brandenburg, wurde Polen beinahe gänzlich vom Meere abgeschnitten. Noch einmal zwar gab das Schicksal den Polen einen großen Fürsten in Johann Sobieski, 1674—96, welcher schon als Kronfeldherr sich gegen die Türken rühmlich ausgezeichnet und als König 1683 die letzte große That in der polnischen

Geschichte, die Befreiung Wiens von den Türken, vollbrachte; aber so weit ging der Undank und die Herrschsucht der polnischen Großen, daß sie nach des großen Königs Tode seines Sohnes nicht gedachten und dafür einen Fremden, Friedrich August, Kurfürsten von Sachsen, welcher, um erwählt zu werden, katholisch geworden war, auf den Thron erhoben. — Das glücklichere Rußland nahte sich dem Zeitpunkte, wo es zum Erstaunen Europa's, durch einen einzigen, aber wahrhaft großen Mann, aus seiner bisherigen Dunkelheit hervorgezogen und zu einer der Hauptmächte der Welt erhoben werden sollte. Zaar Alexei hinterließ 3 Söhne: Feodor, welcher ihm folgte, Iwan und Peter, dessen jüngere Brüder, und eine Tochter Sophia. Feodor schritt in seiner kurzen Regierung, 1676—82, kräftig in die Fußstapfen seines Vaters, und weil der Adelstolz seiner Großen seinen Einrichtungen überall Hindernisse in den Weg legte, hatte er den Muth, ihre sämmtlichen Documente und Diplome, welche ihm der Sitte gemäß zur Bestätigung vorgelegt werden mußten, in ihrer Gegenwart zu verbrennen. Bei seinem Tode ernannte er, wegen Blindheit und Blödsinn Iwans, seinen jüngern Bruder Peter zum Nachfolger. Sophia aber, welche gehofft hatte unter des unfähigen Iwans Namen zu herrschen, erregte zu ihren Gunsten das mächtige Corps der Strelitzen (das erste regelmäßig mit Feuergewehr bewaffnete Corps, welches Zaar Iwan Wasiliewitsch II. gestiftet hatte), und erhielt wenigstens so viel, daß Iwan zum Mitregenten ernannt wurde. Ein Versuch gegen sein Leben zeigte Petern bald deutlich, was er zu erwarten hatte, und es gelang ihm die ehrgeizige Schwester in ein Kloster zu schicken. Nunmehr, da ihm nichts mehr im Wege stand, begann er muthig die lange Reihe neuer Einrichtungen, wodurch er mit eisernem Willen und großer Einsicht sein Volk und sein Reich umzuschaffen gedachte und auch in der That der Schöpfer des neuern Rußlands wurde. Viel verdankte er in seiner Jugend dem Unterricht und dem treuen Rathe des Genfers Lefort; unendlich mehr seinem eigenen überlegenen Geiste. Seine Aufmerksamkeit richtete sich zuerst auf die Verbesserung des Kriegswesens, und unter Lefort's Anleitung bildete er sich ein Regiment nach europäischer Art, in welchem er selbst von unten auf diente. Der zweite Gegenstand seiner rastlosen Thätigkeit war das Seewesen, und auf seinen Befehl wurden die ersten russischen Schiffe zu Archangel erbaut. Ein Krieg mit den Türken gab ihm Gelegenheit seine ersten Versuche zu prüfen, und die Eroberung Asow's, vorzüglich durch neu erbaute kleine Kriegsschiffe erzwungen, feierte er mit Recht durch einen glänzenden Triumpheinzug in Moskwa, 1696. In eben dem Jahre starb der blödsinnige aber gutmüthige Iwan. Nachdem er einen zweiten durch Sophien angezettelten Aufruhr gedämpft und seiner Schwester abermals verziehen hatte, unternahm er nun jene be-

rühmte Reise, auf welcher er die Sitten, Einrichtungen und vorzüglich die Künste und Wissenschaften der gebildeten Völker mit eignen Augen zu sehen und sich anzueignen zur Absicht hatte. In dem zahlreichen Gefolge einer nach Holland geschickten Gesandtschaft verborgen, kam er nach Amsterdam und begab sich bald nach der kleinen Stadt Zaardam, um dort als gemeiner Schiffbauer dieses ihm wichtige Handwerk zu lernen; nebenbei beschäftigte er sich viel mit der Mathematik und besuchte lernbegierig die berühmtesten Gelehrten des Landes. Von hier ging er nach England, wo er eifrig seine Studien fortsetzte und mit großer Freude das ihm gemachte Geschenk einer Fregatte annahm. Von England ging er über Holland nach Wien und hatte die Absicht auch Italien zu besuchen, als ein neuer und größerer Aufstand der Strelitzen ihn zur Rückkehr zwang. Bei seiner Ankunft fand er die Empörer schon geschlagen und in Ketten; Tausende verloren das Leben, das ganze Corps ward aufgehoben und größtentheils nach Sibirien verwiesen; auch diesmal vergab er seiner Schwester, deren Herrschsucht unablässig nach dem Throne strebte. Der nordische Krieg, welcher von 1700—21 Peters ganze Thätigkeit in Anspruch nahm, ist schon großentheils in der schwedischen Geschichte (Th. I. S. 485.) erzählt, daher wir hier nur die mehr russische Seite desselben herausheben. Peters große Plane zur Bildung seines Volks konnten nur gelingen, wenn er demselben durch die Ostsee die Verbindung mit den europäischen Völkern verschaffte. Bereitwillig trat er daher dem Bündniß Polens und Dänemarks gegen den jungen Carl XII. von Schweden bei, um sich der Provinzen Ingermanland und Karelien, welche schon mehrere Male in älterer Zeit russisch gewesen, zu bemächtigen. Im Anfang war er wenig glücklich; seine zahlreichen Heere, welche aber nur zum kleinsten Theile aus geübten Kriegern bestanden, unterlagen mehrere Male bei Narva 1700, bei Clissowa in Polen 1702, und noch öfter den schwächeren aber kriegsgewohnten Schweden. Des günstigen Ausgangs gewiß, benutzte Peter Carls langen Aufenthalt in Polen, wo er an August's Stelle Stanislaus Leszinsky zum König erwählen ließ, und während Carl in Sachsen eingedrungen August zu dem schimpflichen Altranstädter Frieden 1706 zwang, eroberte er die ihm so wichtigen Provinzen und legte 1703 seine künftige Residenz Petersburg und zu ihrem Schutze die Festung Cronslot an. Diese Eroberungen Peters sind auch dadurch merkwürdig, daß er bei der Einnahme von Marienburg in Liefland ein Mädchen von geringem Stande, Catharina, kennen lernte, welche er später heirathete und die seine Nachfolgerin ward. Sein tollkühner Feind, statt diese neuen Erwerbungen anzugreifen, ließ sich durch die Versprechungen Mazeppa's, des Atamans der donischen Kosacken, welche er zum Abfall entschlossen glaubte, verleiten, in die öden Gefilde der Ukraine vorzudringen, wo er den indeß geschla-

genen Mazeppa mit geringer Mannschaft antraf und endlich bei Pultawa 1709 den 8. Juli eine gänzliche und entscheidende Niederlage erlitt. Liefland und einige Theile von Finnland konnten nun den Waffen Peters nicht widerstehen. Stanislaus Lesczinsky, von seinen mächtigen Gegnern gedrängt, mußte zuerst nach Schweden und von da nach Frankreich fliehen, und August bestieg den polnischen Thron aufs neue. Carl hatte indeß die Türken zum Kriege gegen den Zaar gereizt, und dieser war mit seinem Heere durch die Moldau an den Pruth gezogen, wo er an allen Lebensbedürfnissen Mangel leidend und von allen Seiten eingeschlossen in die mißlichste Lage gerieth. Durch große Geschenke und Versprechungen Catharina's ward der Großvezier zwar gewonnen; Peter mußte aber den Frieden und die Rettung des Heers, 1711, mit der ihm höchst empfindlichen Abtretung Asow's erkaufen. Der Krieg der Verbündeten gegen Schweden ward zwar noch lange fortgesetzt, aber mit wenig Thätigkeit betrieben; indeß eroberte Peter beinahe ganz Finnland und hatte die Freude, selbst zur See zu siegen, wofür er von seinem Admiralitäts-Collegium zum Vice-Admiral ernannt wurde; denn auch im Seewesen hatte Peter von den untersten Stufen an dienen wollen. Schon hatten Carl und Peter sich einander genähert und wären wahrscheinlich Verbündete geworden, als Carls Tod und die innern Parteiungen Schwedens den Krieg noch einige Jahre verlängerten, wobei die ganze schwedische Küste mehrere Male von den Russen verwüstet wurde; der 1721 abgeschlossene Friede zu Nystadt bestätigte Petern in dem Besitz von Liefland, Esthland, Ingermanland, Karelien und eines Theils von Finnland, und bald darauf nahm er 1722 den Titel „Kaiser aller Reußen" an. Schon früher und noch während des Krieges hatte er verschiedene Reisen nach Carlsbad und Pyrmont zur Wiederherstellung seiner Gesundheit gemacht, und hatte auch Paris besucht. Bei seiner Rückkehr von diesem letzten Orte 1717 sah er sich genöthigt, seinen einzigen Sohn Alexei, aus einer frühern Ehe, welcher, von roher und wilder Gemüthsart, laut alles tadelte, was sein Vater gethan und Rußland wieder in die alte Barbarei zurück zu stürzen drohte, vor ein Gericht zu stellen, welches ihn zum Tode verurtheilte. Er ward 1718 enthauptet. Die letzten Jahre des großen Kaisers erfüllten ein Krieg mit Persien, wodurch er einige Provinzen am caspischen Meere erwarb, und viele vortreffliche Einrichtungen im Innern, worunter sich die Anlage mehrerer Kanäle, vieler Fabriken, die Errichtung der Akademie der Wissenschaften und vieler Schulen, besonders auszeichnen. Nach jahrelangem Leiden an einem Blasenübel starb Peter den 8. Februar 1725, ohne einen Nachfolger ernannt zu haben, in seinem Alter von 53 Jahren. Seine Gemahlin Catharina I., von dem mächtigen Günstling des verstorbenen Kaisers, Fürsten Menczikow, unterstützt, bestieg ohne Wider-

stand den Thron, obgleich ein Sohn des unglücklichen Alexei lebte. Sie starb bald, 1727, nur 38 Jahre alt, und der junge unbedeutende Peter II. folgte ihr, mit dessen 1730 erfolgtem Tode der Mannsstamm des Geschlechts Romanow ausstarb. Eine mächtige Partei übertrug nun die Krone der verwittweten Herzogin von Curland, Anna, Tochter des blödsinnigen Iwans, Peters Bruder, unter deren Regierung, 1730 bis 40, ihr Liebling Johann v. Biron zwar kräftig nach außen, aber mit großer Strenge und Grausamkeit im Innern herrschte. Nach August's II. Tode, 1733, ward Stanislaus Lesczinsky, dessen Tochter Ludwig XV. geheirathet hatte, auf Betrieb des französischen Hofes, wieder auf den polnischen Thron gerufen. Bald aber mußte er seinem Gegner August III. von Sachsen weichen, entkam mit genauer Noth aus dem von den Russen hart bedrängten Danzig, und entsagte 1735 allen Ansprüchen auf Polen gegen den lebenslänglichen Besitz des Herzogthums Lothringen, dessen Bewohner er bis an sein spätes Ende, 1766, beglückte. Die Kaiserin vermählte ihre Schwester-Tochter Anna mit Anton Ulrich, Herzog von Braunschweig-Bevern, und deren Sohn Iwan bestimmte sie zu ihrem Nachfolger; allein kaum war die Regierung im Namen des unmündigen Kindes ein Jahr lang geführt worden, als 1741 Elisabeth, die Tochter Peters des Gr., mit Hülfe der für sie gewonnenen Garden sich des Throns bemächtigte. Die Eltern des Kaisers wurden mit ihren Anhängern verwiesen, der unglückliche Iwan selbst auf die Festung Schlüsselburg gebracht, wo er noch 24 Jahre lebte. Unter den Verwiesenen befand sich auch der wackere, schon unter Peter dem Gr. ausgezeichnete Feldmarschall Münnich. Elisabeth, von Günstlingen beherrscht, entfernte die verdienstvollen Ausländer, denen Rußland bisher so viel verdankte. Zu ihrem Nachfolger bestimmte sie ihrer Schwester Anna Sohn, Peter, Herzog von Holstein-Gottorp. welchen sie mit der Prinzessin Sophie Auguste von Anhalt-Zerbst, bei ihrem Uebertritt zur griechischen Kirche Catharina genannt, vermählte. Dieser, ein großer Freund und Bewunderer Friedrichs des Großen, bewirkte durch seinen Einfluß, daß die russischen Heere im 7jährigen Kriege weniger nach dem Willen der auf den König erbitterten Kaiserin, als nach dem seinigen verfuhren, und kaum war Elisabeth am 5. Jan. 1762 gestorben, als Peter III. sogleich dem Könige Preußen zurückgab und ein Freundschaftsbündniß mit ihm schloß. Alle unter der vorigen Regierung Verbannte, auch der 80jährige Münnich, wurden zurückgerufen, und alles kündigte an, daß der Kaiser sein Heer und sein Reich, mit allzugroßer Verachtung des Bestehenden, auf deutschen Fuß zu setzen gedächte. Es bildete sich daher bald gegen ihn eine zahlreiche und mächtige Partei aus den unzufriedenen Großen, dem Heere und der Geistlichkeit; seine Gemahlin Catharina, mit welcher er im höchsten Grade gespannt war und welche

er zu verstoßen gedachte, kam ihm zuvor, benutzte kühn und geschickt die ihr günstigen Umstände, und ward, während ihr Gemahl unthätig und schwankend in dem Schlosse Oranienbaum verweilte, in Petersburg am 9. Jul. 1762 als Catharina II. zur Kaiserin ausgerufen. Peter III. unterwarf sich unmännlich seinem Schicksale, und sein nach wenigen Tagen erfolgter Tod ward einer Hämorrhoidalkolik zugeschrieben. Eben so traurig war das Schicksal des unglücklichen Iwan, welcher schon über 20 Jahre in Schlüsselburg gefangen saß; ein Versuch ihn zu befreien und ihn der Kaiserin entgegen zu stellen, ward von den ihn bewachenden Offizieren durch seinen Tod vereitelt. Catharina's Regierung, 1762 bis 96, ist durch große Siege, großen Ländererwerb und manche treffliche Einrichtung im Innern des Reiches ausgezeichnet; nur wurden die meisten Dinge glänzend und eifrig begonnen, aber selten mit Beharrlichkeit vollendet. Kaum hatte die Kaiserin den Thron bestiegen, als der Tod August's III. von Polen ihr Gelegenheit gab, die Krone ihrem Günstlinge Stanislaus Poniatowski zu verschaffen. Die Unruhen, welche auf diese Ernennung folgten und wobei russische Truppen die türkische Gränze verletzt hatten, verwickelten Rußland in lange und zum Theil glänzende, aber unendlich blutige und kostspielige Kriege mit der Türkei. Anfänglich wenig glücklich, drangen später die Russen siegreich in die Moldau und Wallachei bis über die Donau vor. Zu gleicher Zeit umsegelte eine russische Flotte unter Orlow Europa, um die Türken im Archipel anzugreifen und die Griechen zum Aufstand zu reizen. In der That ward auch die türkische Flotte geschlagen und in der Bay von Tschesme, an der Küste von Kleinasien, 1770 verbrannt, und die aufgestandenen Griechen hatten sich schon des Peloponnesus bemächtigt, aber diese Vortheile wurden nicht mit Nachdruck verfolgt, und die nicht unterstützten Griechen mußten sich bald dem Joche wieder unterwerfen. Von der andern Seite hatte der Verkehr mit den Türken die Pest in die russischen Heere gebracht, welche mit unglaublicher Schnelligkeit ihre Verwüstungen bis Moskwa verbreitete, und ein kühner Kosack, Pugatschew, erregte 1773 einen furchtbaren Aufruhr, welcher sich vom Jaik und der Wolga bis in die Nähe von Moskwa ausdehnte und nur in Strömen von Blut erstickt werden konnte, so daß der Friede von Kutschuk-Kainardschi 1774, welcher dem Reiche Asow und mehrere Punkte am schwarzen Meere, die freie Schifffahrt auf den türkischen Meeren verschaffte und die Krimm von Rußland abhängig machte, unter diesen Umständen höchst erwünscht kommen mußte. Während der Zeit hatten die furchtbarsten Unruhen und der greulichste Bürgerkrieg das unglückliche Polen verwüstet, und als man es hinreichend entkräftet glaubte, erklärten die 3 benachbarten Mächte, Rußland, Oestreich und Preußen, daß sie zur Sicherung ihrer Gränzen alte Ansprüche an einige polnische Provinzen geltend machen müßten;

das war die erste Theilung Polens 1772. Eine zweite erfolgte 1793, als eine neue und billigere Verfassung für das Reich vorgeschlagen, vom Volke mit großem Beifall zwar aufgenommen, aber von einem Theile des an Rußland verkauften Adels verworfen worden war. Seitdem verließen die Russen Polen nicht mehr, und der Aufstand in Warschau, wobei ein großer Theil der russischen Besatzung umkam, war das Zeichen zum letzten verzweifelten Kampfe, in welchem der edle Kosziusko, in der Schlacht bei Madziejewyze am 10. Oct. 1794 geschlagen und gefangen, sein Schicksal mit Recht das Ende Polens nannte. Die blutige Erstürmung Praga's durch Suwarow endete den Krieg, und die letzte Theilung 1795 vertilgte Polen aus der Reihe der Staaten. Der ohnmächtige König ging nach Petersburg, wo er bis 1798 von einer russischen Pension lebte. Die Kaiserin, nachdem sie noch die Krimm 1782 und das Herzogthum Curland 1795 ihrem Reiche einverleibt, starb bald nach der letzten Theilung Polens, 1796. Ihr Sohn und Nachfolger Paul I., 1796—1801, war von seiner eifersüchtigen Mutter von aller Kenntniß der Geschäfte entfernt gehalten worden und hatte seine Jugend unter dem herbesten Druck und von Aufpassern umgeben traurig verlebt. Diese Erziehung hatte seinen ursprünglich redlichen und edlen Sinn verdorben, und ihn finster, verschlossen, argwöhnisch und höchst jähzornig gemacht. Er wollte aufrichtig das Beste seines Volks, aber seine Unkenntniß der Welt und sein finsterer Argwohn ließen ihn meist verkehrte, oft höchst tyrannische Maaßregeln ergreifen. Eben so schnell in politischen Angelegenheiten, als im gewöhnlichen Leben seine Ansichten verändernd und von Aufwallungen und Launen beherrscht, sendete er 1798 Suwarow mit 100,000 Mann nach Italien gegen die Franzosen; als aber dieser Feldherr, siegreich in Italien, in der Schweiz war geschlagen worden, glaubte der Kaiser sich von seinen Verbündeten verrathen, zog 1799 seine Truppen zurück, und wenig fehlte, so hätte er sich mit dem ihm schmeichelnden Napoleon verbunden. Ganz Rußland seufzte unter dem Joch einer furchtbaren Polizei, wodurch er das Eindringen und die Verbreitung französischer Grundsätze verhindern wollte; eine ängstliche Censur zerstörte allen geistigen Verkehr, und die lästigsten Vorschriften für Kleidung und Betragen sollten die Unterthanen vor jedem Scheine der Theilnahme an neueren Grundsätzen warnen und sie an die unumschränkte Gewalt des Herrschers erinnern. Es fehlte in der That nicht an Spuren einer wahren Geistesverwirrung des unglücklichen Monarchen, und unter diesem Vorwande wollten einige Verschworne in der Nacht vom 23. März 1801 den Kaiser zwingen, zu Gunsten seines Sohnes abzudanken; sein heftiger Widerstand führte seinen Tod herbei. — Die Regierung des Kaisers Alexander, 1801 bis 1. Dezember 1825, wird ewig in den Annalen Rußlands unvergeßlich bleiben. Alles was edler,

menschenfreundlicher Sinn, rastlose Thätigkeit mit unbeschränkter Macht verbunden, zum Besten eines Volkes auszurichten vermögen, das hat er für sein Volk gethan, welches durch ihn Riesenschritte in der Bildung gemacht hat. Zeitlebens war er darauf bedacht, das Loos der unglücklichen Bauern seines weitläuftigen Reiches zu mildern, die Verwaltung einfacher und sicherer zu machen, die Finanzen zu ordnen, das Heer auszubilden, Manufacturen und Handel zu begünstigen, Straßen- und Kanalbau zu befördern und durch Verbesserung der höheren und niederen Schulen eine menschlichere Bildung unter das Volk zu verbreiten. Und vieles, was nur unter den gegebenen Umständen möglich war, hat er erreicht. Auch in seinen politischen Verhältnissen zeigte er unerschütterliche Festigkeit in Gefahren und große Mäßigung und Edelmuth im Siege. Sein persönlicher Charakter hat gewiß nicht wenig zu dem glücklichen Ausgange der großen Kämpfe der Jahre 1812—15 beigetragen, an welche wir hier nur erinnern können, da sie ausführlich in der Geschichte Frankreichs und Deutschlands schon erzählt worden sind. Dennoch soll in seinen letzten Lebensjahren sich eine bedenkliche Verschwörung Andersgesinnter gegen ihn gebildet haben, deren Spuren bei seinem am 1. December 1825 zu Taganrog erfolgten Tode nur allzudeutlich hervortraten. Er hatte, im Einverständniß mit seinem Bruder Constantin, nicht diesen, sondern seinen zweiten Bruder Nikolaus, den jetzt regierenden Kaiser, zu seinem Nachfolger bestimmt. Da aber diese Verfügung nicht öffentlich bekannt gemacht worden war, so benutzten Uebelgesinnte diesen Umstand, um einen Theil der in Petersburg liegenden Truppen zu verleiten, daß sie den Großfürsten Constantin zum Kaiser ausriefen, um dann, wenn dies gelungen wäre, ihre weiteren, zum Theil verruchten Absichten durchzusetzen. Der Plan scheiterte aber an der Festigkeit des Kaisers Nikolaus, so wie an der Treue der meisten Truppen, doch konnten die Unruhen nicht ohne Blutvergießen gedämpft werden. Dem jetzigen Kaiser war es vorbehalten, den lang gehegten Wunsch seines Volkes zu befriedigen, seinen von den Türken bedrängten Glaubensbrüdern, den Griechen, zu Hülfe zu kommen. Ein Krieg mit Persien ward 1826 bis 27 durch die Eroberung von Eriwan schnell beendigt. Schwieriger war der Kampf mit der Pforte. Der Aufstand der Griechen hatte den Sultan mißtrauisch gegen die europäischen Mächte und besonders gegen Rußland gemacht; jahrelang ward nicht ohne Bitterkeit über die Nichterfüllung früherer Friedensschlüsse geklagt und gestritten, und die Schlacht bei Navarin 1827, in welcher die türkisch-ägyptische Flotte von den vereinigten Flotten Englands, Rußlands und Frankreichs vernichtet ward, mußte die Mißverhältnisse aufs Höchste steigern. Im Jahr 1828 begannen die Feindseligkeiten. Die Russen besetzten schnell die Moldau und Wallachei, eroberten einige kleinere Donaufestungen, konnten indeß erst

im Juni die Donau überschreiten. Hier hatten sie von der einen Seite das unangreifbare Lager bei Schumla vor sich, von der andern die Festung Varna; diese wurde nach einer blutigen Belagerung im September erobert; allein Mangel und Krankheiten nöthigten die Russen wieder über die Donau zurückzugehen, nachdem sie durch Krankheiten einen sehr bedeutenden Menschenverlust erlitten hatten. Der folgende Feldzug 1829 war glänzender: der neue Feldherr Diebitsch schlug den aus seinem verschanzten Lager unvorsichtig herausgekommenen Großvezier, ging im Juli ohne bedeutende Gefechte über den Balkan, wofür ihm der Beiname Sabalkanski ertheilt ward, und zog am 20. August in Adrianopel ein. Von hier aus bedrohte er die Hauptstadt, so daß der Sultan sich genöthigt sah, am 14. Sept. einen, unter solchen Umständen noch sehr leidlichen Frieden zu schließen, wodurch nur einige Bezirke in Asien am Kaukasus verloren gingen, die Moldau und Wallachei unter russischen Schutz gestellt, und die Unabhängigkeit Griechenlands von der Pforte anerkannt wurde. Ein Jahr nach diesen rühmlichen Kriegsthaten hatte Rußland den traurigen Kampf mit den, wie oben schon erwähnt, am 29. Nov. 1830 aufgestandenen Polen zu bestehen. Weniger glänzend und entscheidend zeigten sich hier die Talente des Feldmarschalls Diebitsch. Nach mehreren zum Theil unentschiedenen, zum Theil nachtheiligen Gefechten siegte er zwar bei Ostrolenka, starb aber bald nachher an der in diesem Jahre, 1831, ganz Rußland, Polen und Preußen verheerenden Cholera. Seinem Nachfolger Paskewitsch gelang es, nachdem er die Weichsel nahe an der preußischen Gränze überschritten, Warschau von seiner schwächsten Seite anzugreifen und nach einem blutigen Kampfe zu erobern, wobei jedoch das Gefecht durch einen Waffenstillstand beendigt wurde, so daß die Stadt wenigstens nicht unmittelbar die Gräuel einer feindlichen Eroberung erfuhr. Die Ueberbleibsel des polnischen Heeres, so wie die Festungen Modlin und Zamosc, unterwarfen sich bald nachher.

XII. Der Freistaat Krakau.

Dieser neue, auf dem Wiener Congreß 1815 gebildete Freistaat, der einzige Ueberrest der ehemaligen Republik Polen, liegt am linken Ufer der Weichsel zwischen dem heutigen Polen, Schlesien und Galizien, und umfaßt auf 21 □ M. 118,000 Einw., worunter an 7000 Juden. Er zählt 2 Städte, 1 Marktflecken und 77 Dörfer und Weiler. Die Verfassung ist ganz republikanisch; die Repräsentanten der Gemeinden, in Verbindung mit denen des Domcapitels und der Universität, ernennen die Mitglieder des Senats, welcher die vollziehende Gewalt übt. Alle Bürger genießen gleicher Rechte, alle Beamten sind verantwortlich, alle Religionsparteien haben gleiche bürgerliche Rechte. Der Staat und die Verfassung stehen unter dem Schutze der drei benachbarten Mächte, welche das Gebiet des Freistaats auf immer für neutral erklärt haben, so daß es nie von fremden Truppen darf bedroht oder gar besetzt werden.

Die Stadt Krakau liegt unter 50° 3′ größtentheils auf dem linken Ufer der Weichsel am Einfluß der Rudawa. Sie besteht aus 4 Theilen: die eigentliche Stadt, deren Wälle und Gräben in Spatziergänge verwandelt worden sind, enthält auf dem Felsenhügel Wawell an der Weichsel die weitläuftigen Ueberreste des Schlosses der ehemaligen Könige, welches mit Befestigungen umgeben einer eignen kleinen Stadt gleicht. In seinem Umfange befindet sich die schöne alte Domkirche, in welcher ehemals die Krönung der polnischen Könige geschah. Sie enthält viele Denkmähler berühmter Männer und aller Könige aus dem Stamme der Piasten, alle Jagellonen und, mit Ausnahme Heinrichs von Valois, alle freigewählte Könige, bis auf August II. Merkwürdig sind besonders die Grabmähler des h. Stanislaus, des großen Johann Sobieski, und jetzt auch der Generale Koszjusko und Dombrowski. Außerdem besitzt Krakau noch mehrere schöne Kirchen, namentlich die Marien- oder Stadtkirche, nach dem Muster der Stephanskirche in Wien erbaut, sie hat schöne gemalte Fenster und einen ausgezeichneten Thurm; die ehemalige Jesuitenkirche und die neuere St. Annenkirche, in welcher ein marmornes Denkmahl des Kopernikus sich befindet. Zur Seite des Schlosses liegt die Vorstadt Stradom, an der Weichsel, und nördlich von der Stadt die Vorstadt Kleparz, worin der bischöfliche Pallast liegt. Dem Schlosse gegenüber, auf einer Weichselinsel, liegt die Vorstadt Casimierz, von Casimir dem Gr. angelegt und mit Mauern

umgeben. Sie enthält die von eben dem Könige 1343 angelegte Universität; mit einer Sternwarte, einer ansehnlichen Bibliothek und einem botanischen Garten. Der auf dem rechten Weichselufer liegende Flecken Podgorze ist schon österreichisch. In älteren Zeiten, wo Krakau die Residenz der Könige war, zählte sie über 70000 Einwohner, jetzt etwa 25000; doch zeichnet sie sich durch Wohlstand, eine Folge des bedeutenden Handels, durch Reinlichkeit, Liebe zu den Wissenschaften und Bildung vor allen ehemaligen polnischen Städten vortheilhaft aus. Westlich ¼ M. von der Stadt ist auf dem Berge Bronislawa durch die Einwohner von Krakau, von 1820—23, ein 120 F. hoher Hügel aufgeschüttet worden, auf dessen Gipfel ein Denkmahl Kosziusko's errichtet werden soll.

B. Asien.

Namen. Lage. Gränzen. Größe.

Im Osten von Europa und Afrika nimmt Asien, der größte aller Erdtheile, die ganze östliche Hälfte der alten Welt ein. Der Ursprung des Namens Asia, welcher den Griechen schon vor den Zeiten Herodots bekannt war, ist durchaus ungewiß. Einige leiten ihn von einem semitischen Worte her, welches Mitte bedeutet, weil dieser Erdtheil zwischen Europa und Afrika in der Mitte liege; Andere von einem Worte der nemlichen Sprache, welches Feuer, Licht, Aufgang der Sonne bedeutet; noch Andere, und wohl am wahrscheinlichsten, von einer Stammsylbe As der ältesten indischen Sprachen, welche so viel als Höhe und Wohnsitz andeute, weil Asien in der That nicht allein die höchsten Gegenden der Erde umfaßt, sondern auch, nach dem Zeugniß aller Geschichte, der älteste Stammsitz, die Wiege des Menschengeschlechts und aller Cultur gewesen. — Asien ist beinahe von allen Seiten vom Meere umflossen; nördlich wird es von dem nördlichen Eismeere bespült, welches hier mehrere übrigens wenig bekannte Meerbusen am Ausfluß der Riesenströme jener Gegend bildet, als der des Ob, des Jenisei, der Lena u. s. w.; östlich wird Asien von dem großen östlichen Ocean, auch wohl das stille Meer genannt, umflossen, welches an den Küsten den anadyrschen Meerbusen, das Meer von Kamtschatka, das ochotzkische Meer, das japanische Meer und den großen Meerbusen Hoang-Hai oder das gelbe Meer bildet; in Südost berührt Asien das chinesische Meer, worin die Meerbusen von Tunkin und von Siam; im Süden liegt das indische Meer, welches zwischen beiden indischen Halbinseln den Meerbusen von Bengalen, zwischen der westlichen Halbinsel und Arabien aber das arabische Meer bildet, aus welchem abermals zwei tief ins Land dringende Meerbusen sich nach NW. erstrecken: der persische Meerbusen nemlich, zwischen Persien und Arabien, und der arabische Meerbusen oder das rothe Meer, zwischen Arabien und Afrika; im Westen endlich berührt Asien das mittelländische Meer, dessen

einzelne uns schon bekannte Theile das ägäische Meer, die Straße der Dardanellen oder der Hellespont, das Meer von Marmara oder die Propontis, die Meerenge von Constantinopel oder der Bosporus, das schwarze Meer (Pontus Euxīnus der Alten) und das asowsche Meer sind. Die ausgezeichnetsten Vorgebirge sind im Norden: das Vgb. Taimura unter 78° N. B.; im N. O. Tschuktschkoi-Noß unter 64° N. B; im S. das Vgb. Romania, unter 1° 18′ N. B., die Südspitze der Halbinsel Malakka und überhaupt die südlichste Spitze des festen Landes von Asien; das Vgb. Comorin, die südlichste Spitze der westlichen Halbinsel. Mit Afrika hängt Asien nur durch eine ziemlich schmale Landzunge, an der nördlichsten Spitze des arabischen Meerbusens, bei Suez zusammen. So genau diese Gränzen von der Natur selbst bezeichnet sind, so schwierig ist die wahre Gränze zwischen Europa und Asien anzugeben; im N. werden zwar allgemein der Ural und dessen Fortsetzung die werchoturischen Gebirge als Gränze angenommen, südlicher aber, wo sie sich in unübersehbare Steppenflächen mit sehr unbedeutenden Erhöhungen nach dem caspischen und schwarzen Meere senken, wird bald die Wolga und der Don, bald Wolga und Kaukasus, bald die zwischen Don und Wolga streichenden unendlich unbedeutenden Erhöhungen zur Gränze genommen. Wir haben uns, doch ohne dies für eine Naturgränze auszugeben, des Don- und Wolga-Laufes als Gränze bedient. Nach diesen verschiedenen Bestimmungen weichen natürlich auch die Angaben des Flächeninhalts von Asien bedeutend von einander ab und schwanken zwischen 7 bis 900,000 □ M., so daß man 800,000 □ M. als der Wahrheit am nächsten kommend annehmen kann. Das feste Land von Asien erstreckt sich vom 1° 18′ bis zu 78° N. B. und vom 44° bis zum 208° östl. L.; die Inseln aber im Süden von Asien reichen bis 11° südlicher Br.. Noch weniger ist es bei der Beschaffenheit und den politischen Verhältnissen der Länder dieses Erdtheils möglich, die Zahl seiner Bewohner auch nur annähernd zu bestimmen, und die Angaben darüber schwanken, auf bloße Vermuthungen und ungefähre Schätzungen gegründet, zwischen 340 und 550 Millionen. Nahe an 500 Millionen möchte Asien indeß wohl enthalten.

Gebirge und Gewässer.

Hier, wie bei den folgenden außereuropäischen Erdtheilen, wo des Unbekannten ungleich mehr ist, als des wahrhaft Bekannten, werden wir uns bemühen, jedesmal in der Einleitung ein möglichst vollständiges Bild von der Oberfläche des ganzen Erdtheils, so weit sie durch Berge, Hochebenen und Ströme angedeutet ist, zu entwerfen, um künftige Wiederholungen zu vermeiden und bei der Betrachtung der einzelnen Länder den dadurch ge-

nommenen Raum zur genauern Beschreibung des Klima, der Producte und der Bewohner zu benutzen.

Das ganze innere Asien von den Ufern des schwarzen Meeres bis zu den Küsten des östlichen Oceans und im Ganzen genommen zwischen dem 30sten und 50° N. B. bildet ein nirgends durch tiefe Thäler durchschnittenes zusammenhängendes Hochland, Plateau, dessen höchster Theil, der östliche, zwischen dem 90sten und 130° O. L. sich befindet; der westliche Theil steigt in mehreren Stufen, Terrassen, bis zum mittelländischen Meere herab. Ueberall ist der Rand dieser Hochebene mit mehr oder minder hohen Gebirgen besetzt, welche oft nur eine mäßige Erhebung über die Hochebene zeigen, dagegen aber, vom Meere aus betrachtet, oft in vielen über einander sich erhebenden Gebirgsreihen zu einer außerordentlichen Höhe emporsteigen, so daß wahrscheinlich hier sich überhaupt die höchsten Punkte der Erdoberfläche befinden. Alle die unzähligen und zum Theil höchst bedeutenden Ströme Asiens verdanken ihren Ursprung diesem Gebirgsrande, dessen verschiedene Reihen sie in wilden Stürzen durchbrechen, bis sie die niederen Gegenden, die sich nach dem Meere senken, erreichen. Das Hochland selbst hat keinen einzigen bedeutenden Strom, und die wenigen Flüsse desselben versiegen entweder bald im Sande, oder ergießen sich in Binnenseen. — Wir betrachten zuerst den östlichen Theil dieser Hochebene, welche im Ganzen eine Erhebung von 6—10000 Fuß über das Meer haben mag, und daher eine wenig bewohnte, baumlose, den heftigsten Stürmen ausgesetzte, sehr kalte Gegend ist; ob sie im Innern von Gebirgszügen durchsetzt werde, ist nicht mit Gewißheit zu sagen, wenn gleich wahrscheinlich. Den nördlichen Theil dieses Plateaus haben wir schon bei Rußland (S. 4.) kennen gelernt. In der Mitte desselben erreichen die Gebirge die größte Höhe, das ist der große Altaï, d. h. Goldberg; eine nördlichere, niedrigere Stufe dieses Randes ist der kleine Altaï, welcher das kolywansche, das kuznezkische und das sajanische Erzgebirge umfaßt; weiter nach Osten werden die Gebirge niedriger, wie das Changaï-Gebirge und die unbedeutenden Erhebungen des nertschinskischen und jablonoïschen Gebirges. Auch die sich westlich an den Altai schließenden Gebirge werden immer unbedeutender, so das songarische Gebirge; nordwestlich aber verliert sich das Gebirge in die ganz unbedeutenden Höhen des sogenannten alginskischen Gebirges und des Obtschei-Syrt bis zum Ural. Weit bedeutender ist das südlich vom Altai, zwischen den 40sten und 45° N. Br. und dem 90° bis 110° O. L. von W. nach O. streichende Muz-Tag, d. h. Eisberg, oder Thian-Schan, d. h. Himmels-Geb. Diesem nördlichen Rande entströmen die uns schon bekannten Riesenflüsse, der Ob, der Jenisei, die Lena, die Indigirka und der Anadyr. — Weit weniger bekannt ist der östliche Rand dieser Hochebene,

welcher in unglaublich steilen Abhängen zum japanischen Meere herabfällt. Nur im N. O. wird er von dem ebenfalls schon erwähnten (S. 5.) Amur durchbrochen. Der Amur entspringt im da-urischen Alpenlande aus zwei Quellflüssen, der Ingoda und dem Onon, welche vereinigt Schilka heißen; später, nachdem er noch von S. W. her den sehr bedeutenden Arguin aufgenommen, heißt der Fluß nun Amur, oder Saghalin-Oula, d. h. schwarzer Fluß. — Gegen Südosten dringt der Gebirgsrand überaus steil und wild in mehrere Provinzen von China ein, und hier entströmen ihm zwei der mächtigsten Flüsse Asiens: der Hoang-ho oder gelbe Fluß, von seinem trüben Wasser also genannt. Er überschwemmt oft die weiten Ebenen in seinem untern Laufe, die er wahrscheinlich selbst gebildet, wie er auch das schon jetzt überall seichte gelbe Meer, Hoang-hai, worin er sich ergießt, nach und nach mit seinem Schlamme zu erfüllen droht. Sein Lauf beträgt 430 M., wovon er über 150 durch mehrere Gebirgsketten bricht, und doch ist er in China nur von der 2ten Größe, daher Ho, nicht Kiang genannt. Der zweite und viel größere Fluß des südöstlichen Abhanges ist der Jantse-kiang, d. h. Sohn des Meers, oder blaue Fluß, obgleich auch seine Wasser im untern Laufe trübe sind. Er entspringt aus 2 Quellflüssen unweit des Hoang-ho, durchbricht, wie dieser, viele Gebirgsreihen, und wird die letzten 100 M. seines Laufes so breit, daß man von einem Ufer das andere nicht mehr erblickt; so durchströmt er mehrere bedeutende Landseen, und hat vor seiner Mündung die 20 M. lange, 5 — 6 M. breite Insel Tsong-ming gebildet. An Länge des Laufes übertrifft ihn nur der Maranhon, zur Themse aber verhält er sich wie $15^1/_2$ zu 1, der Hoang-ho hingegen nur wie $13^1/_2$. — Der südliche Rand des Plateaus, im N. der östlichen Halbinsel Indiens, ist uns gänzlich unbekannt, und wir vermögen nicht zu sagen, ob er sich, wie indeß wahrscheinlich, in zusammenhängenden parallelen Zügen bis zur Halbinsel Malakka verbreite. Selbst die sehr bedeutenden Ströme, welche diesem Theile des Südrandes entquellen, kennen wir beinahe nur an ihrer Mündung, und sind nicht im Stande mit Gewißheit zu sagen, ob jeder ein eigenthümlicher Fluß, oder mancher von ihnen vielleicht nur ein Seitenarm eines oberhalb sich theilenden mächtigen Stromes ist. Man nennt hier mehrere parallel nach Süden fließende Ströme, und zwar werden sie mit sehr verschiedenen Namen belegt; die bekanntesten sind: der Mäkhaun oder Cambodscha, welcher im Lande Cambodscha unter 124° O. L. mündet. Er ist vielleicht nur ein östlicher Arm des Menam, welcher in den Meerbusen von Siam mündet; der Lou-kiang oder Martaban, und der Iravaddy oder Strom von Ava. — Der südwestliche Rand der großen Hochebene, im N. der westlichen Halbinsel, ist der Punkt, wo die asiatischen Gebirge überhaupt

sich am mächtigsten zusammendrängen und am höchsten erheben. Dieser lange Gebirgsrand, von der östlichen Halbinsel bis an die Hochebene Persiens reichend, zieht sich in vielen parallelen Gebirgsreihen von N. W. nach S. O., so daß die nördlichen Reihen die höchsten, die südlichen die niedrigsten sind, an manchen Punkten will man 6 — 7 solcher Parallelen bemerkt haben. Hier herrscht aber noch eine unendliche Verwirrung der Namen, welche vorzüglich dadurch veranlaßt wird, daß diese Namen weniger Eigennamen als Bezeichnungen sind; die meisten bedeuten nichts anders als Schneegebirge, und da beinahe alle Berge dieser Gegenden mit ewigem Schnee bedeckt sind, so finden diese Namen sich in den entferntesten Gegenden überall wieder. Das Ganze dieser ungeheuren Gebirgsmasse bedeckt von W. nach O. an 35 Längengrade, und von N. nach S. 60—70 M., also ein Alpland von 30000 □M. (beinahe 3mal so groß als Frankreich). Am besten unterscheidet man daran folgende 4 Haupttheile: 1) Etwa zwischen dem 95—110° O. L. das Himalaya-Geb. im weitern Sinne, denn im engern versteht man darunter nur den höchsten Theil an den Quellen des Indus und Ganges, wo die höchsten Gipfel Gangautri und Jamautri (unter 31° N. B. und 96—97° O. L.) nahe bei einander liegen; ihre Höhe ist noch keinesweges genau gemessen und die Angaben schwanken zwischen 20 bis 25 ja 26000 F.; weiter östlich unter 101° O. L. der Dawalagiri 26300 F. hoch, und die fast eben so hohen Gipfel Dschawahir unter 97° O. L. und Tschumulari unter 107° O. L. Am nordwestlichen Ende des Himalaya, unter 36° N. B. und 92° O. L., scheinen sich mehrere Gebirgszüge zu vereinigen, wovon nach O. 2) der Karakurum oder Kün-lün, nach N. 3) der Bolor-Tag bis zum Muz-Tag sich zieht; nach W. aber 4) der Hindu-Kosch sich verbreitet. An diesen schließt sich noch weiter westlich, aber weit niedriger, der Paropamisus der Alten oder die Ghaur-Gebirge. Was die Alten unter dem Namen Imaus auch wohl Emodus verstanden, war wohl nicht dieser oder jener bestimmte Theil dieser Gebirge, sondern vielmehr der allgemeine Name der ihnen nur dunkel bekannten Riesengebirge Indiens. — Drei Hauptströme entfließen dem Himalayagebirge. 1) Der Ganges, welcher am südwestlichen Abhange des Gebirges aus 2 Bächen, der nördliche oder rechte der Baghiratha-Ganga, der südliche oder der linke der Alacananda-Ganga, entspringt, vereinigt heißen sie Ganges. Er durchbricht in südöstlicher Richtung lange Zeit die niederen Parallelketten des Himalaya, bis er endlich bey Hurdwar die indische Ebene erreicht und dem bengalischen Meerbusen zuströmt. Er nimmt in seinem langen Laufe 11 große Ströme auf, worunter zur Rechten die Jumnah (Diamuna), zur Linken der Gogra (Agoranis) mit der Dewah die bedeutendsten sind. Funfzig Meilen von seiner Mündung theilt er

sich in 2 Hauptarme, wovon der westliche Hugli heißt, und bildet so ein ungeheures Delta *) von zahlreichen Zwischenarmen durchflossen, welches am Meeresufer 40 M. breit ist. Diese aus zahllosen, mit den dichtesten Wäldern bedeckten Inseln bestehende Gegend, die rechte Heimath der Tiger, Elephanten, Nashörner, Schlangen, ist das wegen seiner verpesteten Luft wenig bewohnte Sunderbund. Die ewigen Veränderungen der Flußbetten machen die Schifffahrt in diesem Labyrinth von Kanälen höchst gefährlich. An Länge des Laufs verhält sich der Ganges zur Themse wie 9½ zu 1. 2) Der Burremputer (auch Bramaputra); er entspringt wahrscheinlich an dem südlichen Abhange der östlichen Verlängerung des Himalaya, und nicht, wie man lange Zeit geglaubt, an dessen nördlichem Abhang weit im Westen in Tibet; jener Strom von Tibet, der Tsampo, welchen man für den Quellfluß des Bramaputra hielt, ist vielmehr wahrscheinlich der obere Lauf des Irawaddy. In seinem untern Lauf wird der Bramaputra auch Megna genannt und vereinigt sich bei seiner Mündung mit dem östlichen Hauptarm des Ganges. 3) Der Sind oder der Indus der Alten, von jeher und ganz naturgemäß als die westliche Gränze Indiens betrachtet. Er entspringt am N. Abhange des Himalaya, im westlichen oder Kl. Tibet, fließt anfänglich mit dem Gebirge parallel in N.W. Richtung, bricht dann zwischen Himalaya und Hindu-Kosch durch, empfängt von der rechten Seite den Kabul, und fließt dann in der Ebene meist in mehrere Arme getheilt beinahe ganz südlich dem arabischen Meere zu; auf der rechten Seite werden seine Ufer von einem hohen, öden Stufenlande begränzt. Von der linken Seite empfängt er 5 Ströme, welche zuletzt vereinigt der Punjund genannt werden. Der westlichste von ihnen ist der Jelum oder Behut, der Hydaspes der Alten, dann folgt der Chinab (Acesines); beide vereinigt nehmen den Rawi (Hydraotes) auf; weiter östlich vereinigt sich der Bejah mit dem sehr bedeutenden Sedledsch oder Sudludsch (Hyphasis), welcher in seinem untern Laufe auch Gharra genannt wird. Auch der Sind bildet ein 30 M. breites, aber baumloses, sandiges und ungesundes Delta an seiner Mündung. Zwischen dem Sind und dem östlichsten Zufluß, dem Sedledsch, wird das von den 5 Strömen durchflossene fruchtbare Land Pendschab genannt, östlicher aber bis zur Jumnah ist niedrige, öde Sandwüste. Dieses niedrige Land, welches sich zwi-

*) Delta nennt man den Landstrich, welchen ein Fluß, der unweit seiner Mündung sich in 2 oder mehrere Arme theilt, mit diesen Armen einschließt, so vorzüglich das Nil-Delta in Aegypten, dann auch jede ähnliche Flußmündung. Der Name ist von dem griechischen Buchstaben D, welcher Delta heißt und diese Gestalt △ hat, entlehnt.

schen Sind und Ganges quer über den Norden der westlichen Halbinsel erstreckt, trennt diese gewissermaßen, gleich einer vom Meere und niedern Boden umgebenen Insel, vom festen Lande Asiens; denn auch das Innere dieser Halbinsel, das eigentliche Dekan, besteht aus einem Gebirgs-Plateau, welches ohne allen Zusammenhang mit den nördlichen Gebirgen nach allen Seiten schroff abfällt. Höchst steil und schroff erhebt es sich längs der westlichen Küste (Malabar) in einer geringen Entfernung von 6—8 selten 14 M. vom Meere, wo es seine höchste Höhe, 8—9000 F. erreicht, das sind die Ghats-Geb., daher auch alle nach W. fließende Bäche nur unbedeutende Waldströme sind. Nach O. zu senkt sich die Hochebene allmählig in verschiedenen Stufen bis auf eine Entfernung von 16—18 M. vom Meere, welches sie nur an einer einzigen Stelle erreicht, und fällt dann erst steil nach der Ebene ab. Der W. Abhang und der höchste Rücken sind trefflich bewaldet, die östlichen Terrassen sind meist nackt und unfruchtbar. Am westlichen Nordrande tritt das wilde und unzugängliche Vindhia-Geb. am weitesten hervor; der östliche Theil des Nordrandes aber ist das kalte unzugängliche Land der Goands. Diese ganze Gebirgsmasse der Halbinsel erreicht aber nicht ganz ihre südliche Spitze; im S. von Mysore ist sie durch einen tiefen, waldigen Einschnitt (Gap) von dem isolirten Gebirge von Trawancore getrennt, welches die südliche Spitze bis C. Comorin einnimmt. Die Flüsse, welche dem Hauptplateau entströmen, sind: die Nerbudda und der Tapty, welche vom nördlichen Abhange des Gebirges südwestlich dem Meerbusen von Cambaya zufließen; nach O. strömen der Mahanuddy, der Godawerry-Ganga, welcher nur 15 M. von der W. Küste entspringt und die ganze Halbinsel von W. bis O. durchströmt, und der Kistna oder Krischna, welcher südlicher die nemliche Richtung nimmt und sich mit dem Godawerry zu einem 30 M. langen, 8—10 M. breiten Delta vereinigt. Die nemliche Bildung wiederholen in kleinerm Maaßstabe die südlicheren Flüsse Pennar und Cavery. — Den Westrand endlich des großen Plateaus vom innern Asien nimmt der Bolor-Tag d. h. Eis-Geb. ein, welches von N. nach S. ziehend sich nach zuverlässigen Nachrichten an den Himalaya anschließt und so die Verbindung im N. mit den Verzweigungen des großen Altai bildet.

Wir kehren nun für einen Augenblick zur großen Hochebene des innern Asiens selbst zurück, ehe wir ihre westlichen Stufenländer betrachten, um die Gewässer derselben kennen zu lernen. Schon oben ist erinnert, daß es ungewiß sey, ob sich Gebirgszüge im Innern befinden; gewiß ist aber, daß auch nicht ein einziger im Innern entstehender Strom ihre Gränzen durchbricht und das Meer erreicht. Sie versiegen meist nach kurzem Lauf im Sande, verlieren sich in Binnenseen, oder bilden große Moräste. Von

diesen Flüssen kennen wir eigentlich keinen einzigen, und was die Charten davon zeigen, ist blos vermuthungsweise aufgestellt. Von den Binnenseen sind uns bekannt: der Koko-Nor unter 36° N. B. 116—18° O. L. unweit der hohen Gebirge des nordwestlichen China und der Quellen des Hoangho; der Lop-See 41° N. B. 108° O. L., in welchen sich ein ziemlich bedeutender, von W. nach O. fließender Binnenstrom, der Jarken, ergießen soll; der Saisan-See, durch welchen der Irtisch fließt, liegt schon auf einer nördlichen niedern Stufe des großen Altai; der Balkasch oder Palkati-Nor, im nordwestlichsten Winkel der großen Hochebene, und mehrere noch weniger bekannte.

Betrachten wir nun den westlichen Abhang des großen asiatischen Hochlandes. Er zerfällt in eine nördliche und eine südliche Hälfte, welche durch die Fortsetzung des Himalaya, Hindu-Kosch und Paropamisus getrennt werden. Die nördliche Hälfte fällt in mehreren wenig bekannten Gebirgsstufen vom Belur bis zu einer tief liegenden wüsten Ebene zum Aral und caspischen Meere hinab, und wird von 2 Hauptströmen bewässert: 1) der nördlicher in den Aral-See fließende Sihon, auch Syr-Deria genannt, es ist der Oxyartes oder Jaxartes der Alten, der äußerste Gränzfluß der alten persischen Monarchie gegen die unwirthbaren Scythen-Regionen; 2) der südlicher ebenfalls in den Aral fließende Gihon oder Amu Deria, der Oxus der Alten, von welchem allgemein behauptet wird, daß er ehemals wenigstens einen Arm dem caspischen Meere zugesendet habe; er ist zwar ein bedeutender Strom, erreicht aber doch nur schwach den Aral, weil er, wie alle Flüsse jener Gegend, sein meistes Wasser in dem lockern Sandboden verliert. Zwischen beiden fließt noch ein sehr wenig bekannter Fluß, der Kisil, in den Aral-See. Dieser See, wie überhaupt die ganze Gegend, gehört zu den uns am wenigsten bekannten der Erde; man weiß nur, daß seine östlichen Ufer seicht und sandig, seine westlichen felsig sind, und höchst wahrscheinlich ist es, daß er ehemals mit dem caspischen Meere so wie dieses mit dem schwarzen Meere zusammengehangen habe; beide sind, nach dem Zeugniß der Eingebornen, auch jetzt noch in einer bedeutenden Abnahme begriffen. (Vergleiche S. 6.). — Die südliche Hälfte des westlichen Abhanges des großen Plateaus bildet die Hochebenen Irans oder Persiens, welche sich ununterbrochen bis an die Gebirge von Kurdistan und Armenien ziehen. Es wird begränzt östlich durch das Soliman- und das Brahui-Geb., welche vom Hindu-Kosch sich südlich am Westufer des Indus bis ans Meer ziehen; nördlich durch den Hindu-Kosch, den Paropamisus, welcher sich nach dem Süduferdes caspischen Meeres zieht und hier wieder, unter dem Namen Elburs, eine bedeutende Höhe erreicht, dann aber durch das Alpland Dilem sich an die Gebirge Armeniens anschließt; im Süden längs den Ufern des persischen

Meerbusens und weiter in nordwestlicher Richtung) am Ostufer des Tigris entlang zieht ein, mehrere parallele Züge bildendes, nach dem Meere schroff abfallendes Gebirge, unter sehr verschiedenen Namen, welches endlich ebenfalls die Hochebene Armeniens berührt. Das von diesem Rande umschlossene Innere ist die im Ganzen etwa 4000 F. hohe, äußerst dürre Hochebene Irans oder Persiens, auf welcher sich kein einziger bedeutender Fluß befindet. Nur dem Westrande entströmen einige Zuflüsse des Tigris. — An ihrer nordwestlichen Ecke hängt die Hochebene Irans mit dem Hochlande Armeniens zusammen, welches hauptsächlich sich zwischen dem schwarzen und dem caspischen Meere erstreckt, südwestlich aber reicht es bis an den Meerbusen von Skanderum. Diese ganze Gegend bildet ein bedeutend hohes (an 7000 F.) Plateau, zu welchem man von Iran aus sanft emporsteigt; ebenso senkt es sich allmählig nach den niederen Terrassen Kleinasiens im Westen. Im N. hingegen fällt es sehr steil ab, ist aber doch durch einen mäßig hohen, von S. nach N. streichenden Gebirgszug, das Moschische Geb. (Montes Moschici), mit dem diesem Nordrande Armeniens parallel laufenden Kaukasus verbunden, welchen wir II. S. 3. beschrieben haben. Dem moschischen Gebirge entströmt nach O. der Kur (Cyrus), welcher viele Zuflüsse vom Kaukasus erhält und unweit seiner Mündung ins caspische Meer den von den höchsten Punkten des armenischen Geb. herabfließenden Aras (Araxes) aufnimmt; nach W., dem schwarzen Meere zu, fließt ebenfalls vom moschischen Gebirge der im Alterthum als die Gränze Asiens und Europa's berühmte Phasis, jetzt Fachs oder Rion. — Der höchste Punkt des armenischen Plateaus ist der weltberühmte, mit ewigem Schnee bedeckte, wenigstens 16000 Fuß hohe Ararat (Abus). Südlich von ihm, aber noch im Gebiete des armenischen Gebirges, liegen die beiden bedeutenden, aber wenig bekannten Alpenseen, westlich der Wan-See (Arsissa) und östlich der Urmia-See (Spauta?). Zwei mächtige Hauptflüsse entströmen den nördlichen höchsten Gegenden Armeniens, deren Quellen benachbart, deren erster Lauf aber in sehr abweichender Richtung sich bewegt, bis beide viele Gebirgsreihen durchbrechen und nun in südöstlicher Richtung sich nähernd und zuletzt sich vereinigend in den persischen Meerbusen fließen: es sind der westlichere Euphrat (Euphrates, im obern Laufe Arsanias und Teleboas) und der östlichere Tigris (Tigris), beide vereinigt heißen an ihrer Mündung Schat el Arab. Der Euphrat entspringt aus 2 Bächen, wovon der südliche Murad heißt, und empfängt noch von der Linken, vom südlichen Abhange Armeniens, den Chabur (Chaboras oder Aborrhas der Alten); er bildet die Ostgränze der syrisch-arabischen Wüste. Die Quellen des Tigris liegen in geringer Entfernung von denen des Euphrat; er umfließt nördlich den Ararat, durchbricht die südli-

chen Abhänge Armeniens und empfängt von O., vom Westrande Irans, den großen und kleinen Zab (der große Lycus und Zabatus, der kleine Caprus), die Diala (Delas) u. a. An ihrer gemeinsamen Mündung bilden sie ebenfalls ein Insel-Labyrinth, deren Trennungs-Kanäle meistens seicht sind und eigentlich nur ein Hauptarm schiffbar für größere Schiffe; auch der persische Meerbusen ist in seinem innersten Theile durch sie verschlämmt. — Der südwestliche Gebirgsrand Armeniens, welcher in der Richtung vom Urmia-See nach dem Meerbusen von Skanderum zieht, hieß bei den Alten der Taurus, sein westlichster Theil aber, nach dem mittelländischen Meere zu, der Amanus, jetzt Alma. Westwärts senkt sich das armenische Plateau, wie schon gesagt, in sanfteren Abstufungen durch ganz Kleinasien dem ägäischen Meere zu, doch so, daß die Südränder dieser Terrassen, dem mittelländischen Meere nahe, sich am meisten erheben und nach S. schroffer abfallen, daher auch die meisten Flüsse Kleinasiens von S. nach N. fließen. Die bedeutendsten sind: der Kisil-Irmak, der Halys der Alten, und der Sakarja, der Sangarius der Alten, welche dem schwarzen Meere zufließen. Nach W. ergießen sich nur zwei etwas bedeutende Ströme: der durch seine Windungen im Alterthum schon sprichwörtlich berühmte Maeander, jetzt Bujuk-Minder, und der Sarabat, im Alterthum Hermus; beide fließen dem ägäischen Meere zu. Im westlichen Theile Kleinasiens erheben sich noch einzelne bedeutende Berge, so nördlicher der Keschisch, der Olympus der Alten, und südlicher der Baba, der Cadmus der Alten. Die Südküste Kleinasiens hat nur unbedeutende Bäche. — Vom Amanus (d. h. von der S. W. Spitze des armenischen Gebirgslandes) zieht sich in südlicher Richtung, am mittelländischen Meere entlang und in geringer Entfernung von demselben, bis an die Gränzen Arabiens ein langer Gebirgszug, das Gebirge von Soristan oder Syrien, auch wohl im Ganzen der Libanon (Libanus) genannt. Es besteht aus 2 parallelen Gebirgszügen, zwischen welchen 2 lange Thäler von S. bis N. sich hinziehen, und in welchen südlich der Jordan, nördlich der Orontes fließen. In der Gegend ihrer Quellen ist das Gebirge am höchsten, und hier unterscheidet man westlich den hohen schneebedeckten Libanon über 9000 F. hoch, östlich den weniger hohen Antilibanon oder Hermon. Die nördliche Fortsetzung desselben bis zum Amanus behält ziemlich überall eine gleiche Höhe von 6—7000 F.; die südliche bis zum todten Meere ist nur etwa 3000 F. hoch. Am Fuß des Libanon entspringt der Orontes, jetzt Aasi, welcher erst nördlich fließt und dann die Gebirgswand durchbrechend sich ganz südwestlich wendet und dem mittelländischen Meere zuströmt. Südlich vom eigentlichen Libanon erhebt sich der oft mit Schnee bedeckte, schön abgerundete Hermon, an dessen Fuß der Jordan, jetzt Arden, entspringt. Dieser fließt

zuerst durch den von reizenden Ufern umgebenen See von Tiberias, jetzt Tabarieh (Lacus Genezareth), durchläuft dann ein ganz wüstes und ödes, tiefes Thal, und verliert sich in das todte Meer, jetzt Ulu-Degnizi (Lacus asphaltitis), dessen Wasser außerordentlich salzig und bitter, und von dessen Ufern alle Spuren der Vegetation verschwunden sind. Der östliche Rand des Jordanthales steigt schroff empor, oben ist nicht unfruchtbare Hochebene, welche sich aber bald allmählig nach O. senkt, und in die große syrisch-arabische Wüste bis an die Ufer des Euphrat verliert. Zu der westlichen Gebirgsreihe, in welcher wir schon den eigentlichen Libanon und den Hermon kennen, gehören noch südlicher der Thabor, in der Gegend des Sees von Tiberias, und westlich, am Ufer des Meeres, der Karmel; jener ist etwa nur 3000 F. hoch, dieser noch bedeutend niedriger.

Es bleibt uns nun noch Arabien zu betrachten übrig, welches durch Sandwüsten und Meere vom übrigen Asien eben so inselartig abgeschnitten ist, als Dekan. Das uns äußerst wenig bekannte Innere wird von einer Hochebene eingenommen, Nedsched, deren höchster Rand der westliche ist, wo er sich hart am Ufer des rothen Meeres in mehreren steilen Bergreihen erhebt. Die Höhe muß ansehnlich seyn, da es oben nicht selten friert. Nach O. neigt es sich zwar etwas, fällt aber immer noch steil an die Ufer des persischen Meerbusens hinab, gegen N. hingegen verliert es sich sanft in die große syrisch-arabische Wüste. Ob der westliche Gebirgsrand mit den Gebirgen am todten Meere zusammenhänge, ist nicht genau bekannt. Die ganze Halbinsel hat keinen einzigen Fluß, nur unbedeutende, meist im Sommer ganz versiegende Küstenbäche und sogenannte Wadi's, d. h. Bergschluchten, in welchen nur zuweilen Regenwasser oder auch wohl ein schwacher Bach fließen.

Zwischen Arabien und Afrika erhebt sich das isolirte Plateau des Berges Sinai, welches von den beiden äußersten Spitzen des arabischen Meerbusens: Bahr el Kolzum (das Schilfmeer) (Sinus Heroopolites) im W., und dem Bahr el Akaba (das Meer am Ende) (Sinus Aelaniticus) im O. eingeschlossen wird. Das Gebirge erhebt sich schroff im S. am Ufer des Meeres; der Sinai und Horeb oder Catharinen-Berg sind die höchsten Gipfel. Nach N. senkt es sich allmählig und verliert sich in die flache Wüste der Landenge von Suez. Deutliche Spuren zeigen, daß das Meer ehemals mehrere Meilen weit tiefer nach N. ins Land gedrungen sey.

Allgemeines.

Asien ist nächst Europa für uns unstreitig der interessanteste Erdtheil, sowohl in Hinsicht auf die Natur, als auf die Geschichte. Mehr als 4mal so groß als Europa reicht Asien mit seinen nördlich-

sten Gegenden in die erstarrten, mit ewigem Eise bedeckten Polar-Regionen, während sein südlicher Fuß sich in die heißen und fruchtbaren Gegenden der Tropenländer taucht, und umfaßt in seinem weiten Umfange mehr als eine wahrhaft paradiesische Gegend, dergleichen die übrigen Welttheile an Milde des Klima und an üppiger Fruchtbarkeit nichts ähnliches aufzuweisen haben. An Reichthum der Producte kann sich kein anderer Erdtheil mit Asien messen; zwar hat es nicht die ungeheure Vegetation von Amerika, sein größter innerer Raum ist selbst dem Baumwuchs entschieden ungünstig, dagegen aber bringt es viele ihm allein eigenthümliche Producte hervor, welche bis jetzt jedem Versuche der Verpflanzung mehr oder weniger getrotzt haben; es ist das eigenthümliche Vaterland des Thees, der edelsten Gewürze und wohlriechenden Pflanzen, der vorzüglichsten Farbestoffe, und ihm verdankt das ärmere Europa alles, was es jetzt an edeln Pflanzen und Obstsorten besitzt. (Vergl. die Einleit. zu Europa.) Höchst bedeutend ist ebenfalls Asiens im Alterthum vielleicht mehr bekannter und benutzter Reichthum an Mineralien, vorzüglich an edeln Metallen und an Edelsteinen, welche alle in andern Erdtheilen hin und wieder vorkommenden weit hinter sich zurücklassen. Noch wichtiger muß uns Asien erscheinen, wenn wir bedenken, daß es unstreitig das älteste bewohnte Land auf Erden, die Wiege des Menschengeschlechts und der ältesten Cultur gewesen, indem die Geschichte aller gebildeten Völker auf Asien zurückweiset, und in den nur lange noch nicht hinreichend erforschten Sagen der ältesten gebildeten Völker jenes Erdtheils wahrscheinlich ein höchst bedeutender Schatz alter Naturkunde und Wissenschaft überhaupt verborgen liegt. Wir versparen indeß die Betrachtung aller dieser Gegenstände auf die Beschreibung der einzelnen Länder, welche uns die natürlichste Veranlassung bieten werden, von dem Klima, den Producten, den verschiedenen Menschenrassen, der Religion, der Sprache und den Sitten der verschiedenen Völker dieses Erdtheils zu reden.

Eintheilung.

Die Natur hat Asien in ein das ganze Innere einnehmendes Hochland und eine nach allen Weltgegenden mannigfaltig abfallende Abdachung getheilt. Glücklicherweise fällt hier die natürliche Begränzung meistens ziemlich genau mit der politischen zusammen, welche letztere wir hier, wie im Bisherigen, zur Führerin nehmen müssen. Indem wir nun von Europa nach Asien übergehen, hat uns die Beschreibung des russischen Reiches schon zur Betrachtung des nördlichen Asiens (S. 53) geführt. Das türkische Reich dagegen haben wir erst so weit kennen gelernt, als es europäische Länder umfaßt; wir schreiten daher hier abermals nach Asien über und betrachten zuerst:

I. Das Türkische Asien oder die Asiatische Türkei.

Lage, Gränzen, Größe.

Die Besitzungen der Türken in Asien umfassen die Länder zwischen dem 44° und 65° O. L. und dem 29° bis 42° N. B., und machen also einen bedeutenden Theil des westlichen oder Vorder-Asiens aus. Sie werden begränzt nördlich von den Meerengen, welche das ägäische mit dem schwarzen Meere verbinden, von diesem letztern und von den russischen Provinzen am Kaukasus; östlich von Persien oder Iran; südlich vom persischen Meerbusen, von Arabien, dessen Wüsten sich weit gegen Norden, bis zum 36° zwischen die türkischen Provinzen hineindrängen, und endlich südlich und westlich vom mitelländischen Meere. Das Ganze mag etwas über 21000 □M. enthalten, mit, wie man jedoch blos muthmaßlich annimmt, 11 bis 12 Millionen Einwohnern.

Eintheilung.

Die asiatische Türkei wird, wie die europäische, in Ejalets oder Paschaliks, und diese wieder in Sandschake getheilt; da aber diese Eintheilung, bei dem unruhigen Zustande des osmanischen Reichs, einem häufigen Wechsel ihrer Gränzen, je nachdem ein oder der andere Pascha sein Gebiet durch Gewalt der Waffen oder andere Mittel zu erweitern vermag, unterworfen ist, und die barbarischen Namen dieser Provinzen auf keinen Fall dem geschichtlichen Interesse der alten Eintheilung jener Länder zu vergleichen sind, so werden wir das ganze osmanische Asien in folgende vier, schon in der ältesten Geschichte begründete Provinzen theilen, nemlich: Klein-Asien, Armenien, Mesopotamien und Syrien.

1. Klein-Asien (Asia minor).

Wir verstehen darunter die ganze, vom schwarzen, vom ägäischen und vom mitelländischen Meere umflossene Halbinsel, welche östlich von dem hohen Gebirgslande Armeniens und vom Euphrat begränzt wird. Sie hat bei den Türken keinen gemeinschaftlichen Namen; denn Anadoli, aus Natolien, dem europäischen Namen jener Gegenden, entstanden, umfaßt nur den bedeutendsten westlichen und nördlichen Theil der Halbinsel. Natolien oder Anatolien selbst bedeutet „östliches Land", von ἀνατολή der Sonnen Aufgang, weil diese Länder östlich vom eigentlichen Griechenland liegen, so wie sie auch wohl im Handel vor-

zugsweise die Levante (le levant) d. h. die Gegend des Sonnenaufgangs genannt werden, obgleich dieser Name auch im weitern Sinne von Constantinopel, Syrien, ja selbst Aegypten gebraucht wird.

Aeltere Geschichte.

Klein-Asien scheint schon im höchsten Alterthum von mehreren sehr verschiedenartigen Völkern bewohnt worden zu seyn. Außer den an der westlichen Küste des Landes angesiedelten Griechen, Aeoliern, Joniern und Doriern, wovon 2. Th. S. 412. gehandelt worden, kennt hier die Geschichte vorzüglich folgende Völkerschaften. Die Phrygier, im nordwestlichen Theile der Halbinsel, ein bedeutendes Volk, dessen Geschichte uns indeß nur aus fabelhaften Sagen bekannt ist. Sie zeichneten sich durch den abergläubischen und enthusiastischen Dienst der Cybèle (der Mutter der Götter) aus, deren Priester, die Korybanten oder Kureten, sich häufig entmannten und bei ihren wahnsinnigen Tänzen zur Ehre der Gottheit zerfetzten. Später galten die Phrygier für weibisch und dumm. Die Trojaner, von denen ebenfalls bei Griechenland geredet worden, scheinen theils mit den Phrygiern, theils mit den Griechen verwandt gewesen zu seyn. Südlich von diesen wohnten die Mysier, eine wenig bekannte Völkerschaft, welche ebenfalls mit den Phrygiern verwandt gewesen zu seyn scheinen. Die Karier, welche die südwestliche Ecke der Halbinsel bewohnten, waren als kühne Seeräuber berüchtigt. Die Lycier, östlich von den vorigen an der Küste, werden für Abkömmlinge der Kreter gehalten; sie waren ein tapferes, zur See mächtiges Volk, welches sich erst nach blutigen Kämpfen den Persern unterwarf. Nördlich, an der Küste des schwarzen Meeres, zwischen den Flüssen Parthenius und Halys, wohnten die Paphlagonier, welche ihre Unabhängigkeit selbst gegen die Perser beinahe immer behaupteten. Westlich von ihnen, zwischen dem Parthenius und dem Rhyndakus, wohnten die Bithynier. Alle diese Völker wurden im 6ten Jahrh. v. Chr. von den Lydiern unterjocht. Die Lydier wohnten ursprünglich im Innern des Landes, zwischen den Phrygiern und dem Gebiet der griechischen Colonieen. Ihre ältere Geschichte ist unbekannt und fabelhaft. Man nennt 3 Königsgeschlechter, welche hier geherrscht haben sollen: die Atyaden, die Herakliden, deren letzter, Kandaules, von seinem Diener und Freunde Gyges ermordet wurde, wodurch das Geschlecht der Mermnaden auf den Thron kam. Unter diesen ist der merkwürdigste Krösus, im 6ten Jahrh. v. Chr., wegen seiner Reichthümer sprichwörtlich berühmt, welcher die meisten benachbarten Völker unterjochte und das lydische Reich bis an den Halys ausdehnte. Er ward von den Persern unter Cyrus überwunden, gefangen und ver-

verschont; nach ihm wurden die bis dahin tapfern Lydier von den Persern absichtlich verweichlicht, weshalb sie von Griechen und Römern verachtet wurden. Ihre Kenntnisse in der Musik werden gerühmt. — Außer diesen, einst von den Lydiern, dann von den Persern unterjochten Völkern wohnten in Kl. Asien noch folgende Völkerschaften: die Pamphilier, Pisidier und Isaurier, theils an der Küste östlich von Lycien, theils in den höhern Gebirgsgegenden; sie wurden selbst von den Persern nie völlig besiegt. Oestlich von ihnen an der Küste bis an die Gränzen Syriens wohnten die Cilicier, ein tapferes Volk, theils Hirten und Ackerbauer, theils gefürchtete Seeräuber, welche erst durch die ganze Macht Roms unter Pompejus gebändigt werden konnten. — Alle diese Völker trugen lange Zeit das Joch der Perser, und nachdem das persische Reich von Alexander war zerstört worden, entstanden in der Halbinsel folgende neue Reiche: Bithynien, worin sich ein persischer Satrap, Bias, sowohl gegen Alexander als gegen seine Nachfolger behauptete und ein eignes Reich gründete, unter dessen Königen Prusias der bekannteste ist, welcher den Hannibal eine Zeitlang aufnahm, doch mußte später der Held sich den Tod geben, um nicht den Römern ausgeliefert zu werden. Der letzte König Nikomedes vermachte sein Reich 75 v. Chr. den Römern. Kappadocien, welches die östlichen innern Theile der Halbinsel umfaßte, erhielt nach dem Tode Alexanders eigne Könige, welche sich mit Mühe gegen die benachbarten griechischen Könige von Syrien und gegen Mithradates vertheidigten; lange Zeit Freunde und Bundesgenossen der Römer, wurden sie von diesen zuletzt, 17 J. v. Chr., unterjocht. Pontus, welches sich am schwarzen Meere vom Halys bis an den Kaukasus ausbreitete. Diese Gegenden hatten schon unter den Persern erbliche Satrapen vom Geschlechte der persischen Könige, welche nach der vorübergehenden Unterjochung durch Alexander sich wieder unabhängig machten. Unter den Königen von Pontus ist keiner mit Mithradates dem Gr. zu vergleichen, dem furchtbarsten Feinde der Römer, welcher nicht allein beinahe ganz Kl. Asien eroberte, sondern selbst bis nach Griechenland vordrang. Vom Sylla 89 v. Chr. geschlagen, muß er zwar allen seinen Eroberungen entsagen, erhebt sich aber bald wieder; abermals vom Lucullus und später vom Pompejus besiegt und seiner Erbstaaten beraubt, flieht er in die nördlichen Gegenden des Kaukasus und sinnt auf den ungeheuern Plan, den Krieg nach Italien zu spielen, als die Verrätherei seines eignen Sohnes Pharnaces ihn zwang, sich 64 v. Chr. den Tod zu geben. Seine Nachkommen erhielten noch eine Zeitlang einen Theil des ursprünglichen Reiches, bis auch sie 93 n. Chr. den Römern weichen mußten. — Mitten unter den Unruhen, welche auf den Tod Alexanders folgten, erhoben sich die Statthalter der bis dahin wenig bekannten Stadt Pergamum oder Pergamus, in Mysien, unweit des

Flusses Caikus, zu unabhängigen Königen. Der Freundschaft der Römer verdankten sie lange Zeit ihre Erhaltung, bis der letzte von ihnen, Attalus III., 133 v. Chr. seine Schätze den Römern vermachte, welche nun auch das Reich an sich rissen. Dieser kleine Staat ist berühmt durch die Erfindung des Pergaments unter Eumenes II., welcher auch eine bedeutende Bibliothek zusammenbrachte, die später vom Antonius nach Aegypten gebracht wurde. — Endlich müssen wir noch eines Volkes erwähnen, welches aus dem entferntesten Westen sich Wohnsitze in Kl. Asien erwarb. Die Gallier, von den Griechen Galatier genannt, ursprünglich wohl aus Asien nach Europa gewandert, zogen im 4ten und 3ten Jahrh. v. Chr. unter verschiedenen Anführern, meist Brennus genannt, also wohl der Name einer Würde, nach Italien, die Donau entlang nach Illyrien, Macedonien, Griechenland und Thracien; ihrer ist daher sowohl in der römischen als in der griechischen Geschichte erwähnt worden. Einer dieser Haufen, aus 3 Stämmen bestehend, kam ums Jahr 278 v. Chr., von den dortigen kleinen Fürsten als Hülfsvölker gerufen, über den Bosporus, und verbreitete sich bald über ganz Kl. Asien. Attalus I. von Pergamus besiegte sie und beschränkte sie 238 auf den Besitz des Landes zwischen dem Halys und Sangarius, Bithynien und Phrygien, welches nun von ihnen den Namen Galatien erhielt. Sie lebten in 3 Stämme getheilt unabhängig, immer bereit fremden Fürsten gegen Sold zu dienen; wurden zwar vom Mithradates unterworfen, von den Römern aber wieder befreit und geschützt, bis auch sie endlich 25 v. Chr. die römische Herrschaft anerkennen mußten.

Jetzige Beschaffenheit und Bewohner.

Klein-Asien gehört unstreitig zu den herrlichsten Ländern der Welt, und ist selbst noch in seinem jetzigen traurigen Zustande die reichste und bevölkertste Provinz des osmanischen Reiches. Größtentheils gebirgig, enthält sie dennoch weite fruchtbare Ebenen, unzählige schöne Thäler, treffliche Häfen, und einen beinahe überall vorzüglichen Boden. Das Klima, verschieden nach der Erhebung über das Meer, ist dennoch überall gesund und schön, besonders aber an der Küste des ägäischen Meeres (das alte Jonien) von unbeschreiblicher Milde; der Winter besteht in den niederen Gegenden meist nur in einer etwas rauhen Regenzeit. Die Gebirge sind meistens herrlich bewaldet, doch so, daß bei der unsinnigen Nachlässigkeit der Türken hier ganze Wälder des trefflichsten Nutzholzes unbeachtet verwildern und verfaulen, an andern Orten schon gänzlicher Holzmangel eingetreten ist. Verschiedene Eichenarten liefern die zum Färben unentbehrlichen Galläpfel oder Knoppern. Die höheren Ebenen im Innern eignen sich vorzüglich zur

Viehzucht und werden auch meist nur dazu benutzt. Alle Obstarten, wovon mehrere von hier aus erst nach Europa gekommen, gedeihen hier in höchster Vollkommenheit. Der Wein ist trefflich, wird aber nur von den Griechen benutzt; die Osmanen genießen nur die Trauben, oder kochen daraus einen Syrup. Hauptproducte sind außer dem Getreide, welches jedoch kaum in hinreichender Menge erbaut wird, der Tabak, der beste im türkischen Reiche, die Oliven, die Baumwolle, der Mohn, woraus das den Türken so wichtige Opium bereitet wird, indem man die reifenden Mohnköpfe leicht ritzt und den herausfließenden Saft sammelt; der Safran, mehrere Färbestoffe u. s. w. Das Thierreich liefert treffliches Rindvieh, gute Pferde, Schafe mit Fettschwänzen; merkwürdig sind die mit einem seidenartigen Haar versehenen Ziegen, welche sich nur in der Gegend von Angora finden; an Wild sind vorzüglich nur Hasen, Rebhühner, Wachteln und andre Zugvögel in Menge vorhanden; unter den Raubthieren findet man hier schon den Schakal, ein dem Wolf, Fuchs und Hund verwandtes, höchst gefräßiges Raubthier, von der Größe eines Fuchses, mit hellgelbem Haar, welches sich in zahlreichen Haufen in der Nähe der Dörfer und Städte zeigt. Fische liefert die See in Menge. Auch die Seidencultur, so wie die Verarbeitung derselben, ist bedeutend. Der Mineral=Reichthum wird, wie überall von den Türken, so auch hier, wenig benutzt, doch wird viel Meerschaum zu Pfeifenköpfen in der Gegend von Brussa gegraben. — Die Einwohner, deren Zahl sich durchaus nicht angeben läßt, bestehen vorzüglich aus folgenden 4 Hauptvölkern. Die Türken, hier die zahlreichsten, sie mögen wohl $^{2}/_{5}$ der ganzen Bevölkerung ausmachen, sind, wo möglich, noch roher, stolzer, unduldsamer, als die europäischen. (S. Th. II. S. 462.). — Die Turkomanen, ein den Türken stammverwandtes Volk, aus den Gegenden zwischen dem caspischen und dem Aral=See, ziehen in verschiedene Stämme unter ihren eigenen Bey's oder Oberhäuptern getheilt, in der ganzen Halbinsel umher; sie führen mit ihren Kameelen, Büffeln, Schafen u. s. w., unter Zelten von Schaffellen wohnend, ein wanderndes Hirtenleben; stets bewaffnet, gastfrei und räuberisch, durchziehen sie die weidereichen Ebenen, ein Schrecken der Dorfbewohner, der Reisenden und selbst der zahlreichen Karawanen. Sie sind nur dem Namen nach den Türken unterworfen, in der That aber ganz unabhängig, und nicht selten widersetzen sie sich mit den Waffen in der Hand den Befehlen der Pforte und der Pascha's, deren Gebiete sie berühren. Sie mögen leicht $^{1}/_{5}$ der ganzen Bevölkerung ausmachen, und bekennen sich, wie die Türken, zum muhammedanischen Glauben. Eben so zahlreich als die Türken sind die Griechen, hier wo möglich noch mehr als in Europa, dem Drucke der Osmanen unterworfen. Ihr Schicksal, so wie das aller ärmeren Bewohner der Halbinsel, hängt

ganz von der Laune oder der Klugheit des Pascha ab. Hat dieser sich, wie häufig, so gut als unabhängig von der Pforte gemacht, so schont er natürlich seine Unterthanen, um sie zu gewinnen und sich zu bereichern; gehorcht er der Pforte, so denkt er nur an Erpressungen, um die kurze Zeit seiner Herrschaft bestens zu benutzen. In diesem Falle wandern viele Unterthanen aus in das Gebiet eines klügern oder mildern Tyrannen. Die Griechen sind auch hier die gewerbfleißigsten Einwohner. Die Armenier, wovon weiter unten, nicht so zahlreich als die Griechen, leben meist nur vom Handel in den Städten, und sind wohlhabender und weniger gedrückt als die Griechen, weil der Osmane den keckern Sinn dieser fürchtet, die Armenier aber als feige verachtet. — Unter dem eisernen, alle Thätigkeit hemmenden und zerstörenden Joche der Osmanen, ist diese Halbinsel, einst der Sitz blühender Reiche, mit prachtvollen und wohlhabenden Städten bedeckt, jetzt in beinahe gänzliche Verwilderung hinabgesunken. Die herrlichsten, fruchtbarsten Ebenen sind den wilden Turkomanen überlassen, kaum das Nothwendigste wird dem überreichen Schooße der Erde durch kümmerlichen Anbau abgewonnen, und die Unsicherheit alles Eigenthums treibt auch hier die unglücklichen Bewohner immer mehr aus den Dörfern in die Städte. Selbst diese, wenn gleich stark bevölkert, bieten überall den trostlosen Anblick des Verfalls und der Verarmung dar. Ueberall erblickt man nur enge, ungepflasterte, unebene und schmutzige Gassen, elende Lehmhütten, und selbst die wenigen besseren Gebäude zeigen noch die Barbarei ihrer Bewohner, indem man zu ihrer Aufführung ohne Unterschied das elendeste Material, vermischt mit den Trümmern der edelsten Werke der Kunst, aus alter Zeit angewendet hat. Ganz gewöhnlich findet man Bruchstücke von Statuen, Basreliefs, Säulen, Steine mit Inschriften in die Wände der Festungen, Moscheen u. s. w. vermauert. Ganz Kleinasien ist mit Trümmern ehemaliger Städte übersäet, aber bei dem häufigen Wechsel der Ansiedelung der unglücklichen Bewohner ist meist auch die Erinnerung an das, was diese Ruinen gewesen, gänzlich verloren gegangen. Selbst die Flüsse haben ihren Lauf hin und wieder verändert, ganze Gegenden in Moräste verwandelt, die herrlichsten Häfen des Alterthums sind versandet und in Wiese und Sumpf umgewandelt.

Merkwürdige Oerter.

Die Beschreibung der meisten Städte der asiatischen Türkei, mit Ausnahme der wenigen, worin sich noch bedeutende Ueberreste des Alterthums befinden, würde eine unausstehliche Einförmigkeit herbeiführen, weil sie beinahe alle so beschaffen sind, wie so eben erinnert worden. Wir begnügen uns daher nur kürzlich diejenigen Orte anzudeuten, welche entweder noch jetzt durch Volksmenge

und Handel sich einigermaßen auszeichnen, oder sonst geschichtlich merkwürdig sind.

a. An der westlichen Küste oder am ägäischen Meere liegen:

Ismir, im Alterthume und bei den Europäern Smyrna, (Th. II. S. 413.) unter 38° 28′ N. B. Sie liegt im Hintergrunde eines tiefen Meerbusens, am linken Ufer des einst berühmten Meles, welcher aber jetzt im Sommer ganz verschwindet und überdies den alten Hafen ganz mit Sand ausgefüllt hat. Die alte Stadt lag nördlicher, auf dem rechten Ufer. Smyrna erhebt sich angenehm an einem Berge, dessen Gipfel von einem verfallenen Kastelle gekrönt ist, sie ist zwar nicht viel besser gebaut, als die meisten übrigen türkischen Städte, ist aber im Besitz des wichtigsten Handels mit den Morgen- und Abendländern, daher auch die meisten europäischen Nationen hier Consuln d. h. Handels-Agenten haben. Die Zahl der Einwohner wird auf 140—150,000 angegeben, aber die Pest, welche hier sehr oft wüthet, bringt die größte Unzuverlässigkeit in solche Zahlen. Der Türken mögen an 65000, der Griechen an 23000 seyn, welche hier in der neuesten Zeit schöne und vielversprechende Bildungsanstalten errichtet hatten. Juden zählt man an 12000, Armenier 7000 und etwa 1000 Europäer, welche ein abgesondertes Quartier im nördlichen Theile der Stadt bewohnen. Von den Trümmern der alten Stadt ist so gut als nichts mehr vorhanden. Smyrna zählt 19 große Moskeen, 2 griechische, 1 armenische, 1 katholische und selbst 2 protestantische Kirchen. Weiter südlich liegt Scalanuova oder Kuhadasi, mit einem Hafen und 20000 Einw.

Von den vielen herrlichen griechischen Städten, welche südlich von Smyrna einst die Küste zierten, sieht man jetzt kaum noch ungewisse Spuren: ein paar armselige Hütten bezeichnen den Ort, wo einst Ephesus mit seinem prächtigen Dianentempel stand. Von Milet, noch weiter südlich, am Mäander, erkennt man nur noch unter Sand und Schutthaufen die Spuren eines großen Theaters; selbst eine neuere osmanische Stadt, welche einst hier gestanden und wovon noch einige Moskeen stehen, ist wieder verödet; doch heißt der Ort noch Palat, oder die Palläste.

Der Insel Chios gegenüber liegt der kleine Ort Tschesme, das alte Kyssus, wo einst die Römer die Flotte des Antiochus schlugen und wo 1770 die Russen die türkische Flotte vernichteten.

b. An der nördlichen Küste liegen:

Ismid, das alte Nikomedia, unter 40° 41′, einst Hauptstadt Bithyniens, dann von Diocletian bis auf Constantin Residenz der römischen Kaiser, jetzt ein kleiner unbedeutender Ort, mit höchstens 3000 Einw., im Hintergrunde eines Meerbusens gelegen. Eine einzige Kirche scheint noch aus der ältern Zeit herzurühren. Am nemlichen Meerbusen westlicher liegt der Ort Gebsa, ehemals Libyssa, bei welchem man einen Grabhügel für den des

Hannibal ausgiebt. Von Eskudar oder Skutari haben wir schon Th. II. S. 481. gesprochen. — Von dem im Alterthume bekannten Städten am schwarzen Meere findet man noch, aber im traurigsten Verfalle: Sinop, ehemals Sinope, das Vaterland des Diogenes, mit höchstens 10000 Einw.; Keresun, das alte Cerasus, woher die Kirschen ihren Namen haben, mit höchstens 700 verfallenen Häusern, aber noch immer bedeutendem Obstbau; Tarabosan oder Trabesun, das alte Trapezunt, einst die Hauptstadt eines eignen kleinen griechischen Kaiserthums, welches sich nach der Einnahme Constantinopels durch die Kreuzfahrer gebildet hatte, und welches selbst den Fall des eigentlichen Reichs noch eine Zeitlang überlebte; jetzt ein ziemlich lebhafter Handelsort, mit etwa 15000 Einw. Einige Kirchen, zum Theil in Moscheen verwandelt, einige Thore und anderes Mauerwerk sind noch aus älterer Zeit vorhanden; von dem Pallaste der Comnenen aber findet sich keine Spur mehr.

c. An der südlichen Küste oder am mittelländischen Meere liegen: die Meerbusen von Makri und von Satalia mit trefflichen Häfen, wobei sich aber nichts als elende Hütten befinden. Tarsus am rechten Ufer, oder vielmehr an einigen Kanälen, die aus dem Cydnus, jetzt Karasu, abgeleitet sind, in einer sehr schönen und fruchtbaren Gegend, die Vaterstadt des Apostels Paulus; sie soll im Winter an 30000 meist türkische Einwohner zählen, welche aber im Sommer der Hitze wegen großentheils in die Gebirge ziehen. Eine allerdings sehr alte Kirche wird als das Werk des Apostels betrachtet; sonst hat die Stadt keine Ueberreste ihrer ehemaligen Größe. Westlicher liegen die Ruinen des einst so blühenden Seleucia, jetzt ein elendes Dorf, Selefkieh, wo man aber noch ein altes Theater, mehrere Sarkophage (steinerne Särge) und andre Ueberreste gefunden hat.

d. Im Innern des Landes liegen mehrere zum Theil durch Volksmenge allerdings sehr bedeutende, sonst aber durch nichts als durch geschichtliche Erinnerungen ausgezeichnete Städte. Solche sind:

Isnik, das alte Nicäa, einst die Hauptstadt Bithyniens, berühmt durch die hier 325 gehaltene erste allgemeine Kirchenversammlung. Weit ausgedehnte treffliche Mauern, mehrere schöne Thore und Ueberreste von Pallästen und Amphitheatern zeugen für ihre alte Größe; die heutige Stadt zählt kaum 1000 Hütten, der übrige Raum wird von Gärten eingenommen. Sie liegt am südöstlichen Ende eines von schönen Bergen eingeschlossenen Sees. — In geringer Entfernung südwestlich davon liegt Brussa, am Fuße des Olympus, das alte Prusa, einst Residenz bithynischer Könige, zuletzt der osmanischen Sultane, ehe sie nach Europa übergingen. Jetzt ist sie eine der besten Städte des Reichs, mit 365, nach Andern nur 125, Moskeen, worunter einige sehr prächtige,

einem festen Schlosse auf einem Felsen in der Mitte der Stadt, vielen Springbrunnen, berühmten und gut eingerichteten heißen Bädern, ansehnlichen Fabriken in Gold, Seide, Leder, und über 50000 Einw. In der Nähe beim Dorfe Kiltschik wird der beste Meerschaum gegraben. Südöstlich von Brussa die Stadt Eskischeher, das alte Dorylaum, wo Gottfried v. Bouillon die seldschuckischen Türken schlug; sie hat berühmte heiße Bäder. Noch weiter östlich liegt Angora, einst Ancyra, besser gebaut als die meisten türkischen Landstädte, mit etwa 20000 Einw. Sie ist berühmt wegen der seidenhaarigen Ziegen, die sich nur in dieser Gegend finden, ihres trefflichen Obstbaues und einiger Alterthümer, worunter ein wohlerhaltener römischer Versammlungssaal aus dem Zeitalter August's. Südlicher Kutahije, mit 50000 Einw. — Nach Süden der Küste näher liegt Konia, ehemals Ikonium, lange Zeit die Residenz mächtiger seldschuckischer Sultane zur Zeit der Kreuzzüge; sie hat daher noch gute Mauern und schöne Thore, worin viele herrliche Basreliefs, Statuen und Inschriften vermauert sind, 12 große und prächtige Moskeen und an 100 kleinere, aber viele sind verlassen und die ganze Stadt ist im Verfall; doch zählt sie noch an 30000 meist türkische Einw. — Im nordöstlichen Theile des Landes liegt die bedeutende Handelsstadt Tokat, ziemlich gut gebaut, in einer hochliegenden Ebene, mit 60 bis 100,000 Einw. Es werden hier Leinwand, seidene Zeuge, Saffian und Kupferwaaren gemacht. In der Nähe sind bedeutende Bleigruben. Zu dieser Provinz gehört noch die Insel Kibris oder Cypern (Th. II. S. 414.)

Cypern (Cyprus) liegt zwischen dem 49° — 52° O. L. und dem 34° — 36° N. B. von O. nach W. gestreckt und mag etwa 250 □ M. umfassen, worauf jetzt höchstens 70000 Einw. leben, während sich in alten Zeiten über 1 Million darin befand; 1/3 etwa besteht aus Griechen. Diese einst so blühende Insel, wegen ihres Klima, des Ueberflusses an edlen Producten, an Blumen und Früchten, für das Vaterland der Venus gehalten, ist jetzt unglaublich verödet, und verwildert von Jahr zu Jahr mehr. Von den Metallen, Gold, Silber, vorzüglich Kupfer, von den Edelsteinen, welche man sonst hier grub, wird nichts mehr gefunden, weil niemand es wagt, danach zu suchen. Der Anbau der Olive, der Baumwolle, der Seide ist unglaublich gering; das Zuckerrohr, welches die Venezianer hier anpflanzten, ist ganz verschwunden; kaum daß noch etwas Getreide und trefflicher Wein gewonnen wird. Selbst die Natur scheint der Insel jetzt weniger günstig, die Erdbeben haben in neuerer Zeit viel Verwüstungen angerichtet, Heuschreckenschwärme sich häufiger gezeigt, und viele ehemalige Quellen und Bäche sind versiegt. Die ganze Insel wird von einem Gebirgszuge, wovon der Olympus, jetzt Monte Sta Croce, der höchste Punkt im nordwestlichen Theile ist, in eine nördliche und

eine südliche Hälfte getheilt. Die nördliche ist wilder, bewaldet und kühler, die südliche außerordentlich heiß, dürre und stellenweise ungesund.

Die einzige, einigermaßen bedeutende Stadt der Insel ist Nikosia oder Leffkoscha (Leucosia), im östlichen Theile, ziemlich regelmäßig befestigt, in einer fruchtbaren Ebene, mit etwa 15000 Einw. Sie ist ziemlich gut gebaut und hat noch mehrere schöne Kirchen aus der Zeit der Kreuzzüge, wovon aber die besten jetzt Moskeen sind. Der Pallast des türkischen Statthalters soll die Residenz der ehemaligen Könige aus dem Hause Lusignan gewesen seyn. Auch der erzbischöfliche Pallast ist ein sehr ansehnliches Gebäude. Die einst blühenden Häfen der Insel sind jetzt im traurigsten Verfall: so Famagusta (Fama Augusta), an der Südostküste, wo nur wenige Hütten mitten unter den Ruinen ehemaliger Palläste und Kirchen stehen; Larnaka, einst Citium; an einer trefflichen Bucht, doch ohne eigentlichen Hafen; mit etwa 5000 Einw., die etwas Handel treiben; es wird hier viel Seesalz bereitet, wodurch aber die Luft ungesund wird; Baffa, einst Paphos, an der Südwestküste, ein elender Hafen, mit wenigen Häusern mitten unter ausgedehnten Ruinen; Limasol an der südlichen Küste, mit einem Hafen; in der Gegend wächst der beste Wein der Insel. In dieser Gegend muß das alte Amathus, berühmt durch den Dienst der Venus, gelegen haben.

2. Armenien (Armenia),

oder das Gebirgsland, zwischen dem 55° und 62° O. L. und dem 37°—41° N. B. Die allgemeine Gestalt und Beschaffenheit dieses Landes haben wir schon oben (S. 91.) berührt. Es besteht seiner Hauptmasse nach aus einer an 7000 F. hohen Bergebene, aus welcher sich mit Ausnahme des Ararat nur wenig bedeutende Berge erheben; dennoch ist die Höhe des Ganzen so ansehnlich, daß die Hochebene ein zwar gesundes, aber sehr strenges Klima hat; über 6 Monate lang liegt der Schnee, der zuweilen noch im Juni fällt, und auf den meisten Bergen liegt er Jahr aus Jahr ein. Die Hochebene Armeniens ist grasreich, aber baumlos, mehr zur Viehweide als zum Ackerbau tauglich; Wein und südliche Früchte gedeihen nur in den geschützteren und tiefer herabsteigenden Bergthälern. Wahrscheinlich sind die Gebirge sehr metallreich, denn schon im höchsten Alterthume kannten hier die Chalyber (ein griechischer Volksname) die Bearbeitung des Eisens.

Die ältere Geschichte des Landes ist uns so gut als gänzlich unbekannt; die heutigen Armenier, welche sich Haik und ihr Land Haichia nennen, halten sich für die Abkömmlinge Noahs. Nachdem Armenien lange unter persischer Herrschaft gestanden, machte

es nach Alexander dem Gr., der das Land selbst nicht berührte, einen Theil der großen syrischen Monarchie unter den Seleuciden aus; bald aber machten sich die Statthalter aus alten eingebornen Geschlechtern unabhängig, und es entstand ein Königreich Armenien, dessen Fürsten indeß bald von den Römern, bald von den Parthern abhängig waren. Etwa um das Jahr 325 verbreitete sich das Christenthum in Armenien. Im 7ten Jahrhundert, 650, ward Armenien von den Arabern erobert. Auch von dieser Zeit an wechselte es häufig seine Beherrscher, bis es 1552 von den Türken erobert ward; doch gehört noch jetzt der östliche Theil des Landes den Persern, und im N. sind bedeutende Districte im letzten Kriege an Rußland abgetreten worden. Die heutigen Armenier sind ein stilles, ernstes und mäßiges Volk; die im Lande ansässigen treiben Ackerbau und Viehzucht; ihre Häuser, wenigstens auf der kalten Hochebene, bestehen aus gegrabenen Löchern, welche wieder mit Erde bedeckt werden, so daß man sich leicht auf einem Dorfe befinden kann, ohne es sogleich zu bemerken; Menschen und Vieh wohnen in diesen Höhlen beisammen. Unzählige Armenier aber sind über ganz Asien und einen Theil von Europa als Kaufleute verbreitet, und zeichnen sich durch Fleiß, Sparsamkeit, strenge Sitten, aber auch durch jüdischen Geist aus. Die Armenier bilden eine eigne christliche Partei, doch stimmen ihre Gebräuche, ihre kirchliche Verfassung und zum Theil selbst ihre Lehre mit denen der griechischen Kirche am meisten überein. Ihre Geistlichen stehen ungefähr auf der nemlichen Stufe der Bildung und das Volk ist höchst abergläubisch. Das Haupt ihrer Kirche, der Katholikos (allgemeine Bischof), wohnt in einem prächtigen Kloster, Etschmiazin, im russischen Armenien, unweit des Ararat. — Der südöstlichste Theil des Landes, vorzüglich im Süden des Ararat und vom Tigris bis über den See Urmia hinaus, wird zwar auch von Armeniern, noch mehr aber von einem eigenthümlichen, größtentheils nomadischen Volke, den Kurden, bewohnt, daher man diese Gegenden auch wohl Kurdistan nennt, obwohl dieser Name vorzüglich nur dem Theile des Landes der Kurden gegeben wird, der unter persischer Botmäßigkeit steht. Die Kurden sind ein Volk von ungewisser Abstammung, sie selbst halten sich für Abkömmlinge der usbekischen Tataren, zwar Muhamedaner und theils den Türken, theils den Persern dem Namen nach unterworfen, in der That aber gehorchen sie nur ihren eigenthümlichen Beys oder Oberhäuptern, welche ohne regelmäßige Erbfolge, doch immer aus den nemlichen Familien ernannt werden, oder sich durch Tapferkeit emporschwingen; die Pforte, der die Ernennung angezeigt wird, ist dann genöthigt, den Bey zu bestätigen. Die Kurden, in viele Stämme getheilt, hassen die ansässige Lebensweise und treiben nur wenig Ackerbau, dagegen desto mehr die Vieh- vorzüglich die Schaf- und Ziegenzucht; au-

ßerdem sind sie die verwegensten Räuber, die nicht selten den größten Karavanen gefährlich werden. Die im persischen Gebiete leben, werden jetzt etwas besser in Ordnung gehalten. Sie haben ihre eigenthümliche Sprache und Kleidung beibehalten und leben meist unter Zelten von schwarzem aus Ziegenhaaren bereiteten Tuche oder Filze. Ihre Weiber werden weniger streng bewacht, als es sonst im Orient Sitte ist, und dürfen entschleiert umhergehen. Wahrscheinlich nur ein Stamm der Kurden, und diesen in Sprache und Sitten verwandt, aber noch ungleich räuberischer und wilder als sie, sind die Yeziden, welche im südlichen Theile von Kurdistan, vorzüglich am Tigris und Chabur, umherschweifen. Viele von ihnen sollen sich seit 1829 auf russischem Gebiete niedergelassen haben. Sie unterscheiden sich, vielleicht von allen Völkern der Welt, durch den sonderbaren Glauben, daß der Mensch der göttlichen Gnade ohnehin gewiß sey, dagegen sich um die Gunst des Bösen bewerben müsse, den sie hoch verehren und dessen Namen sie nicht einmal auszusprechen wagen. Eine genauere Bekanntschaft mit diesem kleinen, nur äußerst wenig bekannten Volke würde wahrscheinlich eine weniger auffallende Darstellung ihres Glaubens herbeiführen.

Die wenigen, einigermaßen bedeutenden Oerter dieser Gegenden sind: Erzerum oder Arzerum (Arces), Hauptstadt eines bedeutenden Paschaliks, etwa 1 Meile von einem kleinen Zufluß des Euphrats, der Elijak heißt, unter 39° 58′, in einer schönen und fruchtbaren aber 7000 F. hohen Ebene. Sie ist die ansehnlichste Stadt dieses Landes, mit einer ziemlich festen Citadelle, und mag über 80000 Einw. haben, worunter kaum 4000 Armenier. Der Handel nach allen Theilen der Türkei durch Karawanen ist sehr bedeutend. Beinahe eben so volkreich ist Diarbekr am Tigris, mit einer guten Brücke über den Strom und ziemlich wohlgebauten Häusern. Die Einwohner sind gewerbfleißig und verfertigen vorzüglich schönen rothen Saffian. Bei Maden, am Euphrat, werden die außerordentlich reichen Kupfergruben des Berges Mehrab bearbeitet. Mardin, unter 37° 18′, eine nach türkischer Art befestigte Stadt mit einer Citadelle, auf einem Berge, mit mehreren schönen Moskeen, im Ganzen gut gebauten Häusern und etwa 12000 Einw. Die Gegend ist so außerordentlich fruchtbar, daß der Ertrag vier- bis fünfhundertfältig seyn soll, aber auch durch die räuberischen Kurden höchst unsicher gemacht. — Im östlichern Theile des Landes liegen: Wan, am See gleiches Namens, dessen Wasser salzig ist; die Stadt ist stark befestigt; Bajesid, im Süden des Ararat, unweit der persischen Gränze, mit einer auf einem Felsen gelegenen Citadelle und etwa 20000 Einw, und Kars, an einem Nebenfluß des Aras, jetzt Gränzfestung gegen Rußland.

3. Mesopotamien (Mesopotamia),

oder das Land zwischen den armenischen Gebirgen und dem persischen Meerbusen, so wie zwischen den Flüssen Euphrat und Tigris und östlich darüber hinaus, bis an die persische Gränze. Der älteste Name dieser Gegenden ist Aram Naharaim oder das Land der beiden Flüsse; Mesopotamien, welches das nemliche bedeutet, ist die griechische Bezeichnung. Jetzt wird der nördliche Theil Al Gezirah (Assyria) oder die Insel genannt, der untere, südliche Theil aber Irak Arabi oder das Land der Araber (Babylonia, Chaldaea). Der nördliche Theil, welcher den mildern Abhang der armenischen Gebirge umfaßt, enthält selbst noch das Sindschargebirge, und ist ein zwar wenig angebautes, aber höchst reizendes und fruchtbares Land. Der mittlere Theil, von Mossul bis Bagdad, ist seit Jahrtausenden eine durchaus ebene, baumlose, dürre Steppe, doch keinesweges unfruchtbar, wie die der Bewässerung fähigen Ufer der beiden Flüsse beweisen. In dieser von Europäern beinahe noch nie besuchten Wüste, wo jetzt nur Gazellen, Strauße, Raubthiere und diebische Araber umherziehen, sollen indeß noch bedeutende Trümmer ehemals bewohnter Orte sich befinden. Der untere Theil dieses Landes, von Bagdad bis zur Vereinigung der beiden Ströme bei Korneh, ist jenes durch unglaubliche Fruchtbarkeit ausgezeichnete alte Babylonien, von tausend Bewässerungskanälen durchschnitten, die selbst den Euphrat seicht machen, und wo noch jetzt zahlreiche Dörfer, herrliche Palmenhaine und ein trefflicher Anbau sich finden. Von Korneh bis an den Meerbusen, wo nun beide vereinigte Flüsse den Namen Schat el Arab führen, herrscht zwar die nemliche Fruchtbarkeit, aber die Furcht vor den Arabern der nahen Wüste hindert den Anbau, und das Land bietet nur den Anblick schilfreicher Kanäle, welche zahllose Inseln umschließen, und weitläuftiger Lagunen und Moräste dar. Bis Korneh können selbst kleinere Kriegsschiffe den Fluß befahren. Oberhalb werden der Euphrat und der Tigris von den Gebirgen bis Bagdad nur mit Flößen, welche auf aufgeblasenen Schläuchen ruhen, stromabwärts beschifft.

In der ältesten Weltgeschichte haben diese Gegenden einst eine höchst wichtige Rolle gespielt. Hier entstanden die ältesten Reiche, welche die Geschichte kennt, das babylonische im südlichen, und das assyrische im nördlichen Theile, welches unter kräftigen Regenten, wie Ninus und seine Gemahlin und Nachfolgerin Semiramis, Babylon und viele benachbarte Reiche unterwarf, aber unter dem schwelgerischen Sardanapal, etwa 800 v. Chr., wieder in viele kleinere Reiche zerfiel. Aus diesen bildeten sich ein Neu-Assyrisches und ein Neu-Babylonisches Reich, welche später den Medern und Chaldäern unterlagen, bis diese Gegenden von dem

Gründer der persischen Macht, Cyrus, etwa 550 v. Chr. erobert wurden. Von den Persern kamen sie nach Alexander an die griechischen Könige von Syrien. Später ward Mesopotamien eine Beute der Parther und der streitige Schauplatz der Kriege zwischen diesen und den Römern. Den Neu-Persern ward es 651 von den Arabern entrissen, welche hier eine Zeitlang den Mittelpunkt ihrer Macht, das Chalifat von Bagdad, gründeten. Später hat es seine Beherrscher sehr oft gewechselt, bis es endlich 1637 den Persern von den Türken entrissen ward. Jetzt steht es größtentheils unter der Herrschaft des von der Pforte sehr wenig abhängigen mächtigen Pascha's von Bagdad.

In diesem Lande der ältesten Reiche und der einst mächtigsten Städte können wir jetzt nur folgende Orte auszeichnen. Im nördlichen Theile:

Orfa, das alte Edessa, einst eine mächtige Gränzfestung der Römer gegen die Parther, und zur Zeit der Kreuzzüge die Hauptstadt eines eignen kleinen christlichen Staates, liegt am Abhange zweier Berge, ist schlecht befestigt und mag an 30 bis 40000 Einw. haben, welche bedeutenden Handel treiben und baumwollene Zeuge und schönen gelben Saffian bereiten. Weiter südöstlich muß das Carrä gelegen haben, wo das Heer des Crassus von den Parthern vernichtet ward. — Am Tigris liegt unter 36° 20′ Mossul, eine ziemlich feste, übel gebaute, aber volkreiche und betriebsame Stadt, sie soll über 60000 Einw. haben, welche vorzüglich schöne baumwollene Zeuge (Musselin) verfertigen und bedeutenden Handel treiben. Die Einwohner sind ein Gemisch von Türken, Armeniern, Kurden, Juden und Christen. In der Nähe von Mossul zeigt man zwei Hügel, welche für die Ueberreste der alten Ninive, der einst mächtigen Hauptstadt Assyriens, gehalten werden. Oestlich von Mossul muß das Schlachtfeld gesucht werden, wo bei Arbēla Alexander den Darius schlug; der Name eines Ortes, Erbil, scheint noch darauf zu deuten. — Von Mossul bis Bagdad ist jetzt alles wüste, aber zahlreiche Trümmer von Städten und Moskeen zeigen noch deutlich, wie blühend die Ufer des Tigris zur Zeit der Chalifen gewesen.

Da, wo beide Flüsse sich einander nähern, unter 33°, haben in verschiedenen Zeiten die mächtigsten, jetzt fast spurlos verschwundenen Städte in geringer Entfernung von einander geblüht. Hier lag einst, etwas südlicher als Bagdad, auf beiden Ufern des Euphrat, die alte ungeheure Stadt Babel oder Babylon; Cyrus, Darius und Xerxes arbeiteten an ihrer Zerstörung. Unter der griechischen Herrschaft entstand nicht weit davon, nordöstlich, unfern des rechten Tigris-Ufers die prächtige Seleucia, und nach deren Zerstörung erbauten die Parther, in geringer Entfernung östlich am linken Ufer des Tigris, das eben so bedeutende Ktesiphon. Dieses ward wiederum von den arabischen Chalifen

zerstört, welche nur wenig nördlicher, ebenfalls am linken Tigris-Ufer, das mächtige Bagdad erbauten. Von allen diesen und manchen andern bedeutenden Städten, welche einst die Ufer der beiden Flüsse und der sie verbindenden Kanäle bedeckten, ist beinahe nichts als Schutthaufen mehr vorhanden. Der Hauptgrund dieser gänzlichen Zerstörung liegt in dem schlechten Material, womit man in dieser von jeher baum- und felslosen Gegend zu bauen genöthigt war. Alles wurde von Backsteinen oder an der Sonne getrockneten Ziegeln aufgeführt; als Mörtel diente das Erdpech oder Bitumen, welches noch jetzt in dieser Gegend häufig gefunden und benutzt wird, vorzüglich bei Hit, 8 Tagereisen nördlich von Bagdad am Euphrat, in der Gegend von Mossul und Arbela am Tigris und am Fuß der ganzen Gebirgsreihe Persiens, so wie ebenfalls wieder westlich am Fuß der syrischen Gebirge, vorzüglich am todten Meere. Das heutige Bagdad, unter 33° 19′, obgleich noch immer die zweite Stadt im türkischen Reiche, zeigt kaum noch den Schatten seiner ehemaligen Herrlichkeit. Durch den Chalifen Mansur 762 gegründet, war sie bis 1258 der Sitz der Chalifen, und vorzüglich im 8ten und 9ten Jahrhundert unstreitig die glänzendste Stadt der Welt, worin eine ungeheure Bevölkerung zusammengedrängt lebte und Künste und Wissenschaften blühten. Mit dem Reiche der Chalifen verfiel auch sie, und in den Kämpfen mit den Mongolen, den Tataren, Persern und Türken hat sie den größten Theil ihres Glanzes eingebüßt. Jetzt mag sie an 60—80000 Einw. zählen, welche einen höchst bedeutenden Handel mit den Waaren Indiens und des innern Asiens nach Europa treiben. Die Stadt ist mit einer starken Mauer umgeben, hat tiefe Gräben und eine alte Citadelle. Die Staßen sind überaus eng, ungepflastert und schmutzig. Die Basars oder gewölbten Kaufhallen sind die besten Gebäude der Stadt. Das Klima ist, obgleich im Sommer entsetzlich heiß und im Winter ziemlich kalt, im Ganzen gesund. Westlich von Bagdad am Euphrat, unweit des alten Babylon, muß der Ort Cunaxa gelegen haben, wo der jüngere Cyrus Schlacht und Leben gegen seinen Bruder Artaxerxes verlor, und von wo Xenophon mit den 10000 Griechen, die dem Cyrus gedient hatten, den kühnen und glücklich ausgeführten Rückzug in nördlicher Richtung über die Gebirge Armeniens bis ans schwarze Meer antrat. — Die Gegend unterhalb Bagdad am Tigris ist jetzt, obgleich höchst fruchtbar, ganz verödet, weil hier der mächtige Stamm der Montefik-Araber umherschwärmt, der seine Plünderungen oft bis an die Thore von Bagdad ausdehnt. — Am Schat el Arab, 7 Meilen von seinem Einfluß in den persischen Meerbusen, liegt unter 30° 32′ eine der bedeutendsten Handelsstädte des Orients, Basra oder Bassora. Schon 656 legten die Araber in dieser Gegend, gelockt von der günstigen Lage zum Handel und den herrlichen Palmenwäldern, einen Ort Basra an, welcher bald

sich mächtig erhob, aber von den Persern wieder zerstört wurde; man vermuthet, daß es an der Stelle des heutigen Zobeir, weiter südwestlich, an einem jetzt versandeten Arme des Flusses gelegen. Das heutige Basra ist ein elend gebauter, schlecht befestigter, ungesunder Ort, von vielen Kanälen durchschnitten und schönen Palmen umgrünt; aber die vielen stehenden Wasser in der Gegend und die unerträgliche Hitze machen die Luft ungesund. Der Handel mit Perlen, Kaffee, indischen Waaren, Pferden u. s. w. ist höchst bedeutend und ganz in den Händen der Engländer und Araber, letztere machen auch den größten Theil der 50—60000 Einw. aus. Mit der Fluth können selbst Fregatten bis nach Basra kommen, welches man den Hafen von Bagdad nennen kann. Von den Palmen, welche hier in größter Fülle wachsen, zählt man über 40 Arten, welche meistens ein Alter von 60—100 Jahren erreichen, aber auch erst im 9ten oder 10ten Jahre Früchte tragen; diese Frucht, die Dattel, von der Größe einer großen Pflaume, enthält einen sehr harten Kern und macht ein Hauptnahrungsmittel jener heißen Länder aus; man ißt sie frisch, getrocknet, eingemacht; man gewinnt aus ihnen einen Syrup. Außer der Frucht werden auch noch die Blüthen und das Mark der Zweige genossen. Der Stamm, der stets ganz gerade emporsteigt, ohne sich zu theilen, liefert ein leichtes Bauholz; erst vom äußersten Gipfel verbreiten sich die Zweige und bilden mit ihren fächerartigen Blättern eine schöne Krone; die Blüthen und Früchte entstehen an der Wurzel dieser Zweige, dicht am Stamme.

4. Syrien oder Soristan (Syria),

ein ziemlich schmaler, 20 bis 25 M. breiter Küstenstrich zwischen dem mittelländischen Meere und der syrischen Wüste, so wie zwischen dem Amanus im Norden und den arabischen Wüsten im Süden; das Ganze mag etwas über 2000 □ M. groß seyn; über die Zahl der Einwohner läßt sich, wie überall im türkischen Reiche, nichts genaues bestimmen, doch beträgt sie wohl nicht viel über 2 Millionen. Der im Lande selbst gewöhnliche Name des Ganzen ist Bar el scham, d. h. das Land zur Linken, nemlich von Arabien aus. Wegen der Beschaffenheit, der Gebirge und Gewässer verweisen wir auf S. 92. Das Klima in den Gebirgen ist gemäßigt und gesund, an der Küste außerordentlich heiß und daher zum Theil gefährlich; der Boden in den Thälern ist meist höchst fruchtbar, und troz des jetzigen beinahe ganz verödeten Zustandes ist das Land noch immer reich an mannigfaltigen Producten. Landplagen sind die häufigen, oft furchtbaren Erdbeben, Dürre welche Hungersnoth zur Folge hat, und die Heuschrecken welche sich oft aus der arabischen Wüste in unabsehbaren Schwärmen über große Gegenden verbreiten, alles

Grün in wenigen Stunden vernichten und nicht selten durch ihre Verwesung pestartige Krankheiten hervorrufen. Außer den auch bei uns gewöhnlichen Getreidearten bringt Syrien noch Mais oder türkischen Weizen, Reiß in sumpfigen Gegenden, und die den heißen Ländern eigenthümlicheren Gewächse, den Sesam und die Durra, hervor. Der Sesam ist eine Pflanze, aus deren zahlreichen Körnern ein sehr gutes Oel gepreßt wird. Die Durra ist ein 6—7 F. hohes Rohr, welches den Linsen ähnliche Körner trägt, die ein nahrhaftes Mehl geben; es ist in Syrien und in Afrika eine der gewöhnlichsten Speisen. Baumwolle und Wein gerathen überall vorzüglich, eben so der Maulbeerbaum, welcher ein Hauptproduct Syriens, die Seide, bedingt. Auch der Tabak wird sehr allgemein gebaut; seltner das Zuckerrohr, welches aber hier trefflich gedeiht. Die Gebirge haben alle unsere Obstarten, und die heißeren Thäler und Küsten alle Südfrüchte, selbst Datteln in höchster Vollkommenheit. Aus dem Thierreiche hat Syrien nur die in Vorder-Asien überall vorkommenden Thiere, als Kameele, Pferde, Rindvieh, Schafe, Ziegen u. s. w. Das einzige Metall, welches aufgesucht wird und sich häufig findet, ist das Eisen.

Aeltere Geschichte.

Dieses jetzt unter der türkischen Herrschaft tief von seinem ehemaligen Wohlstande herabgesunkene Land ist unstreitig, wäre es auch nur als die Heimath des Erlösers, das für uns bedeutsamste Land auf Erden. Drei ehemals dort mächtig gewesene Völker ziehen vorzüglich unsere Aufmerksamkeit auf sich. 1) Die Syrer, im nördlichen Theile des Landes. Von diesem Volke wissen wir wenig mehr, als daß sie ursprünglich in mehrere kleine Staaten getheilt, unter welchen Damaskus frühe hervorragt, später, und zwar nach den Zeiten Salomo's, ein bedeutendes Reich gebildet, welches durch Handel und Eroberung wichtig geworden, bis sie von den Neu-Assyrern überwunden, zum Theil nach Ober-Asien an den Kur verpflanzt wurden, und dann bis auf Alexander die Schicksale des persischen Reiches theilten. Die neue mächtige syrisch-griechische Monarchie verdankt ihren Namen mehr dem Lande, als dem Volke der Syrer. 2) Wichtiger in jeder Hinsicht sind die Phönicier, welche einen kleinen Küstenstrich am Fuße des Libanon und Hermon bewohnten, und zu den interessantesten Völkern der Welt gehören. Wahrscheinlich wurden sie in sehr früher Zeit als ein schon Handel und Fischerei treibendes Volk von den Ufern des arabischen oder des persischen Meerbusens nach ihren späteren Wohnsitzen durch feindliche Gewalt, oder andre uns unbekannte Ursachen, gedrängt. Hier entstanden auf einem kleinen, kaum 25 Meilen langen und 3—4 M. breiten Küstenstriche, am

Küste rauher, waldreicher Gebirge, die zahlreichen phönicischen Ansiedelungen, welche auf diesem kleinen Raume wenigstens 6 bis 8 unabhängige Staaten bildeten, die nur lose durch das Band gemeinsamer Abstammung zusammenhielten. Die Regierungsform scheint ein Gemisch von Monarchie und Republik gewesen zu seyn, indem sowohl von Königen als von Suffeten (Schofetim, Richter, zu vergleichen mit den Consuln der Römer) die Rede ist. Unter allen ragte früher Sidon, die älteste Niederlassung, später Tyrus als das Haupt der übrigen hervor. Der Mangel an Bodenraum nöthigte die Phönicier, frühzeitig sich auf Künste und Gewerbe zu legen; zur Zeit Homers und früher schon verstanden sie die Kunst, die Wolle zu verarbeiten, sie kunstreich, besonders in Purpur, mit dem [illegible] einer Seeschnecke, sagt man, zu färben, durch Stickerei die Schönheit des Gewebes zu erhöhen; künstliche [illegible]arbeiten zu verfertigen und bedeutende Werke der Baukunst aufzuführen; die Kunst Glas zu machen hatten sie erfunden, und von den Alten wurde ihnen auch die Erfindung der Buchstabenschrift beigelegt. Eben diese Beschränkung des Raumes, verbunden mit einer günstigen Lage an der See und den Gebirgen, welche das Material zum Schiffbau lieferten, veranlaßte die Phönicier frühzeitig, erst nach der Sitte des höchsten Alterthums, Seehandel mit Seeräuberei zu verbinden, in der Folge ein friedlicheres Verkehr zu betreiben und zahlreiche Niederlassungen an allen Küsten des Mittelmeeres zu gründen. In sehr alter Zeit finden wir die Phönicier auf mehreren Inseln des ägäischen Meeres, an den südlichen und selbst nördlichen Küsten Kleinasiens, und als sie durch die Griechen von hier verdrängt worden, breiteten sich ihre Schifffahrt und ihre Ansiedelungen bis ans äußerste westliche Ende der damals bekannten Welt aus. Sie hatten Factoreien auf der ganzen Nordküste von Afrika, woraus zum Theil mächtige und unabhängige Staaten, wie Karthago, erwuchsen, auf Sicilien, Sardinien, den Balearen und vorzüglich auf den südlichen Küsten des damals silberreichen Spaniens, wo sie Tartessus und Gades (Cadix) gründeten. Ja ihre kühnen Seefahrer wagten sich selbst über die Westgränze Europa's hinaus, und gelangten ohne Compaß, auf kleinen, gebrechlichen Fahrzeugen, in Vergleich mit den unsrigen, bis nach England, von wo sie Zinn, nach Einigen sogar bis in die Ostsee, von wo sie den Bernstein holten. Ihre bedeutendste Unternehmung ist indeß die unter dem Pharao Necho von Aegypten, etwa 600 J. vor Chr., unternommene und in 3 Jahren glücklich ausgeführte Umschiffung Afrika's. Sie segelten dazu vom arabischen Meerbusen aus, an dessen Ufer sie wenigstens eine Zeitlang Handlungsplätze müssen besessen haben, von wo aus sie vielleicht selbst Indien besuchten. Blühend und reich erhielten die phönicischen Städte lange Zeit ihre Unabhängigkeit, bis, nachdem sich früher schon die übrigen den Assyrern unterworfen, endlich auch Ty-

Tyrus, nach einer Belagerung von 13 Jahren, von Nebukadnezar König von Babylon erobert ward. Ein neues Tyrus, glänzender als das vorige, erhob sich nun auf einer Insel, in geringer Entfernung von der Küste, welches zwar später die Oberherrschaft der Perser anerkannte, aber doch mehrmals seine Unabhängigkeit wieder zu erkämpfen versuchte, und wohl nie das persische Joch in dem Maaße, wie die Städte des festen Landes, scheint getragen zu haben. Als Alexander auf seinen Siegeszügen in diese Gegenden kam, verweigerten ihm die Tyrier den Eintritt in ihre Stadt, und es erfolgte eine 7monatliche blutige Belagerung, welche endlich nur dadurch gelang, daß Alexander mit übermenschlicher Anstrengung einen Damm in die See werfen und die Stadt zur Halbinsel machen ließ. Zweitausend der edelsten Tyrier starben den Kreuzestodt, und über 30000 wurden als Sklaven verkauft. Tyrus bevölkerte sich zwar wieder, konnte sich aber nie wieder erheben, da indeß Alexandrien als übermächtige Nebenbuhlerin aufgetreten war. 3) Der südliche Theil des Landes mag wohl in den ältesten Zeiten von den Philistern, einem wahrscheinlich ägyptischen Stamme, bevölkert gewesen seyn, daher der Name Palästina für jene Gegenden. Später wurden die Philister von canànäischen mit den Phöniziern verwandten Stämmen, als Amoriter, Pheresiter, Chittäer, Jebusiter u. a. nach der Seeküste verdrängt, und nach ihnen wird das Land auch häufig in der Bibel Canaan genannt. Die Cananäer wurden wiederum, etwa 1450 vor Chr., von den Hebräern, später Israeliten, jetzt Juden genannt, unter Mose's und Josua's Anführung, theils ausgerottet, theils vertrieben, theils unterjocht, und von diesen wurde das Land das gelobte, d. h. das ihnen von Gott verheißene, nach ihrem spätern Namen aber Judäa genannt. In christlicher Beziehung wird es auch das heilige Land genannt. Die Geschichte der Israeliten aber muß hier, zur Ersparung des Raumes und weil sie ohnehin in der Bibel enthalten als bekannt vorausgesetzt werden darf, übergangen werden.

Nach dem Sturze des persischen Reiches geriethen auch diese Länder in die Gewalt der Griechen, und als nach dem Tode Alexanders seine Feldherren in langer Fehde über sein Erbe stritten, bildete einer von ihnen, Seleukus Nikator, etwa 20 J. nach des großen Königs Tode, ein Reich Syrien, welches beinahe alle asiatische Provinzen des ehemaligen persischen Reiches umfaßte. Unter seinen Nachfolgern ging manche Provinz wieder verloren, besonders entriß Arsaces, der Gründer der parthischen Monarchie, den Griechen die meisten östlichen Gegenden ihres Reichs. Noch einmal zwar, unter Antiochus dem Großen, 224 — 187 v. Chr., wurde Kl. Asien und der Osten bis gegen Indien wieder erobert; als aber Antiochus, vom Hannibal, dem er Schutz verliehen, gereizt, an den griechischen Händeln Theil genommen, ward er von

den Römern 190 bei Magnesia geschlagen und mußte ihnen ganz Kl. Asien abtreten. Von nun an sank das syrische Reich durch äußere Kriege und innere Unruhen immer mehr, und in den Kampf der Römer mit Mithradates und mit Tigranes König von Armenien verwickelt, ward das ganze Reich zertrümmert und zur römischen Provinz, 64 J. v. Chr.

Von den neueren Schicksalen Syriens und Palästina's insbesondere begnügen wir uns, folgenden kurzen Abriß zu geben. Bis ins 7te Jahrh. machte Syrien einen Bestandtheil des oströmischen Reiches aus, und war berühmt durch den Reichthum, aber auch durch die Weichlichkeit und Sittenlosigkeit seiner Bewohner. Als die Araber, von religiöser Begeisterung getrieben, aus ihrem Lande vordrangen, eroberten sie mit leichter Mühe Syrien 636, und es blieb unter einigen inneren Unruhen bis 968 in ihrem Besitz, wo es ihnen von den fatimitschen Chalifen aus Aegypten entrissen ward. Diese besaßen es bis 1078, wo die seldschuckischen Türken es eroberten, denen die Fatimiten es kurz vor der Ankunft der Kreuzfahrer wieder entrissen. Das rohe Betragen der Türken gegen die vielen Pilgrimme, welche Jerusalem besuchten, und gegen die im Lande ansässigen Christen, war die nächste Veranlassung der Kreuzzüge, von denen wir 1. S. 219 f. im Allgemeinen geredet haben. Gottfried v. Bouillon eroberte Jerusalem 15. Jul. 1099, und ward zum König von Jerusalem erwählt. So lange der erste Eifer der Kreuzfahrer anhielt, verbreitete sich die christliche Herrschaft über einen bedeutenden Theil Syriens; als aber dieser Eifer bald anfing nachzulassen, die Muselmänner sich von ihrem ersten Schrecken erholten, die Hülfe aus Europa immer spärlicher erfolgte, die Ungewohnheit des Klima's viele dahinraffte, und vorzüglich Zwietracht unter den Christen selbst immer mehr überhand nahm, wurden ihnen nach und nach alle ihre Besitzungen wieder entrissen, bis Selaheddin oder Saladdin, von dem Geschlecht der Ejubiden aus Aegypten, durch Kühnheit, Großmuth und Liebe zu den Wissenschaften ausgezeichnet, am 3. Oct. 1186 Jerusalem selbst eroberte. Noch blieben den Christen mehrere feste Plätze an der Küste, und Kaiser Friedrich II. errang selbst auf 10 Jahre, von 1229—1239, den friedlichen Besitz von Jerusalem wieder; als aber in Aegypten sich der kriegerische Stamm der Mamlucken erhob, gingen von 1262 bis 1291 auch alle noch übrige christliche Besitzungen an sie über. Endlich 1517 ward ganz Syrien von den Türken erobert, in deren Besitz es sich noch jetzt dem Namen nach befindet, obwohl es durch einen 1833 beendigten Krieg dem mächtigen Pascha von Aegypten unter türkischer Hoheit abgetreten worden ist, welcher auch zugleich die Statthalterschaft von Adana in Kl. Asien, ein Theil des alten Ciliciens, erzwungen hat.

Gegenwärtiger Zustand.

Von den älteren Bewohnern des Landes ist keine Spur mehr vorhanden; die griechische Herrschaft hatte während ihrer langen Dauer so tiefe Wurzeln geschlagen, daß alle Einwohner zur Zeit der arabischen Eroberung als Griechen zu betrachten waren, daher auch jetzt die überwiegende Mehrzahl aus Griechen und Arabern besteht; die arabische Sprache ist die allgemeine Landessprache; das alte Syrisch ist bis auf die letzte Spur verschwunden, und das Türkische wird nur von wenigen Eingebornen verstanden. Außer den Griechen und Arabern, welche die Hauptmasse in Dörfern und Städten ausmachen, leben noch theils in einzelnen Distrikten, theils als Nomaden umherziehend, folgende Völkerschaften in Syrien. Zu den Ansässigen gehören: 1) Die Ansariés oder Nosairen, ein räthselhaftes Völkchen, welches den nördlichen Theil des Libanon zwischen dem Orontes und Tarablus an der Seeseite bewohnen. Einige halten sie für Ueberreste der alten heidnischen Bewohner, und in der That gehören sie weder zu den Christen, noch zu den Muhammedanern, sie sollen die Sonne anbeten und an die Seelenwanderung glauben. Der Stifter ihres Glaubens, ein gewisser Nasar, soll am Ende des 9ten Jahrh. gelebt haben. Sie sind ein sanftes, harmloses Völkchen, in mehrere Stämme getheilt, und von den Muhammedanern verachtet und gedrückt; ihre Zahl beträgt höchstens 60000 Seelen. Ihre südlichen Gränznachbarn sind 2) die Maroniten. Schon im 6ten Jahrhundert, im Zeitalter der heftigsten religiösen Streitigkeiten im oströmischen Reiche, wurde der Libanon die Zuflucht der wegen politischer oder religiöser Meinungen Verfolgten, welche hier in unzugänglichen Gebirgsgegenden ihre Freiheit behaupteten; ein heilig geachteter Mönch, Marun, soll jenen Flüchtlingen den Namen Maroniten gegeben haben. Ihre Lage setzte sie in den Stand, sowohl den Kaisern als den andringenden Arabern zu trotzen; letzteren unterwarfen sie sich nur in so fern, daß sie ihnen einen mäßigen Tribut zahlten, wie jetzt den Türken; übrigens leben sie vollkommen frei, nach ihren eignen Gesetzen. Sie sind nicht allein Christen, sondern haben auch selbst seit 1215 die Herrschaft des Papstes anerkannt. Ihre Priester sind, wie die griechischen, verheirathet, und das Abendmahl wird unter beiden Gestalten ausgetheilt. Die Messe wird in alt syrischer Sprache gefeiert, die niemand versteht, das Evangelium aber arabisch gelesen. Sie haben eine große Menge Bischöfe, die zwar großes Ansehen, aber wenig Einkünfte besitzen; auch giebt es bei ihnen zahlreiche Klöster, die der strengen Regel des h. Antonius folgen. Das ganze Volk zerfällt in Scheiks oder Edle, und Bauern, welche aber in der Lebensweise sich wenig von einander unterscheiden und völlig gleiche Rechte genießen. Alle bauen das Land; Seide, Baumwolle, Tabak und Wein sind die

Haupterzeugnisse; alle gehen stets bewaffnet und sind zur Verthei-digung ihres Eigenthums bereit; dabei aber sind sie gastfrei, und es herrscht bei ihnen eine in den übrigen türkischen Provinzen unbekannte Sicherheit des Eigenthums. Ihre ganze Volksmenge mag etwa 100,000 betragen. 3) Noch südlicher, auf dem nemlichen Abhange des Libanon, lebt das ungefähr eben so zahlreiche Volk der Drusen; den Maroniten an Verfassung und Sitten ähnlich, unterscheiden sie sich von ihnen einzig durch die Religion; doch ist man von dieser sehr wenig unterrichtet. Das ganze Volk theilt sich in Eingeweihte und Unwissende. Jene, die kleinere Zahl, halten ihre Meinungen, die wahrscheinlich ein Gemisch heidnischer, christlicher und muhammedanischer Lehren sind, sehr geheim; sie verwerfen die Beschneidung, die Fasten; sie trinken Wein, essen Schweinfleisch, und halten die Ehen zwischen Geschwistern für erlaubt. Das gemeine Volk hält sich unter Muhammedanern zu diesen, unter Christen ahmen sie deren Gebräuche nach. Ihre Lehren sind wahrscheinlich im 10ten Jahrhundert entstanden, und sie selbst haben, von den Muhammedanern als Ketzer verfolgt, eine Zuflucht in diesen Gebirgen gefunden. Trotz des Unterschiedes der Religion haben sie zur Erhaltung ihrer Freiheit stets mit den Maroniten gemeinschaftliche Sache gemacht. Wie diese, theilen sie sich in Cheiks und Volk, und ein Emir, der immer aus der nemlichen Familie genommen wird und den die Pforte blos bestätigt, steht an der Spitze des Ganzen. Einer von diesen, Fakr-el-din, durch Talente und Tapferkeit ausgezeichnet, hat im Anfange des 17ten Jahrh. durch Erweiterung seines Gebiets und glückliche Kämpfe mit den Türken die Drusen in Europa bekannter gemacht; seitdem sind sie wieder auf ihre alten Wohnplätze beschränkt worden, wo sie, den Tribut abgerechnet, vollkommen frei leben. — Außer diesen ansässigen Völkern treiben sich in den vielen unangebauten, obwohl zum Theil fruchtbaren Gegenden Syriens folgende Nomaden umher. 1) Die Turkomannen, von denen oben S. 99. gesprochen worden; sie zeigen sich blos in den nördlichsten Gegenden Syriens, und verlassen sie meist im Sommer, um im höher liegenden Armenien bessere Weide zu finden. Sie mögen in Syrien etwa 30000 Seelen betragen. 2) Die Kurden, deren schon S. 105. gedacht worden; auch sie besuchen nur die nördlichen und östlichen Gegenden Syriens, wo sie leicht an 20000 Zelte, d. h. Familien, stark seyn mögen. 3) Die Beduinen. Das ganze Volk der Araber zerfällt in solche, welche Ackerbau treiben (Fella's), und diese machen die Mehrzahl der Einwohner Syriens und Aegyptens aus, und in solche, die, treu ihren uralten Gewohnheiten, mit ihren Heerden in der Wüste vom Euphrat durch Arabien und Afrika bis ans Weltmeer umherziehen; diese letzteren, und zwar vorzugsweise diejenigen, welche die syrisch-arabische Wüste bewohnen, werden Beduinen, d. h. Männer der Wüste, genannt.

Sie haben sich seit den uráltesten Zeiten beinahe ganz unverändert erhalten, und sind mit Recht stolz auf die Reinheit ihres Blutes und daß sie nie unterjocht worden, ja sie haben nicht einmal zu den Eroberungen der Araber im 7ten und den folgenden Jahrhunderten beigetragen, und die Lehren des Islam haben wenig in ihren Sitten verändert. Alle sind sehr laue Bekenner dieses Glaubens, und diejenigen, welche das Innere der Wüste bewohnen, kennen kaum den Namen Muhammeds. Sie sind in viele Stämme getheilt, die jeder von einem Emir geführt werden, die Familien haben einen Scheik an ihrer Spitze; Gewohnheiten und Sitten, nicht Gesetze, sind ihre Richtschnur. Wie vor Jahrtausenden, so sind sie noch jetzt räuberisch und gastfrei, großmüthig und die Blutrache unerbittlich verfolgend, freiheitliebend und über alle Begriffe mäßig. Meistens sind sie von kleiner Statur und sehr mager, eine Folge der wenigen Lebensmittel, die sie genießen. Ihre Kameele, ihre Pferde von der edelsten Rasse, und ihr köstlichstes Besitzthum, ihr Vieh, machen ihren ganzen Reichthum aus; Milch, Kaffee, Datteln und ein paar Körner Reiß oder Durra sind ihre gewöhnliche Speise; Fleisch genießen nur die Reichsten und selten. Mit den Türken leben sie in ewiger Feindschaft und erkennen ihre Herrschaft nicht an: sie verachten diejenigen Araber, welche als Fella's oder Bauern angesiedelt und unterjocht sind. Die Beduinen durchstreifen den ganzen südlichen und östlichen Theil von Syrien; ihre Zahl läßt sich unmöglich bestimmen, doch soll sie mehrere Hunderttausende betragen.

Soristan wird von den Türken in 4 Paschaliks, das von Haleb, das von Tarablus, das von Akka und das von Damas getheilt. Wir betrachten ohne Rücksicht auf diese Eintheitheilung, deren Gränzen ohnehin sehr ungewiß sind, der Kürze wegen erst den nördlichen, dann den mittlern und zuletzt den südlichen Theil Syriens.

Im nördlichen Theile oder zwischen der nördlichen Gränze und dem höchsten Punkte des Libanon bemerken wir:

Antakie, das alte Antiochia, am südlichen Ufer des Orontes und am Fuß eines Berges, unter 36° 12′. Die Stadt ward von Seleukus Nikator angelegt und nach seinem Vater benannt; sie war die Residenz der syrischen Könige, und auch noch unter den Römern die prächtigste Stadt des Morgenlandes, berühmt durch ihre reizende Lage in einer höchst fruchtbaren Ebene, ihre gesunde Luft, die entzückenden Haine und Quellen in ihrer Nähe, wo bei der Vorstadt Daphne ein Tempel des Apollo stand, die große Zahl ihrer Bewohner, ihre Liebe zu den Wissenschaften. Unter den christlichen Kaisern war sie der Sitz eines der 4 Patriarchen des oströmischen Reichs. Unter Justin ward sie durch ein Erdbeben fast ganz zerstört, prächtiger wieder aufgebaut, aber in den folgenden Jahrhunderten mehrere Male von den Per-

fern verwüstet. Von 1097—1268 war sie der Sitz eines eignen durch die Kreuzfahrer gegründeten Reiches, welches die Sultane von Aegypten zerstörten. Von ihrem ehemaligen Umfange zeugen noch die alten ziemlich wohl erhaltenen, mit schönen Thürmen versehenen Mauern, die heutige Stadt aber nimmt kaum den 6ten Theil des innern Raumes ein, das Uebrige sind Trümmer und Gärten; Alterthümer sucht man hier vergebens. Die Stadt ist für eine türkische noch freundlich genug, und treibt bedeutenden Handel mit Seide. Der Einwohner mögen etwa 10000 seyn. In der Stadt befinden sich 7 heiße Quellen. — Nördlich von Antakié, an dem gleichnamigen Meerbusen, liegt der ehemals berühmte, jetzt ganz elende und wegen seiner verpesteten Luft entvölkerte Ort Skanderun, von den Schiffern Alexandrette genannt. Bedeutender ist noch südlich von Antakié der Hafenort Latakia, ehemals Laodicea, welcher noch manche Spuren seiner alten Pracht, unter andern einen schönen römischen Triumphbogen zeigt. Der ehemals blühende Handel ist durch die immer größer werdende Unsicherheit im Lande sehr herabgekommen, und die Zahl der Einwohner seit kurzem von 10000 auf 6000 zusammengeschmolzen. Oestlich vom Orontes, in einer schönen und überaus fruchtbaren Thalebene, die sich gegen S. und O. in die Wüste verliert, liegt unter 36° 11′, an einem schönen Bache, der einige Meilen weiter einen Sumpf ohne Abfluß bildet, die Hauptstadt dieses Theils von Syrien, Halep oder Aleppo, im Alterthum Beroea. Sie ist jetzt eine der angenehmsten und bedeutendsten Städte des Orients, der Mittelpunkt eines nach allen Gegenden des innern Asiens ausgebreiteten Karavanen-Handels, mit bedeutenden Fabriken in seidenen, baumwollenen und wollenen Zeugen. Die Luft ist rein und gemäßigt, die Gegend ein blühender Garten, alle Lebensmittel finden sich hier im Ueberfluß, und selbst die Sitten der Einwohner sollen hier milder seyn, als irgendwo in diesen Gegenden. Die Zahl der Einwohner wird auf 100,000 angegeben, worunter viele Christen von allen Parteien. Die Stadt hat nur unbedeutende Mauern, und in ihrer Mitte erhebt sich auf einem Hügel die ganz verfallene Citadelle; sonst ist die Stadt besser gebaut und reinlicher, als die meisten türkischen Städte. Am 13ten Aug. 1822 ereignete sich ein furchtbares Erdbeben, wodurch über 20000 Menschen umgekommen seyn sollen. — Südlicher, am Orontes, liegt Hama (Epiphania), eine bedeutende Handelsstadt und Karavanenstation, mit 30000, nach Andern, 100,000 Einw. Nicht damit zu verwechseln ist das 6 M. südlicher, ebenfalls am Orontes liegende Hems oder Höms (Emesa), mit 10000 Einw. Mitten in der Wüste, südöstlich von Haleb und nur 3 Tagereisen vom Euphrat, liegen die prachtvollen Ruinen des im Alterthum berühmten Palmyra oder Tadmor (beides bedeutet Palmenstadt)

unter 34° 54′. Dieser Punkt, wo einige zwar schwefelige, aber doch geniessbare Quellen und ein den Palmen günstiger Boden den Anbau erlaubte, war schon in so alter Zeit, wegen des Handels mit dem Euphrat und dem persischen Meerbusen, bewohnt, daß Salomo sich desselben bemächtigte. Seine Größe und Pracht verdankt Palmyra den ersten Jahrhunderten nach Chr., wo sie in die Gewalt der Römer kam. Unter Odenat und seiner Gemahlin Zenobia ward es auf kurze Zeit die Hauptstadt eines unabhängigen Reiches, welches Aurelian, so wie die Stadt selbst, 275 zerstörte; sie erholte sich zwar wieder, ward aber 744 von den Sarazenen so gänzlich verwüstet, daß man bis 1691 nur dunkle Sagen von ihren Trümmern hatte. Diese Ruinen, welche aus unzähligen theils noch aufrecht stehenden, theils niedergestürzten herrlichen meist ionischen und korinthischen Marmorsäulen bestehen, bedecken eine unabsehbare Fläche und zeigen die Ruinen vieler Tempel, Triumphbogen, Hallen, Gräber u. s. w., unter denen sich vorzüglich der große und herrliche Sonnentempel auszeichnet. Was die Größe des Anblicks noch vermehrt, ist, daß sich von gewöhnlichen Gebäuden der alten Stadt keine Spur mehr findet, und man unter diesem Labyrinth von Säulen nur noch einige 30 elende Lehmhütten armseliger Araber, die hier etwas Getreide und Oliven ziehen, erblickt; Palmen findet man aber jetzt hier nicht mehr. — In diesem nördlichen Theile Syriens, und zwar in den unzugänglichsten Gegenden des Libanon, hausete zur Zeit der Kreuzzüge ein Volk, welches man die Assassinen nannte, ihrem Anführer, der Alte vom Berge genannt, blindlings ergeben und von ihm zu unzähligen Mordthaten ausgesendet, die sie mit unglaublicher Schlauheit und Unerschrockenheit ausführten; daher auch der französische Name **Assasin** für einen Meuchelmörder. Neuere Untersuchungen haben gelehrt, daß dies Volk eine ketzerische Sekte von Muhammedanern gewesen, welche von einem ihrer ältesten Oberhäupter eigentlich den Namen Ismaëliten führte und sich vom 8ten bis ins 12te Jahrhundert in Syrien und Persien mächtig verbreitete. Der Name Assassinen kommt wahrscheinlich von Haschischi, ein durch den Genuß von einem Aufguß auf Hanfblätter Berauschter, her, weil, wie man sagt, ihr Oberhaupt sich Jünglinge dadurch zu unbedingtem Gehorsam verpflichtete, daß er sie durch jenes Getränk berauschte und sie überredete, die wonnevollen Genüsse, wovon sie in diesem Zustande geträumt, seyen ein Vorschmack der Seligkeit, die ihrer als Lohn ihres Gehorsams nach dem Tode warte. Sie machten sich damals den Kreuzfahrern furchtbar. Noch jetzt soll es einige Ueberreste dieser einst mächtigen Sekte im Libanon geben.

Im mittlern Theile Syriens, zwischen dem höchsten Punkt des Libanon und dem Hermon, bemerken wir: An der Küste: Beirut (Berytus), mit einem Hafen und an 10000 Einw.

Weiter südlich: Saide, das alte Sidon, unter 33° 30', ist jetzt eine elende kleine Stadt, mit gänzlich versandetem Hafen und 2 halb verfallenen Schlössern, und etwa 6000 Einw., die doch noch etwas Handel treiben. Ein wenig südlicher liegt auf einer Halbinsel das Dorf Sur, im Alterthum Tyrus, jetzt ohne Hafen, ohne irgend ein Denkmahl des Alterthums, als einige Cisternen, und höchstens 3000 Einw. Nahe am schneebedeckten Gipfel des Libanon findet man noch mehrere kleine Cedernwäldchen, als schwache, aber jetzt heilig gehaltene und geschonte Ueberreste der mächtigen Waldungen dieser Art, welche einst das Gebirge bedeckten. Die wenigen alten Stämme haben zwar einen ungeheuern Umfang, aber nur eine geringe Höhe. Ganze Cedernwaldungen findet man jetzt nur noch auf dem Taurus, am obern Euphrat. — Im Innern des Landes liegen: Baalbek, das alte Heliopolis, unter 34° in einem reizenden Thale zwischen dem Libanon und Antilibanon. Hier sieht man noch die durch ihre ungeheure Größe sowohl als durch die Vortrefflichkeit der Arbeit ausgezeichneten Ruinen eines Sonnentempels, welcher wahrscheinlich unter den Antoninen erbaut ward. Die Stadt ist seit dem Erdbeben von 1759 nur ein Haufen Trümmer von kaum 2000 Seelen bewohnt. — Damas (Damascus), unter 33° 42', in einer höchst fruchtbaren Ebene, am Fuß eines Berges, am Bache Baradi, welcher sich später in einen Landsee (wie der Bach von Haleb und im Grunde wie der Jordan) verliert. Die ganze Gegend, von Quellen und Bächen bewässert, gehört zu den schönsten in Syrien. Die Stadt selbst ist ziemlich gut gebaut, die Straßen breit und gepflastert; die Zahl der Einw. mag an 150,000 betragen, worunter an 20000 Christen. Die Degenklingen von Damas, daher Damascener genannt, ehemals hochberühmt, werden zwar noch hier gemacht, aber nicht mehr so gut als sonst; auch Baumwollen- und Seidenzeuge (daher der Name Damast) werden hier von vorzüglicher Güte verfertigt. Damas treibt einen sehr bedeutenden Handel theils mit diesen Fabrikaten, theils mit seinen trefflichen getrockneten und eingemachten Früchten. Der Handel wird vorzüglich belebt durch die große Karavane nach Mekka, welche sich alle Jahre hier aus allen Theilen des Reiches sammelt und an 30—50000 Seelen stark unter dem Schutze und Geleite des Pascha von Damas, welcher in dieser Beziehung Emir Hadji heißt, zu dem Orte ihrer Bestimmung zieht.

Im südlichen Theile des Landes, dem alten Palästina, liegen:

Jerusalem, im Morgenlande selbst Soliman und El Kods (die Heilige) genannt, unter 31° 46' N. B. und 53° O. L. Sie ist wie eine der ältesten, so unstreitig die merkwürdigste Stadt der Welt. Schon zur Zeit Abrahams finden sich wenn auch nur ungewisse Spuren ihres Daseyns. Als die Israeliten unter Josua das gelobte Land eroberten, war diese Stadt im

Besitz der Jebusiter, welche sich auch in dem höchsten und festesten Theile derselben, dem Berge Sion, behaupteten; erst David eroberte sie gänzlich und legte seine Burg und Residenz auf dem südlichen, höchsten Hügel Sion an, und seitdem blieb sie der geheiligte Mittelpunkt des jüdischen Reiches. Sie hieß jetzt Jerusalem (Wohnung des Friedens), welches die Griechen durch Hierosolyma (die heilige Solyma) ausdrückten, daher bei neueren Dichtern auch zuweilen blos Solyma. Salomon erbaute den prachtvollen Tempel auf dem nordöstlich vem Sion gelegenen, etwas niedrigern Hügel Moriah, wo der Sage nach Abraham seinen Sohn hatte opfern wollen. Nachdem Jerusalem unter den jüdischen Königen mehrere Male erobert und geplündert worden, ward sie endlich unter Zedekias durch Nebukadnezar von Babylon gänzlich zerstört und die Einwohner gefangen weggeführt, 586 v. Chr. 70 Jahre später erhielten die Juden vom Cyrus die Erlaubniß in ihr Land zurückzukehren und Jerusalem wieder aufzubauen. Auch der Tempel ward an der alten Stelle, aber minder prächtig, wieder erbaut, von Herodes I. indeß nach und nach in allen seinen Theilen erneuert und verschönert. Zur Zeit Christi war die Stadt mit herrlichen Gebäuden angefüllt, von einem sehr bedeutenden Umfange und mit einer, an manchen Stellen 3fachen, sehr starken Mauer umgeben. Alle diese Herrlichkeit ward 40 J. nach dem Tode des Herrn gänzlich zerstört, als Titus der Sohn des Kaisers Vespasian das empörte Jerusalem nach einer furchtbar blutigen Belagerung eroberte und alles bis auf wenige allzufeste Thürme der Stadtmauer dem Erdboden gleich machen ließ. Unter Hadrian 118 ward hier eine neue Stadt Aelia Capitolina erbaut, in welcher keine Juden wohnen durften. Constantin und seine Mutter Helena ließen die heidnischen Tempel zerstören und erbauten mehrere der noch jetzt vorhandenen christlichen Kirchen, seitdem erhielt auch Jerusalem seinen alten Namen wieder. So blieb Jerusalem bis ins 7te Jahrhundert, wo sie 614 von dem Perser-König Kosroes erobert ward; 623 erhielt sie der Kaiser Heraklius wieder, bis sie endlich 637 von dem arabischen Chalifen Omar den Christen entrissen ward. Nach manchem Wechsel der Herrschaft fiel sie 1099 den Kreuzfahrern in die Hände, in deren Gewalt sie bis 1188 blieb. Im Ganzen ist Jerusalem 17mal von Feinden eingenommen und mehr oder minder verwüstet worden. Hierin liegt der ganz natürliche Grund, weshalb es so schwer ist, die Lage älterer merkwürdiger Oerter und Gebäude anzugeben, obgleich die freche Unwissenheit der dortigen Mönche nicht allein mit Hintansetzung aller Geschichte und aller Wahrscheinlichkeit, jeden durch das Leben des Heilandes geweihten Platz, sondern selbst die Wohnung solcher Personen, wie z. B. des Reichen und des armen Lazarus, anzugeben weiß, die nur in den Gleichnissen des Herrn vorkommen. Das heutige Jerusalem hat kaum 1 Stunde im Umfange,

etwa 25000 Einw. und liegt auf einer unebenen Bergfläche, welche auf 3 Seiten, O., W. und S., von sehr schroffen Thälern begränzt wird; im Osten trennt das Thal Josaphat, in welchem der Bach Kedron, jedoch nur einen Theil des Jahres, fließt, die Stadt von dem viel höhern Oelberge; im Süden zieht sich das ebenfalls tiefe Thal Hinnom von S. O. nach N. W. und vereinigt sich mit dem Thale Josaphat; im Thale Hinnom entspringt die Quelle Siloa in einer kleinen Seitenschlucht, die einzige Quelle der Stadt. Südlich von diesem Thale erhebt sich ein Hügel, höher als die Stadt, welcher an seinem Fuße, in der ganzen Länge des Thals, unzählige zum Theil prächtige in den Kalkfelsen gehauene Grabhöhlen, auf seinem Abhange die Trümmer vieler Gebäude und auf seinem Gipfel die Spuren einer alten Umfassungs-Mauer enthält. Diese Gräber werden von Einigen für die alten Königsgräber gehalten, welche Andre dagegen in einer ziemlichen Entfernung nördlicher von der Stadt suchen, wo sich ebenfalls bedeutende Trümmer von Mauerwerk finden, welche schon die Meinung veranlaßt haben, die alte Stadt habe sich einst so viel weiter nördlich erstreckt. Wahrscheinlicher ist es vielmehr, daß das alte Jerusalem sich weiter südlich bis zum äußersten Rande des Berges Sion erstreckte und daher nicht bedeutend viel größer als die heutige Stadt war. Das alte Jerusalem bestand aus 3 Haupttheilen, im S. der Berg Sion oder die obere Stadt; nördlich ihr gegenüber Akra oder die untere Stadt, und östlich von dieser, durch ein Thal davon getrennt der Hügel Moriah, worauf der Tempel lag; später kam noch ein nördlicher Theil Bezetha oder die neue Stadt hinzu. Der Hügel Golgatha lag, aller Wahrscheinlichkeit nach, nordwestlich außerhalb der Mauern.

Die heutige Stadt wird von starken und hohen mit Thürmen besetzten Mauern umgeben, welche ein Werk des Sultans Soliman 1534 sind; sie sind ziemlich nach den 4 Weltgegenden gerichtet, so daß die Stadt ein nur etwas unregelmäßiges Viereck bildet. In der westlichen Mauer ist die ganz verfallene Citadelle, auch der Thurm der Pisaner genannt, ein gewöhnliches gothisches Schloß, wahrscheinlich aus den Zeiten der Kreuzzüge. Die Stadt selbst ist ziemlich fest gebaut, beinahe alle Häuser sind von Quadern, mit flachen Dächern, aber ohne Fenster nach den Straßen; diese sind, mit Ausnahme dreier, eng und krumm und meistens ungepflastert. Die Stadt hat nicht einen einzigen öffentlichen Platz. An christlichen Gebäuden sind zu bemerken: das Franziskaner-Kloster St. Salvator oder des Erlösers, im nordwestlichen Theile der Stadt. Es ist ein weitläuftiges festes Gebäude mit einer eignen Kirche, einer reichen Apotheke, worin vorzüglich Balsam bereitet wird, und vielen Wohnungen für Pilger. Es war ehemals sehr reich und bezog ansehnliche Einkünfte aus den katholischen Ländern Europa's; in der neuesten Zeit, wo beinahe gar keine Pilger mehr aus Europa

gekommen und selbst Spanien aufgehört hat Beiträge zu senden, ist es in Armuth gesunken, und das Oberhaupt der wenigen noch vorhandenen Mönche hat seinen bisher bedeutenden Einfluß bei den Türken gänzlich verloren. Nur ein paarhundert Schritt südöstlich davon, also mehr nach der Mitte der Stadt, liegt die einst so berühmte Kirche zum heil. Grabe, wahrscheinlich aus den Zeiten Constantins. Sie bildet ein unregelmäßiges Ganzes von 120 Schritt Länge und 70 Schritt Breite und besteht eigentlich aus 3 verschiedenen Räumen. In der Mitte des Ganzen, gerade unter der offnen Kuppel, befindet sich das sogenannte h. Grab; dies ist eine kleine von Marmor erbaute Kapelle, 45 F. lang und 20 breit, in welcher man aus einer kleinen Vorhalle in das eigentliche Grab tritt, ein kleines mit Marmor bekleidetes Gemach von 6 F. Länge, 6 F. Breite und 8 F. Höhe, welches von ewig brennenden Lampen erleuchtet wird und worin man unter einem Altar einen Sarkophag von Marmor zeigt, in welchem der Leichnam des Herrn gelegen haben soll. Im nördlichen Theile der Kirche wollen neuere Reisende noch das Grabmahl Gottfrieds von Bouillon gesehen haben, während andre versichern, daß sowohl dies als das seines Bruders Balduin von den neidischen Griechen so gänzlich zerstört seyen, daß nicht die geringste Spur mehr den Ort bezeichne. Ehemals ruhte die Kuppel der Kirche, über der Grabkapelle, auf schönen marmornen Säulen; bei dem Brande aber, welcher 1808 die Kuppel vernichtete, wurden auch die Säulen beschädigt und durch schlechte gemauerte Pfeiler ersetzt, welche die neue Kuppel tragen. Das Innere der Kirche ist von den Mönchen von 8 verschiedenen christlichen Parteien besetzt und bewohnt, nemlich den Katholiken, den Griechen, den Abyssiniern, den Kopten, den Armeniern, den Nestorianern, den Georgiern und den Maroniten. Früher waren die Katholiken unter dem Schutze Frankreichs und Spaniens im Besitz des h. Grabes; seitdem sie aber verarmt sind, haben die Griechen diesen Besitz von den Türken erkauft. Nur eine Thür führt zur Kirche, welche von den Türken bewacht wird, die einen bedeutenden Zoll von jedem Fremden, der das h. Grab besuchen will, erheben. Aus dieser Kirche steigt man einige Stufen zu einer zweiten empor, welche angeblich auf dem Calvarienberge liegt, und wo die Löcher, in welchen die 3 Kreuze gestanden haben sollen, gezeigt werden; unter dieser befindet sich eine dritte Kapelle in dem Hügel selbst, wo man zur Zeit als die Kaiserin Helena in Jerusalem war, im Anfange des 4ten Jahrh., das wahre Kreuz will gefunden haben. Schon diese kurze Darstellung reicht hin, die Aechtheit aller dieser heilig gehaltenen Oerter sehr verdächtig zu machen, die doch wohl unmöglich nur so wenige Schritte von einander dürfen gesucht werden und auf jeden Fall im Mittelpunkte der alten Stadt müßten gelegen haben. Neuere Reisende haben nur mit dem tiefsten Unwillen die frevelhaften Gau-

keiten, womit die Unwissenden am h. Grabe getäuscht werden, (wenn z. B. im Osterfeste alle Lampen am Grabe gelöscht werden und die Priester vorgeben, daß ein wunderbares Feuer vom Himmel sie wieder anzünde), und die ärgerlichen alle Vorstellung übersteigenden Zänkereien ja Balgereien der verschiedenen Parteien am Grabe selbst, betrachten können; dies alles, verbunden mit den dabei mit Peitschen die Ordnung nothdürftig erhaltenden Türken, zeigt den unendlich tiefen Verfall des Christenthums im Orient, und ist wohl mehr geeignet, Ekel, als Andacht einzuflößen. Die Zahl der Pilger, welche das h. Grab besuchen, ist in neueren Zeiten von vielen Tausenden auf höchstens 1500 gesunken und darunter befindet sich nur selten ein europäischer Katholik; auch sind die Abgaben, welche vom Eintritt in das gelobte Land und bei den vielen Punkten der frommen Wallfahrt an die Türken bezahlt werden müssen, so wie die sogenannten freiwilligen Geschenke an die Mönche, so bedeutend, daß nur Wohlhabende einen solchen Aufwand bestreiten können. Reicher und viel bedeutender als die der Katholiken, sind die Kirchen, Klöster und Hospizien der Griechen und Armenier; das Kloster der letzteren besonders soll an 1000 Zimmer enthalten und ihre Kirche die schönste in der Stadt seyn. Von den übrigen sogenannten Heiligthümern, welche die Pilger vorschriftsmäßig besuchen, als das Haus des Pilatus, die Wohnung Herodis, die verschiedenen Punkte welche die Leidensgeschichte des Herrn bezeichnen sollen, welche alle nur Trümmerhaufen von unbezweifelter Unächtheit sind, enthalten wir uns billig zu reden. — Unter den muhammedanischen Gebäuden ist nur eins von Wichtigkeit, die prächtige Moskee, welche der Kalif Omar nach der Eroberung der Stadt 637 erbauen ließ und welche von seinen Nachfolgern noch bedeutend vergrößert ward. Auf einem 1500 F. langen und 1000 F. breiten, mit schönen Cypressen und andern Bäumen besetzten Platze stehen zwei Hauptgebäude, die prächtige Moschee El Haram, sie bildet ein regelmäßiges Achteck, dessen Kuppel von 24 Marmorsäulen getragen wird. In dem innersten, heiligsten Theile, Sukhara genannt, wird ein flacher Stein gezeigt, worauf man einen Fußstapfen des Muhammed sehen will. In geringer Entfernung auf dem nemlichen Platze steht ein Bethaus El Aksa genannt, ebenfalls mit einer Kuppel, welche auf vielen Marmorsäulen ruht. Kein Jude und kein Christ darf bei Todesstrafe diesen heiligen Bezirk betreten. Das Ganze liegt im südöstlichen Theile der Stadt, am Rande der Abgründe, auf dem nemlichen Platze, welchen einst der Tempel einnahm, und wird eben deshalb von den Muhammedanern nächst Mekka und Medina für den dritten ihrer heiligen Oerter gehalten. — Außerhalb der Stadt bemerken wir im südlichen Thale die Quelle Siloa, welche dem Kedron zufließt; in ihrer Nähe befinden sich viele Ruinen und Grabhöhlen, welche von Vielen für die wah-

ren Königsgräber gehalten werden. Im östlichen Thale, welches einen Theil des Jahrs hindurch vom Kedron bewässert wird, befinden sich auch viele Gräber aus verschiedenen Zeiten, unter andern ganz nördlich eins, welches für das der Jungfrau Maria, jedoch ohne allen Grund, ausgegeben wird; hier will man auch noch die Stelle des Gartens von Gethsemane finden: einige sehr alte Oelbäume in einer Befriedigung sollen den Platz bezeichnen. Der Oelberg, welcher dieses Thal östlich begränzt, ist jetzt ganz ohne Anbau, doch sieht man noch einige Olivenbäume darauf; dieser Berg ist der höchste in der nächsten Umgegend und von ihm überschaut man die ganze Stadt; auf seinem Gipfel, an der Stelle, von wo man meinte daß der Herr gen Himmel gefahren, sieht man die Ruinen einer von der Kaiserin Helena erbauten Kirche. Nördlich, eine kleine halbe Stunde von der Stadt, befinden sich ebenfalls mehrere schöne Gräber, wie alle übrige in Felsen gehauen und zum Theil noch mit steinernen Thüren versehen; man giebt sie fälschlich für die Gräber der Könige aus. — Die Bevölkerung von Jerusalem wird von Einigen auf 20, von Andern auf 30000 Seelen angegeben; die Mehrzahl sind Christen, welche aber hier mehr als irgendwo den Bedrückungen der Türken ausgesetzt sind; sie nährten sich bisher großentheils von Anfertigung von Rosenkränzen, Reliquienkasten und andern dergleichen von den Pilgern gesuchten Dingen. Die Juden, in eine schmutzige Gegend im südlichen Theile der Stadt eingeschlossen, sind hier überaus elend und arm. — Die ganze Umgegend von Jerusalem ist jetzt verlassen und öde, eine eigentliche Felsenwüste geworden.

Zwei Stunden südöstlich von Jerusalem liegt in einer fruchtbaren und lieblichen Gegend, zwischen Bergen und Thälern, der kleine Ort Bethlehem mit etwa 3000 Einw., wo ein altes sehr festes Franziskaner-Kloster sich befindet und daneben eine schöne Kirche, unter welcher man in einer Felsenhöhle den Ort zeigt, wo der Heiland soll zur Welt gekommen seyn; in der Höhle brennen beständig über 40 silberne Lampen. In der Nähe befindet sich ein andres Kloster mit einer sehr schönen, Johannes dem Täufer geweihten Kirche, welche angeblich an der Stelle steht, wo er geboren. — Jericho, jetzt Raha, 3 M. nordöstlich von Jerusalem, in einer von Bergen eingeschlossenen und daher sehr heißen Ebene, wo ehemals die Balsampflanze gebaut wurde, ist jetzt nur noch ein elendes Dorf. Einige Meilen östlicher fließt der Jordan, hier in einem durchaus öden und unfruchtbaren Thale, und erreicht dann bald das todte Meer. Alles verkündigt hier die furchtbare Naturerscheinung, der dieser See seinen Ursprung verdanken soll; die nackten und kahlen Felsen, welche ihn von beiden Seiten einschließen, zeigen deutliche Spuren erloschener Vulkane, und das Erdpech, welches häufig auf der Oberfläche des Wassers schwimmt und stellenweise die Felsen durchdringt, läßt wohl vermuthen, daß die einst blühende

Gegend, welche jetzt der See einnimmt, durch unterirdisches Feuer zu Grunde gegangen und versunken sey. Das Wasser ist äußerst salzig und bitter, daher auch sehr schwer; ob es Fische enthalte, ist bis jetzt noch nicht ausgemacht. Am südlichen Ende des Sees ist er so seicht, daß man ihn durchwaten kann. Keine Spur von Vegetation zeigt sich an seinen Ufern, und die salzigen Ausdünstungen sind so stark, daß sie in kurzer Zeit die Kleider derer durchdringen, die sich in der Nähe aufhalten. Nördlich von Jerusalem, zwischen den Bergen Garizim und Ebal, liegt Napolose oder Nablus, das alte Sichem, welches noch immer an 10000 Einwohner hat. In der nördlichsten Provinz des alten Palästina, in Galiläa, liegt Nasra, das alte Nazareth, am Fuß eines Berges, in einem schönen Thale, ein kleiner offener Ort mit 1500 Einw., worunter etwa 600 Christen. Die Kirche des Franziskaner-Klosters soll angeblich an der Stelle liegen, wo einst das Haus der Maria stand. Am Ufer des Sees von Genezareth liegt das kleine Dorf Kapernaum auf den Trümmern der alten Stadt, und Tiberias mit 4000 Einw. worunter viele Juden. — Die hohe Gebirgsebene östlich vom Jordan, welche sich allmählig nach der großen Wüste zu senkt, das Peräa oder jenseitige Land der Alten, ist, obwohl schlecht bewässert, doch keinesweges unfruchtbar, und war zur Zeit der Römer mit bedeutenden Städten bedeckt, deren zum Theil herrliche Ruinen erst die neueren Reisenden wieder aufgefunden haben. So entdeckte z. B. der Deutsche Seetzen 1816 bei dem heutigen Djerash die Ruinen des alten Gerasa, welche aus mehreren Tempeln, zwei Amphitheatern und besonders zweien herrlichen korinthischen Säulengängen bestehen, welche sich in einem Halbkreis von 60 ionischen Säulen endigen. Uebrigens gehören diese Gegenden, obgleich sie jährlich von der großen Karavane nach Mekka durchzogen werden, zu den unbekanntesten der Erde.

An und in der Nähe der Küste liegen:

Gaza, jetzt Razze, die südlichste Stadt dieser Gegend, unter 31° 25′, in geringer Entfernung vom Meere und in einer sehr fruchtbaren Ebene, welche sich die ganze Seeküste entlang zieht. Obgleich äußerst verfallen und voller Trümmer, ist Gaza doch immer ein bedeutender Ort, wegen der Karavanen aus und nach Aegypten, welche sich hier versammeln. Sie mag an 5000 Einw. zählen. Weiter nördlich, unter 32°, liegt auf einer felsigen Landspitze Jaffa, das alte Joppe, in einer gut bewässerten, reizenden Gegend; sie hat in der neuesten Zeit durch die Eroberung der Franzosen unter Bonaparte unendlich verloren und soll nur noch etwa 4000 Einw. haben. Obgleich Jaffa nur einen unbedeutenden und gefährlichen Hafen hat, so ist es doch der Ort, wo alle Pilgrimme nach Jerusalem landen und wo überhaupt der wenige Handel dieser Hauptstadt getrieben wird. Von hier geht die durch

die Araber höchst unsicher gemachte und an sich schon sehr beschwerliche Straße über Ramla, das alte Arimathia, welches in einem reizenden Thale liegt, mit etwa 6000 Einw., nach Jerusalem. — Noch weiter nördlich an der Küste liegen die jetzt gänzlich verlassenen Ruinen der einst prachtvollen Stadt Cäsarea, welche Herodes dem August zu Ehren anlegte; nur wilde Thiere bewohnen sie jetzt, und ein großer Theil ihrer herrlichen Säulen ist von den Türken nach Akre geschafft worden. Nur wenig weiter gegen Norden, unter 32° 55', liegt die stark befestigte, in der neuern Kriegsgeschichte wieder bekannt gewordene Stadt Akka, gewöhnlich Akre oder St. Jean d'Acre genant, das alte Ptolemaïs, vor welcher 1799 Bonaparte's Kriegsglück scheiterte. Sie liegt auf dem nördlichen Ufer eines kleinen Meerbusens, dessen südliche Ecke durch das Vorgebirge des Berges Carmel gebildet wird. Der Hafen ist jetzt der beste an dieser ganzen Küste. Der durch seine Grausamkeit, aber auch durch seinen Muth berühmte Djezzar Pascha hat mehrere schöne Gebäude aufgeführt, unter andern eine prächtige Moskee und einen schönen Brunnen. Die Stadt hat über 10000 Einw., welche starken Handel mit Baumwolle treiben.

II. Arabien (Arabia).

Die große Halbinsel, welche sich in südöstlicher Richtung zwischen dem persischen Meerbusen und dem arabischen oder rothen Meere, oder zwischen dem 50° bis 78° O. L. erstreckt und südlich vom indischen Ocean begränzt wird, hat im Norden nur unbestimmte Gränzen. Sieht man auf die Natur des Landes und der Bewohner, so muß man die große syrisch-arabische Wüste zwischen Syrien und dem rechten Euphrat-Ufer noch zu Arabien rechnen, und das Ganze mag dann zwischen 50 und 55000 □M. enthalten, und sich vom 12° 40' bis beinahe 34° N. B. erstrecken. Die Türken nennen dies Land Arabistan; im Lande selbst wird es gewöhnlich Dschesira al Arab oder die Halbinsel der Araber genannt; in der Bibel heißt es Kedem, das Morgenland, in Verhältniß zu Palästina nemlich.

Allgemeine Beschaffenheit.

Aus der schon oben S. 93. gegebenen Beschreibung der arabischen Halbinsel sehen wir, daß die Natur dieses Land in 3 sehr verschiedenartige Regionen getheilt hat. Die uns beinahe gänzlich unbekannte Hochebene oder Nedsched (Arabia deserta), wel-

che den innern größten Theil des Landes ausmacht; der Gebirgsrand Dschebel (Berg), welcher sie im W., S. und O. umgiebt, und vorzüglich im südwestlichen Theile oder Innern nicht als eine Gebirgsreihe, sondern als ein sehr ausgedehntes und breites Gebirgsland zur Küste hinabsteigt; endlich die flache, ebene Seeküste Tehama (Arabia felix), welche im O. am schmalsten, im W. zwar breiter, aber doch immer höchstens 1 bis $1^1/_2$ Tagereise breit ist. In der weitesten Bedeutung des Namens rechnet man auch wohl noch zu Arabien die felsige Halbinsel des Sinaï (Arabia petraea) und die nördliche Wüste bis zum Euphrat. Die Beschaffenheit des Bodens, des Klima's und der Producte dieser Theile ist höchst verschieden. Das durchaus sandige und öde Tehama, von keinem einzigen Flusse bleibend bewässert, leidet an einer oft fürchterlichen Hitze und Dürre; oft vergeht ein Jahr, ohne daß ein Tropfen Regen fällt; beim Graben findet man hier zwar Wasser, aber es ist salzig und schwefelig, erst in einer Tiefe von mehr als 150 F. findet sich genießbares Wasser. Die gebirgige Region oder Dschebel ist dagegen unendlich begünstigter; hier fällt in der Regenzeit von der Mitte Juni bis Ende September beinahe unaufhörlicher Regen; Quellen und Bäche sind hier zahlreich, aber nur äußerst wenige erreichen selbst in der Regenzeit das Meer; nicht immer, aber doch oft, regnet es auch im Frühling, wo denn alle Producte dieses glücklichen Bodens um so reichlicher gedeihen. Das uns beinahe völlig unbekannte Nedsched ist weder durchaus eben, noch durchaus wüste. Es ist ziemlich stark von umherziehenden Stämmen bewohnt, und enthält also gewiß viele fruchtbare und wenigstens einen Theil des Jahres hindurch bewässerte Oasen; auch soll es eine große Abwechselung von Bergen und Thälern darbieten, der größte Theil jedoch, vorzüglich südöstlich, besteht aus völlig unwirthbaren Sandwüsten und überall ist die Vegetation hier kümmerlich. Die Höhe des Ganzen muß sehr bedeutend seyn, da es hier einen Theil des Jahres empfindlich kalt ist und zuweilen selbst bei Nacht Eis entsteht. Der Nachtthau ist in ganz Arabien sehr stark und ersetzt einigermaßen den oft fehlenden Regen. Im Ganzen ist das Klima von Arabien sehr gesund, und wenige Völker der Welt leiden so wenig an Krankheiten, als die Araber, welches aber auch vorzüglich ihrer großen Mäßigkeit zuzuschreiben ist; der Aussatz, jene, wenn sie den höchsten Grad erreicht, fürchterliche Hautkrankheit ist zwar in Arabien einheimisch, doch keinesweges häufig. — Zu den ausgezeichneten Producten Arabiens gehören die Pferde, nicht sowohl an Schönheit, als an Schnelligkeit, Ausdauer und Gelehrigkeit die ersten der Welt. Dem Beduinen ist seine Stute (die man allgemein dem Hengste vorzieht und nach welchen die Geschlechtsregister dieser Thiere geführt werden) das köstlichste Besitzthum. Indeß sind die eigentlich edlen und geschätzten Pferde auch

hier

hier sehr selten und theuer. Für die edelsten werden die gehalten, welche angeblich von den 5 Stuten Muhammeds abstammen; dann solche, deren Geschlecht man seit mehreren Jahrhunderten kennt und mit der höchsten Sorgfalt vor Vermischung mit unedlen Rassen bewahrt hat. Das Nedsched ist das rechte Vaterland dieser Pferde. Die Kameele sind die unentbehrlichsten Begleiter der Wüstenbewohner, und auch der Esel, hier schöner und stärker als bei uns, keinesweges verachtet. An wilden Thieren finden sich Löwen, Hyänen, Schakals, und besonders in Jemen sehr viele Affen. Heuschrecken sind oft eine Landplage; die meisten Arten derselben, die den unsrigen nicht unähnlich seyn sollen, werden zum Theil selbst als Leckerbissen verzehrt. Ein übrigens auch in Indien und Persien vorkommender Wurm, Nervenwurm genannt, erzeugt sich, wie man sagt, nach dem Genusse unreinen Wassers, unter der Haut, und muß, einem oft mehrere Fuß langen Faden gleich, vorsichtig und sehr langsam (einige Wochen werden dazu erfordert) herausgewunden werden. — Die Vegetation ist in einem großen Theile von Arabien äußerst dürftig, doch wird selbst im Tehama und Nedsched an einzelnen Punkten etwas Getreide, vorzüglich Durra gebaut; die Palme und der Kokosbaum, welche beide den Sand und die Dürre vertragen, sind ein Hauptsegen des Landes; eigentliche Wälder giebt es nirgend, der größte Theil der Halbinsel ist baumlos. Zuckerrohr, Baumwolle, Indigo sind zwar vorhanden, werden aber wenig benutzt; Reiß gedeiht in dem zu trocknen Lande nicht. Das edelste Erzeugniß Arabiens und der Hauptgegenstand seines Handels ist der Kaffeebaum, Bunna, denn nur die Bohne heißt Kahwe bei den Arabern, er wächst vorzüglich nur in den Gebirgen von Jemen und fordert ein mildes, nicht allzuheißes Klima und gute Bewässerung; die Araber selbst glauben, daß er aus Abyssinien zu ihnen gekommen sey. Sie rösten die Bohnen zum jedesmaligen Gebrauch in einer offenen Pfanne, zerstoßen sie dann, lassen sie kochen und genießen das Getränk stets ohne Milch und ohne Zucker; weil es aber für zu erhitzend gilt, so genießt man in den heißen Monaten lieber ein andres Getränk, welches man Kischer nennt, und wie das vorige, aber aus den Schalen der Kaffeebohne bereitet; es soll dem Thee ähnlich seyn. Andre Gewächse der Halbinsel sind der Weihrauch, welcher vorzüglich in den südöstlichen Gegenden wächst; er ist aber schlecht, der bessere kommt aus Abyssinien und den indischen Inseln; der Balsambaum wächst in Jemen, vorzüglich aber in der Gegend von Medina; der edelste Balsam ist der, welcher von selbst aus den Zweigen schwitzt, der schlechtere wird durch Ritzen der Zweige gewonnen; endlich findet sich die Sennesstaude häufig, deren Blätter bekanntlich in der Medizin gebraucht werden. Von Mineralien wird blos etwas Eisen, Steinsalz und Seesalz gewonnen.

Einwohner. Religion. Verfassung.

Die Araber gehören zu dem großen Völkerstamm, welchen man, von dem vermeinten Stammvater Sem, den semitischen nennt und zu welchem man außer ihnen noch die Hebräer, die Chaldäer, die Syrer, die Phönicier, die Armenier und die Aethiopier rechnet. So lange die Geschichte sie kennt, haben sie, wie jetzt, sich in Nomaden (Beduinen) und Ansässige getheilt, wie die Natur ihres Landes es mit sich bringt. Schon in den ältesten Zeiten finden sich Spuren, daß die nomadischen Stämme, von der Noth oder von Beute- und Ruhmsucht getrieben, häufig über die Gränzen ihrer Wüste hinausgeschwärmt und dann in andern Ländern ansässig geworden, eine viel höhere Cultur angenommen, als sie in ihrem Vaterlande jemals errungen. Von jeher waren sie in viele Stämme unter eignen Oberhäuptern getheilt; nie war Arabien Ein Staat, nicht einmal zur Zeit der mächtigsten Kalifen, und jetzt mögen wohl mehrere hundert unabhängige Stämme und kleine Staaten, wenn man sie so nennen will, neben einander bestehen. Die insularische Lage ihres Vaterlandes hat von jeher fremde Eroberer abgehalten; die Macht der Perser war sehr gering unter ihnen; Alexander wurde durch einen zu frühen Tod abgehalten, ihre Unterjochung zu versuchen, und selbst die Macht der Römer scheiterte an den Wüsten Arabiens. Das südliche Arabien vorzüglich, oder Jemen, und das Innere der Hochebene sind von jeher der Sitz freier Völker gewesen, und aus dem Nedsched sind jene begeisterten und kriegerischen Horden ausgegangen, welche unter den ersten Kalifen einen so großen Theil der Welt in unglaublich kurzer Zeit eroberten. Jeder Stamm hat sein Oberhaupt, hier gewöhnlich Scherif, auch zuweilen Sultan genannt; viele derselben behaupten von Muhammed abzustammen, alle sind stolz auf das hohe Alter ihrer Familien. Geringere Oberhäupter heißen Schechs oder Scheiks, auch Emir. Nirgend herrscht in Arabien der eigentliche orientalische Despotismus; der Koran, mehr noch Sitte und Herkommen, mildern die Macht der Fürsten; am freiesten lebt der Beduine und verachtet den ansässigen Araber. So verächtlich die in den türkischen Staaten zerstreut lebenden Araber sind, so edel und achtungswürdig werden uns die Araber der Halbinsel geschildert, wo Tapferkeit, Edelmuth, Gastfreiheit und reine Sitten, vorzüglich in den entlegeneren und vom Verkehr mit Fremden getrennten Gegenden, herrschen. Die Araber sind ungleich milder und duldsamer gegen andre Glaubensgenossen, als die Türken. Der größte Theil von ihnen gehört zu den Sunniten oder Muhammedanern, welche außer dem Koran noch die Sunna, d. h. die Sammlungen von mündlichen Ueberlieferungen Muhammeds und seiner ersten Schüler verehren; an der Ostküste giebt es viele Schiiten, d. h. solche, welche die Sunna verwerfen

und sich lediglich an den Koran halten. Von den Wechabiten oder Wahabi's werden wir im folgenden Abschnitte reden. — Außer den Arabern leben noch viele Juden zerstreut in den Handelsstädten, wo sie aber sehr verachtet werden; in einigen Gegenden von Hedschas soll es mehrere unabhängige Judenstämme unter eignen Scheiks geben. In den Handelsstädten leben außerdem noch viele Banianen oder heidnische Indier, welche, obgleich betriebsam und zuweilen reich, sehr gering geschätzt werden.

Geschichte. Litteratur. Sprache.

Die ältere Geschichte Arabiens vor Muhammed ist wenig bekannt; erst mit diesem außerordentlichen Manne treten die Araber für einige Zeit aus der Dunkelheit hervor. Muhammed ward am 21. April 571 zu Mekka, aus dem edlen Geschlechte Haschem und dem in dieser Gegend mächtigen Stamme Koreisch, geboren. Erst seit 609, also in seinem 40sten Jahre, trat er als Prophet auf. Bis dahin hatte er nach der Sitte seines Landes mehrere Reisen, vorzüglich nach Syrien, in Handelsgeschäften gemacht, und bei dieser Gelegenheit war er mit Juden sowohl, als mit Christen und ihren heiligen Schriften bekannter geworden. Früh schon hatte sich sein Gemüth zur Einsamkeit und zum religiösen Nachdenken gewendet, und als der Gedanke in ihm aufstieg, der Reformator seines Volkes zu werden, darf man wohl annehmen, daß wahre Begeisterung seine ersten Schritte geleitet, wenn er auch später, von der Gewalt der Umstände hingerissen, nicht von absichtlicher und bewußter Täuschung frei zu sprechen seyn möchte. Die Araber waren damals, wie noch jetzt, in viele Stämme getheilt, wovon mehrere die mosaische Lehre, andre die christliche bekannten; bei weitem die meisten aber und namentlich die Koreischiten Anbeter der Gestirne oder Heiden waren. Anfänglich gelang es ihm nur schwer, in einer Stadt, welche seit uralter Zeit der Mittelpunkt des heidnischen Gottesdienstes und das Heiligthum, zu welchem unzählige Pilger wallfahrteten, gewesen war, einige wenige Anhänger zu finden, und Widerspruch und Verfolgung nöthigten ihn, sich in der Gegend an andre Stämme, an die fremden Pilger und vorzüglich an die Enwohner von Medina zu wenden, wo seine Bekehrungsversuche bessern Eingang fanden. Die Worte „Einer ist Gott und Muhammed ist sein Prophet" enthielten den kurzen Inbegriff seiner Lehre und wurden der Wahlspruch seiner Anhänger. Mit der Zahl seiner Freunde wuchs der Widerstand der Heiden, und Muhammed sah sich endlich genöthigt, um sein Leben zu retten, nach Medina zu fliehen; das Jahr dieser Flucht, Hedschra, 622, ist der Anfangspunkt der muhammedanischen Zeitrechnung geworden. Von nun an war offene

Fehde zwischen den Anhängern Muhammeds und den ihm abgeneigten Stämmen, vorzüglich den Koreischiten, und erst nach 8 Jahren eines blutigen, nicht immer glücklichen Kampfes gelang es ihm, siegreich in Mekka einzuziehen und die Koreischiten zu bekehren. Viele andre Stämme, namentlich die jüdischen, wurden ebenfalls besiegt, theils ausgerottet, theils bekehrt; selbst Syrien ward schon jetzt, jedoch ohne bedeutenden Erfolg, angegriffen. Im 11ten Jahre der Hedschra, 632, starb Muhammed und ward zu Medina begraben. Seine Lehren hatte er theils mündlich, theils durch einzelne, in dichterischer Sprache abgefaßte kleine Abhandlungen, Suren genannt, verbreitet, worin er, wie irgend eine äußere Veranlassung ihn aufforderte, Vorschriften gab über Reinigungen, Gebete, Fasten, über die Ehe; Entscheidungen über einzelne gesetzliche Fragen ertheilte, oder die Andersglaubenden bekämpfte. Diese zu verschiedenen Zeiten und bei ganz verschiedenen Veranlassungen erschienenen Gedichte oder Vorschriften wurden damals nur auf Palmblätter, Leder, Schulterknochen von Thieren u. dgl. geschrieben, (ob Muhammed selbst habe schreiben können, ist ungewiß), aber erst nach seinem Tode gesammelt, und bilden nun das Gesetzbuch der Muhammedaner, oder den Koran. Später wurden noch viele Sentenzen, Belehrungen, Entscheidungen Muhammeds, Züge aus seinem Leben u. s. w. gesammelt, und diese bilden die muhammedanische Tradition, oder Sunna, deren Inhalt von den Sunniten dem Koran beinahe gleich geachtet, von europäischen Gelehrten aber jenem Buche an geistigem Inhalt selbst vorgezogen wird. Muhammed hinterließ von seinen zahlreichen Weibern nur eine Tochter am Leben, Fatima, die Gemahlin Ali's; doch nicht dieser, sondern Abubekr, der Vater Ajescha's, der Witwe Muhammeds, ward zum Kalifen oder Chalifen, Nachfolger oder Stellvertreter des Propheten, erwählt. Er herrschte nur 1 Jahr, doch ward unter ihm schon die Eroberung Syriens angefangen. Sein Nachfolger war Omar, ein andrer Schwiegervater des Propheten, welcher bis 640 nicht allein ganz Syrien mit Jerusalem, sondern auch noch Aegypten eroberte; er nahm den Titel Emir al Mumenim, d. h. Fürst der Gläubigen, an, und ward 643 von einem Sklaven ermordet. Unter seinem Nachfolger Osman, einem Schwiegersohne des Propheten, ward Persien und die ganze nordafrikanische Küste bis Ceuta erobert; Osman aber kam 654 in einem Aufstande um. Nun endlich ward der geliebtere Schwiegersohn Muhammeds, Ali, zum Kalifen erwählt, aber schon war die Eintracht unter den Arabern verschwunden, und Ali hatte während seiner kurzen Regierung mit vielen empörten Statthaltern zu kämpfen, bis er 660 ermordet ward. Er ist es, den die Schiiten für den ersten und einzig rechtmäßigen Kalifen erkennen. Sein Nachfolger ward der bisherige Statthalter von Damask, Moawijah I., aus dem Ge-

schlechte der Ommiaden; er verlegte den Sitz des Reichs, wofür bisher Medina gegolten, nach Damask, und versuchte schon 660 Constantinopel, wiewohl vergeblich, durch eine Flotte anzugreifen. Nach seinem Tode entstanden blutige Unruhen und Spaltungen über die Wahl eines Kalifen; Ali's Sohn, Hossein, ward zwar von einer Partei erwählt, aber bald verrätherisch ermordet; andrerseits kamen auch alle Ommiaden, mit Ausnahme zweier, in diesen Kriegen um. Der eine, Abdorrahman, floh nach Spanien und gründete dort das lange blühende Kalifat der Ommiaden zu Cordova; der andre zog sich nach Arabien zurück, wo sein Geschlecht sich bis ins 16te Jahrhundert erhalten haben soll. Schon hatten sich die Statthalter entlegener Provinzen ganz oder zum Theil unabhängig gemacht, aber noch einige ausgezeichnete Männer aus dem Geschlechte der Abassiden hielten das ungeheure Reich kräftig zusammen, ihre Residenz war das von ihnen erbaute Bagdad; unter ihnen glänzen vorzüglich durch Tapferkeit und Liebe zu den Wissenschaften Harun al Raschid (der Gerechte) 786—808 und Al Mamun 813—833. Ihren Nachfolgern fehlte die Kraft, das unaufhaltbar sinkende Reich zu stützen; in Weichlichkeit versunken nahmen sie zu ihrem Schutze eine Leibwache aus dem wilden Stamme der seldschuckischen Türken, welche aber bald alle Gewalt an sich rissen und den Kalifen nur einen leeren Titel übrig ließen; ihr Oberhaupt, Emir al Omrah oder höchster Befehlshaber genannt, war der wahre Herr des Reichs. In allen Provinzen erhoben sich unter diesen Umständen schon im 9ten, noch mehr im 10ten Jahrhundert mächtige Familien, welche, wie die Fatimiten, und im 13ten die Ajubiden in Aegypten, die Buiden in Persien, unabhängige Reiche gründeten. Togrul Beck, ein Sultan der Seldschucken, entriß 1055 den Kalifen auch den letzten Schatten ihrer Macht, bis endlich die Mongolen unter Dschingiskhan 1220 Bagdad und das dortige Kalifat gänzlich zerstörten. Der 56ste und letzte Kalife, Motazem, ward 1258 ermordet; einer seiner Neffen floh nach Aegypten, wo bis zur Eroberung dieses Landes durch die Türken 1517 seinem Geschlechte erlaubt ward, den ohnmächtigen Titel fortzuführen, welchen jetzt der Padischah sich anmaßt. — Das eigentliche Arabien hatte mit Ausnahme der Glaubensveränderung wenig Antheil an diesen Welthändeln genommen, nur aus dem Nedsched waren vorzüglich die weltstürmenden Horden hervorgebrochen; von den ansässigen Arabern mögen nur wenige mit ausgezogen seyn, und das Ganze kehrte bald zu seiner alten Unabhängigkeit und seinen Stammfürsten zurück. Erst gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts haben sich Begebenheiten in Arabien zugetragen, welche die Aufmerksamkeit Europa's wieder auf dies lange nicht beachtete Land gelenkt haben. Abd el Wahab unternahm es ums Jahr 1770, eine neue Reformation in Arabien zu begründen, und fand bald mächtigen Anhang unter den Nomaden im

Nedsched, deren Stämme er zu einer mächtigen Conföderation zu vereinigen wußte. Er eiferte gegen die abgöttische Verehrung Muhammeds, gegen die Weichlichkeit und den Prunk der Muselmänner und die Pracht ihrer Moskeen, und verbot selbst den Gebrauch des Kaffees und des Tabaks. Seine Anhänger, Wahabiten oder Wechabiten genannt, breiteten sich über das ganze Nedsched aus, beunruhigten in vielen Raubzügen, die sie mit unglaublicher Schnelligkeit vollbrachten, Syrien, die Gegend von Bagdad, und zuletzt 1802 und 4 bemächtigten sie sich selbst der heiligen Städte Mekka und Medina, wo sie vieles zerstörten und unermeßliche Reichthümer mit fortschleppten. Die Pforte machte nur ohnmächtige Versuche, sie zu bändigen; dem mächtigen und einsichtsvollen Paschah von Aegypten Mehmed Ali und seinem Sohne Ibrahim gelang es endlich, von 1811—1818, die Wechabiten mehrmals zu schlagen, ihnen die heiligen Städte wieder zu entreißen, ja sie im Mittelpunkt ihrer Macht anzugreifen und ihre Hauptstadt Drehyeh zu erobern und zu zerstören; ihr letztes Oberhaupt Abdallah ward gefangen, nach Constantinopel gebracht und dort enthauptet. Selbst das beinahe nie bezwungene Jemen mußte die Oberherrschaft der Pforte, oder vielmehr des Pascha's von Aegypten, anerkennen. Jetzt sind die Wechabiten zwar zerstreut und äußerst geschwächt, doch schwerlich als vertilgt zu betrachten.

So wie die Geschichte, so beginnt die arabische Litteratur ebenfalls erst einige Menschenalter vor Muhammed. Die Sage erzählt zwar von viel älteren poetischen Werken, aber theils sind sie wegen Mangel an Schreibkunde verloren gegangen, theils sind die Ansprüche einiger dieser Gedichte auf ein hohes Alterthum aus sprachlichen Gründen zu verwerfen. Die Zeit unmittelbar vor Muhammed scheint der eigentliche Blüthenpunkt der arabischen Poesie gewesen zu seyn. Kriegszüge und Heldenthaten, Gefahren und Abenteuer, Liebe und Klagen sind der gewöhnliche Inhalt dieser zahlreichen, oft wohl aus dem Stegreif gesungenen Dichtungen. Sie bestehen stets aus gereimten Doppelversen oder Beits, Distichen, deren 20—30 die gewöhnliche Länge eines Gedichts ausmachen; größere, welche bis 100 Beits zählen, heißen Kasida. Unzählige Dichter müssen damals in Arabien geblüht haben, und Mekka war schon damals der Ort, wo auch die Dichter beim Zusammenfluß der Pilger sich einfanden, um im poetischen Wettstreit zu glänzen. Vergleicht man den ebenfalls dichterisch und in gereimten Versen abgefaßten Koran mit den Werken jener goldnen Zeit der arabischen Poesie, so findet man, daß er, wenige ausgezeichnete, eines Propheten würdige Stellen abgerechnet, sehr dagegen zurücksteht, und nur dem politischen und religiösen Uebergewichte dieses Buches ist es beizumessen, wenn es die früheren

Werke verdrängte und die bessere Zeit der arabischen Poesie beschloß. Die unmittelbar auf Muhammed folgende Zeit war zu stürmisch und wirkte eher vernichtend als befördernd auf die Poesie und die wissenschaftliche Bildung überhaupt; erst im 8ten und Anfang des 9ten Jahrhunderts unter den Abassiden Harun al Raschid und Al Mamun blühte zu Bagdad mit allen Wissenschaften auch die Poesie, wenn gleich nicht in der alten Herrlichkeit, wieder auf. Es entstanden nun ganze Gedichtsammlungen, Divans genannt, und größere Werke in der erzählenden Gattung, die auch unter uns zum Theil bekannt sind. So die berühmte Fabelsammlung des Bidpai, die wahrscheinlich indischen Ursprungs ist und erst aus dem Persischen ins Arabische übertragen worden; die Fabeln des Lokman, den die Sage gar in das Zeitalter Salomo's versetzt. Auch der große Roman „die Tausend und Eine Nacht" war zu Harun al Raschids Zeit wenigstens zum Theil schon vorhanden; aus der nemlichen Zeit scheint auch der bändereiche Roman „Antar" zu seyn. Ueberhaupt aber ist zu bemerken, daß die arabische Poesie sich auf das Erotisch-Lyrische, auf Gnomen oder Sentenzen, Fabeln und Romane beschränkt; die epische und dramatische Poesie ist dieser Litteratur ganz fremd geblieben. — Nur in der Poesie hat die arabische Litteratur eigenthümliche Producte aufzuweisen; in den Wissenschaften, welche ebenfalls unter den Abassiden in Bagdad und unter den Ommiaden zu Cordova und in ganz Spanien mit großem Eifer betrieben wurden, blieben die Araber stets Schüler der Griechen. Sie übersetzten fleißig die Werke des Aristoteles und der Neu-Platoniker; doch fand dies Studium, bei dem im Ganzen durch die Vorschriften des Koran gebundenen und zum blinden Glauben geneigten Sinn der größern Menge, eher Abneigung, als Beifall. Die mathematischen Wissenschaften wurden mehr begünstigt, doch so, daß die Astronomie stets im Dienste der Astrologie blieb, und die Physik gern in geheime, magische Wissenschaften ausartete. Indeß haben die Araber selbst nicht unbedeutende astronomische Beobachtungen gemacht, und die Erfindung der nach ihnen benannten Zahlzeichen, welche durch sie etwa seit 1003 in Europa bekannt wurden, so wie die des Compasses, die ihnen wahrscheinlich gebührt, sind rühmliche Früchte ihrer bessern Zeit.

Die Zahl ihrer Geschichtschreiber, von den ältesten Zeiten bis ins 17te Jahrh. ist groß, es sollen an 1300 seyn, wovon aber nur äußerst wenig bis jetzt gedruckt ist und worunter keiner an Kunst und Darstellung mit den Werken der Griechen zu vergleichen ist. Auch um die Geographie haben die Araber, doch mehr durch Beschreibung großer Reisen als durch wissenschaftliche Werke dieses Faches, große Verdienste. — Mit dem Verfall des Kalifats zu Bagdad und dem des Reiches der Ommiaden in Spanien ging

für die Araber die Zeit der Wissenschaften und Künste gänzlich zu Grunde, so daß der ganze Zeitraum, wo sie in dieser Hinsicht Erwähnung verdienen, sich auf den vom 6ten bis etwa zum 14ten Jahrhundert beschränkt.

Das Arabische wurde vor den Zeiten Muhammeds in zwei verschiedenen Dialecten, einem südlichern und einem nördlichern, gesprochen; der letztere, der koreischitische, wurde durch Muhammed und den Koran die herrschende Sprache. Später erlitt auch diese viele Veränderungen, so daß man jetzt die ältere, edlere Büchersprache von der gemeinen, abgekürzten und ärmern Volkssprache unterscheiden muß, welche sich zu einander etwa wie das Griechisch des Thucydides zu dem der letzten Byzantiner verhalten. Sie ist in lexikalischer sowohl als in grammatischer Hinsicht eine der reichsten und gebildetsten Sprachen der Welt und verbindet die Vorzüge des Rhythmischen und des Reims; sie ist unter allen bekannten Sprachen wohl die am weitesten verbreitete auf Erden. — Die ältesten arabischen Schriftzüge sollen den äthiopischen ähnlich und nur im südlichen Arabien bekannt gewesen seyn. Erst kurz vor Muhammed entstanden im nördlichen Arabien die sogenannten kufischen Schriftzüge, welche man anfänglich ganz ohne Vokale schrieb, dann mit Punkten und zuletzt erst mit Vokalzeichen versah. Die jetzt übliche arabische Cursiv-Schrift ist erst im 10ten Jahrh. entstanden und wird noch gewöhnlich ohne Vokalzeichen geschrieben; auch an dieser hat man viel gekünstelt und es sind dadurch mehrere verschiedene Arten derselben entstanden.

Eintheilung und Topographie.

Die alte Eintheilung in ein glückliches Arabien, welches den südwestlichen Theil, ein wüstes, welches den unendlich größten Theil des Ganzen, und ein peträisches oder wohl gar steiniges Arabien, wie man es übersetzte, welches den nordwestlichen Theil umfassen sollte, ist im Lande selbst niemals üblich gewesen und beruht noch obenein zum Theil auf dem Mißverständnisse, daß man den Namen „peträisch" von petra Felsen abgeleitet glaubte, da er doch von einer Stadt Petra, zwischen dem rothen und dem todten Meere, hergenommen war. Streng genommen müßte man Arabien in so viele verschiedene Provinzen theilen, als es kleine unabhängige Staaten oder Stämme darin giebt, wozu aber unsre Kenntniß des Landes bei weitem nicht zureicht. Wir werden daher einer Eintheilung folgen, welche theils in der Natur des Landes begründet ist, theils auf einer im Lande selbst, ohne Rücksicht auf die vielen darunter begriffenen kleineren Staaten, üblichen Eintheilung beruht. Und so betrachten wir zuerst:

1. Die Landschaft Hedschas (Arabia Petraea),

mit der sogenannten Wüste des Berges Sinai, oder den nördlichen Theil der Westküste, etwa vom 18° bis an die nördliche Gränze. Dies von Pilger-Karavanen häufig durchzogene Land, daher auch der Name Hedschas, gehört eben deshalb zu den weniger bekannten Theilen Arabiens, weil es keinem Nicht-Muselmann erlaubt ist, sich den beiden heiligen Städten und ihrem Gebiete auch nur zu nähern. Hedschas besteht aus dem ganz sandigen und höchst dürren Tehama oder Ufer und dem auch nicht sehr angebauten Gebirgsstrich oder Dschebel, welcher sich in geringerer oder größerer Entfernung vom Meere, mit diesem ziemlich parallel hinzieht. Es ist in Hinsicht auf Lebensmittel ganz von Aegypten abhängig. Die Küste ist hier wie bis zum südlichsten Vorgebirge Bab el Mandeb sandig und mit Korallenfelsen bedeckt, welche die Schifffahrt in der Nähe der Ufer höchst gefährlich machen; deutliche Spuren zeigen, daß das Meer hier in einer beständigen Abnahme begriffen ist. Als Herr des Landes gilt der Scherif von Mekka, dem Namen nach von der Pforte, in der That aber vom Pascha von Aegypten abhängig, dessen Macht durch viele umherziehende Beduinenstämme beinahe auf das Gebiet der beiden heiligen Städte beschränkt ist.

Mit Uebergehung mancher unbedeutenden Küstenörter bemerken wir nur:

Dschidda, unter 21° 28′, eine kleine mit einer schlechten Mauer und Thürmen umgebene Seestadt, deren Hafen durch Seichtigkeit und Korallenbänke höchst unsicher gemacht ist. Die Stadt ist hübsch gebaut, aber ungesund, die Gegend umher völlige Wüste. Die Zahl der Einw. wird selbst von den neuesten Reisenden so verschieden angegeben, daß sie nach einigen nur 12000, nach andern an 40000 betragen soll. Juden werden hier gar nicht geduldet und den Christen nur ein kurzer Aufenthalt gestattet. Man hat kein anderes als Regenwasser, welches in Cisternen gesammelt oder aus den Bergen durch Kameele zur Stadt gebracht wird. Dennoch ist Dschidda ein wichtiger Handelsplatz, wohin jährlich Schiffe aus Indien und Aegypten kommen, auch die jährlichen großen Pilgerkaravanen beleben den Handel sehr. Sie ist als der Hafen Mekka's zu betrachten.

Mekka (Macoraba?), unter 21° 28′, liegt etwa 5 Meilen östlich von Dschidda, in einem von öden Bergen eingeschlossenen Thale; die nächste Umgegend ist durchaus unfruchtbar und die Hitze hier oft ganz unerträglich. Sie hat als berühmter Wall-

fahrts- und zugleich Handelsort viele nach morgenländischer Art schöne Häuser, von denen aber seit den Verwüstungen der Wechabiten zwei Drittel leer stehen sollen, doch soll die Stadt noch an 30000 Einw. zählen. Sie ist ganz offen, hat aber am südöstlichen Ende eine gute Citadelle, in welcher der Pascha von Aegypten Garnison unterhält. Als Geburtsort Muhammeds wird sie jährlich von zahreichen Pilgerkaravanen aus der Türkei, aus Aegypten und ganz N. Afrika, Persien, Hindostan und Arabien selbst besucht, weil der Islam den Muhammedanern diese Pilgerfahrt zur Pflicht macht, doch lassen viele Wohlhabende diese Reise durch Aermere auf ihre Kosten oft erst nach ihrem Tode verrichten; wer diese Pflicht erfüllt, erhält den Ehrentitel Hadschi, jedoch nur dann, wenn er im Monat Sulhadsch, unmittelbar nach den großen Fasten oder Ramadan, in Mekka eingetroffen ist. Die Zahl der Pilger läßt sich natürlich nicht genau angeben, mag aber wohl zuweilen 30000 übersteigen; doch haben die meisten mehr den Handel als die Pilgrimschaft zur Absicht. Der Hauptgegenstand der Verehrung ist das heilige Gebiet oder Medsched el Haram oder Beithulla, das Haus Gottes, ein viereckiger von Mauern eingeschlossener großer Platz. Die inneren Seiten der Mauern enthalten überwölbte Bogengänge, wo die Pilger gegen die Sonne Schutz finden. An den 4 Ecken und in der Mitte der südlichen Mauer erheben sich schlanke Minarets, und noch 2 andere an der östlichen, so daß in allem ihrer 7 sind. 19 Thüren führen in den innern Raum. In der Mitte dieses Platzes steht das eigentliche Heiligthum, die Kaaba, ein ganz einfaches, thurmartiges, viereckiges Gebäude, von etwa 34 F. Höhe; die Seiten sind ungleich, die kleinste hat nur 29 F. die größte 38 F. Länge, so daß das Ganze würfelförmig erscheint. Der Grund ihrer Verehrung ist, weil man glaubt, daß Abraham dies Gebäude, um seine Andacht darin zu verrichten, errichtet haben soll. Die Thüre ist an der Südseite und so hoch von der Erde, daß man nur mittelst einer hölzernen beweglichen Treppe hinaufsteigen kann; doch gelangen nur Wenige zu diesem Glück, da die Kaaba nur zweimal im Jahre geöffnet wird; die Menge der Pilger begnügt sich hineinzuschauen und sie unter Gebeten 7 mal zu umgehen, wobei ein an der östlichen Ecke eingemauerter schwarzer Stein, wahrscheinlich ein Meteorstein, von dem man wähnt, daß die Engel ihn hierher gebracht, andächtig geküßt wird. Auf 2/3 ihrer Höhe ist die Kaaba von außen mit einem schwarz seidenen Tuche umhangen, auf welchem mit großen aus Golddraht gewirkten Buchstaben Sprüche aus dem Koran geschrieben sind, inwendig aber sind die Wände mit einem rothen seidenen Stoff bekleidet, welcher alle Jahr von Constantinopel geschickt wird, so wie der äußere Behang aus Kairo kommt. Rund um die Kaaba geht eine kreisförmige Einfassung von ehernen Säulen, welche durch Ketten, an welchen silberne

Lampen hängen, verbunden werden. Außerhalb dieser Säulen stehen nach den 4 Weltgegenden vier Bethäuser für die 4 Hauptsekten der rechtgläubigen Muhammedaner. An der südwestlichen Seite des Platzes liegt unter einem kleinen Gebäude der Brunnen Zemsem, dessen Wasser zwar brakig, aber doch trinkbar und für besonders heilig gehalten wird, weil die Quelle durch ein Wunder bei dem Kinde Ismael entstanden seyn soll, als seine Mutter Hagar verzweiflungsvoll in der Wüste nach Wasser suchte. In der Nähe des Brunnens stehen noch 2 kleine Gebäude zur Aufbewahrung des Silbergeräths, des Oels u. s. w. Das ist alles, was auf diesem heiligen Gebiete zu sehen ist. Außer diesem Heiligthum giebt es keine andre Moskee in Mekka. Drei Meilen östlich von Mekka liegt der etwa 200 F. hohe Berg Arafat, zu welchem die Mekkapilger an einem bestimmten Tage wandern und daselbst einige Gebete, Opfer u. a. verrichten müssen. Nächst Mekka ist die berühmteste Stadt dieser Gegend:

Medina, unter 25° 1′, etwa 40 Meilen nördlich von Mekka und 20 vom Meere, am Rande der Hochebene und zum Theil auf derselben, in einer ziemlich fruchtbaren Gegend und an einem Bache, der aber meistentheils trocken ist. Sie ist viel kleiner als Mekka, etwas befestigt und mag an 6000 Einw. haben. Auch sie darf kein Christ betreten. Der Gegenstand der Verehrung ist hier das Grab Muhammeds. Ein von Hallen eingeschlossener Platz, wie der von Mekka, nur mit 5 Minarets geschmückt, ist hier durch eine Mauer in 2 Theile getheilt; in dem südlichen steht an der Ostseite die eigentliche Moskee, worin das Grab des Propheten, dieses ist mit einem kastenähnlichen Gebäude bedeckt und von einem eisernen Gitter umgeben; außerdem enthält die Moskee noch die ähnlichen Gräber der beiden ersten Kalifen. Die Schätze, welche ehemals hier aufbewahrt wurden, haben die Wechabiten geraubt. Um das Grabgebäude hängt ein kostbares grünes mit goldenen Inschriften geziertes Tuch, welches in der Regel alle 7 Jahre erneuert wird. Nur die Pilgrimme, die von Damask kommen, pflegen auch Medina zu besuchen; den übrigen liegt es zu weit außer dem Wege. Als Hafen von Medina ist Jambo, unter 24° zu betrachten, mit 5—6000 Einw.

Zur Provinz Hedschas rechnen wir noch die peträische Halbinsel, zwischen den beiden nördlichsten Spitzen des rothen Meeres (S. 93.). Die gebirgigen Theile dieser Gegend enthalten schöne und fruchtbare Thäler von Quellen bewässert, die indeß nicht stark genug sind, um als Bäche das Meer zu erreichen; nördlich verliert sich das Plateau in eine Wüste, die sich bis ans mittelländische Meer erstreckt. Daß diese jetzt nur von wenigen Beduinen-Stämmen durchzogene Gegend einst ungleich bevölkerter gewesen, davon geben Zeugniß die prächtigen Ruinen der alten Stadt Petra, unter

30° 24', die der Halbinsel ihren Namen gegeben, im Thale Mosis oder Wadi Musa, und zahlreiche wohlerhaltene mit ägyptischen Hieroglyphen bedeckte Leichensteine, welche Niebuhr auf einem Berge auf dem Wege von Suez nach dem Berge Sinaï fand. Der ganze Gebirgszug im Süden der Halbinsel heißt jetzt Dschebel Musa, Mosis Berg, seine beiden höchsten Gipfel aber der Sinaï und der Horeb oder Catharinenberg. In einem fruchtbaren Thale am Fuße des Horeb liegt das alte Catharinenkloster, von Justinian erbaut, und dabei ein schöner Garten. Das Kloster ist sehr fest, der Eingang jedoch gewöhnlich aus Furcht vor den Arabern vermauert; Lebensbedürfnisse und selbst Personen werden daher in einem Korbe hineingewunden. Es steht unter einem Erzbischof, der zu Kahira wohnt. Den Gipfel des Sinaï, der an dieser Seite sehr steil ist, ersteigt man auf Stufen, und oben befinden sich die Ruinen einer christlichen Kirche und eine ärmliche Moskee. Die einzigen, nicht einmal auf der Halbinsel selbst gelegenen Orte, die wir zu bemerken haben, sind: Suez *), unter 29° 57', am westlichen, also eigentlich afrikanischen Ufer des Meerbusens, wir erwähnen ihrer aber hier wegen ihrer geschichtlichen Beziehung zur Halbinsel. Die Stadt, welche jetzt eine kleine ägyptische Besatzung hat, ist klein und elend und wird nur durch den Handel und die Pilgerfahrten von hier nach Dschidda etwas belebt. Sie liegt in einer so öden Gegend, daß sie alle Lebensmittel viele Tagereisen weit aus Aegypten oder vom Sinaï erhält; selbst der einzige Brunnen bei der Stadt hat kaum genießbares Wasser. Das Meer ist hier etwa nur 3450 F. breit, noch von einigen Inseln unterbrochen und so seicht, daß man es bei der Ebbe leicht durchwaten kann. Dieser Umstand scheint für die Meinung zu sprechen, daß hier der Uebergangsort der Israeliten zu suchen sey, wenn er nicht vielleicht noch nördlicher war, wo jetzt eine niedrige Ebene sich mehrere Meilen weit nach Norden erstreckt, welche höchst wahrscheinlich im höhern Alterthum noch vom Meere bedeckt wurde. Suez gegenüber, am Ufer der Halbinsel, zeigt man 5 Brunnen mit schlechtem Wasser, welche die Araber Aijun Musa oder Mosis Brunnen nennen. Uebrigens bezeichnen die Araber jeden Punkt an diesem Meerbusen, wo sie sich eben befinden, als den Uebergangspunkt der Israeliten. — Der andre noch zu erwähnende Ort ist Akaba, unter 28° 45', an der nördlichsten Spitze des östlichen Meerbusens des rothen Meeres, nicht weit davon die Ruinen eines alten Ortes Ailah: eins von beiden ist vermuthlich das Eziongeber der Bibel.

*) Suez wird jetzt zu Mittel-Aegypten gerechnet, und der Pascha hält hier eine kleine Besatzung zum Schutz des Handels.

2. Die Landschaft Jemen,

oder der südliche Theil der Westküste.

In seiner weitesten Ausdehnung, wo es viele unabhängige Gebiete umfaßt, versteht man unter Jemen die ganze Küste von Hedschas bis an das den Eingang zum rothen Meere bildende Vorgebirge Bab el Mandeb, welches durch einen ziemlich unbedeutenden, in einer Ebene isolirt liegenden Berg gebildet wird. Dann wird Jemen nördlich durch Hedschas und westlich durch die unbekannte und wüste Hochebene begränzt; im engern Sinne umfaßt es nur einen kleinen Theil dieser Küste, das Gebiet des Jmam von Szanna. Jemen, wie alle Küsten Arabiens, zerfällt in ein flaches sandiges Ufer, Tehama, welches nur an einigen Stellen, wo es Bewässerungen aus den Bergen erhält, fruchtbar ist und vorzüglich Durra und Palmen hervorbringt, und einen Gebirgsstrich, Dschebel. Auf der ansehnlichen Höhe dieses Gebirges, 6—7000 F., ist eine Hochebene, welche herrliches Obst, Trauben und Getreide im Ueberfluß hervorbringt; das Klima ist hier wie etwa im südlichen Europa; der tiefere Gebirgsabhang ist heißer, ziemlich gut bewässert, und dies ist das auf ziemlich enge Gränzen beschränkte Vaterland des edelsten Kaffeebaumes, welcher den einzigen Reichthum des Landes ausmacht. Eigentliche Flüsse giebt es auch hier nicht, doch aber viele Wadi's, die zum Theil das ganze Jahr hindurch Wasser haben. An Holz fehlt es dem Gebirge fast durchgängig. Der mächtigste Fürst dieses Landes ist der Jmam von Szanna, und in seinem Gebiete fand Niebuhr, und nach ihm in neuerer Zeit Seetzen, eine Sicherheit, wie man sie sonst nur in europäischen Ländern kennt; in dieser Hinsicht verdiente diese Gegend wohl den alten Namen des glücklichen Arabiens. In den Gebirgen aber auf der Gränze von Hedschas soll ein wildes, nicht muhammedanisches Räubervolk hausen. Jemen ward zwar im 16ten Jahrh. von den Türken unterjocht, erlangte aber schon im 17ten seine Unabhängigkeit wieder. An Städten sind hier bekannt:

a) an der Küste: Mokkha oder Mochha, unter 13° 16′, eine für Arabien wohlgebaute Stadt, mit einer starken Mauer umgeben, mit einem guten Hafen und etwa 5000 Einw. Sie ist der Haupthandelsplatz Arabiens und wird von den Schiffen mehrerer europäischen Nationen besucht, welche hier vorzüglich Kaffee, Gummi und Weihrauch holen, die beiden letzteren Waaren aber kommen aus Afrika. Die Stadt ist erst vor etwa 400 Jahren entstanden. Die Umgegend ist äußerst öde, doch befinden sich in der Nähe schöne Palmenhaine und Gärten. Beit el Fakih, unter 14° 31′, in einer unerträglich heißen Sandwüste, einige Meilen vom Meere, Hauptniederlage des Kaffees aus dem Jemen, wo

vorzüglich die Türken und Perser ihren Kaffee einkaufen; Loheia, unter 15° 44′, ebenfalls in einer Sandwüste, mit einem schlechten Hafen, aus welchem jedoch ebenfalls viel Kaffee ausgeführt wird.

b) Im Innern des Landes. Szanna oder Sana, unter 15° 22′, die schönste und volkreichste Stadt in Arabien und die Residenz des Imam. Sie enthält eine Citadelle, mehrere Palläste und viele Moskeen. Obgleich am Fuße eines dürren Berges gelegen, hat sie doch schöne Gärten und Ueberfluß an trefflichem Obste. Das Wasser erhält die Stadt theils aus dem nur in der Regenzeit fließenden Bache, theils durch Wasserleitungen aus den benachbarten Bergen. Die Volksmenge wird nirgend angegeben.

3. Die Landschaft Hadramaut,

von Einigen noch zu Jemen gerechnet, umfaßt die fast ganz unbekannte S. Küste Arabiens, im O. von Jemen. Der Abhang der Hochebene soll fruchtbar seyn und vorzüglich Myrrhen, Gummi und den sogenannten Balsam von Mekka hervorbringen.

4. Die Landschaft Omán,

oder der südöstliche Theil der arabischen Küste.

Diese Küste unterscheidet sich von den übrigen dadurch, daß hier die Berge bis an das Meer reichen und kein Tehama bilden, daher auch mehrere kleine Flüsse hier das Meer erreichen. Das ganze Land, dessen Gränzen nach N. und W. uns gänzlich unbekannt sind, ist gebirgig und sehr ergiebig an Getreide aller Art, schönem Obste, Trauben und Datteln. Das Meer ist hier außerordentlich fischreich. Die Einwohner sind die genügsamsten unter allen Arabern; sie verwerfen selbst den Gebrauch des Tabaks und des Kaffees. Sie sind die besten Seeleute dieser Gegenden und wagen sich in ihren schwachen Schiffen, mit zusammengenähten Planken, bis nach Hindostan.

In diesem wenig bekannten Lande kennen wir nur die Seestädte: Aden, unter 12° 42′, welche Einige noch zu Jemen rechnen, einst die blühendste Handelsstadt dieser Gegenden, jetzt beinahe nur noch ein Trümmerhaufen. Dagegen hat sich in neuerer Zeit gehoben: Maskat, unter 23° 38′, die Residenz des mächtigen Imams, der seine Gewalt über die ganze Südküste und über einen Theil der Ostküste, namentlich über die Perleninseln Bahrein, so wie auch über die Insel Socotora, zwischen dem 11ten und 12ten°, unweit des afrikanischen Vorgebirges Guardafui, ausgedehnt hat. Die Stadt ist unmauert, durch mehrere Castelle

geschützt und hat einen sehr guten Hafen; sie ist jetzt der Mittelpunkt des Handels zwischen Ostindien, dem persischen und dem arabischen Meerbusen. Die Zahl der Einw. wird von Einigen auf 2000, von Andern auf 10000 geschätzt, vermuthlich je nachdem die bedeutenden Vorstädte mitgezählt sind oder nicht. Die Hitze in dieser von steilen Felsen umgebenen Stadt soll fast unerträglich seyn. Von 1507—1648 befand sie sich in der Gewalt der Portugiesen.

5. Die Landschaft Lachsa oder Hadschar.

Sie umfaßt die ganze Ostküste Arabiens vom Schat el Arab bis an die Gränzen von Oman; die Breite ist verschieden, beträgt aber nur 1—2 Tagereisen. Das Ganze ist ein überaus heißes, sandiges, wenig bewässertes Tehama. Merkwürdig ist, daß hier die Jahreszeiten denen der Westküste ganz entgegengesetzt sind und also hier Regenzeit wenn dort Dürre, und umgekehrt. Das Land bringt nur an wenigen Stellen etwas Getreide und Palmen hervor; die Esel dieser Küste sind berühmt. Bei der Seltenheit des Wassers in diesen Gegenden fällt es auf, daß Quellen süßen Wassers hier häufig im Meere an flachen Stellen emporsprudeln und benutzt werden. Die ganze Küste ist seicht und mit Sandbänken angefüllt, und auf diesen wird seit Jahrtausenden die einträgliche Perlenfischerei getrieben. Die Einwohner dieser äußerst wenig bekannten Gegenden sind meist freie Araber unter ihren eignen Stammeshäuptern; die Bewohner der Städte sind meist Schiiten, die zahlreich umherziehenden Beduinen aber Sunniten. Ein Theil dieser letzteren, der Stamm Al-Giwassem, von Andern Dschoassamis genannt, hatte sich in neuerer Zeit durch Seeräubereien so furchtbar gemacht, daß endlich 1808 eine bedeutende englische Flotte gegen sie ausgesandt werden mußte, welche nicht allein mehrere hundert Raubschiffe zerstörte, sondern auch die Hauptsitze der Piraten, Ras el Kima und Luft auf der Insel Kischma, eroberte und besetzte. Die wenigen kaum bekannten Oerter sind:

Hesse oder Lachsa, unter 26° 56′, eine Meile, nach Andern 3 Tagereisen von der Küste, den Bahrein-Inseln gegenüber. Sie soll ziemlich gut gebaut und der Sitz eines mächtigen Scheiks seyn. — Katif, etwas nördlicher, der vornehmste Handelsplatz der Küste, in einer ungesunden Gegend. Ras el Kima, unter 25° 44′, war bis 1809 der Hauptplatz der Seeräuber dieser Gegend.

Die Gruppe der Bahrein-Inseln liegt zwischen dem 26° und 27° in geringer Entfernung von der Küste; die größten dieser Inseln sind Bahrein und Arad. Ehemals sollen diese Inseln

sehr stark bevölkert gewesen seyn; jetzt enthalten sie außer einer Stadt, Menaina, mit einem guten Hafen und 5000 Einw., nur noch 40—50 schlechte Dörfer; sie sind besonders fruchtbar an Datteln. Einst besaßen die Portugiesen diese Inseln; nach dem Verfall ihrer Macht stritten sich die Perser und verschiedene arabische Oberhäupter um ihren Besitz; im Anfange dieses Jahrhunderts nahmen sie die Wechabiten ein; jetzt stehen sie unter britischem Schutze. Bei diesen Inseln vorzüglich, sonst aber auch an dieser ganzen Küste, werden die edelsten Perlen gefischt. In den beiden heißesten Monaten versammeln sich zu diesem Fange mehrere tausend Böte. Die Taucher, die von Jugend auf zu diesem gefährlichen Gewerbe gewöhnt sind, lassen sich mit einem Steine beschwert in eine Tiefe von 20—50 F. ins Meer hinab und sammeln die an Felsen und Sandbänken sitzenden Perlenmuscheln in ein Netz. Ist dieses voll, oder kann der Taucher es nicht länger unter dem Wasser aushalten, so giebt er ein Zeichen und wird schnell hinaufgezogen. Er sammelt nur die größten Muscheln, und in diesen, doch bei weitem nicht in allen, befinden sich die Perlen, die größten und schönsten im Leibe des Thieres, die kleineren und schlechteren sitzen an der innern Seite der Schalen. Sie werden nun nach Größe, Gestalt und Farbe sortirt und zu sehr verschiedenen Preisen verkauft. Am geschätztesten sind natürlich die sehr seltenen größten, wenn sie zugleich eine regelmäßige, runde, eirunde oder birnförmige Gestalt und eine schöne, weißliche oder gelbliche Farbe haben; die minder großen werden als Zahlperlen, die kleineren als Lothperlen, die ganz kleinen als Staubperlen verkauft. Die Europäer schätzen die weißen, die Morgenländer die gelblichen am höchsten. Auch die Schalen kommen unter dem Namen Perlenmutter in den Handel. Der ganze Ertrag dieser Fischerei beläuft sich jährlich über 1 Million Thaler. Nächst den Perlen dieser Gegend sind die von Ceylon und andern ostindischen Inseln die schönsten.

6. Die Landschaft Nedsched oder Nadsched.

Sie umfaßt das ganze Innere der arabischen Halbinsel und besteht aus einer Hochebene, welche sich gegen Norden allmählig in die weiten Wüsten zwischen dem Euphrat und Syrien verliert. Nedsched gehört zu den uns unbekanntesten Ländern der Welt; wir wissen nur, daß es von mehreren Gebirgszügen durchsetzt wird, größtentheils aus wenig fruchtbaren Ebenen, einigen ergiebigen Thälern und vielen durchaus unwirthbaren Sandwüsten besteht. Nur Palmen und hin und wieder etwas Durra und Getreide wird hier gebaut; der größte Theil des Landes ist entweder ganz unbenutzt, oder dient nur vorübergehend als Weide für die Heerden.

Die

Die Einwohner, die ächten Söhne der Wüste, sind fast durchgängig kriegerische Nomaden, in unzählige Stämme getheilt, welche der Wahabitismus wohl nur vorübergehend zu einer großen Macht vereinigt hatte. Seitdem dieses Reich so gut als zerstört worden, wissen wir nichts von dem innern Zustande des Landes. Nedsched ist das rechte Vaterland jener weltstürmenden Horden gewesen, welche unter den ersten Kalifen sich über so viele Länder verbreiteten, und noch jetzt sind die Bewohner dieser Gegenden ihren Nachbarn gefährlich und die Geißel der zahlreichen, ihr Gebiet durchziehenden Karavanen von Kaufleuten oder Pilgern, welche ihren Schutz erkaufen oder ihre Waffen fürchten müssen.

Der einzige Ort von Bedeutung, der aber auch jetzt, 1818 zerstört, wahrscheinlich noch in Trümmern liegt, war die Stadt Dreyeh oder Derreyeh, etwa unter 25° 15′, im östlichen Theile von Nedsched, der Hauptsitz der Wahabiten. Sie lag in einem schönen ziemlich wasserreichen Thale, enthielt mehrere Paläste, 28 Moskeen ohne Minarets, mehrere Schulen und wahrscheinlich an 20000 Einw.

III. Persien.

(Ein Theil des Regnum Persarum.)

Dieser Name ist nur bei den Europäern üblich; die Einwohner selbst nennen ihr Land Iran. In seinen heutigen, gegen die früheren sehr beschränkten Gränzen erstreckt sich Persien vom 26° bis 39° N. B. und vom 62°—80° O. L., oder es wird begränzt nördlich von Georgien, dem caspischen Meere und der freien Tatarei; südlich vom persischen Meerbusen und dem indischen Ocean; westlich von der asiatischen Türkei und östlich von Afghanistan und Beludschistan. Der Flächeninhalt mag an 22000 □ M. betragen.

Allgemeine Beschaffenheit.

Schon in der Einleitung zu Asien (S. 90.) ist bemerkt, daß der größte Theil von Iran eine etwa 4000 F. über dem Meere liegende Hochfläche bildet, welche nördlich durch den Elburs und die niedere Fortsetzung desselben, bis zum Paropamisus, westlich durch das gebirgige Armenien und dessen Fortsetzung, den Zagros, süd-

lich durch Gebirgszüge, welche unter verschiedenen Namen vom Zagros aus in südöstlicher Richtung an der Küste des persischen Meerbusens entlang sich hinziehen, begränzt wird; gegen Osten trennt kein Gebirge das heutige Persien von den Nachbarländern, welche physisch nur eine Fortsetzung Irans sind und sich erst in der neuern Zeit politisch von demselben losgerissen haben, nachdem sie Jahrhunderte lang dazu gehört. Alle diese Gränzgebirge, mit Ausnahme einiger Theile von Armenien, sind völlig kahl und baumlos, daher auch kein einziger Fluß von einiger Bedeutung ihnen entfließt. Die Hochebene selbst ist ein meist flaches, nur schwach hügeliges Land. Der Hauptcharakter dieser Gegend ist die beinahe ununterbrochene Klarheit des Himmels und eine ans Unglaubliche gränzende Trockenheit der Luft und des Bodens. Höchst regelmäßig folgen hier die Jahreszeiten auf einander, der großen Hitze des Sommers folgt eine sehr empfindliche Winterkälte; die Tage sind heiß, die Nächte kühl, aber nie feucht; Nebel, selbst Thau sind hier unbekannt. Daher vielleicht kein Volk so gesund, als die Perser; selbst die Pest ist hier selten und wenig bedeutend. Ein bedeutender Theil dieser Ebenen besteht aus Wüsten, deren Boden thonig oder auch sandig, im Winter vom Dezember bis zum April von Regengüssen überschwemmt, im Sommer vollkommen ausdörrt und sich mit einer Salzrinde überzieht. Die große Wüste Naubendan, an welche sich südöstlich die von Kerman anschließt, erstreckt sich vom 70° bis zum 77° O. L. und hat an manchen Stellen eine Breite von mehr als 40 M. Auch der übrige Theil des Bodens, obgleich keinesweges unfruchtbar, ist nur in so fern des Anbaues fähig, als er bewässert werden kann. Dies geschieht theils durch Kanäle, welche das Wasser der wenigen Flüsse verbreiten, theils durch unterirdische Wasserleitungen, Kerisés, Wasserstollen, welche viele, oft 150 F. tiefe, Brunnen mit einander verbinden. In der heißen Jahreszeit steigt man in diese kühlen Räume hinab, um einen Theil des Tages darin zuzubringen. Ein eigner Beamter, der Myrab, führt die Aufsicht über die Bewässerungsanstalten einer Gegend. Viele dieser Kerisés sind aber in den Unruhen der neuern Zeit eingegangen, und man kann rechnen, daß jetzt kaum noch der 20ste Theil des Bodens des Anbaues fähig ist. Dies alles gilt nur von dem größten Theile des Landes, der Hochebene. Der nördliche Abhang dagegen, nach dem caspischen Meere zu, ist der Vegetation unendlich günstiger, er ist feucht und von Seewinden gekühlt. Der südliche Abhang, das Ufer des persischen Meerbusens, kaum 4 bis 6 Meilen breit, hat ein arabisches Glut-Klima, erstickend heiß und feucht, daher die Perser es fliehen und diese Gegenden von jeher den Arabern überlassen haben. Von den Gebirgsgegenden Armeniens gilt, was schon früher vom türkischen Armenien gesagt worden.

Gewässer.

Bei der Beschaffenheit des Landes ist begreiflich, daß Persien auch nicht einen schiffbaren Fluß hat. Außer dem großen Zab, welcher sich in den Tigris ergießt, und dem Aras, welcher aber nur noch Gränzfluß gegen Rußland ist, und sich in den Kur ergießt, giebt es fast nur Bäche, welche meist im Sommer ganz versiegen, oder nach kurzem Lauf, durch die vielen Abzugsgräben geschwächt, sich im Sande verlieren; eben daher haben auch die meisten dieser Steppenflüsse keine Fische. Man zählt nur 2 bedeutende Seen: 1) den Urmia oder Tebris, unweit der türkischen Gränze in Armenien, er hat 6 Tagereisen im Umkreise und ein bitteres und salziges Wasser. An seinem östlichen Ufer befinden sich höchst merkwürdige Teiche oder Sümpfe, deren Wasser sich unaufhörlich verdickt und endlich sich in einen schönen, durchsichtigen Stein, Kalksinter, verwandelt, welcher unter dem Namen Marmor von Tebris in Persien als Hauptzierath der Gebäude verwendet wird. 2) Der Baftegan, im O. von Schiras, kaum 1/6 so groß als der vorige, aber so salzreich, daß das Salz, welches an seinen Ufern krystallisirt, die ganze Provinz reichlich versieht. Alle übrige stehende Gewässer Persiens sind nur Sümpfe von Regenwasser, welche im Sommer ganz austrocknen und meist eine Salzrinde zurücklassen. Bei diesem Mangel an schiffbaren Flüssen kann aller Handel Persiens nur Land- und Karavanenhandel seyn, so wie auch die Baumlosigkeit des Landes Ursach ist, daß Persien nie eine Seemacht gewesen und nicht einmal Handelsschiffe auf dem persischen Meerbusen hat. Nur Europäer und Araber besuchen die dortigen Häfen, und nur die Russen haben eine Flotte auf dem caspischen Meere.

Erzeugnisse.

Das persische Pferd kommt an Schönheit dem arabischen gleich. Zu den gewöhnlichen Hausthieren gehören auch Kameele, Büffel, Schaafe mit Fettschwänzen und feinhaarige Ziegen. Größeres Wild ist aus Mangel an Wäldern selten. An Raubthieren sind Löwen, Tigerkatzen, Leoparden, Hyänen, Schakale und Füchse vorhanden. Affen finden sich nur am persischen Meerbusen; dieser und das caspische Meer sind die einzigen fischreichen Gewässer Persiens. Die Perlen des persischen Meerbusens, vorzüglich bei den Bahrein-Inseln, gelten für die schönsten des Orients. Heuschrecken, weiße Ameisen, welche unglaubliche Zerstörungen in sehr kurzer Zeit anrichten, Tarantelspinnen und giftige Skorpione gehören zu den Landplagen. — Außer in den nordwestlichen Gebirgen sieht man keine Wälder; in der Hochebene giebt es keine andere als von Menschenhand gepflanzte Bäume, und sie gedeihen nur, wo sie bewässert werden. Dennoch bringt das glückliche Kli-

ma bei einiger Pflege eine unendliche Menge und Mannigfaltigkeit der edelsten Obst- und Fruchtarten hervor. Außer den gewöhnlichen Getreidearten des Orients wird hier viel Mohn gebaut, aus dessen Saft das Opium bereitet wird; Palmen gedeihen nur am persischen Meerbusen. Die Rosen sind die duftreichsten von der Welt und geben hier vorzüglich das köstliche Rosenöl. Blumen aller Art sind im Ueberfluß vorhanden. Zu den wildwachsenden Pflanzen gehören: Henna (Lausonia inermis), eine Farbepflanze, mit deren Saft die Frauen sich Hände und Füße gelb färben; Haschischa, eine Art Hanf, aus dessen Blättern ein berauschendes Getränk bereitet wird; der Rhabarber, die Nux vomica, die asa foetida, welche als Gewürz an den Speisen gebraucht wird; Süßholz, mehrere Arten Weihrauch und ein feines Rohr am persischen Meerbusen, dessen man sich zum Schreiben bedient. Der Sesam, eine Oelpflanze, ersetzt die fehlende Olive; Tabak, Safran, Färberröthe, Baumwolle und Zuckerrohr gedeihen vortrefflich, doch werden die beiden letzteren nur in geringer Menge angebaut. Der Weinstock wächst überall und würde hin und wieder das edelste Getränk liefern, wenn das Gesetz den Genuß desselben erlaubte; es wird nur wenig Wein bereitet, aber viel Traubenmus und Rosinen. — Die Schätze des Landes an Mineralien sind wenig bekannt und wenig benutzt; als eigenthümliche Producte Persiens in dieser Art kann man nennen: sehr schöne Lasursteine, Türkise, Turmaline, Naphtha, und vorzüglich ein sehr seltenes und als allgemeines Heilmittel gegen Wunden hochgeschätztes Bergharz, auch Mumie genannt, welches in sehr geringer Menge in einer oder zwei Höhlen der nördlichen Gebirge jährlich nur einmal und einzig für den König gesammelt wird. An Kochsalz und andern Salzen hat Persien einen unendlichen Ueberfluß.

Einwohner nach Zahl, Abstammung, Sprache, Religion, Sitten, Charakter.

Die Zahl der Einwohner läßt sich hier, wie in allen Ländern Asiens, unmöglich genau bestimmen; 7, höchstens 9,000,000 möchte die wahrscheinlichste Annahme seyn. Sie zerfallen in ansässige und nomadische Bewohner, letztere mögen etwa $^1/_{10}$ des Ganzen betragen; sie sind jetzt das herrschende Volk. Die größere Zahl wohnt in Städten und Dörfern, die Aermeren in elenden Lehmhütten, die Wohlhabenderen in Häusern von Backsteinen, die Reicheren in Pallästen, welche meist von Gärten umgeben und deren Zimmer oft durch Springbrunnen geziert und abgekühlt werden. Die persische Bauart ist bei weitem zierlicher und gefälliger, als die der Türken; aber auch hier ist das Innere der Häuser weit einfacher, als bei uns: ein schöner Teppich und einige Polster zum Sitzen vertreten die Stelle aller Mobilien; die große Trockenheit des Landes

erlaubt den Teppich unmittelbar auf den Erdboden zu legen. Die heutigen Bewohner Persiens sind die Abkömmlinge vieler Völkerschaften, welche nach einander dies Land besaßen. Die Hauptmasse des Volks bilden die Tadschiks. Sie sind ein wohlgebildetes, kräftiges Volk. Sie, wie die unendliche Mehrzahl der Einwohner Persiens, bekennen sich zur Lehre Muhammeds, doch gehören sie zur Secte der Schiiten, welche allein den Koran, nicht die Sunna, wovon ihre Gegner die Sunniten den Namen führen, als Glaubensregel und den Ali für den einzigen rechtmäßigen Nachfolger des Propheten anerkennen. Sie haben übrigens die nemlichen religiösen Gebräuche und Feste wie die Türken, von welchen sie der bitterste Religionshaß trennt. Darin stimmen die Berichte aller Reisenden überein, daß die Perser ein ungleich feineres, gewandteres und bildsameres Volk sind, als die Türken. Verstand und Geist, große Anlage zur Poesie, Tapferkeit, ein milder Sinn gegen Andersdenkende, sind ihnen nicht abzusprechen, dagegen aber sind Falschheit, Verstellung, Geiz und Eifersucht ihre entschiedenen Fehler. Kein noch so feierlicher Eid vermag etwas über ihre Habsucht oder ihren Ehrgeiz, und ihre Eifersucht übertrifft noch die der Türken; das Verhältniß des weiblichen Geschlechts ist bei beiden Völkern ungefähr das nemliche. Der Perser liebt die Kleiderpracht und wendet besonders viel auf den Schmuck seiner Waffen und seines Pferdes. Die Kleidung hat sich seit etwa 100 Jahren sehr verändert, im Wesentlichen besteht sie aus langen weiten Beinkleidern, einem seidenen Hemde, einer engen Weste, worüber noch eine längere getragen wird nach Art eines Ueberrocks, einem Gürtel, woran der Kundschur oder Dolch hängt, und einer hohen Mütze von schwarzem Schaaffell, die noch mit einem Shawl umwunden wird. Ueber die gewöhnlichen Kleider wird noch ein reiches, mit Pelz besetztes Staatskleid gezogen. Der Kopf ist mit Ausnahme zweier Locken hinter den Ohren geschoren, der Bart wird nicht so lang getragen, als bei den Türken. Die Frauen erscheinen nie ohne einen oder mehrere die ganze Gestalt verhüllende Schleier, welche nur 2 Oeffnungen für die Augen lassen. Im Umgange ist der Perser äußerst höflich und förmlich; mäßig im Essen und Trinken genießt er meist nur gegen Abend eine ordentliche Mahlzeit, wovon der Pillau, Reiß mit Geflügel oder anderm Fleisch auf sehr mannigfaltige Weise zubereitet, das Hauptgericht ausmacht; außerdem werden viel Backwerk, Mehlspeisen und Eingemachtes genossen; die Scherbets, das gewöhnliche Tischgetränk, werden aus mancherlei Obstsäften bereitet; doch liebt der Perser auch, heimlich Wein und Branntwein zu genießen. Der Tabak wird vermittelst des Kaliun, in welchem der Rauch durch Wasser geleitet wird, geraucht. Tänzer und Tänzerinnen, auch wohl Fechter und Ringer, dürfen bei großen Gastmählern nicht fehlen;

auch an Mährchenerzählungen und Vorlesen von Gedichten finden die Perser großes Vergnügen.

Die Parsen, auch Gebern oder Gauern d. h. Ungläubige genannt, wahrscheinlich Ueberreste der ältesten Bewohner dieser Länder, welche auch noch die alte Religion ihrer Väter, die Gottheit unter dem Symbol des Feuers anzubeten, beibehalten haben. Bei dem Vordringen der Araber wurden sie größtentheils ausgerottet oder vertrieben; viele flüchteten in die nördlichen und südlichen Gebirgsgegenden, wo man sie noch heute antrifft, viele nach Indien, wo sie durch Handel reich geworden. In Persien sind sie ein geringes, durch Redlichkeit und reine Sitten, großen Fleiß im Ackerbau und der Baumzucht, Geschicklichkeit in Anlegung von Bewässerungsanstalten, ausgezeichnetes friedliches Völkchen von etwa 60000 Seelen. Ihr Gesetzbuch, das Zend-Avesta, welches wir aber nur in einer verstümmelten und verunstalteten Abschrift besitzen, stammt vom Zoroaster oder Zerduscht, der seine religiösen Ansichten wahrscheinlich nicht lange vor Cyrus verbreitete; durch dieses interessante Werk haben sich die alten Zend- und Pehlwi-Sprachen erhalten, die heutigen Gebern sprechen einen mit arabischen und neupersischen Worten gemischten Dialect. — Von den Armeniern, deren etwa noch 20000 unter persischer Herrschaft stehen, ist schon früher gesprochen. Die Juden, etwa 35000, leben wie in Europa meist in den Städten vom Kleinhandel und sind arm; sie müssen hier irgend ein Abzeichen an der Kleidung tragen.

Unter den nomadischen Völkern Persiens, welche unter dem allgemeinen Namen Ihlat oder Ihlaut begriffen werden, nehmen die von türkischer Zunge den ersten Rang ein; sie mögen etwas über 1/2 Million stark seyn, und die Familie des jetzigen Herrschers gehört zu einem ihrer Stämme, dem Stamme Katschar. Als ein tapferes und kräftiges Volk machen sie die Hauptstärke des Heeres aus. Sie sind gastfrei und friedlich; die Frauen dürfen unverschleiert gehen. Sie sind in den nördlichen und nordwestlichen Provinzen verbreitet. Die Nomaden von lurischer Zunge bewohnen die mittleren und südlichen Gegenden und können etwa 140,000 Krieger stellen. Ein Theil der Kurden, wovon auch schon früher die Rede gewesen, etwa 100,000 Männer, gehören zum persischen Reiche. Nomaden von arabischer Zunge bewohnen den Südrand Persiens, vorzüglich die Ufer des persischen Meerbusens, und behaupten sich dort als geborne Seeräuber fast ganz unabhängig; andere Stämme, welche mehr im Innern wohnen und ein Hirtenleben führen, haben viel von ihrer Volkseigenthümlichkeit und sogar ihre Sprache aufgegeben.

Die allgemeinste Landessprache ist das Neupersische, welches in einen Hof- und mehrere Volksdialecte zerfällt; es wird mit

arabischen Buchstaben geschrieben. Diese äußerst wohlklingende, für die Poesie wie für den feinern Umgang höchst geeignete Sprache ist mit mehrerem Rechte im Orient eben so verbreitet, wie die französische in Europa. In der nördlichen Provinz Khorasan wird noch das Altpersisch oder Pehlwi gesprochen. Jeder Mann von Bildung muß außer dem Neupersischen noch das Arabische und das Türkische verstehen.

In Persien giebt es keine erblichen Standesverschiedenheiten, nur Einen Herrn, den Schah oder König; alle Unterthanen sind seine Sklaven. Doch giebt es Familien, in welchen der Titel Mirza erblich ist; steht er vor dem Namen, so bedeutet er nur Herr, hinter dem Namen aber bezeichnet er die Prinzen vom Geblüt. Khan ist nur ein Amtstitel und wird besonders den Militär-Befehlshabern beigelegt.

Geschichte.

Von der ältern Geschichte Persiens haben wir das Wichtigste schon in Verbindung mit der griechischen (II. S. 418) kennen gelernt. Nach dem Tode Alexanders gehörte der größte Theil des von ihm zerstörten persischen Reiches zu den Provinzen des syrischen Königreichs, bis etwa 250 v. Chr. Um diese Zeit erhob sich in den nördlichen Provinzen, dem heutigen Khorasan, Arschak, von den Griechen Arsaces genannt, welcher, die Schwäche der Seleuciden benutzend, das Reich der Parther gründete. Unter 29 Königen, Nachfolger des Arsaces, daher Arsaciden, dehnten die Parther ihre Eroberungen bis an den Indus aus, führten ewige Kriege mit den Römern, bald um den Besitz Armeniens, bald um den von Mesopotamien, ja mehr als Einmal drangen sie verwüstend bis in Syrien ein und vernichteten durch Tapferkeit und Kriegslist, (ihre verstellte Flucht war den Römern oft verderblich,) mehr als ein römisches Heer. Ihre Herrschaft, von vielen innern Unruhen gestört, währte nahe an 500 J. bis etwa 225 nach Chr. Die Nachfolger der Arsaciden waren die Sassaniden Der Stifter dieser Dynastie, Ardeschir Babekan, von den Griechen Artaxerxes genannt, war ein Enkel Sassans, woher der Name dieses Geschlechts. Er behauptete von den alten persischen Königen abzustammen, und bemühte sich, die alte Ordnung der Dinge und den alten Gottesdienst, Feuerdienst, wieder herzustellen. Seine Nachfolger setzten die Kriege mit den Römern mit wechselndem Erfolge fort, ja Khosru II. 531—579 drang sogar wieder auf kurze Zeit bis nach Syrien und Aegypten vor; im Ganzen aber bietet das Reich der Sassaniden nur das traurige Bild ewiger innerer Unruhen dar. Sie herrschten von 225 bis etwa 632, wo Persien unter dem Kalifen Omar von den Arabern erobert ward. Von dieser Zeit an bis 1501 oder 1502, also wäh-

rend eines Zeitraums von 850 Jahren, blieb Persien mehr dem Namen als der That nach eine Provinz des großen Reiches der Kalifen; denn als die Macht dieser letzteren zu sinken anfing, bis auf die Wiederherstellung des persischen Reiches im Anfang des 16ten, war das unglückliche Land theilweise eine Beute sich einander verdrängender Familien und Völker. So herrschte von 934 — 1029 das Geschlecht der Buiden, von 1035 — 97 die seldschuckischen Türken, bis 1230 die Kharysmier, von da an die Mongolen unter Djingiskhan, und mehrere Dynastieen, die nach seinem Tode entstanden. Diese wurden 1387 von Timurleng (Tamerlan) vernichtet. Im 15ten endlich herrschten die Turkmanen. — Shah Ismael, ein Nachkomme eines im 14ten Jahrh. berühmten Heiligen, Sfefy, daher sein Geschlecht das der Sfefys oder Sofys genannt wird, geboren 1487, trat schon in seinem 15ten Jahre im Norden Persiens als Eroberer auf und unterwarf sich bis zu seinem Tode 1524 fast ganz Persien. Mehrere seiner Söhne folgten ihm, aber ohne seiner würdig zu seyn; erst sein Enkel Abbas I., auch der Große genannt, befestigte diese Dynastie durch seine Tapferkeit und seine Talente. Er herrschte von 1581 — 1628, führte beständig Kriege mit den Usbeken im Norden und mit den Türken, denen er ganz Armenien und die Gegenden am Tigris, selbst Bagdad entriß; er nahm den Portugiesen Ormus im persischen Meerbusen und verlegte seine Residenz nach Ispahan. Unter seinen nur durch Ausschweifungen und Grausamkeiten ausgezeichneten Nachfolgern verfiel die Macht des neuen Reiches immer mehr. Die Afghanen, die Bewohner des östlichen Persiens, empörten sich nicht allein 1713, sondern bald mußte auch der letzte Beherrscher Persiens, Sfefy Hossein, ihnen 1722 den Thron abtreten; doch behielt noch sein Sohn Thamas einige Macht in den nordwestlichen Provinzen. Während der unruhigen übel befestigten Herrschaft der Afghanen ging viel an die Russen und Türken verloren. Ein kühner Abenteurer, Anführer einer Räuberbande in Khorasan, Nadir, geboren 1688, unternahm es, unter dem Schein, den ohnmächtigen Thamas auf den Thron seiner Väter zu erheben, die oberste Gewalt an sich zu reißen. Er kämpfte glücklich gegen die Türken, schlug die Afghanen, entriß ihnen 1728 Ispahan und nahm nun den Titel Thamas Kuli Khan, d. h. Diener des Thamas, an; diesen Schattenkönig entsetzte er jedoch 1731 und ernannte ein Kind an dessen Stelle, welches jedoch 1736 starb. Er selbst bestieg nun den Thron und ward unter dem Namen Nadir Schah gekrönt. Bald darauf, 1738, unternahm er einen Beutezug nach Indien, eroberte und verwüstete Delhi mit ungeheurem Blutvergießen und unterwarf die aufrührischen Afghanen. Seine Grausamkeit kannte keine Gränzen; daher ward er, eben als er mit der Niedermetzelung vieler seiner Offiziere umging, von eben diesen in seinem Zelte, in seinem

60sten Jahre,) 1747, ermordet. Sein Tod führte neue Unruhen herbei. Die Afghanen unter Achmet Khan rissen sich los und bildeten seitdem ein eignes Reich; blutige Kriege wütheten im Innern. Endlich gelang es Kerym, einem alten Krieger Nadirs, die Ruhe herzustellen; er herrschte 30 Jahr trefflich unter dem Titel Wakyl oder Regent, und starb 1779, 80 Jahr alt. Ein wüthender Kampf entspann sich nun zwischen dem Eunuchen Aga Muhamet, der sich in den nördlichen Provinzen erhoben, und Luft Ali Khan, der in den südlichen Anhang fand, bis letzterer endlich nach unzähligen Kämpfen und Niederlagen, von welchen er sich stets unermüdet wieder erhob, 1794 gefangen und hingerichtet wurde. Aga Muhamet ward bald darauf 1797 von einem Sklaven ermordet, und sein Neffe, der gegenwärtige König Feth Ali Schah, jetzt einige 60 Jahr alt, bestieg ohne Widerrede den Thron. Sein dritter Sohn, Abbas Mirza, ein talentvoller, mit europäischer Bildung nicht unbekannter Jüngling, zu seinem dereinstigen Nachfolger bestimmt, ist kürzlich, 1833, gestorben.

Münzen. Maaß. Gewicht.

Man rechnet gewöhnlich nach Tomans, einer Goldmünze, etwa 6 Rthlr. 12 Gr. an Werth. Unter den Silbermünzen sind die Abassis, noch nicht 8 Gr. an Werth, die gewöhnlichsten. Die persische Meile oder Farsange kommt der geographischen sehr nahe. Getreide und Flüssigkeiten werden nach dem Gewicht verkauft

Topographie.

Persien wird jetzt in 11 Provinzen getheilt. Wir beginnen mit der nordwestlichsten:

1. Aserbeidschan (Media), durch den Aras von den russischen Provinzen getrennt, mit einem Flächenraum von 1400 □M. Das Land ist gebirgig, aber gut bewässert und fruchtbar. Das Klima ist etwas milder als in dem benachbarten Armenien, und diese Provinz gehört überhaupt zu den schönsten in Persien. Weißer Marmor und Eisen gehören zu den wichtigsten Schätzen des Landes. Die Einwohner, etwa 2,000,000, bestehen zum größten Theile aus Tadschiks, zum kleinern aus Armeniern, Turkmanen u. s. w. Die Hauptstadt ist:

Tebris oder Tabriz, bei den Europäern gewöhnlich Tauris genannt, sie liegt an einem Bache, ist mit Mauern umgeben und hat eine Citadelle. Sie hat viel von Erdbeben und Kriegen gelitten. Die Angaben der Einwohnerzahl weichen von 30—100,000 ab. In neuerer Zeit ist hier eine Kanonengießerei und eine Pulvermühle angelegt worden, auch wird hier viel in Seide und Baumwolle gearbeitet. Harun al Raschid wird als der Erbauer genannt. — Eine zweite bedeutende Stadt ist Arde-

bil, östlich von Tebris, mit einem schönen Mausoleum Scheichs Sefi, des Gründers der Dynastie Sefi, und einer ausgezeichneten Bibliothek. Khoi im N. W. von Tebris in einer schönen Ebene, wo baumwollene Zeuge und gute Säbelklingen verfertigt werden. Sie ist in neuerer Zeit auf europäische Weise befestigt worden.

2. Ghilan (ein Theil von Media), ein schmaler Küstenstrich zwischen dem caspischen Meere und Aserbeidschan. Das Ganze umfaßt nur 246 □ M. Der Boden ist überaus fruchtbar, aber sehr feucht und sumpfig, daher das Klima hier zwar gemäßigt, aber ungesund. Reiß und Seide sind Hauptproducte. Diese von Europäern selten besuchte Provinz hat nur einen einigermaßen bedeutenden Ort, Rescht, etwa 1 M. vom caspischen Meere, ohne Mauern, aber mit vielen Seidenarbeitern und 60 bis 80000 Einw.

3. Masenderan und Dahestan, das alte Hyrcania, am südlichen Ufer des caspischen Meeres, östlich von Ghilan, mit einem Umfange von 356 □ M. Wie die vorige Provinz ist Masenderan ein südlich von hohen Bergen, der Alburs-Kette, begränztes, nach dem Meere zu flaches Marschland von großer Fruchtbarkeit, aber ungesundem Klima. Die Berge, unter welchen sich der dem Ararat fast gleich hohe, mit ewigem Schnee bedeckte Demawend auszeichnet, sind schön bewaldet und senden daher unzählige Bäche in die See. Alle Südfrüchte, selbst das Zuckerrohr, gedeihen in diesem feuchten und heißen Lande vortrefflich; aber die Einwohner sind ohne Betriebsamkeit und Handel. Es ist das Land der alten Parther, deren Sprache hier noch herrscht, die Wiege der ältern Geschichte und Sagen Persiens und das Stammland der jetzigen Beherrscher. Die beiden Hauptörter sind:

Astrabad, der Hauptsitz der Kadscharen, in einer schönen und fruchtbaren Gegend, aber sie ist voller Ruinen, hat wenig Handel und kaum noch 20000 Einw. Bei weitem größer und jetzt die blühendste Stadt in Persien ist das durch den Handel emporgekommene Balfrusch, welchem neuere Reisende an 200,000 Einw. geben. Das ehemals prächtige Fahrabat dagegen, einst voll herrlicher Gebäude, ist jetzt ein elendes Dorf, unweit des Ausflusses des Masenderan.

4. Taberistan und Kumis (Parthia), ein schmales Bergland, südlich von Masenderan. Die Berge sind meist kahl, die Bewässerung gering, so daß hier mehr Viehzucht, als Ackerbau gedeihen. Als Hauptort wird Demawend am Fuße des gleichnamigen Berges, ein unbedeutender Flecken, genannt.

5. Khorassan (Parthia), die nördlichste Provinz Persiens, mit sehr unbestimmten Gränzen, gegen N. und Osten. Sie

bildet den nördlichen und südlichen Abhang der hier schon niedrigen und waldlosen Alburs-Kette. In der Nähe des Gebirges ist das Land trefflich, weiter nördlich verliert es sich in die völlig unwirthbaren Steppen und Wüsten der freien Tatarei. Der eigentliche Hauptfluß ist der Tedsen oder Ochus der Alten, er entspringt in Afghanistan, nimmt von Süden her den Mesched auf und ergießt sich ins caspische Meer; außerdem giebt es noch viele Steppenflüsse. Das Klima ist feucht und milde. Die Einwohner gehören zu den fleißigsten. Diese Provinz ist ihrer Entlegenheit wegen oft vom persischem Reiche abgerissen gewesen, und erst seit einigen Jahren wieder damit wenigstens zum Theil vereinigt, denn selbst die ehemalige Hauptstadt Herat gehört jetzt den Afghanen. Die Hauptörter sind:

Nischapur, in einem reizenden Thale; sie ist ummauert und hat eine Citadelle, ist aber höchst unreinlich. In der Nähe werden schöne Türkise gefunden. Sie ist mehrere Male von Erdbeben verwüstet und 1147 von Dschengischan gänzlich zerstört worden. Größer und bedeutender, aber nicht so alt, ist Mesched, nordöstlich von der vorigen, mit etwa 20000 Einw., berühmt durch ihre Sammtwebereien und vortreffliche Säbelklingen. Der Handel ist bedeutend, vorzüglich aber zieht das reiche und prächtige Grabmahl des Imam Reza und des Kalifen Harun al Raschid, welches aus mehreren schönen Gebäuden besteht, viele Pilger hierher. Auch giebt es hier mehrere berühmte Medresses oder Schulen. Drei Meilen nördlich davon liegen die Trümmer von Tus, mit dem kleinen Grabmähl des Dichters Ferdussi.

6. Kuhistan (Parthia), südlich von Khorassan. Es nimmt einen der höchsten Theile der Hochebene Persiens ein, ist mit vielen Gebirgen bedeckt, die mit weiten Ebenen und Wüsten abwechseln, und gehört zu den unbekanntesten Provinzen des Reichs. Sie war einst im Osten ein Hauptsitz der Assassinen, wie Syrien im Westen. Man weiß nur, daß ein großer Theil der Einwohner Nomaden sind, doch wird uns eine angeblich sehr volkreiche Stadt Birdschun genannt, welche sich durch Gewerbfleiß auszeichnen soll.

7. Kerman (Caramania), die südöstlichste Provinz von Persien, zwischen Kuhistan und dem persischen Meerbusen. Der nödliche Theil derselben ist theils gebirgig, aber kahl, theils verläuft er sich in die große Wüste, welche einen bedeutenden Theil der Hochebene Irans überhaupt einnimmt. Die niedrigen Küstengegenden, Moghistan oder Palmenland genannt, sind ebenfalls dürr, mit wenigen Küstenflüssen und sandigem Boden, in welchem nur die Palme gut gedeiht. In diesem Theile des Landes herrscht die fürchterlichste Glut, während auf den Gebirgen der

Schnee einen großen Theil des Jahres liegen bleibt. Kerman gehört zu den ödesten und ungesundesten Gegenden Persiens; auch hat sie in den letzten Bürgerkriegen unendlich gelitten; viele Kanäle und Wasserleitungen sind verschüttet, und die nördliche Wüste scheint immer weiter nach Süden vorzudringen. Der Hauptort Kerman, im nördlichen Theile der Provinz, dicht am Gebirge, soll etwa 30000 Einw. und bedeutende Manufacturen von Shawls, Teppichen und Gewehren haben. Sie war ehemals viel bedeutender, wurde aber 1794 ganz verwüstet. Der größte Theil der Küste ist in der Gewalt des Imams von Maskate und zahlt nur Tribut an Persien. Der ehemals höchst bedeutende Hafen von Bender Abassi oder Gamrun ist jetzt zum Theil auch deßhalb fast ganz verlassen, weil die Hitze in den Sommermonaten hier unerträglich und gefährlich ist. Auch die dem Orte gegenüberliegenden Inseln Ormus und Kischmi sind jetzt im Besitz der Araber. Ormus, einst der Sitz des blühendsten Handels unter den Portugiesen, ist jetzt so verödet, daß kaum 20 Familien daselbst leben.

8. Fars (Persis) oder Farsistan mit Laristan, westlich und nordwestlich von Kerman; es breitet sich zwischen der Hochebene und dem persischen Meerbusen aus, umfaßt nahe an 6000 □M. und ist wie die größte so auch die wichtigste Provinz des Reichs. Fars ist das Stammland der alten Perser des Cyrus. Der nördliche Theil dieser Provinz wird Serdsir, das kalte, der Küstenstrich aber Germsir, das warme genannt. Der erstere gehört zur persischen Hochebene, ist voller Gebirge und Thäler; das Küstenland, ein wahres arabisches Tehama, ist flach und sandig. Nur Bäche fallen dem Meere zu, und in den höher liegenden Gegenden werden die wenigen Flüsse durch Bewässerungsgräben so geschwächt, daß sie sich meist im Sande verlieren, oder höchstens kleine Seen ohne Abfluß erreichen. Der größte Fluß, der Bend-Emir, oder eigentlich Kur, ist doch nur ein Steppenfluß, er verliert sich in den See Baktegan. Noch jetzt, obgleich der Anbau gegen ehemals außerordentlich gesunken und ganze Gegenden sich in Steppen verwandelt haben, ist diese Provinz eine der reichsten und fruchtbarsten des Reichs und der Hauptsitz der persischen Betriebsamkeit. Zu den vielen merkwürdigen Oertern dieser Provinz gehören vorzüglich:

Schiras, in einem reizenden Thale an einem unbedeutenden Bache. Sie ist mit einer Mauer umgeben und hat eine Citadelle; allein nur ein kleiner Theil ihres Flächenraumes ist jetzt mit engen, krummen, ungepflasterten Gassen bedeckt; die Angaben der Einwohnerzahl schwanken zwischen 20000 und 50000; die erstere scheint der Wahrheit am nächsten zu kommen. Die zahlreichen Fabriken liefern seidene und baumwollene Waaren; sehr ge-

schätzte Waffen, Rosenwasser und andere Essenzen. Zu den Merkwürdigkeiten der Stadt gehören die in ihrer Nähe befindlichen, aber ganz vernachlässigten und verfallenen Grabmähler zweier Dichter, des Hafiz aus dem 14ten Jahrh., und des Saadi aus dem 13ten. Nördlich vor der Stadt liegt ein Lusthaus, welches der jetzige Beherrscher gebaut; im Innern der Stadt ein Pallast von Kerim erbaut. Ein fürchterliches Erdbeben hat 1824 den größten Theil der Stadt in Schutt verwandelt. Die Schönheit der Gärten, die Pracht der Blumen, vorzüglich der Rosen, und die Trefflichkeit des Weins in und um Schiras, sind in ganz Persien berühmt. — Neun bis 10 M. nördlich von Schiras, im Thale des Bend-Emir, sieht man zahlreiche Ueberbleibsel alter Prachtgebäude und Grabmähler. Das Wichtigste sind die über eine weite Ebene zerstreuten Ruinen von Persepolis; der Ort wird jetzt Tschehelminar, d. h. vierzig Säulen (es stehen aber nur noch 15) genannt; es scheinen die Ruinen eines prächtigen Tempels oder Pallastes zu seyn. Das Mauerwerk ist von vollendeter Schönheit, mit Skulpturen und Inschriften bedeckt, die aber noch nicht entziffert sind. Eine Meile nördlicher, an den Felsenwänden des Berges Duta, befinden sich vier mit Skulpturen bedeckte, in den Felsen selbst gehauene Königs-Grabmähler; das eine soll des Darius Hystaspis seyn. Diese mit vielen Skulpturen bedeckten Gräber werden jetzt Nakschi Rustam genannt. Chardin im 17ten Jahrh., und Morier, ein neuerer Reisender, haben zum Theil Abbildungen dieser und anderer interessanten Alterthümer dieser Gegend geliefert. In der Nähe liegt jetzt nur ein kleines Dorf Mardescht, und Ruinen eines Schlosses, Istachr. Aehnliche Skulpturen, aber aus den Zeiten Sapors des Sassaniden im 3ten Jahrh., finden sich südwestlich von Schiras in den Ruinen der ehemals berühmten Stadt Schapur. Zu Schapur befand sich auch der berühmte Feuertempel Kairisch (des Stiers). Die Ruinen eines andern Feuertempels befinden sich bei der heutigen Stadt Firusabad (Cyropolis); in ihrer Nähe steht noch eine herrliche Säule, 150 F. hoch und 20 im Umfange. — Nördlich von Schiras auf der Straße nach Ispahan, an der Gränze der Wüste, liegt der bedeutende Handelsort Jesd mit etwa 50000 Einw., worunter 5000 Gebern. Hier werden schöne seidene Zeuge, Shawls und treffliche Waffen verfertigt. — Das zur Zeit der ersten persischen Monarchie berühmte Pasargadae lag wahrscheinlich an der Stelle des heutigen Derabdscherd, in dem östlichsten Theile dieser Provinz. In der Nähe wird die beste Mumie und schönes Steinsalz gefunden. Eine halbe Meile von der Stadt finden sich herrliche alte Skulpturen, deren Daseyn man erst seit kurzem erfahren hat.

In dem heißen und ungesunden Küstenstriche liegen:

Abuschehr oder Buschir, jetzt der wichtigste Hafen Persiens, daher auch die Engländer hier eine Factorei halten. Die Stadt mag etwa 10000 Einw. haben, worunter viele reiche Armenier. Man hat kein anderes Wasser, als aus Cisternen. Gegen die Hitze schützen sich die Einwohner theils durch Auswanderung in den heißesten Monaten, theils durch eine Vorrichtung, die man Windschornsteine nennen kann, und unterirdische Gemächer. — Lar, die Hauptstadt von Laristan, in einer palmenreichen Ebene am Fuße von Hügeln. Einst war sie bedeutend, und galt für die stärkste Festung in Persien; jetzt ist sie bis auf einen schönen Basar ganz verfallen und zählt höchstens 12000 Einw. Auch hier ist das Wasser schlecht und die Hitze unerträglich.

9. Khusistan (Susiana), westlich von Farsistan, am persischen Meerbusen entlang bis an die türkische Gränze. Der nördliche Theil der Provinz ist gebirgig, aber die Berge fast ohne alle Vegetation, und erheben sich nur etwa 3—4000 F. über die Hochebene; dennoch entströmen ihnen ziemlich bedeutende Flüsse, welche dem Tigris und dem Schat el Arab zufallen: der Kerah, der aus Kurdistan kommt; der Karun, der Euläos oder Choaspes der Alten, berühmt wegen seines trefflichen Wassers, welches den persischen Königen überall nachgeführt wurde, und der Dscherahi. Der Tab ist ein Küstenfluß mit salzigem Wasser. Die Luft ist hier erstickend heiß und höchst ungesund. Die Provinz zerfällt in drei Distrikte; das nordöstliche Luristan, das Elymaïs der Alten, das eigentliche Khusistan (Susis) der Alten, und das südliche Ahwas, ehemals Uxiana. Die wenig betriebsamen Einwohner vernachlässigen den Ackerbau fast gänzlich und leben von der Viehzucht, größtentheils als Nomaden, doch wird Reiß und Zuckerrohr gebaut. Die Küste und der Fischfang sind in den Händen der Araber. Die bedeutendste Stadt des Landes ist:

Schuster, nach den gründlichsten Untersuchungen der Neueren das alte Susa, die Hauptstadt der alten persischen Könige, am Karun oder Choaspes, über welchen hier eine 80 F. hohe Brücke führt. Oberhalb derselben ist ein 400 Fuß langer Damm, von Sapor erbaut, um das Wasser in mehrere Bewässerungskanäle zu verbreiten. Auf der Westseite, der Stadt gegenüber, sieht man höchst merkwürdige Ruinen eines Schlosses, auf einem Hügel, der ganz mit Kühlgrotten und Wasserleitungen durchlöchert ist. Die Stadt hat über 15000 Einw., theils Araber, theils Perser. — Unweit der eben so großen, westlich gelegenen Stadt Diffful, die eine schöne, 450 Schritt lange, von Sapor erbauete Brücke hat, finden sich bei dem Orte Schusch sehr ausgedehnte, aber übrigens unbedeutende Ruinen einer großen Stadt, wahrscheinlich das alte Elymaïs. — In den nördlichen Gebirgsgegenden der Provinz hau-

fet in den schön bewässerten Thälern von Luristan das rohe und fast unabhängige Nomadenvolk der Luren. Im südlichen Theile ist nur die Hauptstadt Ahwas oder Hawisa, unweit des Karun, in einer höchst ungesunden Gegend, zu bemerken.

10. Kurdistan (Assyria), im Norden von Khusistan, die westliche Gränzprovinz gegen die Türken. Das Gränzgebirge Zagros bedeckt in vielen Aesten das ganze Land, welches sich zu einer mittlern Höhe von 4—5000 F. erhebt, und viele schöne Thäler und Hochebenen umfaßt. Das Klima ist im Winter strenge, im Sommer heiß und trocken; die Einwohner sind die uns schon bekannten Kurden, von welchen der größte Theil unter türkischer Hoheit steht. Unter den Bergen verdient der drei Tagereisen östlich vom Zagros isolirt liegende Bisutun Erwähnung, er ist auf der einen Seite ganz senkrecht behauen und es sind dort zwei Höhlen in den Felsen gearbeitet, mit Skulpturen und Inschriften, wahrscheinlich aus sehr verschiedener Zeit, bedeckt. Die Sage nennt bald Semiramis, bald Cyrus, bald Sapor als den Unternehmer des Riesenwerkes. Der Berg selbst, so wie auch diese Kunstwerke, werden von Einigen Tacht Rustam, der Thron Rustans, des alten Fabelhelden der Perser, von Andern Tak e Bostan, Gewölbe des Gartens, genannt. Die Hauptstadt Kermanschah liegt südlich vom Bisutun in einem fruchtbaren Thale; früher nur ein Dorf, ist sie in der neuesten Zeit befestigt worden und ist jetzt eine bedeutende Stadt mit etwa 30000 Einw., einem Pallast des Statthalters, einer Stückgießerei und Pulverfabrik und mancherlei Fabriken. — Bei Konkowar im N. von Kermanschah haben neuere Reisende die noch wenig bekannten Ruinen eines 250 Schritte langen und 36 F. breiten Dianentempels entdeckt.

11. Irak (Media), auch Irak adschem, d. h. das persische Irak, im Gegensatz des Irak arabi oder arabischen, welches die westlich vom Tigris belegenen Gegenden begreift. Sie ist die größte (mit Einschluß der Wüste Raubendan über 4000 □M. groß) und die wichtigste Provinz des Reichs. Sie nimmt den größten Theil der Hochebene Persiens ein, wird zwar von Gebirgen begränzt und durchzogen, aber diese Berge sind fast ohne Ausnahme baumlos, meist sogar von aller Vegetation entblößt, daher auch hier kein einziger bedeutender Fluß, welcher das Meer erreichte; die wenigen, nur im Frühjahr bedeutenden Steppenflüsse werden durch Bewässerungskanäle vertheilt und verlieren sich im Sande, haben auch meistens im Sommer wenig oder gar kein Wasser. Das Klima ist äußerst trocken; nur im Winter, Januar bis April, fällt Regen, die Nächte aber sind selbst im glühend heißen Sommer kühl. Das Land ist im Ganzen gut angebaut und fruchtbar, aber nur da, wo Bewässerung möglich ist; alles Uebrige

wird zur Wüste. Diese Provinz enthält die größten, und für die Geschichte des Landes merkwürdigsten Städte. Die wichtigsten sind:

Hamadan, das ehemalige Ecbatana, die Sommerresidenz der alten persischen Könige, unweit des Gebirges Elwend. Von der alten Pracht sind keine Spuren mehr übrig, und die heutige Stadt bietet nur einen Haufen Trümmer dar; kaum ein Sechstel des alten Umfangs ist jetzt noch bewohnt. An Gebäuden hat sie einige schöne Moskeen, auch zeigt man hier das Grab Avicenna's und das angebliche Grabmahl Esthers und Mardochai's. Die Mauern der Stadt und die ehemalige Festung sind geschleift. Die Zahl der Einwohner ist nicht bekannt, man verfertigt aber hier gutes Leder und die in ganz Persien gebräuchlichen Filzteppiche, Nummuds genannt.

Kaswin, in einer herrlichen Ebene im nördlichen Theile der Provinz, eine der größten Persiens, mit 25000, nach Andern 60000 Einw. Sie hat verschiedene Palläste, wovon einer aus den Zeiten der Sefys. Die Einwohner verfertigen seidene und baumwollene Zeuge, Waffen und vorzüglich schöne Säbelklingen. Die Trauben und Melonen der Umgegend sind die berühmtesten des Landes.

Der jetzt unbedeutende Ort Schir, in der nemlichen Gegend, wo Gold, Silber, Arsenik und Quecksilber gefunden werden soll, ist als der Geburtsort Zoroasters berühmt.

Sultania, im nordwestlichen Winkel der Provinz. Hier stand einst eine bedeutende, ganz zerstörte Stadt. Der jetzige Beherrscher von Persien hat hier zwischen nackten Bergen sich ein Lustschloß erbaut, welches er der kühlen hier herrschenden Winde wegen im Sommer bewohnt; daneben soll eine neue Stadt Sultanabad, deren Citadelle vor einigen Jahren schon fertig war, angelegt werden.

Kum oder Kom (Choana), einst bedeutend, jetzt größtentheils verwüstet; es ist berühmt als viel besuchter Wahlfahrtsort durch ein prächtiges, mit einer vergoldeten Kuppel prangendes und durch viele Opfergaben geschmücktes Grabmahl der Fatime, einer Tochter Muhammeds; in der dazu gehörigen Moskee sind viele Königsgräber aus der Dynastie der Sefys. Ueber 40 andre Moskeen liegen jetzt in Trümmern.

Tehran, die heutige Hauptstadt des Landes, im nördlichen Theile der Provinz, am Fuße des 12000 F. hohen Demawend; in der Nähe befinden sich die weitläuftigen Ruinen einer ehemals bedeutenden Stadt Rei (Rhages), worin Harun al Raschid geboren ward. Tehran ist mit einer Mauer umgeben, enthält den ebenfalls mit einer starken Lehmmauer umgebenen Pallast des jetzigen Beherrschers, mehrere schöne Moskeen, 150 Bäder, und im Winter an 60000 Einw., wovon aber der größte Theil mit dem

Hofe

Hofe den Ort im Sommer, wegen der Hitze und ungesunden Luft, verläßt. In der Entfernung $1/2$ M. von der Stadt liegt das königliche Lustschloß Tacht Katschar und ein anderes Nigaristan oder Bildergallerie, welches der Thronerbe sich erbaut hat.

Isfahan, bei den Europäern gewöhnlich Ispahan genannt, im südöstlichen Theile der Provinz, in einer weiten vom Sendrud bewässerten Ebene. Noch jetzt ist sie an Umfang die größte Stadt Persiens, obgleich sie von ihrem ehemaligen Glanze, als Residenz der Herrscher aus dem Geschlechte Sefy, unglaublich verloren hat. Von den 600,000 Einw., welche sie zu Chardins Zeiten (Ende des 17ten Jahrh.) hatte, mögen jetzt höchstens 60 bis 100,000 vorhanden seyn: ganze Vorstädte sind verschwunden, oder liegen in Ruinen, wie die Vorstadt Dschulfa, welche Schah Abbas der Große mit 12000 armenischen Familien besetzt hatte, wovon jetzt kaum noch ein paar Tausend übrig sind. Die Stadt selbst liegt größtentheils in Trümmern. Erdbeben und bürgerliche Kriege haben sie verheert. Von den 137 Pallästen des Königs und der Großen, welche Chardin sah, stehen nur noch drei, die prächtig und wohl erhalten sind. Noch hat die Stadt einige schöne Moskeen, worunter die von Schah Abbas erbaute Königsmoskee, welche nach dem Urtheil neuer Reisenden alle Gebäude dieser Art im Orient übertrifft, und einen äußerst weitläuftigen Basar (überwölbte Kaufhalle). Ihre schönste Zierde ist der herrliche Platz Meidan, an welchem ein königlicher Pallast und die eben erwähnte Moskee liegen, zu welchem eine 3200 Schritt lange, 110 breite Platanen-Allee führt. In der Nähe der Stadt liegt Ferhabad, ein Sommerpallast der ehemaligen Herrscher. Noch immer ist Isfahan die bedeutendste Handelsstadt des Reichs, und hat selbst nicht unbedeutende Fabriken in seidenen und baumwollenen Stoffen, in Glas und Waffen. Westlich von der Stadt auf einem Hügel stand sonst ein berühmter Feuertempel.

Nördlich von Isfahan liegt der betriebsame Ort Kaschan, von der Gemahlin Harun al Raschids erbaut, mit 15000 Einw., welche ausgezeichnet schöne Gold- und Silberstoffe verfertigen und sehr schön in Gold, Silber und Kupfer arbeiten. Ihre Basars und Karavanserais (Herbergen für Reisende, worin aber nur freie Wohnung, sonst nichts gereicht wird) gehören zu den besten in Persien.

IV. Afghanistan.

(Bactria, Arachosia, Drangiana.)

Afghanistan, d. h. das Land der Afghanen, bei den Europäern auch wohl Kabulistan oder das Reich Kabul, und Kandahar, nach seinen Hauptstädten, genannt, liegt im Osten Persiens, zu welchem es oft in älteren Zeiten gehörte, weshalb es auch sehr uneigentlich von Einigen Ost-Persien genannt wird; als eignes Reich besteht es jetzt seit 1747, wo nach dem Tode Schah Nadirs der Afghane Ahmet Khan sich unabhängig machte. Seitdem haben die Afghanen ihre Herrschaft sehr bedeutend erweitert und namentlich mehrere ehemals zu Hindostan gerechnete Provinzen unterjocht. In seinen jetzigen, freilich nicht sehr bestimmten Gränzen erstreckt sich Afghanistan zwischen dem 78 und 90°, theilweise sogar bis zum 94° O. L., und zwischen dem 29 und 37° N. B., mit einem Flächenraume von etwa 16—20000 □ M. Gegen N. gränzt es an den Staat von Bochara und chinesische Provinzen; in S. an Beludschistan; im O. an Hindostan; im W. an Persien. Nördlich machen ein Theil der höchsten Gebirge Asiens, östlich der Sind und die an seinen Ufern gelegenen Wüsten, südlich wenig bekannte Gebirgszüge und Wüsten, westlich endlich die großen persischen Wüsten die unbestimmten Gränzen.

Allgemeine Beschaffenheit.

Das Land bildet eine Fortsetzung der persischen Hochebene, welche jedoch von tiefen und weiten Thälern, und in seinen östlichen und nördlichen Theilen von vielen Gebirgen durchschnitten wird. Der ganze westliche Theil des Landes ist eine Fortsetzung der Wüsten Persiens; im Norden erhebt sich ein Theil des Himalaya-Gebirges als Gränze, welches sich unter dem Namen Hindu-Kosch in westlicher Richtung über einen großen Theil des Landes verbreitet; mehrere Gipfel desselben sollen über 20000 Fuß hoch seyn; als ein andrer Zweig des großen Gebirges ist die Soliman-Kette zu betrachten, welche sich von N. nach S. in mehreren dem Laufe des Sind parallelen Zügen verbreitet; die höchsten Gipfel derselben sind der Spinghur oder Suffaid Koh, welcher ewigen Schnee trägt, und der Tukt Soliman, den man auf 12000 F. schätzt. Oestlich von diesem Gebirge steigt man in die Ebenen des Sind hinab, welche durch Wüsten vom eigentlichen Hindostan getrennt sind. Als eine Fortsetzung des Soliman-Geb. ist die Brahui-Kette zu betrachten, welche unweit der Sind-

mündungen das Meer erreicht. Andre wenig bekannte Gebirgszüge bedecken das Innere des Landes. Die Hauptgebirge sind nicht so holzarm als die persischen, und geben daher auch größeren Flüssen den Ursprung. Der bedeutendste von diesen ist der Gränzfluß Sind oder Indus, welcher von W. her aus dem Hindu-Kosch den Kabul, von O. her aber mehrere bedeutende Ströme, unter andern den Jelum und den Chenab oder Chinab empfängt. Nach dem Aral-See sendet Afghanistan den Amu Deria oder Gihon, den Oxus der Alten, welcher aus mehreren vereinigten Strömen entsteht und die Gränze bald verläßt. Der Murghab entspringt am Paropamisus, fließt nach W. und verliert sich in Sandsteppen. Im Innern giebt es nur Steppenflüsse, wovon jedoch der Hirmend (Erymanthus) sehr bedeutend ist. Er entspringt in einem Theile der Soliman-Kette, nimmt mehrere andere Ströme auf, fließt meist in südwestlicher Richtung und verliert sich in den beträchtlichen See Zareh (Aria). Das tiefe Thal dieses Flusses ist als die einzige, seit Jahrtausenden von Völkern, Heeren und Karavanen betretene, Straße zwischen Indien und Persien höchst merkwürdig, daher auch eine Menge Ruinen ehemaliger Städte seine Ufer bedecken. Einen geringern Zufluß erhält der Zareh durch den von N. her kommenden Furrahrud (Arius). — Das Klima des Landes ist natürlich höchst verschieden, trocken und heiß in den westlichen ebeneren Thälern, höchst reizend und milde in den höheren nordöstlichen Thälern, heiß und feucht an den Ufern des Sind. Die Höhe der Gebirge und die Tiefe mancher Thäler bieten die größten Contraste dar: hier kennt man kaum den Schnee, und wenige Stunden davon sind die Berge mit ewigem Eise bedeckt; die eigentlichen Gebirge des Innern haben nur im Winter Schnee. — Die Producte des Landes sind ungefähr die nemlichen, wie die von Persien, nur findet man hier mehr Hochwild, in den nördlicheren Thälern fast alle Obstsorten des mittlern Europa, an Mineralien aber Steinsalz, Schwefel und schöne Lazursteine.

Einwohner.

Die Zahl derselben läßt sich durchaus nicht bestimmen, mag aber leicht an 10,000000 betragen. Drei Hauptvolksstämme bewohnen das Land. 1) Die Afghanen, das herrschende Volk, welche vermuthlich seit uralten Zeiten diese Gegenden bewohnen. Sie sind ein kräftiges, tapferes, kriegs- und beutelustiges Nomadenvolk, welches auch jetzt nur zum kleinsten Theile sich in den Städten angesiedelt hat. Sie zeichnen sich vor den meisten Asiaten durch ihre Freiheitsliebe aus, und ihre Verfassung ist eher militärisch-aristokratisch, als despotisch. Jeder Stamm, und deren giebt es viele, jedes Thal gehorcht einem Oberhaupt, ohne ihm

knechtisch unterworfen zu seyn. Als tapfere Krieger und gefährliche Räuber sind sie von jeher bekannt; zweimal, vom 13ten bis 15ten Jahrh. und dann wieder bis 1525, herrschten sie in Hindustan, erschütterten und eroberten mehr als ein Mal Persien und sind noch jetzt die gefährlichsten Nachbarn dieses Reichs. Die östlichen Stämme haben sich zum Theil angesiedelt; die westlichen, roheren, sind noch ganz Nomaden. Ihre Sprache, Puschtu genannt, scheint mit der persischen nahe verwandt. Die Afghanen, so wie die große Mehrzahl der übrigen Einwohner des Landes, sind Sunniten. — Der Herrscher oder Schah ist weniger unumschränkt, als in den übrigen Despotieen Asiens. Herkommen, Religion, und vorzüglich das Ansehen der vielen Stammesoberhäupter und Aeltesten der Familien beschränken seine Macht. Die Regierung ist im Ganzen milde und für die unterjochten Völker bei weitem nicht so drückend, als in Persien. Der Thron ist zwar erblich, aber die Oberhäupter üben die Wahl unter den Söhnen des letzten Herrschers. 2) Die Tadschiks, von gleichem Ursprunge, wie die in Persien; ihre Lage ist aber hier ungleich besser; obgleich sie das unterworfene Volk sind, werden sie mit Schonung behandelt, und machen die Hauptmasse der Einwohner der Städte und Dörfer aus. Sie haben meist die Sprache und Religion ihrer Sieger angenommen. 3) Die Hindus, welche wir bei Hindustan näher kennen lernen werden. Sie bewohnen vorzüglich die einst zu Indien gehörigen östlichen und nördlichen Provinzen, haben sich aber auch des Handels und der Gewerbe wegen im übrigen Lande verbreitet. Sie sind zahlreicher als die Tadschiks, werden aber als unkriegerisch mehr gedrückt und verachtet. — Außerdem leben noch Usbeken, ein tatarischer Stamm, in den nördlichen Gegenden, Turkmanen in den westlichen, und viele Juden, welche man für Nachkommen der 10 Stämme des Reiches Israel hält.

Topographie.

Man theilt das Land der Afghanen gewöhnlich in folgende 6 Provinzen, obgleich die in der neuesten Zeit stattgefundenen Zerrüttungen vielleicht ganz andre politische Eintheilungen begründet haben.

1. Afghanistan, oder das eigentliche Land der Afghanen, welches den Mittelpunkt ihres Reichs ausmacht und in die 11 Provinzen Kabul, Lagman, Tschotsch, Hazareh, Pischaur, Jellalabad, Ghasni, Siwi, Schikarpur, Kandahar und Furrah getheilt wird. Der südwestliche Theil dieser Provinz umfaßt einen Theil der großen persischen Wüsten; der westliche und nördliche ist zwar gebirgig, aber fruchtbar und gut angebaut. Diese Provinz enthält die bedeutendsten Städte des Landes.

Kabul, die Hauptstadt des Reichs und die gewöhnliche Residenz des Schah. Sie liegt unter 34° N. B. am Flusse gleiches Namens. Die Zahl der Einwohner wird bald zu 8=, bald zu 80000 angegeben; sie treiben einen sehr bedeutenden Handel mit Indien und Persien. Im nordöstlichen Theile liegt auf einem Hügel der Pallast des Schah und darüber die Citadelle. Das Klima der Stadt wird als ein paradiesisches gerühmt.

Pischaur, östlich von der vorigen, am nemlichen Flusse, in einer äußerst fruchtbaren Gegend. Sie hat einen königlichen Pallast, bedeutende Manufacturen in Seide und Baumwolle, womit ein starker Handel nach Indien getrieben wird, und an 100,000 Einw., zum größten Theile Hindus. Auch ist sie ein berühmter Sitz muhammedanischer Gelehrsamkeit.

Ghasna oder Ghizni, im Süden von Kabul, einst die Hauptstadt der mächtigen Herrscher der Ghasnaviden, welche Persien und Indien beherrschten und verheerten. Das Grabmahl des Sultan Mahmud aus diesem Geschlechte, im 11ten Jahrhundert, ist jetzt fast die einzige Merkwürdigkeit des sehr herabgekommenen Ortes.

Kandahar, im Südwesten von Ghasna, unter 32° N. B. an der Gränze der großen Wüste. Sie war beim Entstehen des Reichs im 18ten Jahrh. die Residenz der Herrscher und hat noch mehrere Palläste und Moskeen, und ist überhaupt wohl die schönste und volkreichste Stadt des Landes; man giebt ihr über 100,000 Einwohner, und ihr Handel ist sehr blühend.

2. Sistan, im Südwesten der vorigen Provinz, südlich von Beludschistan und westlich von Iran begränzt. Es ist ein fast ganz ebenes Land, ein Theil der großen Hochebene, daher auch nur an den Ufern des Hirmend, der sie durchströmt und sich hier in den See Zareh ergießt, fruchtbar, übrigens eine glühend heiße Wüste, deren verderblicher Flugsand den Anbau immer mehr beschränkt. Im Alterthume galt dies Land, Drangiana, für durchaus fruchtbar, und war mit Städten bedeckt. Das Land ist uns so gut wie gänzlich unbekannt, hat wenig Verkehr mit den N.-Nbarländern, gehorcht nur seinem eignen Khan und zahlt nur einen Tribut an die Afghanen. Die Einwohner sind größtentheils Tadschiks. Die Hauptstadt Duschak, auch Jellalabad genannt, liegt an einem aus dem Hirmend abgeleiteten Kanale.

3. Khorassan, die nordwestlichste Provinz. Sie ist ein Stück des den Persern entrissenen Khorassan, und soll in der neuesten Zeit sich unter einem eignen Khan fast ganz unabhängig gemacht haben. Mit Ausnahme des westlichsten Theiles ist die ganze Provinz gebirgig, aber gut bewässert und meistens fruchtbar und gut angebaut. Die Einwohner sind größtentheils Tadschiks. Der

Herat, unter 34° N. B., in einer schönen von Bergen umgebenen Ebene. Sie soll an 100,000 Einw. haben, größtentheils Mongolen, welche starken Handel treiben, vortreffliche Klingen und das beste Rosenwasser bereiten. Sie wird ihres starken Handels mit Indien, dem Norden und Persien wegen, auch wohl Bunder d. i. der Hafen genannt. Vermöge ihrer Lage war sie von jeher ein blühender Ort und ein Mittelpunkt des Handels.

4. Balkh (Bactria), die nördlichste Provinz des Reichs. Sie bildet den nördlichen Abhang des Hindu-Kosch und des Paropamisus, und gehört daher eigentlich schon zu den sich nach dem Aral senkenden Tiefländern Asiens; der nordwestliche Theil der Provinz ist daher schon Steppenland, der südliche und östliche dagegen ist gebirgig und von vielen Strömen bewässert, welche alle dem Amu zufließen. Die Einwohner sind größtentheils Usbeken, ein Nomadenvolk unter eigenen Stammesoberhäuptern und einem Chan, welcher sich von Afghanistan ganz unabhängig gemacht haben soll. Die Städtebewohner sind meist Tadschiks. Das Klima ist in den Ebenen und Thälern sehr heiß, der Boden fruchtbar, wo er bewässert werden kann. — Der einzige Ort von einiger Bedeutung ist Balkh, das alte Bactra, am Dehasch, eine der ältesten Städte Asiens, einst eine Stadt von ungeheurem Umfange, der Sitz der morgenländischen Gelehrsamkeit und eines großen Handels. Von allem diesen, wie von ihren zahlreichen Pallästen, Moskeen u. s. w., ist fast nichts mehr zu sehen, und die Zahl der Einwohner beträgt höchstens 7000, welche indeß noch bedeutenden Handel mit den nördlicheren Gegenden treiben.

5. Kaschmir. Dieses herrliche Thal, die nordöstlichste Provinz der Afghanen, liegt zwischen dem 33° und 35° N. B. und dem 90° bis 94° O. L., nördlich und östlich von dem prächtigen Bogen der Himalaya-Kette, südlich von einem die Sehne jenes Bogens bildenden Gebirgszuge, und westlich vom Sind, welcher hier zwischen Himalaya und Hindu-Kosch in südlicher Richtung durchbricht, eingeschlossen. Von O. nach W. wird es vom Behut (Jelum, Hydaspes) durchströmt, welcher den See Uller durchfließt, dann in südlicher Richtung die Gebirgskette durchbricht und sich in der Ebene Indiens mit dem Chenab vereinigt. Unzählige Bäche und Waldströme, welche in den herrlichsten Fällen von dem Hochgebirge herabstürzen, vereinigen sich mit ihm. Kaschmir ist das berühmteste Paradies der Welt, die Wiege der ältesten Geschichte Asiens. Die Hindus suchen hier die Heimath ihrer Braminen, die Chinesen das Vaterland des Fohi, die Muhammedaner halten es für den Wohnsitz der ersten Menschen. Die Ebene dieses unendlich fruchtbaren Thales prangt mit allen Blumen und Früchten der gesegnetsten Gegenden des südlichen Europa, nur indische Früchte gedeihen hier nicht, und das heitere

und milde Klima ist das Entzücken aller derer, welche aus der Gluthhitze Indiens oder den dürren Gegenden Persiens kommen. Obgleich die Natur es beinahe unzugänglich gemacht hat, (nur wenige, höchst beschwerliche Bergpässe, vorzüglich auf der Südseite, führen dahin), hat es dennoch von jeher die Habsucht der Eroberer gereizt, und die friedlichen Bewohner haben schon seit vielen Jahrhunderten fremden Herrschern gehorchen müssen. Zuletzt war es im Besitz der Mongolen, welche Indien beherrschten und deren Fürsten hier den größten Theil des Jahres zubrachten; seit 1747 hatten sich die Afghanen des Landes bemächtigt, in neuester Zeit soll es unter der Herrschaft des benachbarten Radschah von Pendschab stehen. Die Einwohner, von Mongolen und Hindus im N. O. und S. umgeben, sind ein eigenthümlicher Menschenstamm und gehören zu den schönsten der kaukasischen Rasse. Ihre Sprache ist mit dem Sanskrit verwandt, die persische ist die Dichtersprache. Lange Zeit behielten sie den alten Naturdienst der Indier bei, und noch jetzt ist das Land mit den Trümmern ihrer Tempel bedeckt, jetzt ist der Islam die herrschende Religion. Die Einwohner von Kaschmir sind schön, stark, gewandt, sehr gewerbfleißig, aber durchaus unkriegerisch. Der Anbau des Landes ist vortrefflich, in den Ebenen und Thälern herrscht der Ackerbau, in den schön bewaldeten Gebirgen die Viehzucht; die Platane, die hier vorzüglich gedeiht, ist wegen ihres Schattens der Lieblingsbaum der Einwohner. Der Hauptgegenstand der Industrie sind wollene Zeuge, vorzüglich die weltberühmten Shawls, wovon jährlich an 80000 Stück verfertigt werden. Die schönsten gehen nach Europa. Die Wolle dazu liefert eine Ziege, welche unter den gröberen Haaren einen feinen Flaum erzeugt, welcher allein zu diesen Zeugen gebraucht wird; ob sie in Kaschmir einheimisch, ist ungewiß; die beste Wolle dieser Art kommt aus Tibet. Der Webestuhl ist sehr einfach, aber die Arbeit äußerst kunstreich, alles wird mit Webeschiffen und hölzernen Nadeln gemacht, wovon jede einen Faden von besonderer Farbe hat. An einem schönen Shawl sind 3 bis 4 Arbeiter zugleich beschäftigt, und die Arbeit rückt kaum um 1/4 Zoll täglich vor; bei der Arbeit ist die rauhe Seite nach oben gekehrt. Die besten Shawls (und es giebt deren, welche mit den Zöllen und Abgaben einen Werth von 1000 Rthlr. erhalten,) werden ungewaschen versendet und meist auch so getragen. — Kaschmir versieht einen Theil von Indien mit den dort fehlenden Trauben und Melonen, welche in Körben über die Gebirge getragen werden. — Das Land umfaßt über 800 □M., worauf an 2 Millionen Einw. leben; eine seltene Bevölkerung in Asien. Der Hauptort

Kaschmir, oder in älteren Zeiten Sirinagur (nicht mit einem gleichnamigen Orte am Fuße des Himalaya am Ganges zu verwechseln), liegt in der größten und schönsten Ebene des Landes

und wird vom Behut durchströmt. Sie soll an 200000 Einw. haben, aber keine bedeutende Gebäude. Die meisten Häuser sind hier und im ganzen Lande von Holz, oft mehrere Stockwerk hoch, eine Seltenheit im Orient; die flachen Dächer sind wieder mit Erde bedeckt und bieten die schönste Blumenflor dar. Hier werden auf 16000 Stühlen die schönsten Shawls gemacht; außerdem Papier, lackirte Waaren und schöne Essenzen. Im N. der Stadt sieht man noch die verfallenen Prachtgebäude und Gärten, Schahlimar genannt, am Ullersee, wo die ehemaligen Mongolenherrscher im Sommer residirten.

In den nördlichen Gebirgsgegenden giebt es mehrere in der That unabhängige Fürsten, Raja's, welche indeß theils an China, theils den Beherrschern von Kaschmir Tribut zahlen.

6. Multan, die südöstlichste Provinz. Sie bildet eine große Ebene, westlich von der Solimans-Kette und östlich von der Sandwüste Buhawalpur und von Hindustan begränzt, vom Sind von N. nach S. durchflossen; nur an den Ufern dieses Flusses, des Chenab und der Gharra, ist fruchtbarer Boden, alles übrige ist öde Sandwüste. Die Einwohner sind östlich vom Sind Hindus, westlich mehr Afghanen, Beludschen und Parsen; das Klima und die Producte, so wie Religion und Sitten, sind die von Hindustan. Auch diese Provinz scheint jetzt entweder ganz unabhängig zu seyn, oder indischen Fürsten zu gehorchen. Der einzige Ort von Bedeutung ist die Hauptstadt

Multan, unweit des Chenab; sie hat eine Citadelle, mehrere Moskeen und einen Tempel der Hindus. Die Teppiche und Seidenzeuge der Stadt sind berühmt.

V. Beludschistan.

Das Land der Beludschen. Es breitet sich zwischen 75 und 87° O. L. und 25 bis 30° N. B. aus, so daß es im N. an Afghanistan, im O. an Hindustan, im W. an Persien, im S. an den indischen Ocean gränzt und zwischen 6—7000 □ M. umfaßt. Die Hauptmasse des Landes bildet eine Hochebene, die sich vom Sind und vom Meeresufer in mehreren von O. nach W. streichenden Bergrücken bis zu einer Höhe von 8000 F. erhebt. Im N. W. senkt es sich bis zur großen persischen Wüste Kerman hinab, welche

hier aus losem Flugsand besteht. Der östliche Theil des Landes ist dagegegen ein vom Sind durchströmtes Flachland. Die Meeresküste ist ein selten 2 bis 3 Meilen breites, sandiges, glühend heißes Tehama. Nur wenige Thäler und Ebenen des Plateau's sind des Anbaues fähig, alles übrige gewährt nur umherziehenden Hirten eine spärliche Weide, oder ist völlig wüste. Nur die Gegenden am Sind sind zum Theil fruchtbar und angebaut. Die Hauptgebirge sind die letzten Glieder der Solimans-Kette, das Brahui-Gebirge. Flüsse hat das Land außer dem Sind und einigen im Sommer verschwindenden Küsten- und Steppenflüssen gar nicht. Das Klima der Hochebene ist sehr rauh mit strengen Wintern und heißen, trocknen Sommern, das der Ufer des Sind heiß und feucht. Die unbedeutenden Producte sind die von Afghanistan und Persien. Die Beludschen, ein Volk von ungewisser Abstammung, von Einigen für stammverwandt mit den Afghanen, von Andern für ursprüngliche Hindus gehalten, sind fast durchgängig ein Nomadenvolk. Sie theilen sich in zwei Hauptstämme: die eigentlichen Beludschen, in den westlichen und nördlichen Gegenden, ein tapferes, gewandtes, aber äußerst räuberisches Volk, und die Brahus, wahrscheinlich mongolischen Ursprungs, im O., ebenfalls ein Hirtenvolk, aber nicht räuberisch. Beide sind Muhammedaner und Sunniten. Die Bewohner der Sind-Gegenden sind Hindus. Die Sprache der Beludschen soll der hindustanischen verwandt seyn. Sie haben sich mit den Afghanen 1747 der persischen Herrschaft und seit 1758 auch der afghanischen Herrschaft fast ganz entzogen. Ihre zahlreichen Stämme gehorchen ihren eigenen Oberhäuptern, Sirdars, diese aber erkennen den Khan von Kelat als ihr gemeinsames Oberhaupt an. — Die Bevölkerung ist schwach und mag höchstens 2 Millionen betragen. Da das Land wegen seiner Wüsten, des räuberischen Charakters der Einwohner und der ewigen Unruhen, nur selten von Europäern betreten worden ist und daher zu den unbekanntesten Gegenden der Erde gehört, so begnügen wir uns, mit Uebergehung der Abtheilung in Provinzen, nur die Hauptstadt des Ganzen zu erwähnen.

Kelat unter 29°, die Residenz des Khan, an einem Hügel, auf welchem die Citadelle und der Pallast des Fürsten sich befinden. Sie mag an 20000 Einw. haben, worunter viele Hindus, welche Handel treiben, und hier auch eine Pagode besitzen.

VI. Ost-Indien.

Unter diesem Namen versteht man die beiden südlichsten in Spitzen auslaufenden Halbinseln Asiens, nebst den südlich und südöstlich von ihnen im indischen Ocean zerstreuten Inseln. Indien war den Alten, Griechen und Römern, kaum mehr als dem Namen nach bekannt; Alexanders Siegeszug berührte nur eben die westlichste Gränze dieses alten, durch seine köstlichen Producte berühmten Landes. Erst durch die Entdeckungen der Portugiesen am Ende des 15ten Jahrhunderts und ihre Eroberungen kam Indien in unmittelbare Berührung mit Europa und trat immer mehr aus seinem fabelhaften Dunkel hervor. Als aber bald darauf auch Amerika entdeckt worden und man die fruchtbaren Inseln des mexikanischen Meerbusens kennen lernte, erhielten diese den Namen West-Indien, und das asiatische Indien ward seitdem Ost-Indien genannt. Wir werden dies letztere nach seinen 3 Haupttheilen, 1) Hindustan, 2) Hinter-Indien, 3) die Inseln, betrachten.

1) Hindustan (das Land der Hindus) (India intra Gangem),

oder die Halbinsel diesseits des Ganges, das diesseitige Indien, auch wohl Vorder-Indien genannt. Die Engländer nennen es oft blos Bengalen. Dieses Land bildet ein großes nach Süden gestrecktes Dreieck, welches sich zwischen dem 85° und 110° O. L. und von dem 8° bis 33° N. Br. erstreckt. Der Flächeninhalt mag an 65000 □M. betragen. Von N. nach S. beträgt die größte Länge etwa 400 M., die größte Breite aber etwa 330 M. Seine jetzigen Gränzen sind im N. die große Kette des Himalaya, welche es von den Besitzungen der Chinesen trennt; im W. Beludschistan und Afghanistan; schon lange ist hier der Sind nicht mehr die Gränze, obgleich er es der Natur des Landes und der Bewohner nach seyn sollte; im O. die Halbinsel jenseits des Ganges, doch macht auch die Mündung dieses Flusses oder vielmehr der Lauf des Bramaputrem nicht mehr die Gränze, welche vielmehr sich viel weiter östlich erstreckt. Die südlicheren Theile des Dreiecks werden westlich vom arabischen Meere und östlich vom Meerbusen von Bengalen oder vom indischen Ocean umflossen. Die Natur selbst hat dieses große Land in zwei deutlich gesonderte Theile getrennt, nemlich das eigentliche Hindustan oder die nördlichen Gegenden, und die südlichere, eigentliche Halbinsel oder Dekan, welche durch Niederungen und Wüsten von einander geschie-

den sind; doch werden wir bei der nähern Beschreibung auf diesen Unterschied weiter keine Rücksicht nehmen können. Von der Beschaffenheit des Erdbodens dieses Landes, von seinen Gebirgen und Flüssen ist schon in der Einleitung zu Asien das Nöthige erwähnt worden; wir wollen daher hier nur mit wenigen Worten ein allgemeines Bild von der physischen Beschaffenheit des Landes aufstellen und dann zur Betrachtung des Klima, der Producte, der Einwohner u. s. w. übergehen.

Allgemeine Beschaffenheit.

Im Norden von Hindustan erheben sich die höchsten Gebirge der Erde, der Himalaya, im Ganzen von N. W. nach S. O., doch in der Mitte etwas nach S. hinaustretend. Sie fallen in vielen parallelen Gebirgszügen, die immer niedriger werden, nach Süden ab; ihr Fuß ist mit einem breiten Gürtel der tiefsten Wälder umgeben, bis sie die Ebene erreichen, wo der Ganges und seine zahlreichen Nebenflüsse sich, nach O. fließend, in den bengalischen Meerbusen ergießen. An ihren Ufern herrscht überall die größte Fruchtbarkeit; weiter südlich aber erstreckt sich vom Sind bis an den bengalischen Meerbusen eine wüste und öde Niederung; westlich eine völlig unwirthbare Sandwüste, östlich mehr steinig, aber doch auch wenig bewohnt. Im Süden dieser Wüsten erhebt sich das eigentliche südliche Dreieck, Dekan, welches inselartig vom Meer und jenen Wüsten umgeben ist. Die ganze Mitte von Dekan wird von einer wenig fruchtbaren Hochebene eingenommen, deren höchster von N. nach S. sich ziehender Rand, die Gat-Gebirge, der westlichen Küste in geringer Entfernung, höchstens 14 M., parallel läuft; ihr westlicher Abhang ist sehr steil und herrlich bewaldet, kann aber nur geringen Flüssen von kurzem Laufe den Ursprung geben; die westliche Meeresküste ist meist sandig. Nach Osten fällt die Hochebene ungleich milder ab, daher hier auch die einzigen größeren Flüsse Dekans. Im Süden dieser Hochebene, etwa unter dem 11°, durchschneidet ein tiefes, schön bewaldetes, 3 M. breites Thal, Gap genannt, das Land von einem Meere zum andern. Die äußerste südliche Spitze bis zum Cap Comorin erfüllt das Gebirge von Travancore; der Nordrand von Dekan wird durch das wilde und fast unzugängliche Gebirge Vindhia gebildet. Die Ostküste von Dekan ist überall flach und der Schifffahrt sehr gefährlich; die Westküste hingegen hat bessere Häfen.

Klima.

Bei der Ausdehnung des Landes ist das Klima natürlich verschieden, doch ist es im Ganzen, wie seine Lage, größtentheils in-

nerhalb der Wendekreise, es mit sich bringt, heiß. Die den Eisgipfeln des Himalaya nahen Thäler haben natürlich Alpenklima, doch sind sie im Sommer schon heiß. Sehr warm ist es dagegen in den großen Niederungen am Fuße dieser Gebirge, am unerträglichsten in den westlichen Gegenden am Sind. Dabei hält die Hitze mit geringer Veränderung das ganze Jahr lang an, da der Winter nur in einer Regenzeit besteht, während welcher der Himmel beinahe stets bewölkt ist; doch ist die Luft eigentlich nirgends ungesund, wenn auch erschlaffend; die Europäer haben es meist nur ihrem Eigensinne, nicht von der heimathlichen Kleidung und Lebensweise lassen zu wollen, beizumessen, daß viele von ihnen in Indien ihr Grab finden. Das Plateau von Dekan genießt einer gemäßigtern, oft durch Regen abgekühlten Temperatur; heißer ist es natürlich wieder an den beiden Küsten. Die Winde haben hier einen großen und regelmäßigen Einfluß auf die Witterung. Täglich wechseln Land- und Seewind mit einander ab. Der Landwind, vom Lande nach der See, herrscht von Mitternacht bis gegen Morgen; der erfrischende Seewind tritt mit 9 Uhr ein und hält bis etwa 3 Uhr Abends an; von da bis Mitternacht, wo es gewöhnlich still ist, ist daher die Hitze im Sommer am unerträglichsten. Fast eben so regelmäßig sind die Passatwinde, Moussons oder Monsoons, welche die eine Hälfte des Jahrs von N. O., die andre von S. W. her wehen. Der N. O.-Mousson ist für die östliche Küste der Regenwind, er herrscht vorzüglich in unserm Herbst bis Ende Novembers, das ist dort der Winter. Gegen Ende Februars geht er in S. W. über, bringt heiteres Wetter, und nun beginnt der Sommer, der gewöhnlich im Mai seine stärkste Hitze erreicht. Merkwürdig ist, daß die Witterung auf der Westküste gerade umgekehrt ist: hier ist Sturm, Regen und Winter, wenn dort Sommer; überhaupt aber sind Ungewitter und Regen häufiger auf der Westküste. Der in ungeheurer Menge herabströmende Regen verursacht das Uebertreten aller Flüsse, und ganze weite Gegenden in ihrer Nähe werden dann unter Wasser gesetzt. Bleiben diese Regen zuweilen aus, so entsteht, bei der Sorglosigkeit der Einwohner, die nicht auf Vorräthe denken, oft die fürchterlichste Hungersnoth, weil das Hauptnahrungsmittel, der Reiß, dann nicht gedeiht. Außer diesen regelmäßigen Winden sind furchtbare Orkane, hier Typhons genannt, nichts seltenes; auch der Samum zeigt hier zuweilen seinen verheerenden Einfluß.

Producte.

Wenige Länder der Erde möchten sich an Schönheit, Reichthum und Mannigfaltigkeit der Erzeugnisse mit Hindustan messen können, daher auch dieses von vielen andern reiche und gesegnete

Land schon oft das Ziel der Raubzüge und Eroberungen andrer Nationen geworden, die sich auch zum Theil dort niedergelassen; nie aber haben seine ursprünglichen Bewohner sich bewogen gefühlt, andre minder begabte Länder aufzusuchen. Wir können bei dem großen Reichthum an Erzeugnissen nur das Wichtigste oder diesem Lande besonders Eigenthümliche anführen. — An wilden und reißenden Thieren findet man in Hindustan: den Königstieger, oft 10 F. lang, den Schwanz ungerechnet, das kühnste und gefährlichste aller Raubthiere; er hält sich vorzüglich in Bengalen in den waldigen und schilfigen Niederungen und Ufern der Flüsse auf; die sehr gefährliche Jagd dieser Thiere ist ein Vergnügen der Fürsten und Großen; gewöhnlich werden dazu abgerichtete Elephanten gebraucht. Der Löwe findet sich nur äußerst selten und nur noch in der Nähe des Indus. Leoparden, auch eine kleinere Art, die man zur Jagd abrichtet, Wölfe, Schakale und Füchse sind häufig. Zibethkatzen und Moschusthiere finden sich nur in den nördlichen Gebirgen. Auch Hirsche und wilde Schweine sind häufig; merkwürdig ist eine äußerst kleine, kaum 1 Fuß lange Art von Hirschen, die nur in den südlichsten Gegenden gefunden werden. Gazellen von verschiedener Art sind häufig. Unzählige Affen, besonders die geschwänzten Arten, bevölkern die Wälder; der Urang-Utang findet sich zwar, aber nur selten. Eine Eichhornsart, der Vampyr, mit einer Flughaut zwischen den Pfoten, und einer fuchsähnlichen Schnauze, lebt zwar von Obst, saugt aber auch gern schlafenden Menschen und Thieren Blut aus. Der Elephant, obwohl er hier beinahe zu den Hausthieren gehört, findet sich auch wild. Er ist, wie bekannt, leicht zu zähmen, äußerst gelehrig, und leistet, wenn auch nicht mehr als Mitkämpfer wie in älteren Zeiten, doch durch seine ungeheure Kraft beim Fortschaffen schwerer Lasten, große Dienste im Kriege. Er erreicht ein Alter von 120 — 150 Jahren. Das Rhinoceros wird vielleicht gar nicht mehr gefunden. An zahmen und Hausthieren finden sich hier zwar auch Pferde und Esel, doch sind sie minder schön und geschätzt als in andern Ländern; die besseren Pferde werden aus Arabien und Persien gezogen. Der Ochs vertritt hier in vielen Fällen das Pferd; man bedient sich seiner nicht nur zum Ackerbau, sondern auch zum Reiten und Fahren, wie zum Ziehen des Geschützes und zum Tragen des Gepäcks im Kriege. Außer der gewöhnlichen Art giebt es hier sehr hochgeschätzte weiße Buckelochsen, welche die gemeinen an Schönheit und Stärke weit übertreffen und vorzüglich als Zugthiere gebraucht werden. Das Schaf, wovon es ebenfalls hier mehrere Arten giebt, hat, wie in allen heißen Ländern, eher Haare als Wolle; die feinwolligen Schafe finden sich nur in den nördlichen Gebirgen. Das Kameel wird nur noch in den nordwestlichen Gegenden gefunden; es scheint da aufzuhören, wo die Zucht des Elephanten beginnt. Unter dem wilden Geflügel findet

man Fasanen, Pfauen, wilde Tauben und nach Einigen wilde Hühner, wovon unsre Haushühner zu stammen scheinen. Papageien und viele buntgefiederte Vögel bevölkern die Wälder, aber die Singvögel fehlen. Das Meer ist sehr fischreich, man findet Walfische und Hayfische, letztere werden ihrer Flossen wegen gefangen, welche in China für Leckerbissen gelten; auch Schildkröten werden sowohl des Fleisches als der Schale wegen gefangen. Aus dem Meere treten in die Flüsse Störe, Welse, Lachse und Aale; in den meisten größeren Flüssen findet sich aber auch das Krokodil häufig. Unter den Schlangen zeichnen sich aus: die äußerst gefährliche Brillenschlange, welche jedoch gezähmt und zu einer Art von Tanz nach der Musik abgerichtet wird; und die größte aller bekannten Arten, die Riesen- oder Königsschlange, Boa constrictor, welche oft über 22 Fuß lang wird. Sie ist zwar nicht giftig und ihr Fleisch wird gegessen, aber sie erdrückt in ihrer Umschlingung Büffel und Tiger, die sie dann vermöge einer beinahe unglaublichen Ausdehnung ihrer Hals- und Bauchmuskeln unzerstückt, zwar langsam, aber doch ganz verschlingt. Nach einer solchen Mahlzeit wird sie so träge, daß sie leicht mit Keulen zu erlegen ist. Sie wird vorzüglich auf Ceilan gefunden. Von den Insekten findet man, wie in den meisten heißen Ländern, unzählige Schwärme von Fliegen, Moskiten, Bremsen rc., welche Menschen und Thieren höchst lästig werden; eben so sind die Verheerungen der Heuschrecken hier nichts seltenes, und eine Art weißer Ameisen zerstört sogar das Holz der Gebäude. Bienen von verschiedener Art sind häufig. Der Seidenwurm lebt hier im Freien und liefert die beste Seide von der Welt. Giftige Skorpione und viele Arten von Krebsen finden sich häufig. Unter den Schmetterlingen zeichnen sich mehrere durch Größe und Schönheit aus. Mehrere Arten von Blattläusen werden gleich der Cochenille als Färbestoff benutzt. — Die Vegetation Hindustans ist unendlich reich an höchst mannigfaltigen, nützlichen und angenehmen Pflanzen. Unter den Getreidearten nimmt der Reiß, hier Nelly genannt, bei weitem den ersten Rang ein; er ist das Hauptnahrungsmittel dieser Länder und giebt hier zwei bis vier Ernten; aus ihm wird bekanntlich der Arrak bereitet. Außerdem gedeihen hier noch: Weizen, Gerste, Hirse, Mais, selbst Hafer und viele Hülsenfrüchte und Gartengewächse. Wahrscheinlich ist hier das Vaterland des Zuckerrohrs, dessen Anbau von Jahr zu Jahr bedeutender wird. Ein andres Haupterzeugniß ist der Pfeffer, Piper nigrum, eine rankenförmige Staude, welche am liebsten im Schatten andrer Gewächse eine Art von Trauben trägt, deren jede 30 — 50 Beeren, unsern Pfeffer, enthält; er ist über ganz Ostindien verbreitet; für den besten gilt der von der Westküste, Küste Malabar. Eine andre Art des Pfeffers ist der Betel, Piper betel, hier Tambol oder Tembol genannt; man bedient sich nur der Blätter, in welche der Hindu die in-

Scheiben geschnittene, einer Muskatennuß ähnliche Nuß der Areka-Palme, mit Nelken und anderm Gewürz, und etwas Kalk vermischt, einhüllt. Diese Zubereitung wird von allen Hindus unaufhörlich gekaut, wodurch Lippen und Speichel hochroth gefärbt und, wie man behauptet, der Athem verbessert und das Zahnfleisch erhalten wird. Er ersetzt hier das in andern Ländern übliche Tabakrauchen; doch wird auch in Ostindien nach persischer Art geraucht. Aus den Blättern des Hanfes wird ein berauschendes Getränk bereitet. Der Mohn erreicht hier eine Höhe von 40 Fuß. Vor der völligen Reife werden Einschnitte in den Kopf gemacht, aus welchem ein milchartiger sich verhärtender Saft, das Opium, fließt: eine schlechtere Sorte wird durch Auspressen und Kochen des Kopfes und des Stiels gewonnen. Der Weinstock gedeiht nur noch an einigen weniger heißen Stellen, auch wird kein Wein daraus bereitet. Zu den wichtigsten Producten Ostindiens gehört dagegen die Baumwolle, welche überall gedeiht die vorzüglichste aber in Bengalen, und welche von den fleißigen Hindus zu den feinsten Geweben verarbeitet wird. Sehr wichtig ist noch der Indigo, jene bekannte schöne dauerhafte blaue Farbe; er wird von zwei verschiedenen Pflanzen bereitet. Die gewöhnliche Indigopflanze ist ein kleiner perennirender Strauch, dessen Zweige und Blätter vor der Blüthe abgeschnitten, in Wasser geweicht und so zur Gährung gebracht werden; es sondert sich dann ein blauer Bodensatz ab, welches der Färbestoff ist. Der Indigo-Baum, eine Art Oleander, der etwa 15 F. Höhe erreicht und auf dem dürresten Felsenboden wächst, liefert aus seinen Blättern ebenfalls einen trefflichen Indigo. Diese Farbe wurde zuerst durch die Holländer im 16ten Jahrhundert nach Europa gebracht. Auch die Napalpflanze auf welcher die Cochenillewanze lebt, wird jetzt häufig angebaut. Außerdem besitzt Ostindien noch eine Menge zum Theil wenig bekannter Farbekräuter. Von unsern Waldbäumen gedeihen nur einige, wie die Fichte, der Ahorn, die Pappel, auf den Höhen des Himalaya; dagegen sind die Wälder Dekans und der Fuß des Himalaya reich an den trefflichsten eigenthümlichen Waldbäumen. Der Teak oder Tikbaum, welcher die Gat-Gebirge bedeckt, wird zum Schiffbau unserer Eiche weit vorgezogen. Zu feineren Tischlerarbeiten dient das Holz des Ebenbaumes, der Tamarinden und einiger Mimosen. Die Schirmpalme liefert nicht allein gutes Bauholz, sondern ihre zierlich geordneten Blätter geben Sonnenschirme, und aus ihrem Safte wird theils Zucker, theils ein berauschendes Getränk bereitet. Das hier überall verbreitete Bambusrohr erreicht eine solche Höhe und Stärke, daß es ebenfalls zum Häuserbau gebraucht wird. Einer der schönsten und merkwürdigsten Bäume Hindustans ist der von den Hindus heilig gehaltene Banianenbaum, **Ficus bengalensis**; er erreicht zwar nur eine Höhe von 30 Fuß, aber aus seinen langen Zweigen sen-

det er Ranken zur Erde, welche darin Wurzel schlagen und woraus ein neuer Baum entsteht, so daß in kurzem ein einziger Baum sich in einen kleinen Wald verwandelt, dessen dickes Laub die glühendsten Sonnenstrahlen abhält. Der schönste und nützlichste und daher auch von den Hindus heilig gehaltene Baum ist aber die Kokospalme, Cocos nucifera. Sie erreicht eine Höhe von 60 — bis 80 Fuß, aber nur ein Alter von höchstens 100 Jahren. Der völlig zweiglose, gerade Stamm entfaltet seine Blätter nur an der Krone. Diese Blätter, oft 12 Fuß lang, dienen zum Bedachen der Häuser. Aus der Mitte dieser Blätter entwickeln sich die Blüthen, deren jede wohl 10 — 12 traubenartig verbundene große Früchte, die Kokosnüsse, hervorbringen. Die die Nuß umgebenden Fasern werden zu Stricken und Tauen verarbeitet, die harte Schale der Nuß giebt schöne Trinkgeschirre. Das Innere der Nuß enthält eine helle Flüssigkeit von höchst erfrischendem Geschmack, die Milch, in welcher der eigentliche Kern oder das Fleisch sich befindet. Bei der völligen Reife verhärtet das Innere; dann wird daraus ein gutes Brennöl gepreßt. Die markige Substanz der noch zarten Blätter wird unter dem Namen Palmkohl genossen. Aus dem Safte des Baumes wird ein geistiges Getränk, Palmwein, bereitet, auch wohl Arrak daraus gebrannt; das freilich schwammichte Holz des Baumes endlich wird selbst zuweilen zu leichten Fahrzeugen benutzt. Der Baum wächst überall, wo er nur Bewässerung findet. Die Dattelpalme findet sich beinahe nur in den Gegenden am Sind. Die Arekapalme, von deren Frucht schon geredet, erreicht nur eine Höhe von 30 F. — Unsere meisten europäischen Obstsorten sind hier schlechter als bei uns, oder gedeihen gar nicht mehr; doch giebt es noch Citronen und Pomeranzen. Der Pisang, eine wohlschmeckende gurkenartige Frucht, und viele andere bei uns wenig bekannte Früchte entschädigen den Hindu reichlich für unsere Obstsorten. Mehrere Gewächse Hindustans liefern geschätzte Arzneimittel, so Kassia, Sassaparille, Jalappwurzel u. s. w. Der Kampher, der aus dem Safte eines Baumes bereitet wird, ist indeß nicht so gut als der japanische. Das Holz des Sandelbaumes dient zum Räuchern. Unter den höchst prächtigen und mannichfaltigen Blumen, womit hier die Fluren prangen, zeichnet sich vor allen die Rose aus, welche hier erst ihren herrlichsten Duft entfaltet, daher auch Hindustan und zuerst wohl Kaschmir das Vaterland des köstlichen Rosenöls ist, welches indeß in so geringer Menge erzeugt wird, daß 4000 Pfd Rosen kaum 1/2 Pfd Rosenöl liefern. Die Natur selbst scheidet es aus dem concentrirten Rosenwasser an freier Luft ab. Eine andere schöne und wohlriechende, von den Hindus heilig gehaltene Baum ist der Lotos, Nymphaea lotus, eine Wasserblume, die als Symbol der erzeugenden Natur verehrt wird. — Von jeher ist Hindustan als das Vaterland der meisten und schönsten Edelsteine berühmt

rühmt gewesen, und in der That finden sich auch noch jetzt hier die schönsten Bergkrystalle und Amethyste, Chalcedone, Karneole und Agathe, Katzenaugen, Topase, Granaten, Zirkone und Hyacinthe, Sapphire, Rubine, Turmaline, vor allen aber die schönsten Diamanten, die man kennt. Sie werden an verschiedenen Orten, vorzüglich aber in der Gegend von Golconda und Raolconda theils in Gängen in einer rothen eisenhaltigen Erde gefunden, theils in der bloßen Dammerde, aus welcher man sie durch Graben und Schlämmen gewinnt, theils aus dem Sande mehrerer Flüsse gewaschen. Sie übertreffen an Reinheit, Feuer und Härte die aller andern Länder und werden hier schon seit Jahrtausenden aufgesucht, daher der Reichthum indischer Fürsten an Edelsteinen alles übertrifft, was wir der Art kennen. An andern nutzbaren Steinen hat Hindustan schönen Granit, welchen die alten Hindus auf eine bewunderungswürdige Weise zu bearbeiten wußten, wovon weiter unten; ferner mehrere schöne Porphyr- und Marmorarten, Alabaster und Sandstein. Steinsalz findet sich nur in der Gegend des Sind; das meiste Salz, dessen man bedarf, wird aus dem Meerwasser, vorzüglich in Bengalen gewonnen. Eben diese Provinz erzeugt auch ungemein viel Salpeter, welcher durch Auslaugen der Dammerde gewonnen wird. Borax soll sich in einigen Seen der höhern nördlichen Gebirge finden. An Metallen ist Hindustan gerade nicht reich zu nennen, wenigstens sind nur erst wenige entdeckt. Gold findet sich nur im Sande einiger Flüsse; einige Silbergruben werden nicht mehr bearbeitet; das wenige Kupfer, das sich findet, ist nicht sonderlich; dagegen ist Eisen und zwar sehr weiches im Ueberfluß vorhanden.

Einwohner nach Zahl, Abstammung und Sprache.

Die Gesammtzahl aller Bewohner der östlichen Halbinsel, obwohl sie sich unmöglich genau bestimmen läßt, beträgt nach den neuesten Untersuchungen der Engländer etwa 132 Millionen; davon sind 83 Millionen unmittelbar den Engländern unterworfen, 40 Mill. leben in den, den Engländern verbündeten oder von ihnen abhängigen Ländern, und etwa nur 9 Mill. kommen auf die noch unabhängigen Gegenden. Die Vertheilung dieser Menschenzahl ist aber sehr ungleich: auf das fruchtbare Ganges-Thal kommen über 5000 auf eine □M.; an den Küsten 3 bis 4000; auf der Hochebene im innern Dekan etwa 2—3000, in manchen Gebirgsgegenden kaum 5 bis 800; in den unabhängigen Ländern 1000—1300. Wenn die englischen Besitzungen bei weitem am besten bevölkert sind, so liegt das nicht allein an der Fruchtbarkeit des Bodens, sondern auch an der größern Sicherheit, die hier herrscht. Alle Bewohner Hindustans sind ansässig; wenn auch einige rohere Stämme den Anbau weniger eifrig treiben, so giebt es

doch hier keine eigentlichen Nomaden. Alle wohnen in Städten und Dörfern. Aber obgleich Hindustan einige Staunen erregende Prachtgebäude aufzuweisen hat, so sind doch die meisten Städte nicht schön nach unsern Begriffen: die Straßen sind äußerst eng und krumm; die Häuser mit kleinen Fenstern und flachen Dächern, finster, meist aber mit einem Hof und Garten versehen; Wohlhabendere umgeben die Häuser mit einem auf Säulen ruhenden Schirmdach, Veranda, um die Sonnenstrahlen abzuhalten. Aermere und Dörferbewohner bauen ihre Hütten von Bambusrohr und Lehm. — Der Abstammung nach theilen sich die Bewohner Vorder-Indiens in ursprüngliche Einwohner, die Hindus; eingewanderte und eingedrungene Fremde, die Mongolen, Afghanen, Beludschen, Araber; und Fremde, die sich meist nur des Handels wegen dort aufhalten oder niedergelassen haben, wie Armenier, Juden, Tibetaner, Birmanen, Chinesen und Europäer. — Es giebt jetzt kaum eine Sprache in Hindustan, welche man die allgemeine nennen könnte. Die alte heilige Sprache, das Sanskrit, ist nirgend mehr Volkssprache und wird nur noch von den Gelehrten verstanden; sie ist aber die Quelle aller neueren Dialecte; die Schriftzüge derselben heißen Dewanagari, es sind 52, und werden von der Linken zur Rechten geschrieben; als Schreibmaterial bedient man sich gewöhnlich der Blätter der Fächerpalme, worauf die Buchstaben mit einem Griffel eingegraben werden. Verschiedene vom Dewanagari abgeleitete Alphabete dienen den gemeinen Dialecten. Der allgemeine Name der Sprache der Hindus ist das Hindi oder Hindwi, welches am reinsten in der Gegend von Agra, Benares und Bahar gesprochen wird. Von den bei jedem Stamm und in jeder Provinz verschiedenen Dialecten sind die wichtigsten: das Bengalische; das Tamulische und Telingasche, welche auf der Küste Koromandel, der östlichen, herrschen, und das Malabarische oder Granthon, welches auf der Westküste herrscht. Die Mongolen reden das Mongolisch-Hindustanische, ein Gemisch aus Indisch, Arabisch und Persisch; sie bedienen sich der persischen Schrift. In manchen Plätzen, wo einst die Portugiesen herrschten, hat sich eine gemeine Volkssprache gebildet, worin viel Portugiesisches.

Gehen wir nun die einzelnen Völker durch, welche Hindustan bewohnen, so müssen wir wie billig mit dem Urvolk, den Hindus, den Anfang machen.

Hindus. Seit undenklichen Zeiten bewohnt dies Volk die Halbinsel des Ganges, ohne sie jemals in Kriegen oder der Ansiedelung wegen verlassen zu haben. Die Hindus machen die so große Mehrheit der Bewohner aus, daß man ihre Zahl auf 114 Mill. annimmt. Der Hindu ist in der Regel von mittlerer Größe, mehr fein und zart als stark gebaut, dabei aber äußerst wohlgebildet; einige der vornehmeren Stämme gehören zu den schönsten Men-

schen. Ihre Farbe ist bräunlich gelb, lichter in den höheren, dunkler in den niederen Ständen. Die Gesichtszüge sind edel, obgleich die Lippen etwas dicker als beim Europäer, das Haar ist fein und glänzend schwarz, die Haut überaus zart und weich. Auffallend ist die Kleinheit der Hände und Füße; ihre Säbelgriffe sind daher unseren Soldaten zu klein. Ihr ganzer Körper ist mehr zierlich, biegsam, als stark, dennoch besitzen sie eine große Ausdauer, können weite Märsche lange hinter einander aushalten und laufen schneller als der Europäer. An Geschick übertreffen sie uns weit; ihre Gaukler und Seiltänzer lassen die unsrigen weit hinter sich zurück; und fast ohne alle Maschinen, mit den bloßen Händen weben sie Zeuge und verrichten Arbeiten, die dem Europäer unerreichbar sind. Auch abgesehen davon, daß ihre Religion einem großen Theil von ihnen den Genuß thierischer Nahrung und geistiger Getränke verbietet, sind sie äußerst mäßig; der Aermere lebt beinahe nur von Reiß, Früchten und Wasser: kein Hindu berührt beim Trinken das Gefäß mit den Lippen, sondern weiß die Flüssigkeit geschickt in den Mund zu gießen. Ihre Wohnung, ihr Hausgeräth, ihr Handwerkzeug, alles ist unendlich einfacher als bei uns. Die Kleidung der größern Menge besteht beinahe nur in einem um die Hüften befestigten Tuche, worüber noch ein Gewand nachlässig geworfen wird; die Beine sind beinahe immer bloß: Vornehmere und Frauen tragen wohl eine leichte Jacke und leichte weite bis zu den Knöcheln herabgehende Beinkleider; das Haupt wird mit einem Tuche umwunden. Doch lieben sie den Putz und tragen oft viel Juwelen, Arm-, Fuß- und Halsbänder mit Edelsteinen besetzt, auch wohl Ringe durch den Nasenknorpel. In der Regel erreichen sie ein hohes Alter und wissen wenig von Krankheiten. Sie sind von sanftem, mildem Charakter, mitleidig selbst gegen Thiere, und gastfrei. Obgleich das Gesetz die Vielweiberei erlaubt, ist sie doch äußerst selten, und die Ehe wird treu gehalten: nur Fürsten und Große haben einen Harem, hier Zenana genannt. Von dem drückenden Verhältniß der Frauen in muhamedanischen Ländern weiß man hier nichts; die Frau ist in jeder Hinsicht die Gehülfin des Mannes. Der ehelose Stand wird für schimpflich gehalten. Nur bei den Nairen, einer edeln Kriegerkaste auf der Küste Malabar, herrscht die sonst nur selten (z. B. in Tibet und Butan) auf Erden vorkommende Polyandrie, d. h. daß eine Frau mehrere Männer hat. Die Leichen werden theils verbrannt, theils beerdigt. Die Schattenseite ihres Charakters ist Geiz und Feigheit. Das unglückliche Volk ist seit so vielen Jahrhunderten von zum Theil rohen Fremden beherrscht, daß es allen Sinn für politische Freiheit verloren hat; diese lange Sklaverei hat den Hindu an Geist und Körper entnervt und herabgewürdigt; er haßt den Krieg und jede anstrengende Arbeit, Ruhe geht ihm über alles; kriechend gegen Mächtige, ist er nicht selten

höchst anmaßend und bedrückend gegen Untergebene; Lüge, Falschheit und Hinterlist sind seine Waffen. Unwissenheit und Aberglaube sind ganz allgemein, Sittenlosigkeit wenigstens sehr häufig. Da sie nicht allein den Krieg, sondern auch die Jagd und überhaupt jede körperliche Anstrengung hassen, so bestehen ihre Vergnügungen vorzüglich darin, dem Spiele der Gaukler und Seiltänzer und dem Tanze der Bajaderen zuzusehen. Letztere, welche in verschiedene Klassen zerfallen, werden zum Theil bei den Tempeln erzogen und gebildet, weil ihr Tanz zu den religiösen Ceremonien wesentlich gehört, theils dienen sie den Reichen bei Festen und Schmäusen, alle aber gehören zu den Verworfensten ihres Geschlechts. Alle Hasardspiele sind den Hindus untersagt; das Schachspiel, für dessen Erfinder sie sogar gelten, lieben sie leidenschaftlich. Das Baden, welches sie täglich üben, gehört eben sowohl zu ihren Vergnügungen, als zu ihren religiösen Gebräuchen. Das Betelkauen ist ein ganz allgemeiner Gebrauch, viele rauchen auch Tabak, auch wohl Hanfblätter, welche eine betäubende Wirkung hervorbringen. Ihre Musik klingt uns unharmonisch; sie haben eine Skala von acht Tönen und viele musikalische Instrumente.

Ein Hauptzug in ihrem Charakter ist die beinahe unüberwindliche Anhänglichkeit an alten Sitten, Herkommen und Gebräuchen, kraft welcher sie ihre Eigenthümlichkeit seit Jahrtausenden unter den ungünstigsten Umständen behaupten, und welche leider das größte Hinderniß der allgemeinen Verbreitung des Christenthums bildet. So besteht noch jetzt in ihrer ganzen Strenge eine Eintheilung des Volks, deren Ursprung völlig unbekannt ist, welche aber schon vor Jahrtausenden in Kraft war. Das ganze Volk der Hindus zerfällt nemlich in vier Haupt-Kasten, oder vielmehr Dschadis oder Varnas, wie sie im Lande selbst heißen, wovon jede ihren Mitgliedern von der Geburt an ihren Stand, Rang, Beschäftigung, Sitten und Gebräuche unwiderruflich und unabänderlich vorschreibt, so daß es eben so unmöglich ist, aus einer Caste in die andre überzugehen, als auch nur in eine andre zu heirathen oder das Gewerbe einer andern zu treiben. Wer die Pflichten seiner Kaste gröblich verletzt, wird ausgestoßen und sinkt damit zum Abschaum des Volks herab. Diese vier Haupt-Kasten sind die der Braminen, der Tschetries, der Waischis und der Schuders, wovon nach der Mythologie der Indier die ersteren aus dem Haupte, die zweiten aus den Schultern und Armen, die dritten aus dem Leibe und den Schenkeln, die vierten aus den Füßen Brama's entsprungen sind. Jede derselben hat wieder viele Unterabtheilungen, welche eben so wenig überschritten werden dürfen. Außerdem aber und unabhängig von der Kasten-Eintheilung finden sich abweichende Gebräuche und Sitten bei verschiedenen Stämmen und Sekten, welche durch alle Kasten hindurchgehen. So giebt es nur 18 Klassen, welche gar keine thierische Nahrung genießen dür-

fur, [illegible], denen sie mit Einschränkungen erlaubt ist; nur Kuh-fleisch wird durchaus nie genossen. Einige verbrennen ihre Todten, andre begraben sie; bei einigen ist es den Witwen erlaubt, sich wieder zu verheirathen, bei andern ist es den Witwen zur Pflicht gemacht, sich mit dem Leichnam des Mannes verbrennen oder begraben zu lassen. Diese gräßliche Sitte, welche erst jetzt, nach zuverlässigen Nachrichten, im Bereich der englischen Besitzungen gänzlich abgeschafft worden ist, war noch vor kurzem so allgemein, daß nur in der Provinz Bengalen allein im Jahre 1818 sich 839 Frauen auf dem Scheiterhaufen ihrer Männer verbrannten *); der älteste Sohn wurde dazu gewählt, den Scheiterhaufen anzuzünden. Beim Lebendigbegraben der Witwen waren es ebenfalls die Kinder und nächsten Verwandten, welche die Erde über dem Haupte der Unglücklichen festtraten.

a) Die Braminen machen den Priester-, Gelehrten- und Beamtenstand aus; alle Diener der Tempel, alle Lehrer, Richter vornehmere Staatsdiener können nur aus dieser Kaste genommen werden, die als heilig die größten Vorrechte genießt. Einen Braminen zu tödten, ist ein beinahe nicht zu sühnendes Verbrechen; auch geschieht es nur äußerst selten, daß ein Bramine zum Tode verurtheilt wird, im schlimmsten Falle werden dem Verbrecher die Augen ausgestochen, oder er wird aus seiner Kaste gestoßen. Selbst Fürsten dürfen ihre Diener, wenn sie Braminen sind, nicht berühren, noch weniger mit ihnen essen. Dagegen sind sie auch den größten Beschränkungen unterworfen und dürfen durchaus keine thierische Nahrung, weder Fische noch Eier genießen; sie steigen nur durch lange und strenge Prüfungen der Enthaltsamkeit, des Schweigens und der Studien zu dem höchsten Range ihrer Kaste hinauf, werden dann aber auch als Heilige verehrt. Sie allein dürfen die heiligen Bücher ihrer Religion lesen. Dabei sind sie aber meist die verderbtesten, heuchlerischesten und sittenlosesten aller Hindus. Nach ihren verschiedenen Verrichtungen zerfallen sie in drei Abtheilungen, und nach dem Grade ihrer überstandenen Prüfungen in 4 Rangordnungen.

b) Die Tschetries, auch Kschatries und Rajas, bilden die Krieger-Kaste, und die Fürsten sind fast immer aus derselben; sie dürfen einige animalische Nahrung genießen. Die heiligen Bücher dürfen sie zwar nicht selbst lesen, wohl aber sich vorlesen lassen. Auch sie zerfallen in 3 Abtheilungen, wovon die vornehmste, woraus die Fürsten stammen, die der Rajaputras oder Rasbuten ist. Die eigentlichen Krieger heißen Maha-

*) In der Präsidentschaft von Bengalen, wird in Parlamentsberichten erwähnt, haben sich in 4 Jahren 2366 Frauen verbrannt.

ratten, woher wohl der ganz kriegerische Stamm der Mahratten seinen Namen hat.

c) Die Waischis bestehen aus allen denen, welche das Land bauen, Viehzucht und Handel treiben, und haben also mehrere Abtheilungen.

d) Endlich die Schuders oder Sudras sind diejenigen, welche alle übrige Gewerbe, Handwerke treiben; die Zahl ihrer Unterabtheilungen ist daher sehr groß und jede bindet die in ihr Gebornen an den Stand seines Vaters, wie die Kaste selbst den Rang und den Stand eines jeden bestimmt; so daß der Sohn eines Schmids nichts anders als Schmid seyn kann. Aus dieser Erblichkeit aller Gewerbe folgt zwar, daß sich gewisse Handgriffe und Geheimnisse seit undenklichen Zeiten unter ihnen erhalten haben, sie hemmt aber auch im Ganzen die Entwickelung des Volks und hält es auf einer und der nemlichen Stufe der Bildung fest.

Außer diesen vier edeln Kasten giebt es, wenn man will, eine fünfte, die aber nicht als Kaste anerkannt wird und eigentlich den Auswurf aller übrigen enthält. Das sind die zahlreichen und unglücklichen Parias, oder Pulias, wie sie auf der Küste Malabar heißen. Sie werden kaum als Menschen betrachtet, müssen abgesondert von allen Hindus wohnen, dürfen nie einen Tempel betreten, kaum mit einem Hindu reden, wenigstens dabei die Hand vor den Mund halten, damit ihr Athem jene nicht verunreinige; jeder, den sie berührten, hätte das Recht, sie zu tödten. Sie leben daher in einem fast thierischen Zustande, essen nicht allein ohne Unterschied alle Arten von Speisen, sondern sogar oft aus Noth das Fleisch gestorbener Thiere, und werden höchstens zu den schmuzigsten Arbeiten gebraucht. Schon ihr Aeußeres, ihre fast schwarze Farbe und ihre Unreinlichkeit unterscheidet sie von den Hindus. Doch bedienen sich ihrer die Engländer als ganz guter Soldaten. Wahrscheinlich sind sie kein eigner Volksstamm, sondern nur die Abkömmlinge der unzählig vielen, welche seit Jahrtausenden wegen irgend eines schweren Verbrechens aus ihren Kasten sind ausgestoßen worden.

Religion.

Ueber diesen allerdings höchst wichtigen, aber von den Europäern noch bei weitem nicht hinreichend ergründeten Gegenstand müssen wir uns begnügen, das Bekannteste und Allgemeinste zu erwähnen. Aus allem, was wir von der unendlich verworrenen, mit den sonderbarsten, zum Theil tiefsinnigsten Allegorieen überladenen Mythologie der Hindus wissen, geht wenigstens so viel hervor, daß der Glaube des Volks und was die Braminen für gut finden zu lehren, nur eine unglaubliche Entartung und Entstellung

ursprünglich sehr reiner und tiefer religiöser Ideen ist. Selbst aus dem Unsinn, worunter die indische Götterlehre jetzt verschüttet zu seyn scheint, schimmert als die edle Grundlage ihres Glaubens: die Erkenntniß eines Einzigen höchsten Wesens, die Verpflichtung zu einem rein sittlichen Wandel und die Ueberzeugung einer ewigen Fortdauer des Menschen hervor. Das scheint überhaupt die Geschichte dieses unendlich interessanten Volkes zu seyn, daß das heutige Geschlecht nur kümmerliche, mißverstandene Brocken früherer Weisheit, nur dürftige Trümmer früherer Kenntnisse und Wissenschaften besitzt. So sind die Hindus in den tiefsten Aberglauben in Hinsicht auf die Einwirkung der Gestirne, auf die Wahl glücklicher und unglücklicher Tage und Stunden versunken, sie hegen die abenteuerlichsten Vorstellungen von der Einrichtung des Weltgebäudes, und eben dieses Volk besitzt dennoch uralte in Versen abgefaßte Formeln, wonach ihre Gelehrten noch jetzt mit bewundernswürdiger Genauigkeit, ohne Papier und Feder, blos mit Hülfe von kleinen Muscheln, als Rechenpfennigen, die schwierigsten astronomischen Aufgaben zu lösen wissen, und die Bewegung der Himmelskörper berechnen, ohne diese Formeln selbst zu verstehen. Die Wunder ihrer Baukunst, wovon später, sind ein andrer Beweis eines uralten, längst verloren gegangenen, höchst gebildeten Zustandes. Viele treffliche Werke der Poesie (wir nennen hier nur die Sakontala oder den Schicksalsring, weil wir davon eine bekannte deutsche Uebersetzung besitzen), so wie ihre meist in Versen abgefaßten heiligen Bücher, welches alles aus einem hohen Alterthume herstammt, geben den nemlichen Beweis. — Die Hauptzüge ihrer heutigen Götterlehre sind folgende: Das höchste Wesen, welches aber nie bildlich dargestellt oder in Tempeln verehrt wird, ist Brahm oder Parabrahma (nicht mit Brama zu verwechseln); von ihm ist alles ausgegangen, zu ihm kehrt alles zurück; er ist der Ewige, der Allmächtige, der Allgegenwärtige und Allwissende; sein Geist in sich selbst verschlungen ist frei von aller Lust und Begier; er ist der allein Selige. Von ihm sind ausgegangen Bhawani oder die Natur und ein zahlloses Heer von Geistern, unter welchen die drei obersten, Brama, Wischnu und Schiwa, die heilige Trimurti oder Trinität der Hindus, die hauptsächlichsten Gegenstände ihrer Verehrung sind. Jedoch haben nur die zwei letzteren Tempel; Brama ist dieses Vorzugs durch Hochmuthsünde verlustig gegangen, aber es werden eigne Feste ihm zu Ehren gefeiert. Brama wird ferner als der Schöpfer, Wischnu als der Erhalter, Schiwa als der Zerstörer betrachtet; sie entsprechen auch den drei Elementen Erde, Wasser, Feuer. Brama wird gewöhnlich in Menschengestalt mit 4 Köpfen, auf einem Schwane sitzend, der auf dem Wasser schwimmt, dargestellt. Wischnu, der in 21, nach Andern nur 9, verschiedenen Verwandlungen in verschiedener Menschen- und Thiergestalt auf

Erden erschienen ist und in einer derselben als Krischna, ein schöner Götterjüngling, dargestellt wird, hat daher auch eine große Menge verschiedener Gestalten, unter denen er abgebildet wird. Schiwa oder Rudren wird gewöhnlich von Blitzen umgeben, mit 3 Augen und 8 Aermen dargestellt. Jedem derselben wird eine Gattin beigelegt; zuweilen erscheint aber auch Bhawani als die gemeinsame Gemahlin von allen dreien. Von der unendlichen Zahl aus Brahm hervorgegangener Geister empörte sich eine große Menge, ward daher aus dem Himmel verstoßen, und erhielt erst nach langer Zeit auf Bitten der übrigen Geister unter harten Bedingungen Gnade. Brama nemlich, in Verbindung mit Bhawani (Natur), mußte die Körperwelt erschaffen, welche den gefallenen Geistern zum Aufenthalt und zur Wohnung angewiesen ward, wo sie nun bald dieses oder jenes Thier, Pflanze oder Mensch belebend, aus einem in den andern übergehend sich in unendlicher Zeit wieder reinigen sollen. Das ist die Metempsychose oder Seelenwanderungslehre der Hindus, nach welcher alles, auch Pflanze und Stein, von Geistern beseelt ist. Außer den schon genannten 3 Obergöttern verehren die Hindus eine Unzahl (einige geben 333 Millionen an) von Wesen geringerer Art, welche den Elementen, den Naturphänomenen, den Krankheiten, den Tugenden, den Lastern, den Künsten, den Wissenschaften vorstehen; und außerdem giebt es noch ein Heer von guten und bösen Dämonen, oder Schutzgeistern. Unter den Gottheiten geringerer Art ist einer der bedeutendsten Buddha, welchen wir als Gegenstand des Cultus bei benachbarten Völkern wieder finden werden; er wird auf einer Lotusblume sitzend dargestellt. Auch daran noch nicht genug habend, weiht der Hindu göttliche Verehrung 7 Flüssen, vor allen dem Ganges, in welchem zu baden für eine religiöse Reinigung gilt, und dessen Wasser als Handelsartikel weit hin versendet wird; auch werden häufige und höchst beschwerliche Wallfahrten nach seinen Fällen und seinen Quellen im höchsten Himalaya unternommen. Ferner werden als heilig geachtet unter den Thieren vor allen die Kuh und der Ochs, der Elephant, der Affe, der Schwan, einige Schlangen, ja selbst Pflanzen, wie der Lotus, der Banianen-Baum u. s. w. Die ganze Götterlehre der Hindus ist enthalten in ihren uralten heiligen Büchern oder Wedams, in 4 Bücher getheilt, und in den ebenfalls sehr alten Commentaren oder Erläuterungen derselben, den Schasters, welche in 6 Büchern zugleich die Astronomie, Astrologie, Sittenlehre, Vorschriften für den Cultus, Arzneikunde und Rechtsgelehrsamkeit enthalten. Es ist schon erinnert, daß nur die Braminen sie lesen dürfen. — Der Cultus oder Gottesdienst der Hindus ist sehr mannigfaltig; er wird hauptsächlich verrichtet von den Braminen, welche Priester sind, in den Pagoden oder Tempeln, in Hindustan selbst Koil genannt. Ihrer sind sehr viele auf allen Punkten des

landes, die vorzüglichsten aber auf der Küste Koromandel. Sie übertreffen an Größe, Dauerhaftigkeit und Vollkommenheit der Ausführung alles, was uns auf Erden von Werken der Baukunst bekannt ist. Das Material ist auf der Küste Malabar meist Marmor oder Ziegelsteine, auf Koromandel aber größtentheils Granit, bekanntlich eine der härtesten Steinarten. Gewöhnlich bildet das Ganze ein längliches Viereck, genau nach den Weltgegenden gerichtet, von einer sehr starken Umfassungsmauer umgeben: bei der von Jagrenat beträgt die Länge des Ganzen 2160 Fuß, die Breite 1446 F. In der Mitte jeder der 4 Mauern erhebt sich ein pyramidalisches Gebäude oder Thurm von 6 — 11 Stockwerken, 3 — 400 F. hoch: diese Thürme sind auswendig ganz mit sauber in halb erhabener Arbeit ausgeführten Götter- und Thierbildern bedeckt. Unter den Thürmen sind die vier Eingänge. In einem von den Mauern umgebenen freien Raume befinden sich ein oder mehrere Tanks, d. h. zierlich mit Stein eingefaßte Teiche zum Baden. Längs den Mauern sind inwendig Sitze für die Andächtigen, Bogengänge, auch wohl kleinere Kapellen und Wohnungen der Priester und der Bajaderen. In der Mitte des freien Raums steht nun das eigentliche Heiligthum, eben ein solches pyramidalisches Gebäude, nur mehr noch mit Gebilden überladen. Oft stehen auch mehrere solche Tempel neben einander. Unten in diesen eigentlichen Tempeln herrscht eine heilige Dämmerung, indem das Licht nur durch die Thüröffnung hereinfällt. Hier befindet sich nun die kolossale Abbildung eines oder auch mehrerer Götter, und die Wände sind abermals mit Basreliefs bedeckt. Zuweilen steht auch noch eine Götterstatue draußen am Eingange. Die meisten dieser Statuen sind von Stein, Kupfer oder Gold, oft mit den kostbarsten Gewändern bedeckt und mit Edelsteinen von großem Werth überladen. Doch alle diese Pracht verschwindet gegen den Riesenbau des Ganzen selbst, wenn man bedenkt, daß alles von Granit, daß einzelne Quadern von einer solchen Größe sind, daß sie 10 bis 12000 Kubikfuß enthalten, alles bis zur Spiegelglätte polirt ist und die Steine zu manchem dieser Gebäude über 30 Meilen weit haben herbeigeführt werden müssen. Ja ehemals sah man an einer Pagode, zu Chalembran, eine Kette von Granit (also aus einem Stück gehauen?) in 4 Guirlanden abgetheilt, jede 137 Fuß lang, wovon jedes Glied 3 Fuß lang und 2—3 Fuß dick war; alles wie der schönste Stahl polirt. Was sind gegen diese Wunder Aegyptens Pyramiden! — Beinahe werden indeß diese bewundernswürdigen Denkmähler einer Zeit, von der es gar keine geschichtliche Kunde mehr giebt, noch von andern Pagoden übertroffen, welche sogar ganz aus dem Felsen gehauen sind. Solche unterirdische Höhlentempel, Palläste, Säle, die oft Raum zu Wohnungen für viele tausend Priesterfamilien enthielten, finden sich in großer Menge auf der nördlichen Hochebene von Dekan und in den Ghats; südlicher als der Krischnafluß

und in Nord-Hindustan kommen sie nicht vor, wohl aber wieder auf den Inseln Elephantina und Salsette. Bei Ellore in der Provinz Aurungabad, unter 20° N. B., ist ein hufeisenförmiges Gebirge in einer Ausdehnung von 2 Stunden zu unendlich vielen Pagoden ausgemeißelt. Es ist ein wahres Pantheon; denn beinahe jede Gottheit der Hindus hat hier einen oder mehrere Tempel; das Innere ist mit Basreliefs bedeckt und mit Tausenden von Götterbildern angefüllt. Selbst die Braminen wissen nicht anzugeben, wann diese Wunder gemacht worden. Europäer, die sie gesehen, glaubten, daß Tausende von Jahren zu ihrer Anfertigung gehört hätten. Die Höhlentempel von Elephantina und Salsette unweit Bombay sind ähnlich, nur nicht von solchem Umfange. Noch anderer Art ist endlich ein mehrere Meilen langes Granit-Vorgebirge im S. von Madras, welches ganz zu Grotten, Tempeln, Sälen, Herbergen ausgehauen ist. — Der Cultus in den Pagoden wird von den Priestern, welche allezeit Braminen sind, verrichtet; sie haben eigne völlig steuerfreie Ländereien und außerdem noch bedeutende Einkünfte von den Opfern und Geschenken der Andächtigen. Der tägliche Cultus besteht darin, daß die Götterbilder gebadet, gewaschen, gesalbt und bekleidet werden, während vor den Bildern Lampen brennen, worauf Weihrauch verdunstet und die Bajaderen unter feierlicher Musik ihre Tänze aufführen; auch werden den Göttern die Opfer des Volks, welche in Lebensmitteln, Blumen, Früchten u. s. w. bestehen, dargebracht. Bei manchen sehr feierlichen Gelegenheiten werden sogar gegen die gewöhnliche Sitte Thiere geopfert und verbrannt; ja es ist gewiß, daß wenigstens ehemals auch Menschenopfer, besonders von Kindern, Statt gefunden haben. Außer dem täglichen Gottesdienst giebt es noch viele Feste, wovon einige mehrere Tage dauern und die den mancherlei Gottheiten zu Ehren gefeiert werden. Eins der berühmtesten ist das Wagenfest, oder Tirunal. Es dauert 10 Tage, und zieht, wenn es bei einer berühmten Pagode gefeiert wird, eine unendliche Menge von Pilgern herbei. In den ersten Tagen werden viele Processionen in und außer dem Tempel angestellt, wobei das Götzenbild dem Volke gezeigt wird. Am letzten wird das Bild auf einen ungeheuer hohen und starken Wagen gesetzt, an welchem oft mehrere Tausend Menschen ziehen, und nicht selten stürzen sich wahnsinnige Schwärmer unter die Räder, um schnell und sicher in Brama's Himmel zu kommen. Für das Volk selbst giebt es eine Unzahl von kleinlichen Religionsvorschriften, die vorzüglich in vielen Abwaschungen, Opfern, Fasten und Gebeten bestehen. Sünden werden durch Abwaschungen, Fasten und Opfer, zuweilen auch durch beschwerliche Pilgerfahrten gebüßt: bei den für heilig gehaltenen höheren Klassen der Braminen steigen die für verdienstlich geachteten Selbstpeinigungen bis zum unbegreiflichsten Wahnsinn. Einige verbleiben jahrelang in den unbequemsten Stellun-

gen, ohne je ihren Platz zu verändern, so daß sie den Gebrauch ihrer Glieder verlieren; andre ziehen sich in Höhlen zurück, wo sie von dem Volke genährt werden, andre liegen jahrelang auf Bretern, aus welchen spitze Nägel hervorragen; noch andre zerfleischen und zerfetzen sich den ganzen Körper, oder lassen sich an eisernen Haken, die ihnen durchs Fleisch des Rückens getrieben werden, in die Höhe ziehen und in der Luft im Kreise umherdrehen. An Schulen fehlt es zwar nicht, sowohl solchen, in welchen nur Lesen und Schreiben, als auch solchen, worin Geschichte, Astronomie, Philosophie und Theologie gelehrt wird, letztere nur für Braminen; aber nirgend zeigt sich der geringste Einfluß der Glaubenslehre auf Sittlichkeit und Leben.

Zu den Hindus gehören noch, obgleich in Sitten und Lebensweise sich sehr von ihnen entfernend, die Mahratten. Eigentlich zur dritten Kaste gehörig, bilden diese doch einen ganz kriegerischen Stamm, der besonders in früheren Zeiten durch seine zahlreiche, unermüdliche Cavallerie furchtbar war. Sie beherrschen noch jetzt, obgleich durch die Macht der Engländer sehr gezügelt und beschränkt, den nördlichen Theil der Westküste, und waren schon in älteren Zeiten auch als kühne Seeräuber gefürchtet. Ihr Staat bildet eine Art von militärischer Aristokratie, und die Macht ist unter mehrere Oberhäupter getheilt; ehemals erkannten sie den Maja Raja von Satarah als ihr Oberhaupt, an dessen Stelle der Peischwa die Gewalt übte. Seit 1818 ist aber dieses Band, welches alle Mahratten vereinigte, gänzlich vernichtet, der Peischwa verdrängt und der Maja Raja ein Vasall der Engländer. In Hinsicht der Religion sind sie gar nicht streng, beobachten selbst nur wenige religiöse Vorschriften und dulden Muhammedaner und Christen unter sich. Ein andrer kriegerischer Stamm der Hindus, der aber jetzt sehr an Macht verloren hat, sind die Rasputten oder Raiputs, die zur zweiten oder Krieger-Kaste gehören und deren Gebiet im Norden der Mahratten sich erstreckt. — Mächtiger und gefürchteter, aber auch von den Sitten der übrigen Hindus noch mehr abweichend, sind die Seiks oder Sicks, deren Besitzungen sich zwischen dem Sind und dem Gharra bis an den Fuß des Himalaya erstrecken. Sie sollen erst im 15ten Jahrhundert als eine eigne Sekte entstanden seyn, welche die meisten Glaubens- und Sittenlehren der Braminen verwirft. Sie zeichnen sich durch Freiheitsliebe und Tapferkeit aus; auch ihre Hauptmacht besteht in der Reiterei. — Im Innern der Halbinsel, in den unzugänglichsten Gebirgen, giebt es noch einige freie, halb wilde und wenig bekannte Völkerschaften, wie die Kukies und Mugs, die Garrows, die Puharris, die Batties, die Goands und andre, in nördlichen Theilen der Halbinsel, welche zum Theil eine eigne Sprache und eigne Religion haben. Sehr merkwürdig ist ein kleiner Stamm der Hindus, der sich zum Christenthume be-

[illegible]; er bewohnt die Küste Malabar und mag an 70000 Seelen zählen. Diese Christen werden Thomas-Christen genannt, weil sie der Sage nach von den Hindus abstammen, welche durch den Apostel Thomas, der in der Gegend von Madras den Märtyrertod gefunden haben soll, bekehrt worden. Sie erkennen den Patriarchen von Mosul für ihr geistliches Oberhaupt; ihre Priester sind verheirathet; auch erkennen sie nur 3 Sacramente, Taufe, Abendmahl und Ordination, und dulden außer dem Kreuze keine Bilder in ihren Kirchen. Als die Portugiesen in Indien mächtig wurden, zwangen sie die Thomas-Christen, den Papst anzuerkennen und manches in ihren Gebräuchen zu ändern; seitdem aber die Macht der Portugiesen verfallen ist, sind die meisten von ihnen zu ihren alten Gebräuchen zurückgekehrt. Sie bilden jetzt unter britischer Hoheit einen eignen kleinen Staat, der durch Priester und Aelteste regiert wird. Sie werden zu den Nairen oder der 2ten Kaste gezählt. Neuere Reisende rühmen ihre Sittenreinheit, schildern sie aber auch als höchst unwissend. Verschieden von diesen sind noch die sogenannten Jakobiten, welche südlicher auf der Küste Malabar und in Travankore leben; ihre Zahl soll an 200,000 betragen.

Betrachten wir nun die in Hindustan ansässigen Fremden:

1. Die Mongolen oder Mogolen, so werden die im 8ten und mehr noch im 10ten Jahrh. in Hindustan eingebrochenen und daselbst als herrschendes Volk ansässig gewordenen Muhammedaner genannt; ihre Zahl mag, wenn man die Afghanen und andre Muhammedaner dazu rechnet, leicht 15 Mill. betragen. Durch die Vermischung mit dem edlern Blute der Hindus haben die Mongolen einen großen Theil ihrer unangenehmen Gesichtsbildung verloren; doch zeigt noch der schwache Bart ihren Ursprung. Uebrigens sind sie kräftig gebaut, stärker und kriegerischer als die Hindus. In der Kleidung zeichnen sie sich vorzüglich durch den Turban aus. Ihr Charakter und ihre Sitten sind die der Türken und Perser; sie sind daher zwar tapfer, aber auch grausam; und die Macht, die sie einst in Hindustan besaßen, hat sie im höchsten Grade prachtliebend und [illegible] gemacht; sie sind äußerst habsüchtig und überlassen sich den ärgsten Ausschweifungen in Wollust, Trunk und jeder Art von Schwelgerei. Ihr jetzt zerstörtes Reich war noch im vorigen Jahrhundert so mächtig, daß es 70000 □M. und über 40 Millionen Einw. umfaßte. Die Regierung war die aller muhammedanischen Despoten, höchst willkürlich, drückend und grausam. Unter dem Groß-Mogul oder Kaiser standen Veziere, wovon der erste Subah hieß; die Statthalter der Provinzen wurden Nabobs auch wohl Nizams genannt. Ihre Religion ist der Islam. In den ersten Zeiten ihrer Eroberung waren sie im höchsten Grade intolerant und fanatisch, und noch

jetzt sind ihre Fakirs, oder solche Andächtige, welche durch Wallfahrten nach Mekka oder durch selbstgewählte Büßungen sich ausgezeichnet haben, durch ihre fanatische Wuth, die sie zuweilen plötzlich und ohne Veranlassung zum Morde eines Hindu oder eines Christen reizt, nicht selten furchtbar. Zu den Muhammedanern in Hindustan gehören auch noch die Afghanen, von welchen ein Stamm, die Rohillas, an der Ostseite des Ganges ansässig ist.

2. Die Parsen oder Gebern, welche wir schon von Iran her kennen, haben sich seit dem 7ten Jahrh. in Hindustan, vorzüglich auf der Westküste, angesiedelt, wo sie als wohlhabende Kaufleute und geschickte Fabrikanten einen achtbaren Theil der Bevölkerung ausmachen. Vorzüglich zeichnen sie sich durch die Reinheit und Strenge ihrer Sitten aus.

3. Die Araber, hier auch wohl Mauren oder Mohren genannt, leben zahlreich, meist als Kaufleute (auf Malabar allein über 100,000), in Hindustan; zum Theil sind sie zur Zeit der Eroberung mit den Mongolen eingewandert, zum Theil aber auch nur des Handels wegen aus Arabien eingedrungen.

4. Die Armenier, die wir ebenfalls schon kennen, beschäftigen sich, wie überall, vorzüglich mit dem Handel; in allen Seehäfen sind sie zahlreich.

5. Juden endlich, wovon die sogenannten weißen von dem Stamm Manasse, welcher zur Zeit des Untergangs ihres Reichs hierher versetzt worden sey, abzustammen behaupten, sind vorzüglich auf Malabar ansässig, wo sie sogar einst einen kleinen eignen Staat bildeten. Andre in Hindustan zerstreute sogenannte schwarze Juden sollen von Sklaven abstammen, welche den mosaischen Glauben angenommen.

Eine andre Klasse von Fremden bilden die Europäer, wovon der größte Theil nicht als dort angesessen und heimisch zu betrachten ist. Von den Engländern, dem jetzt herrschenden Volke, mögen doch höchstens 40000 in Europa geborne sich in Hindustan theils in der Armee, theils in bürgerlichen Aemtern dort aufhalten. Die Portugiesen haben jetzt nur noch einige wenige Plätze an der Westküste im Besitz, doch dient ein verdorbenes Portugiesisch noch immer als Handelssprache jener Gegenden. Die Abkömmlinge der Portugiesen und Hindus werden Topassis oder schwarze Portugiesen genannt; alles in allem mögen es an 500,000 seyn. Holländer, Franzosen, Dänen und andre Europäer betragen höchstens 5000 Seelen.

Es liegt in der Natur des Christenthums, daß es seine beseligenden Lehren überall zu verbreiten strebt, und der Anblick der

Unwissenheit und des tiefen sittlichen Verderbens, welchem ein so zahlreiches und in vieler Hinsicht doch so achtungswürdiges Volk wie die Hindus Preis gegeben waren, mußte nothwendig den Wunsch erwecken, sie wo möglich für das Evangelium zu gewinnen. Auch betrieben dies die Portugiesen schon bei ihrem Eintritt in das Land mit dem größten, leider aber unverständigen Eifer. Verfolgung und Inquisition waren wohl wenig geeignet, die Gemüther zu gewinnen, und die Geistlichen der katholischen Kirche, welche damals und späterhin sich mit dem Geschäfte der Bekehrung befaßten, begnügten sich nur allzuoft mit einem äußern Schein von Christenthum, der mehr Unterwerfung als Ueberzeugung war. Die Holländer, welche an die Stelle der Portugiesen traten, vernachlässigten diesen wichtigen Gegenstand gänzlich, und erst mit dem Anfange des 18ten Jahrh. beginnen die ersten Versuche der evangelischen Kirche, durch Absendung von Missionaren, Anlegung von Schulen für die Kinder der Heiden, durch Predigt und Unterricht aller Art dem Christenthum bei den Hindus Eingang zu verschaffen. Friedrich IV. König von Dänemark war der erste, der diesen heilsamen Gedanken faßte. Die Dänen besaßen und besitzen noch, seit 1620, die Stadt und das Gebiet von Trankenbar auf der Küste Koromandel, und hierher wurden auch die ersten protestantischen Missionare gesendet. Der König hatte sich deshalb an Spener in Berlin und Franke in Halle gewendet, und vom letztern Orte gingen die beiden ersten, von Franke gebildeten Heidenlehrer aus; sie wurden in Kopenhagen 1705 ordinirt und kamen 1706 in Trankenbar an, und diese dänische Mission, welche meistens ihre Missionare von Halle aus erhielt, bestand unter der Leitung das 1714 gestifteten Missions-Collegiums zu Kopenhagen bis 1828. England, welches durch seine sich immer mehr erweiternden Besitzungen am meisten bei diesem Gegenstande interessirt seyn mußte, begann etwas später, etwa 1728, daran Theil zu nehmen, indem sich dort eine Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntniß bildete. Erst mit dem Anfange dieses Jahrhunderts hat man in England angefangen, sich ernstlich mit der Bekehrung der Hindus zu beschäftigen, und es sind schnell hinter einander eine Menge Gesellschaften zu diesem Zwecke zusammengetreten, wie die Gesellschaft zur Verbreitung des Christenthums, die Baptisten-Missions-Gesellschaft, die Kirchen-Missions-Gesellschaft (nemlich von der hohen Kirche), die Londoner Missions-Gesellschaft u. m., welche alle Missionare und Unterrichtsanstalten in Hindustan und andern Theilen Ostindiens unterhalten. Erst seit wenigen Jahren hat indeß die englische Regierung einen Bischof für ihre indischen Besitzungen ernannt. Die Zahl der evangelischen Missionsplätze aller Art belief sich im Jahre 1823 in Hindustan auf 45; auf der Insel Ceylon auf 12; in Hinterindien auf 4; auf den Inseln auf 3; noch etwa 10 andre Missionsplätze befinden sich theils auf Neu-Holland und Neu-See-

land, theils auf den Südsee-Inseln. Seitdem hat sich diese Zahl sehr vermehrt, ohne daß wir im Stande wären das Genauere anzugeben. In der Präsidentschaft Madras allein belief sich schon 1826 die Zahl der von Missionaren begründeten Schulen auf über 300. Vergleicht man nun die Zahl der durch diese Anstalten zum Christenthum bekehrten Heiden mit der Wichtigkeit und dem Umfange dieser Unternehmungen, so erscheint allerdings bis jetzt der Erfolg noch als ziemlich unbedeutend; allein theils steht vielleicht die Sinnesart keines andern Volks auf Erden der Einführung des Christenthums mehr entgegen, als die der im Bewußtseyn alter hoher Bildung auf alle Völker mit Verachtung herabsehenden, in ihren Gewohnheiten und Ansichten erstarrten Hindus; theils ist nicht zu leugnen, daß der nichts weniger als erbauliche Wandel der großen Mehrheit aller in Hindustan lebenden Europäer die Eingebornen in ihrer Abneigung nur allzusehr bestärkt. In der neuesten Zeit scheint man den richtigsten Weg in dieser Hinsicht eingeschlagen zu haben, nemlich den, recht viele Schulen auch zum weltlichen Unterricht der Hindukinder zu errichten.

Geschichte.

Wie mehrere andere Nationen Asiens, schreiben sich die Hindus ein Alter von mehreren Millionen Jahren zu. Indeß liegt es nicht in unserm Plane, die Deutung solcher fabelhaften Sagen zu versuchen, so wenig als von den angeblichen Zügen des Bacchus, der Semiramis, des Sesostris, ja selbst des Darius Histaspis nach Indien zu reden. Für uns beginnt die erste zuverlässige Kunde über Indien mit dem Zuge Alexanders, 328 v. Chr., welcher indeß nur bis an den letzten östlichen Nebenfluß des Sind vordrang, und hier auf Bitten seines Heeres umzukehren gezwungen ward. Sein Feldherr Nearch mußte indeß mit einer Flotte den Sind hinabschiffen und an der Küste entlang bis zum Euphrat segeln, wodurch die Kenntniß jener Gegenden bedeutend erweitert ward. Seleukus Nikator, einer der Nachfolger Alexanders, drang zwar, 300 v. Chr., bis zum Ganges vor, doch mußte er diese Eroberungen bald wieder aufgeben, aber es ward doch dadurch eine Handelsverbindung Indiens, vorzüglich mit Aegypten eingeleitet, wo Alexandrien lange Zeit der Stapelplatz für die Edelsteine, die feinen Zeuge, die Gewürze Indiens ward. Später, unter den byzantinischen Kaisern, ward ein andrer Handelsweg über das caspische und das schwarze Meer versucht und von Venetianern und Genuesen benutzt. Erst durch die Entdeckungen der Portugiesen, am Ende des 15ten Jahrh., veränderte sich die Gestalt des Handels gänzlich. Von der Geschichte und den Schicksalen des in viele kleine Reiche getheilten Hindustans ist indeß bis zum 8ten Jahrh. wenig Kunde nach Europa gekommen. Mit diesem Jahrhundert

beginnen die Leiden und die Verwüstung Hindustans. Muhammed, ein Statthalter des Kalifen Walid I., war der erste, welcher von Khorasan aus mit seinen fanatischen Muselmännern einen verheerenden Einbruch versuchte. Vom 10ten Jahrh. an wurden diese Raubzüge immer häufiger; der unendliche Reichthum des Landes und die Uneinigkeit und Schwäche der vielen dortigen kleinen Fürsten lockten immer mehr die Habsucht und den wilden Bekehrungseifer der Muselmänner. Mit dem 13ten Jahrh. fingen sie an, sich im Lande festzusetzen, und bald gehorchte ihnen das ganze nördliche Hindustan; im 14ten Jahrh. begannen sie auch in Dekan einzudringen. Die Geschichte dieser muhammedanischen Fürsten bietet übrigens bis zum Ende des 14ten Jahrh. nichts als ewige Kriege, Verheerungen, Verrath und Entthronungen und Grausamkeiten aller Art dar. Schon oft hatten die wilden Mongolen Streifzüge nach Indien versucht; ernstlicher war 1396 der Angriff, welchen Timurleng (Tamerlan) zuerst durch seinen Enkel und 1397 in eigner Person unternahm. Die reiche Hauptstadt Delhi ward von ihm erobert, geplündert und verwüstet, wobei über 100,000 Einwohner umkamen und vielleicht eben so viele in die Sklaverei geschleppt wurden. Der Sieger kehrte indeß bald wieder nach seiner Heimath Samarkand zurück, und Hindustan ward noch bis 1519 von vielen Sultanen aus früheren Dynastieen beherrscht. Aber die Nachkommen Timurlengs hatten die Absicht Hindustan zu erobern nicht aufgegeben. Ein Enkel jenes Eroberers, Muhammed Baber, drang nach mehreren vergeblichen Versuchen 1525 siegreich vor und eroberte Delhi, wo er seine Residenz aufschlug; er starb 1530, und sein Sohn Humajun mußte den sich wieder erhebenden früheren Herrschern eine Zeitlang weichen. Er floh nach Persien, von wo aus er 1554 siegreich zurückkehrte und das Reich der Mogolen in Hindustan gründete, welches erst in der neuesten Zeit gänzlich zu Grunde gegangen ist. Mit seinem Sohne, dem großen Akbar, 1555—1605, beginnt eine neue Epoche für die Geschichte Indiens; zwar mußte er lange mit inneren Unruhen kämpfen und dehnte die Gränzen seines Reiches über ganz Nord-Hindustan aus, selbst Kaschmir mit eingeschlossen, dennoch brachte er zuerst wieder Ordnung in die Verwaltung des Landes, und sein trefflicher Vezier Abul Fazil schrieb sogar nebst der Geschichte seines Herrn und dessen Ahnen eine Statistik seines Reichs. Akbar liebte die Wissenschaften und die Poesie; er war, gegen die Art seines Volkes, duldsam gegen die Bekenner andrer Religionen, und besonders den Christen gewogen. Die Regierung seines Sohnes Jehanguir und seines Neffen Schah Jehan bis 1659 sind weniger bedeutend, doch behielt das Reich im Ganzen seine Ausdehnung und seine Macht, obgleich namentlich Jehanguir sich den furchtbarsten Ausschweifungen überließ. Schah Jehan hatte 4 Söhne, worunter der eine, Aurengzeb, seine Herrschbegier

gier unter dem Mantel der Religionsschwärmerei geschickt zu verbergen wußte. So gelang es ihm, nicht nur seine Brüder zu täuschen, sondern nachdem er diese theils durch Gift, theils im offenen Kampfe aus dem Wege geräumt, setzte er sogar seinen Vater 1659 gefangen, der erst 1666 starb, und schwang sich auf den Thron. Er war einer der furchtbarsten Tyrannen, welche Asien je erzeugt; sein blutiger Fanatismus kannte keine Gränzen, und selbst gegen sich wüthete er zuweilen mit den grausamsten Büßungen und Kasteiungen. Eben so habsüchtig als grausam plünderte und eroberte er nach langen Kriegen 1686 die kleinen Reiche von Visapour und Golconda, wo andre muhammedanische Fürsten herrschten, und dehnte sein Reich südlich bis an den Cavery aus. Nur die Mahratten unter ihrem tapfern Anführer Sevagi, welcher 1680 starb, widerstanden glücklich seiner Eroberungssucht. Bei alle dem muß man Aurengzeb die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er für die Verwaltung seines Reiches viel gethan und hier eben so weise, streng und gerecht, als gegen seine Feinde hinterlistig und grausam war. Unter ihm erreichte das Reich des Groß-Moguls (mit diesem Titel bezeichnet man die Herrscher aus dem Geschlechte Timurlengs) den höchsten Gipfel seiner Macht; er besaß 224 Millionen Thaler Einkünfte und einen Schatz, worin er unermeßliche Reichthümer an Edelsteinen und andre Kostbarkeiten aufgehäuft hatte. Aurengzeb starb 1707, 90 Jahr alt, nach einer Regierung von 48 Jahren. Von nun an ging das Reich durch innere Kriege, Unfähigkeit der Fürsten und Angriffe von außem mit raschen Schritten seinem Untergang entgegen. Drei Söhne und einige von ihren Söhnen nebst einigen Brudersöhnen Aurengzebs kämpften nach seinem Tode um die Krone, und das nemliche ereignete sich 1712 nach dem Tode Schah Allums, welcher in dem frühern Kampfe Sieger geblieben; schon hatten sich mehrere Provinzen losgerissen, und in Dekan waren unabhängige Reiche entstanden, als der grausame Tyrann Persiens, Nadir Schah, nach Indien vordrang. Der damalige ganz unfähige Groß-Mogul Muhammed Schah ward 1739 in der Nähe seiner Residenz Delhi geschlagen und verstand sich zu einem schimpflichen Frieden. Nadir zog in Delhi ein; ein unbedeutender Streit, der sich zwischen einigen Soldaten und dem Pöbel entspann, veranlaßte einen wüthenden Kampf in der Stadt, worauf am folgenden Tage Delhi der Plünderung Preis gegeben wurde, wobei an 120,000 Menschen umkamen. Damit noch nicht zufrieden, raubte Nadir den Schatz des Kaisers, alle seine Elephanten, seine Artillerie, erpreßte von den Großen unermeßliche Summen, ließ sich mehrere der westlichen Provinzen abtreten und verließ Delhi nicht eher, bis er das Hochzeitfest seines Sohnes mit einer Tochter des Kaisers gefeiert. Nach der mäßigsten Schätzung kostete dieser Krieg dem Reiche vielleicht 2000 Millionen Thaler, die Verwüstung des

Landes angerechnet. Muhammed starb 1747. Unter seinen Nachfolgern sank das Reich immer tiefer; noch zweimal ward das unglückliche Delhi erobert und geplündert, einmal von den Afghanen und dann von den Mahratten, so daß selbst der kaiserliche Pallast fast zerstört wurde; die Kaiser ohne Macht mußten sich endlich den Engländern in die Arme werfen und leben bis jetzt mit einem leeren Titel von einer Pension, welche England zu ihrem Unterhalt ausgesetzt hat. Dies führt uns zu einem Ueberblick der europäischen Niederlassungen und ihrer Fortschritte in Hindustan. Die Portugiesen waren die ersten Europäer, welche 1497 unter dem großen Vasco de Gama an der malabarischen Küste landeten und bald nachher den Besitz von Goa und andrer Plätze an der Küste erhielten, von wo sie eine Zeitlang den Alleinhandel mit den indischen Producten führten. Als aber Portugal seit 1581 seine Selbstständigkeit verloren, ging nicht allein der Handel, sondern auch ein Theil ihrer Besitzungen an die Holländer über, welche seit 1640 sich in Dekan festsetzten und auch den wichtigen Handelsplatz Negapatnam erwarben. Früher schon, 1618, hatten die Dänen die Stadt Trankenbar erkauft, doch haben sie weder diese Besitzung erweitert, noch sonst Einfluß auf die dortigen Angelegenheiten gehabt. Wichtiger drohte die Niederlassung der Franzosen zu Pondichery 1664 zu werden, und sie hofften allerdings eine Zeitlang die Herrschaft in Indien zu erhalten; allein gar bald mußten alle dem unendlichen Uebergewicht Englands weichen. Die Engländer hatten zwar schon seit dem Anfange des 17ten Jahrhunderts angefangen, Handelsschiffe nach Indien zu senden, aber erst 1639 faßten sie festen Fuß daselbst, als ihnen die Stadt Madras von indischen Fürsten abgetreten wurde; doch bauten sie das Fort St. Georg erst 1643; 1662 traten ihnen die Portugiesen Bombay ab, und 1696 erkauften sie den Bezirk in Bengalen, wo jetzt Calcutta liegt; dies waren die geringen Keime, woraus sich in der Folge der ungeheure, in die drei Präsidentschaften Calcutta, Madras und Bombai getheilte, Länderbesitz Englands entwickelte. Alle indische Fürsten begünstigten anfänglich den Handel der Europäer, weil sie sich dadurch theils viel baares Geld, vorzüglich aber die ihnen so wichtigen Kriegsbedürfnisse, Pulver, Gewehre, Kanonen, verschaffen konnten. Indeß waren die Fortschritte der Engländer nicht bedeutend; als aber Handelsneid den Krieg zwischen ihnen und den Franzosen herbeigeführt und sie diese furchtbarsten Feinde gedemüthigt, begannen sie raschen Schrittes ihre Landbesitzungen durch Krieg und Verträge zu vergrößern. Am ersten und am leichtesten geschah dies von Calcutta aus in Bengalen und in Nord-Hindustan überhaupt. Indem sie sich in die ewigen Fehden der Nabobs oder Fürsten mischten, gelang es ihnen bald, den Nabob von Bengalen in ihre Abhängigkeit zu bringen und sich ganze Provinzen von ihm abtreten zu lassen; sie dran-

gen nun bald als Bundesgenossen einzelner Fürsten, bald ihre eigne Sache führend, immer weiter vor, so daß schon 1764 der letzte regierende Groß-Mogul sich ihrem Schutze überlieferte und sie nun Herren des ganzen Nord-Ost von Hindustan wurden. Nicht so leicht gelang es der Präsidentschaft Madras, ihre Besitzungen zu erweitern; sie fand an dem Raja oder Fürsten von Mysore, Hyder Ali, einen eben so tapfern als einsichtsvollen Gegner. Hyder Ali, geboren 1718, hatte sich aus einem geringen Stande durch Tapferkeit und Talente zum Feldherrn und bald zum Beherrscher des Reichs Mysore in Dekan emporgeschwungen, und sein Reich durch sehr bedeutende Eroberungen über die Naïren auf der Küste Malabar bedeutend vergrößert. Er war ein großmüthiger und gerechter Fürst, der, so viel es seine beständigen Kriege zuließen, für das Wohl seiner Unterthanen sorgte und sehr richtig die Gefahr, die ihm von den Engländern drohte, erkannt hatte, weshalb er auch sich die Franzosen zu Freunden zu machen und von ihnen geschickte Offiziere zur Bildung seines eignen Heeres zu erlangen suchte. Als er sich hinlänglich gerüstet und ein mächtiges Bündniß mit mehreren indischen Fürsten und mit Frankreich geschlossen, brach der Krieg 1780 los, der im Ganzen nicht unglücklich für ihn ausfiel, obgleich mehrere seiner Verbündeten, von England bestochen und zum Theil besiegt, bald von ihm abfielen. Wenigstens verlor er nichts von seinen Besitzungen; er starb 1782. Sein Sohn Tippo Saïb hatte nur den Haß seines Vaters gegen die Engländer, aber keine von seinen Tugenden geerbt. Höchst fanatisch, grausam und unbesonnen reizte er die Engländer selbst zum Kriege, welche in Verbindung mit den Mahratten und dem Subah von Dekan ihn in drei Feldzügen überwanden, so daß er 1792 die Hälfte seiner Staaten theils an die Verbündeten, theils an England abtreten mußte. Dadurch nicht gebessert, ließ er sich in ein zu nichts führendes Bündniß mit der französischen Republik ein, die nicht im Stande war, ihn zu unterstützen, verwarf alle billige Vorschläge Englands, und begann aufs neue den Krieg 1799, worin er bei der tapfern Vertheidigung seiner Hauptstadt Seringapatam, welche mit Sturm erobert wurde, selbst den Tod fand. Nur ein kleiner Theil seines Reiches ward an die Nachkommen der früheren Fürsten, welche Hyder Ali verdrängt hatte, zurückgegeben, das Uebrige den englischen Besitzungen einverleibt, so daß jetzt mit Ausnahme der Mahratten, welche in der neuesten Zeit ebenfalls gedemüthigt worden, und einiger unbedeutenden indischen Fürsten, die ganze Halbinsel entweder unmittelbar unter englischer Hoheit steht, oder doch von Fürsten beherrscht wird, welche gänzlich von den Engländern abhängen.

Münzen. Maaß.

An Goldmünzen hat man a) Goldrupien, oder Mohur, von indischen Fürsten, sie haben den Werth von etwa 2 Louisd'or; b) Pagoden, deren es sehr verschiedene giebt, von 2 Rthlr. bis 2 Rthlr. 12 Gr. an Werth.

Unter den Silbermünzen ist die allgemeinste die Rupie, man unterscheidet jedoch mehrere Arten; die gewöhnlichsten sind die Sicca-Rupie zu 16 Groschen und die Current-Rupie zu nicht ganz 14 Groschen. An Scheidemünzen hat man theils verschiedene kupferne, theils eine Art Porzellanmuschel, Kauri genannt, welche sich vorzüglich bei den malediviscen Inseln findet; ihr Werth beträgt kaum 1/10 Pfennig.

Im Großen rechnet man nach Lacks und Crores. Ein Lack Rupien ist gleich 100,000 Rthlr. und ein Crore hält 100 Lacks. Die indische Meile Koß ist nicht ganz 1/2 deutsche; 33 Koß, nach Andern gar 47, gehen auf 1 Grad des Aequators.

Eintheilung. Topographie.

Da das Gebiet der englisch-ostindischen Compagnie, welches in 3 Präsidentschaften zerfällt, den bei weitem größten Theil Vorder-Indiens umfaßt, so werden wir, dieser Eintheilung folgend, A) die 3 Präsidentschaften mit den von ihnen abhängigen kleineren indischen Staaten, B) die unabhängigen Staaten, sowohl indische als europäische betrachten. Die 3 Präsidentschaften führen den Namen ihrer Hauptstädte, es sind die von Calcutta oder Bengalen, die von Madras und die von Bombai.

A) 1. Die Präsidentschaft Bengalen oder Calcutta. Sie umfaßt nicht allein fast das ganze nordöstliche Hindustan, sondern auch noch einen Theil des nördlichen Dekan, nämlich die Provinzen Orissa und Gundwana. Der Raum erlaubt nicht, die verschiedenen Abtheilungen dieses großen Regierungsbezirks einzeln anzugeben; wir müssen uns begnügen, hier, wie auch überhaupt in der Folge, nur die wichtigsten Orte anzudeuten.

Die Hauptstadt von Bengalen und überhaupt der wichtigste Platz in ganz Vorderindien ist

Calcutta, unter 22° 34′ N. Br. und 107° O. L., an dem westlichsten Arme des Ganges, dem Hoogly, etwa 10 M. von seiner Mündung, in einer ehemals öden und ungesunden, jetzt aber mit Landsitzen bedeckten Ebene. Sie ist die Residenz des britischen General-Gouverneurs, welcher mit den ausgedehntesten Vollmachten alle Besitzungen der Engländer in Ostindien verwaltet, so daß ihm die Präsidentschaften von Madras und Bombai gleichfalls untergeordnet sind, und der Sitz der höchsten Collegien, so wie die Residenz des Bischofs. Sie ist gänzlich offen, aber durch

das an ihrem südwestlichen Ende gelegene sehr starke Fort William, welches eine Besatzung von 15000 Mann fassen kann, geschützt. Sie breitet sich von S. W. nach N. O. beinahe 1 Meile in die Länge, und zerfällt in die weiße, oder Stadt der Europäer, die schwarze, oder Stadt der Hindus (Pettah) und die weitläuftigen Vorstädte. Die weiße Stadt ist vollkommen schön, mit breiten, regelmäßigen, wohlgepflasterten Straßen, gebaut; sie zählt eine große Menge schöner Privatgebäude, Kirchen, auch Pagoden und Moskeen; das ansehnlichste Gebäude ist der Regierungspallast; der botanische Garten, einer der reichsten auf Erden, liegt auf dem westlichen Ufer des Flusses. Die schwarze Stadt, nördlich von der vorigen, zeigt nur wenige ansehnliche Gebäude, dagegen eine Unzahl enger und krummer Gassen und Häuser von Backsteinen, Lehm und Stroh. Die Vorstädte sind auf gleiche Weise gebaut. Die Zahl sämmtlicher Einwohner mag an 8 bis 900,000 betragen, wovon die Europäer schwerlich den 15ten Theil ausmachen. Im Fort William befindet sich ein Collegium oder gelehrte Schule, und hier ist auch der Sitz der berühmten, für die Kenntniß Ostindiens so wichtig gewordenen asiatischen Gesellschaft (Asiatic society). Die Fabriken sind zahlreich und höchst bedeutend, und da der Hoogly selbst für größere Seeschiffe Tiefe genug hat, so ist Calcutta zugleich die vornehmste Handelsstadt von Hindustan. Das Fort William ist 1758 angelegt, und erst seitdem sind die daran stoßenden Städte mit reißender Schnelligkeit entstanden. — Die nahe gelegene Stadt Chandernagore mit 40000 Einw. gehört zwar seit 1816 wieder den Franzosen, steht aber unter englischer Hoheit und darf nicht befestigt werden. — Serampoor, ebenfalls am Hoogly, mit einer dänischen Factorei, ist ein Hauptsitz der dänischen Missions-Anstalten. Andre wichtige Städte der Provinz Bengalen sind: Murschedabad am Hoogly, mit 165,000 Einw. und sehr bedeutendem Handel, und Dakka, an einem östlichen Arme des Ganges, mit 200,000 Einw. und großen Mousselinfabriken.

In der Provinz Bahar, nordwestlich von der vorigen, liegt am Ganges, unter 25° N. Br., die Hauptstadt Patna mit 300,000 Einw., welche sich vorzüglich mit der Bereitung des Opiums und der Verarbeitung der Baumwolle und Seide beschäftigen und einen sehr bedeutenden Handel führen. Sie ist übrigens ganz auf indische Weise, d. h. eng und schlecht gebaut.

In der Provinz Allahabad, westlich von Bahar, liegt unter 25° N. B. am Zusammenfluß des Ganges und der Jumna die gleichnamige Hauptstadt, mit einer starken Festung und gegen 20000 Einwohnern. Sie wird in der neuesten Zeit von der Familie des ehemaligen Groß-Moguls bewohnt. Sie ist einer der berühmtesten Wallfahrtsorte der Hindus; die Zahl der Pilger steigt oft über 200,000; auch hat sie einen unterirdischen Hindutempel.

Bedeutender ist Benares, unter 25° N. B. 100° 30' O. L., am Ganges, eine der berühmtesten Städte Hindustans. Sie ist der Sitz der indischen Gelehrsamkeit, wo an 5000 Schüler sich aufhalten. Merkwürdig sind die noch vorhandenen, in Stein mit der größten Genauigkeit gearbeiteten Vorrichtungen zu astronomischen Beobachtungen, welche indeß wohl nur 200 Jahre alt seyn mögen. Benares hat eine prächtige, von Aurengzeb erbaute Moskee und eine der berühmtesten Pagoden, zu welcher jährlich Hunderttausende wallfahrten, um im Ganges zu baden. Auch ist der Handel, vorzüglich mit Diamanten, bedeutend. Die Stadt hat zwar äußerst enge und krumme Gassen, aber sehr hohe steinerne Häuser und über 500,000 Einw.

In der Provinz Agra, westlich von der vorigen, liegt die gleichnamige Hauptstadt, unter 27° N. B. 96° O. L. an der Jumna. Einst war sie die Residenz Akbars des Großen und soll damals über 1 Million Einw. gehabt haben. Jetzt ist sie von ihrer Größe so sehr herabgesunken, daß sie kaum noch 60000 Einw. zählt. Von den vielen herrlichen Gebäuden, selbst von dem prächtigen Pallast des Kaisers, sieht man nur noch die Ruinen. Doch sind die sogenannte Perlenmoskee, ganz aus milchweißem Marmor erbaut, ein schönes Thor von Granit und einige herrliche Grabmähler noch merkwürdig. Nur die starke Festung wird noch gut unterhalten. Das nemliche Schicksal hat die eben so berühmte Stadt Delhi in der Provinz gleiches Namens, unter 29° N. B. 95° O. L. an der Jumna, getroffen. Sie war lange der Mittelpunkt des großen Reiches der Mongolen, und noch jetzt wird sie von den Abkömmlingen dieser Herrscherfamilie, unter britischer Aufsicht, bewohnt. Auch sie liegt größtentheils in Ruinen, und von den 2 Millionen Einw., die sie ehemals zählte, hat sie kaum noch eine halbe. Dennoch enthält sie noch viele herrliche Gebäude; der sehr weitläuftige kaiserliche Pallast ist noch bewohnt; einige ihrer Moskeen zeichnen sich durch Schönheit aus, so wie auch die Brücke über die Jumna. Sie wird in die Stadt der Mongolen, welche die am besten gebaute ist, und die Stadt der Hindus getheilt. — Hurdwar, in der nemlichen Provinz, unter 30° N. B. am Ganges, da wo er die letzte Gebirgsreihe verläßt, ist zwar an sich nur ein unbedeutender Ort, aber durch seine großen Messen, welche Kaufleute aus allen Gegenden Asiens herbeiführen, und als ein heiliger Ort der Hindus berühmt, wohin jährlich unzählige Pilgrimme kommen. Solcher Wallfahrtsörter giebt es in dieser Gegend mehrere, so wie man den Ganges weiter aufwärts verfolgt, und da sie schon in den höheren Theilen des Gebirges liegen, so wird die Reise in dem Maaße für verdienstlicher gehalten, als sie beschwerlicher wird. Solche Oerter sind: Serinagur, unter 30° N. B. in der Provinz Gurwal, an dem Alacananda-Ganga; Gangoutri, am Fuße des Himalaya, wo der Baghi-

rata=Ganga aus einem an 18000 Fuß hohen Berge hervorbricht. Der letzte und höchste dieser heiligen Oerter ist Badrinat, unter 30° 43′ am Alacananda, mit einem der reichsten Hindutempel; man rechnet an 2 Millionen Pilger, welche jährlich, troß aller Beschwerden, hierher kommen. — In der Provinz Orissa, welche schon zu Dekan gehört, liegt ein wo möglich noch berühmterer und besuchterer Wallfahrtsort, Jagernat, auch Juggernauth, unter 19° 30′ N. B., am Meerbusen von Bengalen. Die Pagode des Wischnu, welche das Ziel der Andächtigen ist, gehört zu den staunenswürdigsten Werken altindischer Baukunst; sie ist aus Granit erbaut und ruht auf einem, zu diesem Zweck vollkommen geebneten Granitfelsen. Die Zahl der Pilger soll oft eine Million übersteigen. Die Stadt, welche um die Pagode herum entstanden ist, heißt eigentlich Poorre und liegt in einer öden, sandigen Gegend.

In dem ganzen Umfange dieses unmittelbaren Gebietes der Präsidentschaft Bengalen giebt es noch eine große Zahl kleiner indischer Fürsten oder Rajas, welche zwar innerhalb ihrer Gebiete nach Willkühr herrschen, übrigens aber so gänzlich von den Briten abhängen daß sie gar keine politische Wichtigkeit haben und nur als große Gutsbesitzer zu betrachten sind. Andre bedeutendere Vasallen Englands in diesem Theile von Hindustan, welche jedoch kein eignes Militär halten dürfen und einen englischen Residenten an ihrem Hofe dulden müssen, sind folgende:

Der Staat von Oude (spr. Aude). Nachdem dieses Reich mehr als die Hälfte seines Gebiets an England abgetreten, enthält es doch immer noch über 900 □ M. und 3 Mill. Einwohner, und wird nördlich von Nepaul, südlich vom Ganges begränzt. Der Nabob, ein Muhammedaner aus persischem Geschlechte, residirt zu Lucknow (Luknau) am Goomty, unter 27° N. B., einer Stadt von 300,000 Einw. mit dem Pallast und den Gärten des Fürsten und einer schönen Moskee, wobei ein schönes Grabmahl der fürstlichen Familie.

Die Gebiete der Siks oder Seiks, nicht zu verwechseln mit dem unabhängigen Staate der Siks, wovon nachher. Die Siks hatten sich über einen Theil der Provinz Delhi verbreitet, und seitdem diese den Engländern gehört, ist auch dieser Theil der Siks den Briten unterworfen. Das Land ist unter viele kleine Oberhäupter vertheilt und die Engländer halten eine starke Besatzung in dem Orte Ludiana.

Die an sich sehr unbedeutende Rajahschaft Panna, in dem sogenannten Bundelkund, in der Provinz Allahabad, bei deren gleichnamigen Hauptstadt, unter 24° 45′ N. B., sich wichtige Diamantgruben befinden.

2) Die Präsidentschaft Madras. Sie umfaßt den größten Theil von Dekan, nemlich die ganze Ostküste, einen Theil der Südwestküste, und führt die Aufsicht über die mittelbaren oder Vasallen-Staaten Dekans. Der Umfang ihres unmittelbaren Gebiets beträgt über 7000 □ M., die Zahl der Einwohner 15 Millionen. Sie besteht ebenfalls aus mehreren Provinzen, wovon wir nur die anführen, in welchen irgend bedeutende Oerter vorkommen.

In der Provinz Carnatik, die ganze Süd-Ostküste, liegt Madras, unter 13° N. B. 98° O. L., an der Mündung des Pallier in einer nicht sonderlich fruchtbaren Gegend. Obgleich die Hauptstadt und der wichtigste Handelsort dieser Gegenden, hat sie nicht einmal eine gute Rhede, geschweige einen Hafen, woran es dieser Küste überhaupt mangelt. Sie besteht aus der sogenannten weißen und der schwarzen Stadt; jene prächtig gebaut und von Europäern, diese meist aus schlechten Hütten bestehend und von Hindus und Muhammedanern bewohnt. Der Haupttheil der weißen Stadt ist das Fort St. Georg, eine der stärksten Festungen in Indien, wo sich der Regierungspallast, die Episcopal-Kirche, die Münze, die Kasernen und die meisten Waarenlager befinden. In der schwarzen Stadt, nördlich von der weißen, sind zwar viele Pagoden und Moskeen, doch keine ausgezeichnete; die Stadt ist zu neu. Der erste Grund ward 1640 gelegt, allein erst seit 1758 hat sie bedeutend zugenommen. Die Zahl der Einwohner wird auf 350,000 geschätzt. Der Handel ist höchst bedeutend. Eine Stunde von Madras südlich liegt der angenehme Ort St. Thomé oder Maliapur, von Portugiesen begründet und daher noch meist von solchen bewohnt. — Arkot, eine befestigte Stadt am Palaur, war ehemals die Residenz eines Nabob. Vellore, am nemlichen Flusse, ebenfalls befestigt, dient jetzt den Nachkommen Tippo Saibs unter englischer Aufsicht zum Aufenthalt. — Das Dorf Mahabalivuram, an der Küste, ist durch seine vielen Ueberbleibsel eines hohen Alterthums merkwürdig. Am Strande stehen die Ruinen von 7 Pagoden, wovon die meisten vom Meere bedeckt und nur bei der Ebbe sichtbar werden; die letzte, auf dem heutigen Strande, wird doch noch vom Meere bespült. Außerdem befinden sich hier noch mehrere zu Tempeln und andern Denkmählern ausgehöhlte Felsen. — Tanjore (tantschur), eine befestigte Stadt am Cavery, wo noch jetzt der ehemalige Raja von Tanjore wohnt. Sie hat viele Pagoden, eine Missions-Anstalt und 30000 Einw. — Negapatam, unter 11° N. B., einst eine Niederlassung der Holländer, seit 1783 gehört sie den Engländern; sie liegt am Meere an der Mündung des Cavery und hat bedeutenden Handel. — Trichinapaly am Cavery, unter 10° 50′ N. B., mit einer starken Festung und einer Missions-Anstalt.

Bei der Stadt liegt ein Felsen, welcher zum Theil zu einer sehr heilig geachteten Pagode ausgehauen ist.

In der Provinz Mysore (meissur) liegt die ehemalige Hauptstadt und Residenz Tippo Saibs, Seringapatam, unter 12° 30′ N. B., auf einer Insel des Cavery. Sie zerfällt in drei Theile: die eigentliche Festung, welche jetzt verfällt, die Stadt selbst, und den Pallast Hyder Ali's nebst einem herrlichen Grabmahl dieses Fürsten, in welches die Engländer auch den Leichnam seines Sohnes Tippo Saib, der bei Vertheidigung seiner Residenz 1799 fiel, beigesetzt haben. Die Stadt mag etwa 30000 Einwohner haben, und hat viel von ihrer ehemaligen Pracht verloren.

In der Provinz Malabar, auf der Westküste: Cochin (kotschin), unter 10° N. B. auf einer schmalen Landzunge, der östlich zur Seite ein trefflicher Hafen liegt; sie ist gut gebaut, stark befestigt und ein Haupthandelsplatz dieser Küste. Sie war die erste Besitzung der Europäer in Ostindien. Albuquerque eroberte sie 1503; die Portugiesen verloren sie an die Holländer 1663, und diese an die Engländer 1795. — Diamper, im Innern des Landes, ein kleiner Ort, berühmt durch die 1599 hier gehaltene Synode, auf welcher die hiesigen Christen gezwungen wurden, sich den Katholiken anzuschließen. — Calicut, unter 11° 40′ N. B. am Meere; hier landeten die ersten Portugiesen 1498, und damals war sie die Hauptstadt eines mächtigen Fürsten, der Samorin genannt; Hyder Ali und Tippo Saib verwüsteten und zerstörten die Stadt und die Gegend; doch hat sie unter der britischen Herrschaft schon wieder über 20000 Einwohner.

In der Provinz Canara, nördlich von der vorigen, liegt Mangalore, eine bedeutende Stadt, unter 13° N. B. am Meere. Obgleich sie nur einen schlechten Hafen hat, treibt sie doch sehr wichtigen Handel, vorzüglich mit Reiß.

In der Provinz der nördlichen Circars, auf der Ostküste, nördlich von Carnatik, Masulipatam, unter 17° N. B. an der Mündung eines Armes des Kistna, mit einer Festung, einem mittelmäßigen Hafen und über 70000 Einw., deren Fabriken in baumwollenen Zeugen, Indigo, Zucker, Rum u. s. w. sehr berühmt sind.

Zu dieser Präsidentschaft gehören folgende abhängige Staaten:

a) Der Staat des Nizam von Hyderabad (heidrabat), der größte aller indischen Vasallen-Staaten, er nimmt den ganzen nördlichen Theil des Innern von Dekan ein, wird südlich vom Kistna, nördlich von den Mahratten-Staaten, und auf beiden Seiten von den englischen Besitzungen begränzt. Er enthält an 4500 □ M. und an 10 Millionen Einw. Ursprünglich war dieses Reich eine Provinz des Königreichs Golconda, welches Aurengzeb 1704 zerstörte und das Land durch einen Su-

bah oder Statthalter regieren ließ; bald aber machten sich die Subahs oder Nizams unabhängig, werden aber jetzt von den Briten unter der strengsten Aufsicht gehalten. Der Fürst hat zwar ein kleines Heer, aber er darf keine fremde Offiziere in seine Dienste nehmen, und mehrere englische Regimenter sind angeblich zu seinem Schutze in seiner Hauptstadt. Diese Hauptstadt Hyderabad liegt unter 17° 40′ N. B. am Mussi, in einer öden Gegend. Sie enthält zwei fürstliche Palläste, viele Moskeen und Pagoden und über 200,000 Einw., ist aber schlecht gebaut. Es giebt hier viele Diamantschleifereien. Die ehemalige Hauptstadt des Landes, Golconda, liegt nur etwa 1 1/2 M. westlich von Hyderabad auf einem Berge; sie hat eine starke Festung, ist aber wegen der ungesunden Luft fast ganz verlassen. Bei dem Orte Raolconda, im Gebiete von Golconda, sollen die besten und ergiebigsten Diamantgruben sich befinden; wie denn überhaupt fast nur in dem Gebiete des Nizam Diamanten gefunden werden. Im nordwestlichen Theile dieses Staats, in der Provinz Aurungabad beim Dorfe Ellore, befinden sich jene merkwürdigsten aller Höhlentempel, wovon schon in der Einleitung gesprochen.

b) Der Staat des Raja von Nagpoor, oder des Bunslah, im Nordosten des vorhergehenden. Bis 1817 besaß der Raja, der zu den Mahrattenfürsten gehört, außer seinem jetzigen Gebiet noch die Provinzen Gundwana, Berar und Orissa; mußte aber, weil er sich in Krieg mit den Engländern eingelassen, die Hälfte seiner Staaten abtreten und gerieth in völlige Abhängigkeit. Noch immer besitzt er über 3000 □ M. mit etwa 3 Mill. Einw. Seine Hauptstadt Nagpoor, unter 21° 30′ N. B., liegt an einem kleinen Flusse in einer schönen Ebene; sie hat ein Fort, worin der Pallast des Raja, und über 80000 Einw., sonst aber nichts ausgezeichnetes. Mehrere Gegenden dieses Staats, namentlich die nördlichen und östlichen Gebirge, welche die wilden Goands (gohnds) bewohnen, hat noch nie ein Europäer betreten.

c) Der Staat des Raja von Satarah erstreckt sich zwischen dem Gebiet des Nizam und den Gats, zwischen den Flüssen Beema und Kistna, und enthält über 500 □ M. und etwa 1 1/2 Mill. Einw. Er wird von einem Mahrattenfürsten beherrscht, welchen die Engländer 1818 einsetzten, nachdem sie die Herrschaft des mächtigen Peischwa oder Oberhaupts der Mahratten zerstört. Die Residenzstadt Satarah ist unbedeutend. Die ansehnlichste Stadt des Raja ist Bejapoor oder Bidschapoor, unter 17° N. B. Zur Zeit Aurengzebs soll sie an 1 Million Einw. gehabt haben; jetzt ist diese Zahl zwar sehr geschwunden und ein großer Theil der Stadt verfallen, doch hat sie noch eine starke Festung in ihrer Mitte und viele schöne Moskeen und Grabdenkmähler.

d) Der Staat von Mysore (meissur). Aus den Trümmern des Reiches Tippo Saibs bildeten die Engländer diesen kleinen Staat und übergaben ihn einem Raja aus dem ältern Herrscherstamme, welchen Hyder Ali verdrängt hatte. Das Gebiet des Raja liegt ganz vom britischen umgeben, in der Mitte der Halbinsel, zwischen dem 11° und 15° N. B., und enthält auf 1200 □ M. 2 bis 3 Millionen Einw. Die Hauptstadt Mysore, unter 12° N. B., nur 1½ M. südlich von Seringapatam, ist nur erst ein unbedeutender Ort mit einem Fort, fängt aber an sich zu heben, seit der Raja dort wohnt. Größer und bedeutender ist Bangalore unter 13° N. B. mit 60000 Einw., die nicht unbedeutende Fabriken unterhalten.

e) Der Staat des Raja von Travankore (— kur) Er nimmt den südlichsten Theil der Küste Malabar, vom Cap Comorin bis gegen Cochin ein und wird östlich durch ein waldiges, schwer zugängliches Gebirge begränzt. Der Boden an der Küste ist meist sandig, bringt aber viel Pfeffer und andre Gewürze hervor. Die Zahl der Einwohner mag nahe an 1 Million betragen, worunter 1/10 Christen, theils Katholiken, an der Küste, theils syrische oder Thomas-Christen im Innern. Der Raja ist der einzige von den einst so mächtigen Naïrenfürsten, welcher bis auf die neueste Zeit seine Unabhängigkeit erhalten hatte. Die alte Hauptstadt Travankore und die neuere Trivanderam sind unbedeutend.

3. Die Präsidentschaft Bombai. Sie ist die kleinste von den dreien, und bis 1818 betrug ihr unmittelbares Gebiet nur etwa 500 □ M. mit über 2 Mill. Einw., hat sich aber seitdem durch die über die Mahratten gemachten Eroberungen auf mehr als 3000 □ M. mit 11 Millionen Einw. vergrößert. Sie ist dem Generalgouverneur in Bengalen untergeordnet, führt aber die Aufsicht über die im N. W. der Halbinsel befindlichen Vasallenländer. Ihr unmittelbares Gebiet besteht in Folgendem:

Die Inseln Bombai und Salsette, beide unter 19° N. B., dicht an der Westküste, werden nur durch einen schmalen Kanal von einander getrennt, sind aber jetzt durch einen Damm vereinigt. Bombai ist ein niedriges Sand-Eiland von noch nicht 2 □ M., welches durch Dämme gegen die Fluthen geschützt werden muß. Die Engländer besitzen es seit 1661, wo es ihnen von den Portugiesen abgetreten wurde. Die Hauptstadt Bombai, an der Südostspitze des Eilandes, hat den besten Hafen von Vorderindien, den einzigen, welcher Linienschiffe aufnehmen kann, daher auch hier die Hauptstation der englischen Marine und große Schiffswerfte. Das Fort, worin sich das Gouvernementshaus, die Gebäude der ostindischen Gesellschaft, die Magazine und die Anlagen zum Schiffbau befinden, ist sehr stark. Die Stadt selbst, nach dem großen Brande von 1803 neu wieder

erbaut; enthält viele Kirchen, Moskeen und Pagoden, doch keine ausgezeichnete. Die Einwohner, an 200,000, bestehen aus Hindus, Muselmännern, Portugiesen und Parsen, welche letztere hier sehr wohlhabend sind. Bombai ist der Sitz einer gelehrten Gesellschaft. Die Stadt besitzt fast den ganzen Handel von Arabien und Persien und ist die Hauptniederlage des Pfeffers. Der Wassermangel und die Hitze machen den Ort ungesund für Europäer.

Die Insel Salsette, nördlich von der vorigen, hat 10 □ M. mit 50000 Einw. Sie wurde 1773 den Briten von den Mahratten abgetreten. Ihr Boden ist sehr fruchtbar. Merkwürdig ist sie nur durch die von Menschen ausgehauenen Höhlentempel in einer Hügelreihe, welche die Insel durchzieht; noch bedeutender aber sind die ähnlichen Werke auf dem Eilande Elephanta, zwischen Bombai und Salsette.

Das Fort Victoria, mit einem Gebiete von 6 □ M. an der Küste, in der Provinz Bejapoor. Das Fort selbst, unter 18° N. B., ward 1756 angelegt. Daneben liegt die kleine Stadt Bankoot.

Die Provinz Gujerate oder Guzurate. Sie liegt im äußersten N. W. Vorderindiens und umfaßt theils den nördlichsten Theil der Westküste, theils die Gegenden zwischen dem Meerbusen von Cutsch und dem Meerbusen von Cambai. In beide ergießen sich eine Menge kleiner und zum Theil auch großer Flüsse, wie die Nerbudda, daher besonders in der Regenzeit die Umgegenden der Merbusen sich in ungeheure Sümpfe verwandeln. Das Innere ist sandig, mit wenigen im Sommer vertrocknenden Regenbächen; nur an der Ostküste ziehen sich Gebirge entlang. Das Ganze mag einen Umfang von 500 □ M. haben. Die Zahl der Einwohner läßt sich nicht bestimmen, da erst seit 1818 die Engländer, welche bisher nur einen schmalen Küstenstreif um den Busen von Cambai besaßen, davon Besitz genommen haben. Die wilde Anarchie, welche hier unter den Mahratten seit mehr als 50 Jahren geherrscht, hat das Land sehr verödet. Haupterzeugnisse sind Baumwolle, Indigo, Tabak und Opium. Unter britischer Hoheit bestehen hier noch eine Menge kleiner Oberhäupter, die indeß weiter keine Erwähnung verdienen. Die Hauptörter dieser Provinz sind; Surate, unter 21° N. B. auf der Küste von Hindustan, 4 Meilen von der Mündung des Tapty, in einer sehr fruchtbaren Gegend. Die Stadt, im Ganzen eng und schlecht gebaut, mit einer noch von den Mongolen gegründeten Citadelle, hat noch jetzt, obgleich sie sehr zurückgekommen, nächst Bombai den größten Antheil am Handel mit Arabien und Persien, und soll noch zwischen 5 — 600,000 Einw. zählen. Das merkwürdigste Gebäude in der Stadt ist leicht das vor mehr als 100 Jahren von frommen Braminen gegründete und reichlich ausge-

stattete Hospital für alte und kranke Thiere; man fand darin nicht allein Kameele, Pferde, Ochsen, sondern auch Affen, Schildkröten und sogar Ungeziefer, welche alle hier sorgfältig gefüttert wurden. Nach neueren Nachrichten scheint es bey der allgemeinen Verarmung der Stadt eingegangen zu seyn. — **Broach**, unter 22° N. B., an der Nerbudda, eine der stärksten aber jetzt etwas verfallenen Festungen Hindustans, mit etwa 30000 Einw. In der Nähe, auf einer Insel der Nerbudda, befindet sich ein so ungeheurer Banianenbaum, den man schon über 300 Jahre lang kennt, daß an 10000 Pferde unter ihm Platz fanden; in neuerer Zeit hat der Fluß einen Theil desselben weggerissen.

Die Provinz Cutsch. Sie erstreckt sich westlich von der vorigen, zwischen dem Meerbusen von Cutsch und dem östlichsten Arm des Sind, und umfaßt etwa 500 □ M. Nur die Süd- und Ostküste, welche mit mäßigen Gebirgen bedeckt sind, gestatten einigen Anbau; der ganze nördliche Theil, das **Runn** oder **Renn** genannt, bildet in der Regenzeit einen unermeßlichen See, in andern Jahrszeiten pestilenzialische Sümpfe, Salzlachen und Sandflächen. Die Einwohner dieses traurigen und glühend heißen Landes, meistens Rasbutten, waren bisher unter viele kleine Oberhäupter vertheilt, in ewigen Fehden unter einander, und trieben nebenbei Seeräuberei. Dies hat eben die Briten bewogen, sich einiger Plätze in dieser Gegend zu bemächtigen, von wo aus sie ihren Einfluß auf die verschiedenen Oberhäupter geltend machen können. Die beiden wichtigsten Plätze der Engländer sind **Mandavie**, mit einem guten Hafen, und **Anjar**, wo der britische Commissair residirt.

Die große Provinz Ajmeer (adschmir). Sie erstreckt sich im Norden der vorigen, zwischen den Wüsten Multans und dem Gebiete der Mahratten. Der bei weitem größte Theil derselben, der westliche, ist eine Sandwüste, worin es nur einige bewohnbare Oasen giebt; der südöstliche ist felsig und nicht unfruchtbar, doch ist der Anbau überall unbedeutend und der Wassermangel groß. Die Rasbutten sind hier das herrschende Volk, und ihre vielen keinen Oberhäupter, die meistens auch Räuberei treiben, standen bisher in der Abhängigkeit der Mahratten. Seit 1818 haben sich aber die Briten der Hauptstadt und eines kleinen Gebiets um dieselbe bemächtigt, und führen von hier aus die Aufsicht auf die kleinen Fürsten des Landes. Diese Hauptstadt **Ajmeer** liegt in der Mitte des Landes, unter 26° 30′ N. B., ist mit starken Mauern umgeben und hat außerdem noch eine Citadelle.

B) **Die unabhängigen Staaten Vorderindiens.** Es sind deren jetzt nur noch vier vorhanden, welche von eingebornen Fürsten beherrscht werden: das Gebiet der Mahratten, wovon jedoch sogar ein Theil schon in britische Abhängigkeit ge-

rathen ist; der Staat der Seiks, der Staat Sindhi oder Sinde und der Raja von Nepaul. Außerdem gehören noch einzelne Punkte an den Küsten verschiedenen europäischen Nationen.

1. Das Gebiet der Mahratten. Von diesem Volke, seinen Eigenthümlichkeiten und seinen Schicksalen ist schon in der Einleitung geredet. Eben so haben wir schon früher die Mahrattenfürsten, welche Vasallen der Engländer sind, als die Rajas von Satarah und von Nagpoor, erwähnt. Der einzige noch ganz unabhängige Mahrattenstaat ist der des Maha Raja (d. h. Großraja) Sindiah. Er liegt im nordwestlichen Theile von Hindustan zwischen der Jumna und der Nerbudda, und umfaßt Theile der Provinzen Agra, Malwah und Kandesh. Sein Flächeninhalt beträgt an 1900 □ M., die Volksmenge etwa 4 Millionen. Die Regierung ist wie in allen Mahrattenstaaten höchst drückend und räuberisch, so daß jährlich Tausende der armen Landleute sich in die Gebiete der Briten flüchten. Die Hauptstadt Dagen (udschin), unter 23° N. B. Sie gehört zu den heiligen Orten der Hindus und soll 84 Pagoden enthalten; die Zahl der Einwohner ist nirgend angegeben. Seine Schätze bewahrt der Raja in einer Felsenfestung Gwalior, unter 26° N. B.; sie liegt auf einem 342 F. hohen, durchaus schroffen Sandsteinfelsen; die Stadt am Fuß dieses Hügels zählt 30000 Einw.

Bei weitem abhängiger von den Engländern ist der Staat des Holkar, dessen Dynastie in der Mitte des 18ten Jahrh. gegründet, eine Zeitlang unter den Mahratten eine der mächtigsten war; der jetzige Raja aber hat 1818 den größten Theil seiner Besitzungen eingebüßt und besitzt nur noch etwa 500 □ M., welche zwischen der Provinz Gujerate und dem Staate des Sindiah liegen. Die Hauptstadt Indore liegt unter 23° N. B., ist aber unbedeutend.

2. Der Staat der Seiks oder Siks, oder die Provinz Lahore; der südliche Theil derselben wird das Pundschab oder das Land der 5 Flüsse genannt, weil sie sich am Fuß des Himalaya zwischen dem Sind und seinen östlichen Nebenflüssen ausbreitet; der nördliche heißt Kohistan oder Bergland. Sie gränzt nördlich an Kaschmir, westlich an Afghanistan, südlich an die Provinz Ajmeer und östlich an Delhi, und umfaßt über 3200 □ M. mit etwa 4 Mill. Einw. Der nordöstlichste Theil des Landes ist durchaus gebirgig, der südwestliche eben und meist sandig; die Viehzucht, besonders die Pferdezucht, ist daher bedeutender als der Ackerbau. (Von dem Volke und seinen religiösen Meinungen ist schon in der Einleitung geredet.) Die Seiks werden von einer großen Zahl kleiner Häuptlinge, Sirdars, unter einem Oberhaupte regiert; die Verfassung ist bei weitem nicht so willkührlich und roh, als die der Mahratten, denen sie an Tapferkeit und Freiheitssinn wenigstens gleichkommen. Der Hauptort Lahore

(lahur), unter 31° 36′ N. B. am Rawee, liegt in einer fruchtbaren Gegend. Sie ist etwas befestigt und enthält einen schön von Granit erbauten Pallast der alten mongolischen Kaiser. Die Zahl der Einw. soll noch immer an 100,000 betragen. Amretsir ist der heilig geachtete Ort, wo der hohe Volksrath Gura Mata, welcher das Oberhaupt des Staats erwählt, seinen Sitz hat. — In den nordöstlichen mit Hochgebirgen bedeckten Theilen des Landes hausen mehrere ganz unabhängige kleine Rajas.

3. Der Staat Sinde oder Sindhi, am untern Laufe des Sind, zwischen Beludschistan und Cutsch, Lahore und dem Meere. Er umfaßt an 2500 □ M. Der Sind durchströmt das Land in seiner ganzen Länge und bildet an seiner Mündung ein großes Delta, welches aber nur aus öden, unfruchtbaren Sandinseln und Morästen besteht. Die Einwohner sind zwar der Hauptmasse nach Hindus, aber das herrschende Volk sind die Talpuris ein Beludschen-Stamm, welche seit 1779 sich von den Afghanen unabhängig gemacht haben. Mehrere Umirs oder Emirs herrschten bisher gemeinschaftlich, wobey der älteste den Vorsitz führte; jetzt aber ist die Gewalt in den Händen eines Einzigen. Die Regierung ist eine höchst drückende Militair-Despotie. Zu bemerken sind:

Hydrabat (heidrabat), auf einer Insel des Sind, mit einer Citadelle, worin der Umir wohnt, und etwa 15000 Einw. Wichtiger ist die Handelsstadt Tattah, südlicher, am rechten Ufer des Sind, mit 20000 Einw. Am Meere liegt Kuradschi, mit 13000 Einw., einer Citadelle und einem mittelmäßigen Hafen.

4. Der Staat Nepaul oder Nipal. Er wird begränzt nördlich von Thibet, östlich von Bootan, westlich und südlich von dem britischen Hindustan, und umfaßt über 2500 □ M. mit etwa 2 Mill. Einw. Es ist ein von O. nach W. gestrecktes hochliegendes Alpenthal, nördlich von der höchsten Himalaya-Kette und südlich von einer minder hohen Gebirgsreihe, die es vom eigentlichen Hindustan trennt, eingeschlossen; östlich verengt es sich, westlich erweitert es sich mehr, doch ist auch das Innere noch von kleineren Gebirgen durchzogen. Das Land ist überhaupt stark bewaldet und schön bewässert, das Klima milde und gesund. Die Einwohner sind größtentheils Hindus, doch wohnen unter ihnen mehrere Stämme theils mongolischer, theils thibetanischer Herkunft. Die Hauptstadt des Landes ist Katmandoo, unter 27° 42′ N. B., mit vielen hölzernen Tempeln, Häusern von Backsteinen und einem unbedeutenden Pallast des Raja. Sie mag zwischen 20 — 30000 Einw. haben. Gorkha, der Stammort der regierenden Dynastie, liegt unter 28° N. B. Der östlichste Theil des Thales bildet ein kleines Fürstenthum Sikkim, mit der gleichnamigen Hauptstadt, welches sich seit 1816 unter britischen Schutz gestellt hat.

Die wenigen Punkte, welche andre Europäer als die Engländer auf den Küsten Vorderindiens besitzen, sind folgende:

a) Den Portugiesen gehören:

Das Gebiet von Goa, auf der Westküste zwischen dem 15° und 16° N. B., mit einem Flächeninhalt von 33 □ M. und gegen 90000 meist zum Christenthum bekehrter Hindus. Die Stadt Goa, der Hauptsitz der portugiesischen Macht in Ostindien, hat eine so glückliche Lage, daß sie bei größerer Betriebsamkeit der Portugiesen den ausgebreitetsten Handel haben könnte. Sie liegt auf einer kleinen Insel, an der Mündung des Flusses Mandawa. Sie ist stark befestigt und der Sitz des Erzbischofs Primas von Indien, hat aber nur 4000 Einw., da die ungesunde Luft die meisten nach Villa nova de Goa, an der Mündung des nemlichen Flusses, auf dem festen Lande, getrieben hat. In Alt-Goa sieht man in der ehemaligen Jesuitenkirche des prächtige Grabmahl des h. Franciscus Xaverius. Die neuere Stadt ist viel schöner und regelmäßiger als die alte gebaut, ist der Sitz des Vicekönigs und aller Behörden, hat 2 sehr gute Häfen, die selbst Kriegsschiffe aufnehmen können, und 18—19000 Einw. Goa ward 1510 von Albuquerque erobert.

Die kleine Insel Diu, an der Südspitze der Provinz Gujerate. Sie ist ganz felsig, unfruchtbar und hat kein Quellwasser. Die Portugiesen erwarben sie 1516 und erbauten 1536 die Stadt und das Fort Diu unter 20° 41′ N. B., welche sie in den berühmten Belagerungen von 1539 und 1545 heldenmüthig vertheidigten. Die Stadt hat einen trefflichen Hafen, ist aber gänzlich herabgekommen, so daß sie nur noch etwa 4000 Einwohner hat.

Endlich die kleine Stadt Daman, unter 20° 25′ N. B. auf der Westküste von Hindustan. Sie ward 1531 von den Portugiesen erworben, hat einen mittelmäßigen Hafen, aber kaum 6000 Einw., welche vorzüglich den Schiffbau treiben.

Das sind die geringen Ueberbleibsel der bedeutenden Macht, welche einst die Portugiesen besessen; indeß besitzen sie sie wenigstens noch ganz unbeschränkt, während die Franzosen und Dänen die Verpflichtung haben eingehen müssen, ihre Besitzungen nicht zu befestigen, und auch außerdem in ihrem Handel sehr beschränkt werden.

b) Die Franzosen besitzen:

Das kleine Gebiet von Pondichery, auf der Küste Koromandel, unter 12° N. B. Ein flacher, sandiger Küstenstrich, mit etwa 60000 Einw., wovon auf die Stadt etwa 25—30000 kommen. Pondichery erwarben die Franzosen 1672 und hatten es stark befestigt. Die Engländer, welche es mehrere Male erobert, gaben es endlich 1817 doch als einen offenen Ort zurück. Die Stadt ist, wie gewöhnlich in Indien, in eine weiße und eine schwarze

Stadt

Stadt getheilt. — Die Stadt und das Gebiet von Karikal, an der nemlichen Küste, unter 11° N. B. an einem Arme des Cavery. Das Ganze hat etwa 30000 Einw., die Stadt etwa 15000. Weder Pondichery noch Karikal haben einen Hafen. — Auf der Küste Malabar endlich die Stadt Mahé, unter 11° 42'. Sie hat einen mittelmäßigen Hafen und 6000 Einw., die sich vorzüglich mit dem Pfefferhandel beschäftigen.

c) Die Dänen besitzen, seit 1616, die Stadt und das Gebiet von Trankebar, auf der östlichen Küste, unter 11° 11' N. B.. Die Stadt liegt zwischen zwey Armen des Cavery und hat ein Fort, Dansburg; sie hat einen mittelmäßigen Hafen und etwa 20000 Einwohner. Sie ist der Hauptsitz der dänischen Missionsanstalten.

2. Hinter-Indien,

oder die Halbinsel jenseits des Ganges, auch wohl Indo-China genannt. (India extra Gangem.)

Dies große, von der Natur überreich begabte Land gehört bis jetzt für uns zu den unbekanntesten Theilen der alten Welt; nur einige Punkte der Küste und die an den Mündungen der großen Flüsse gelegenen Städte sind von Europäern besucht worden. Die zur Halbinsel gehörigen Länder erstrecken sich mit sehr unbestimmten, oder vielmehr uns ganz unbekannten nördlichen und östlichen Gränzen, etwa vom 25° bis zum 1° 22' N. B., wo das Vorgebirge Romania die südlichste Gränze Asiens macht; westlich werden sie vom bengalischen Meerbusen und der Straße von Malacca, welche die Halbinsel von der Insel Sumatra trennt, bespült; östlich aber von dem chinesischen Meere, welches hier die großen Meerbusen von Siam und von Tonkin bildet. Alles verkündet, daß die langgestreckte Halbinsel Malacca ursprünglich mit Sumatra, so wie dieses mit den folgenden Inseln zusammengehangen, und eben so, wie die Landenge von Panama das nördliche und südliche Amerika verbindet, hier die Verbindung Asiens mit Australien gebildet habe; worauf schon in der allgemeinen Einleit. I. S. 97. aufmerksam gemacht worden ist. Von der Beschaffenheit des Innern wissen wir nur, daß sich hier eine bedeutende Zahl der größten Ströme, deren Namen und Lauf schon in der Einleitung zu Asien angegeben sind, von N. nach S. ergießen, und das Ganze, wie es scheint, in eben so viele große Thäler theilen. Die meisten dieser Flüsse haben regelmäßige Ueberschwemmungen, wodurch die Fruchtbarkeit ihrer Ufer bis ins Unglaubliche gesteigert wird. Von dem Laufe und Zusammenhange der Gebirge im Innern oder an den nördlichen und östlichen

Gränzen wissen wir so gut als nichts. Das aber wissen wir, daß sich hier die höchste Blüthe der tropischen Vegetation entwickelt. Die dicksten Wälder der herrlichsten Bäume bedecken die Gebirge, alle tropische Früchte erreichen erst hier die größte Vollkommenheit; die Wälder enthalten eine große Menge der größten und reißendsten Thiere: der Elephant, das Rhinoceros, der Königstiger scheinen hier ihre rechte Heimath zu haben; große Affen und bunte Vögel bevölkern außerdem diese Wälder. Die Flüsse und das Meer sind außerordentlich reich an Fischen und Schalthieren. Gold findet sich im Sande vieler Flüsse, auch Silber, Eisen, Kupfer und Blei sind vorhanden: Malacca liefert besonders das reinste Zinn, unter dem Namen Kalin bekannt. Hinterindien scheint das rechte Vaterland aller bunten Edelsteine zu seyn: nirgend finden sich so schöne Rubine, Sapphire, Topase u. s. w. Die größtentheils weit hinauf schiffbaren Flüsse bilden außerdem noch die trefflichsten Häfen an ihren Mündungen, woran es Vorderindien so sehr mangelt. Desto trauriger ist das Schicksal des Menschen in diesem so gesegneten Lande; nirgend vielleicht zeigt sich der Despotismus und die davon unzertrennliche blutige Zwietracht so furchtbar, als hier. Von dem Charakter der einzelnen Völker der Halbinsel werden wir bei den verschiedenen Staaten reden; hier genüge es zu sagen, daß die ganze Halbinsel, wie politisch so auch in Hinsicht auf die Menschenart, in zwei Hälften zerfällt: eine westliche, worin der malaiische Charakter, und eine östliche, worin der chinesische der vorwaltende ist.

Eintheilung und Topographie.

Die ganze Halbinsel besteht jetzt aus fünf von einander unabhängigen Staaten, wozu noch die Besitzungen der Engländer an der Westküste kommen. Im äußersten Norden finden wir:

1. Das Reich Assam oder Ascham, der nordwestlichste Theil der Halbinsel; früher von den Birmanen unterjocht, steht es seit 1826 unter englischem Schutze. Es wird nördlich und östlich von Bootan und Thibet, westlich von Bengalen, südlich von dem Reiche der Birmanen begränzt; der Flächenraum wird auf 2 — 3000 □ M., die Zahl der Einwohner nur auf eine halbe Million angegeben, doch fehlen alle bestimmtere Nachrichten darüber. Das ganze Land ist ein weites Thal, welches der Bramaputrem durchströmt und eine sehr große Menge von kleineren Flüssen aufnimmt; von allen Seiten ist es von Gebirgen eingeschlossen, der Boden ist oft überschwemmt, sehr fruchtbar, das Klima das des nördlichen Bengalens, aber der Feuchtigkeit wegen den Europäern nachtheilig. Assam ist reich an schönen Waldungen, es hat mehrere Baumarten, auf welchen sich die Art Blattlaus findet, welche das Gummilack, eine rothfärbende Substanz, producirt,

die vorzüglich hier gewonnen wird. Gold wird in mehreren Flüssen ziemlich häufig gefunden. Die Seidenzucht und Seidenweberei sind beträchtlich. Die Einwohner sind Hindus, doch sollen sie kriegerisch seyn. Das Land wird von einem Raja beherrscht, aber die vielen kleinen Oberhäupter unterhalten ewige Fehden unter einander. Die Hauptstadt und Residenz des Raja ist Jorhaut, unter 26° N. B. am Dikho; sie ist zwar groß, aber durchaus schlecht gebaut. Bedeutender ist Rungpoor, am nemlichen Flusse, die größte und volkreichste Stadt des Landes. Im Südwesten erhebt sich das Garrow-Gebirge, deren rohe Einw. unter vielen eignen Raja's stehen.

2. Das Reich der Birmanen. Es nimmt den bedeutendsten Theil vom Westen der Halbinsel ein, doch lassen sich die Gränzen durchaus nicht genau bestimmen. Wahrscheinlich reicht es jetzt vom 15° bis zum 25° N. B.; noch weniger kennt man die östlichen Gränzen; daher weichen die Bestimmungen des Flächeninhalts von 9000 bis auf 14000 □ M. ab; eben so schwanken die Angaben der Einwohnerzahl zwischen 6 und 14 Millionen. Das Land hat seinen Namen von dem herrschenden Volke. Das Reich in seiner jetzigen Gestalt besteht erst seit 1756. Bis dahin gab es in diesen Gegenden ein Reich Arrakan, ein Reich Ava (das ursprüngliche Reich der Birmanen), und ein Reich Pegu. Dies letztere hatte sich im 16ten Jahrh. von Ava unabhängig gemacht, und endlich in ewigen Kriegen, die bis ins 18te Jahrh. dauerten, 1753 sogar Ava unterworfen. Ein Mann von geringer Herkunft, Alompra genannt, befreite indeß sein Vaterland von dem Joche der Peguaner, schwang sich auf den Thron und unterwarf sich sogar zuletzt Pegu und Arrakan. Er ist der Stifter der jetzt herrschenden Dynastie. Wie weit sich die Herrschaft der Birmanen über einige Theile des östlich benachbarten Siam erstreckt, läßt sich nicht bestimmen. — Das ganze Land bildet, so weit wir es kennen, ein ungeheures von N. nach S. vom Irawaddy durchströmtes Thal. Es soll auf beiden Seiten von Gebirgen eingeschlossen seyn, wovon das eine sich bis an das Vorgebirge Romania erstreckt, und je weiter südlich je niedriger wird. Von den Flüssen des Landes ist schon in der Einleitung gesprochen worden. Die Producte sind die Vorderindiens, nur in noch größerer Vollkommenheit und Fülle. — Die Bewohner bestehen aus mehreren, indeß ziemlich nahe verwandten Völkerschaften. Die wichtigsten sind: die Birmanen, oder Myammam, wie sie sich selbst nennen; sie scheinen ursprünglich der mongolischen Rasse anzugehören. Sie sind groß, stark gebaut, die Gesichtszüge edel, Mund und Augen etwas klein, die Nase ohne platt zu seyn doch wenig erhaben, die Hautfarbe nicht allzu dunkel, bei Vornehmen fast lichtgelb. Schade daß die widrige Sitte des Schwarzfärbens der Zähne ganz allgemein ist, auch tätowiren viele das Gesicht.

Es ist ein lebhaftes, fröhliches, muthiges und gescheites Volk; im Ganzen milde und besonders gegen Fremde freundlich, nur im Kriege zeigen sie eine empörende Grausamkeit. Sie kennen nicht den Kastenzwang der Hindus, und selbst die Frauen sind bei ihnen so frei als bei uns. Geringere gehen fast ganz nackt; Vornehmere tragen meist seidene und baumwollene Kleider; die Frauen verhüllen sich ganz in ein Stück Zeug, welches nicht besonders zugeschnitten zu seyn scheint; ihre Schuhe sind pantoffelartig mit emporgerichteten Spitzen. Alle tragen eine Art Fächer, der der Männer gleicht einem runden Blatte, dessen Stiel an einer Seite, der der Frauen ist den unsrigen gleich. Ihre Häuser, sehr leicht und einfach gebaut, ruhen meistens auf Pfählen, theils der Ueberschwemmungen, theils der reißenden Thiere wegen; eine kleine Leiter führt zum Eingange; das Innere enthält selten mehr als zwei Zimmer. Die Nahrung der Geringeren besteht fast nur in Reiß und Fischen, Reichere verschmähen keine Art von Speisen, doch trinken sie meist nur Wasser, oder auch nach chinesischer Art Thee. Die Sprache zerfällt in eine heilige, Bali, und die Volkssprache, Karian; jede derselben hat eine eigne Schrift, welche von der Linken zur Rechten geschrieben wird. Sie lieben die Poesie, sollen viel Gedichte, sogar Schauspiele besitzen, auch bedeutende Geschichtswerke. — Das Gesetz verbietet die Polygamie, doch darf der Mann Concubinen in seinem Hause halten, die aber der Ehefrau dienstbar sind. Die Leichen der Vornehmeren werden verbrannt, die der Aermeren begraben oder in einen Fluß geworfen. Der Unterschied des Ranges wird hier schon wie in China durch tausend Kleinigkeiten der Kleidung, des Putzes, des Pferdegeschirrs, des Sonnenschirms u. s. w. angedeutet. Obgleich keine Kasten bestehen, so giebt es doch einen Adel, und nur dieser hat das Recht, 3 — 12 goldene Ketten von der linken Schulter über die Brust zu tragen; der Kaiser allein darf ihrer 24 tragen. Sie lieben Feste und Musik und haben viele musikalische Instrumente. Zu einem Feste gehört nothwendig ein Feuerwerk, welches zwar sehr reich und schön seyn soll, aber am Tage abgebrannt wird. Den Gebrauch des Pulvers und selbst der Kanonen sollen sie schon vor der Ankunft der Portugiesen gekannt haben; doch haben sie das kleinere Feuergewehr erst von den Europäern erhalten.

Obgleich sie jetzt in Hinsicht auf wissenschaftliche Kultur sich höchstens den Hindus gleichstellen dürfen, so zeichnen sie sich doch vor den meisten asiatischen Völkern durch Fähigkeiten und Wißbegier aus. Der Anbau des Landes soll zwar in diesem Augenblicke sehr vernachlässigt seyn, doch scheint dies einzig in vorübergehenden Verhältnissen zu liegen, und die große Geschicklichkeit, welche sie im Bau und der Führung ihrer Flußschiffe zeigen, verräth mehr Anlagen zum Handel und zum Kriege, als die meisten

ihrer Nachbaren besitzen. Der Handel mit China und mit den Engländern ist schon jetzt nicht unbedeutend. — Die Religion der Birmanen und die herrschende im Lande ist der Buddhaismus, welcher unter verschiedenen Benennungen und Formen unermeßlich verbreitet, in einem großen Theile von China, in Japan, in der Tatarei u. s. w. vorkommt. Die Lehre scheint hier wenigstens ursprünglich aus Ceylon zu stammen. Buddha, oder, wie er hier genannt wird, Gaudma, ist nicht das höchste Wesen: dieses wird vielmehr als dem Menschen völlig unerreichbar und für die Welt untheilnehmend gedacht. Das Weltall ist ewig und erzeugt und zerstört sich durch sich selbst. Alle Wesen werden in gewisse Klassen getheilt, so daß sie nach Verdienst aus der niedern in die höheren übergehn, bis sie zu dem Zustande Niban oder der Gottheit gelangen. Auch Gaudma ist ein Mensch gewesen, der vor 2300 Jahren soll gelebt haben, und Nat oder Gott geworden; vor ihm hat es Götter gegeben und auch nach ihm wird es welche geben. Außerdem aber verehren die Birmanen noch über 100,000 Götter und Göttinnen geringerer Art, worunter auch der Rakus oder Teufel gehört. — Die Priester zerfallen in 2 Klassen: die Rhahaans oder Punghis sind die vornehmsten, sie dürfen nicht heirathen, leben in Klöstern, Kiums, vereinigt, sind die Gelehrten des Landes und unterrichten das Volk und die Kinder. Man rühmt ihre Sittlichkeit und Menschenliebe, auch sollen ihre Schulen so zahlreich seyn, daß selbst die Aermeren meistens lesen können. Die Talapuins sind eine Art Bettelmönche, doch sorgen auch sie für den Unterricht des Volks. Die Tempel der Birmanen sind so wunderlich gestaltet, daß es ohne Zeichnung nicht leicht möglich ist, sich eine Vorstellung davon zu machen. Auf einer gemauerten Terrasse erhebt sich ein achteckiges, spitz zulaufendes, durchaus massives Gebäude ohne innern Raum; auf der Spitze ist eine Art von Schirm von Eisen, an dessen Rande bewegliche Glocken befestigt sind, über welchen sich noch eine gewöhnlich vergoldete Spitze mit einem Wimpel erhebt; das Ganze ist oft über 360 F. hoch und um den Fuß der Hauptpyramide stehen noch über hundert kleinere Pyramiden: eben so haben die Kiums eine höchst abenteuerliche mit vielem Schnitzwerk und Gallerieen überladene Gestalt. Man erkennt in den Formen sowohl als in den wunderlichen Verzierungen, den vielen Vergoldungen und den vielen lackirten Säulen schon ganz den Geschmack der Chinesen. — Der Kaiser, Boa, ist der unumschränkte Gebieter über Leben und Tod aller seiner Unterthanen, die als seine Sklaven betrachtet werden: er allein darf zwei Frauen haben. Der Hofstaat soll glänzend und gut eingerichtet seyn. Die Erbfolge ist auch hier wie in allen asiatischen Despotieen so unbestimmt, daß sie gewöhnlich nur durch blutige Kriege entschieden wird. Unter dem jetzigen Herrscher, der alles aufbietet, um eine große

Militärmacht zu entwickeln, soll der Kriegsdienst und die Abgaben so drückend seyn, daß Tausende sich nach Thibet und auf das englische Gebiet flüchten und die fruchtbarsten Gegenden am Irawaddy verödeu.

Die übrigen Völker, welche dieses Reich bewohnen, sind: die Peguaner, einst ein herrschendes, jetzt ein unterjochtes Volk, sie haben eine eigne Sprache und sollen den Malaien ähnlicher seyn als die Birmanen, doch sind ihre Religion und ihre Sitten die der letzteren. In den westlichen Gebirgen hauset noch ein unabhängiges Volk, die Kayans, ein starker und tapferer Menschenschlag, von welchem wir übrigens keine Kenntniß haben. Von den Malaien, welche nur einige südliche Gegenden des Reichs bewohnen, werden wir bei Malacca reden.

Von der Topographie des Landes wissen wir nur, daß es vor dem Kriege mit England, 1824—26, in 8 Provinzen getheilt wurde, wovon drei, Arakan, Martaban und Tenasserim, abgetreten werden mußten. Die noch übrigen 5 heißen: Birma, Pegu, Kassai, Lowaschan und Yunschan. Die bedeutendsten den Europäern im Kriege, auf Gesandtschaften oder beim Handel bekannt gewordenen Städte sind:

Ummerapura, unter 22° N. B., am Irawaddy, früher die Residenz des Kaisers und die stärkste Festung im Lande. Im Fort befand sich der nicht sehr bedeutende kaiserliche Pallast, worin auch eine Bibliothek in 50 bis 100 Kisten gesehen worden ist. Die Straßen sind alle gerade und durchschneiden sich rechtwinkelig; die an sich sehr niedrigen Häuser stehen auf Pfählen und sind alle mit bedeckten Gallerieen umgeben zum Schutz gegen die Sonne. Einige Tempel und besonders das kaiserliche Kloster zeigen die abenteuerliche Bauart, wovon oben gesprochen wurde. Die Stadt, welche erst seit 1783 Residenz geworden, soll 100 bis 150,000 Einw. gezählt haben. Eine große Feuersbrunst, welche auch den kaiserlichen Pallast verzehrte, und andre Umstände, veranlaßten den Boa, 1824 seine Residenz wieder nach der alten fast ganz verfallenen Hauptstadt Ava, einige Meilen südlich von Ummerapura, zu verlegen. Hier ist nun jetzt ein neuer, zwar nur von Holz, aber prächtig vergoldeter neuer Pallast erbaut, und Ava wird ohne Zweifel in dem Maaße an Einwohnerzahl zugenommen haben, als Ummerapura jetzt verödet ist. — Pagahm, am Irawaddy, unter 21° N. B., war einst die Residenz der Birmanen; sie ist fast ganz verfallen, doch stehen noch einige prächtige Tempel. Prome, unter 18°, am Irawaddy, eine Handelsstadt mit etwa 40000 Einw. — Pegu, die ehemalige Hauptstadt eines eignen Reichs, unter 18° N. B., am Flusse gleiches Namens; sie ward bis auf den prächtigen Tempel Schu Madoo von den Birmanen zerstört, indeß hat sie doch wieder 6—7000 Einw., welche sich in den Trümmern angebaut haben. Der Tempel gehört zu den präch-

tigsten Gebäuden Asiens; es ist eine Pyramide von 360 F. Höhe, auf deren Spitze ein vergoldeter Sonnenschirm von 20 F. im Durchmesser. **Rangun**, unter 16° 40′ N. B., an der Mündung des gleichnamigen Flusses, der aber nur ein Arm des Irawaddy ist, jetzt die vornehmste Handelsstadt des Reichs. Die Zahl der Einwohner soll zwar von 30000 auf 9000 herabgesunken seyn, doch werden hier viele Schiffe gebaut, und des Handels wegen wird die Stadt häufig von Europäern besucht. Das Tikholz ist der Hauptgegenstand der Ausfuhr. In der Nähe der Stadt steht einer der berühmtesten Tempel des Schu Dagon.

3. **Die Halbinsel Malacca** (Chersonesus aurea). Sie hat ihren Namen von der Hauptstadt. Ihre Gränze gegen N., wo sie an Birma und Siam stößt, ist unbekannt; daher läßt sich auch der Flächenraum nicht bestimmen, er mag indeß an 3000 □ M. betragen. In ihrer ganzen Länge wird sie von einem höchstens 7000 F. hohen, mit den dichtesten Waldungen bedeckten Gebirge durchzogen, welches viele, aber unbedeutende Flüsse und Bäche nach beiden Meeren sendet. Das Klima ist im Verhältniß zur Lage nicht allzu heiß, doch den Europäern gefährlich. Alle Producte Indiens gedeihen hier ganz vorzüglich; besonders rühmt man die hiesige Ananas und den Mangustan-Apfel, der von der Größe eines kleinen Apfels unter einer bittern Schale ein überaus wohlschmeckendes Fleisch enthält. Der Anbau des Landes aber ist im höchsten Grade elend. Viele Flüsse führen Goldkörner mit sich; das Hauptmetall ist aber hier das Zinn, welches fast an der Oberfläche des Erdbodens gefunden wird. Der Kunstfleiß ist äußerst gering und selbst der Handel nicht bedeutend. — Die Einwohner, deren Zahl sehr gering, vielleicht kaum eine halbe Million, gehören zum großen Volksstamm der Malaien. Die **Malaien** sind ein wohlgebautes kräftiges Volk, etwas kleiner jedoch als der Europäer, mit schönen schwarzen lockigen Haaren. Der Mund ist etwas groß, das Auge klein, schwarz und feurig, die Nase klein und kurz, die untere Kinnlade steht etwas vor. Der Bart ist nur schwach und wird noch größtentheils ausgerauft. Der Charakter der Malaien wird von allen Europäern mit den schwärzesten Farben geschildert. Stolz, Kühnheit, Eifersucht und blutige Rachsucht machen die Hauptzüge desselben aus. Der Malaie rechnet sich den Mord, auch den hinterlistigsten, zur Ehre an, und mordet nicht selten ohne alle Veranlassung in einem Anfall blinder Wuth. Diesem Charakter gemäß verschmäht er die weite Tracht der Orientalen, liebt enge Kleider und geht bewaffnet. Außer Lanze und Wurfspieß ist seine Hauptwaffe der furchtbare **Krit**, ein Dolch, dessen Griff so lang und hohl, daß die hineingesteckte Hand und der Vorderarm dadurch geschützt werden. Nicht selten bedient sich der Malaie auch vergiffteter Bolzen, die er aus Blasröhren auf seinen Feind sendet. Er verschmäht jedes andre Geschäft außer Krieg,

Raub und Jagd, höchstens treibt er noch die Fischerei: alles Uebrige ist den Frauen überlassen. Die Religion ist der Koran, wovon eine Uebersetzung in der Sprache der Malaien, eine der sanftesten und wohlklingendsten, vorhanden ist. Die Vielweiberei ist also auch hier gewöhnlich; dennoch gehen die Frauen unverschleiert; sie lieben den Putz und schmücken sich gern mit goldenen Ketten, goldenen Armbändern und Edelsteinen. Der Mann geht fast ganz nackt. Die Häuser sind wie die der Birmanen, und höchst unreinlich. Die Nahrung besteht fast nur aus Vegetabilien und Fischen; geistige Getränke sind verboten, dagegen der Gebrauch des Opiums sehr beliebt. — In den Gebirgen hausen noch verschiedene kleine noch wildere Völkerschaften, höchst wahrscheinlich auch Papua-Neger, von welchen bei den Inseln die Rede seyn wird. Chinesen halten sich nur einzeln des Handels wegen hier auf.

Die Halbinsel bildet nicht Einen Staat, sondern vom nördlichen Theile gehört die Westküste jetzt den Engländern, die Ostküste zu Siam; nur der südliche Theil wird von vielen kleinen Malaienfürsten oder Sultanen mit voller Willkühr beherrscht. Der bürgerliche Zustand ist daher kaum anderswo trauriger und unsicherer als hier.

Von den kleinen Residenzen dieser Häuptlinge verdient keine erwähnt zu werden, und Malacca, welche der Halbinsel den Namen gegeben, gehört den Engländern.

4. Das Königreich Siam. Dieses ehemals mächtigste Reich der Halbinsel ist durch die Birmanen sehr beschränkt worden, hat aber in neuerer Zeit die Provinz Laos vom Reiche Anam erobert. Es nimmt die Mitte der Halbinsel ein und liegt zwischen dem 116° und 124° O. L. und dem 7° bis 20° N. B. um den Meerbusen von Siam herum. Das Innere ist völlig unbekannt, nur wissen wir, daß zwei große Gebirgsketten es östlich von Anam und westlich von Birma trennen, letztere zieht sich durch die ganze Halbinsel Malacca; ob es nördlich ebenfalls durch Gebirge vom Reiche der Birmanen geschieden sey, ist ungewiß, aber höchst wahrscheinlich. Die Hauptmasse des Landes bildet ein weites Thal, von N. nach S., vom Menam, der dem Irawaddy indeß an Größe nachsteht, durchflossen. Seine regelmäßigen Ueberschwemmungen, die im Julius beginnen und beinahe 6 Monate anhalten, verleihen seinen weiten Ufern eine sehr große Fruchtbarkeit; dagegen ist die Hitze in dem nur nach S. geöffneten Thale unerträglich und selbst den Eingebornen nachtheilig. Außer diesem Hauptthale besitzt Siam nur noch den östlichen Küstenstrich von Malacca, bis zur Insel Tantalam, einen ähnlichen Küstenstrich auf der östlichen Seite des Meerbusens und die Inseln des Golfs. Das Ganze mag nahe an 6500 □ M. betragen. Die Volksmenge soll sehr gering seyn, indem nur die Ufer des Flusses angebauet sind.

Alles Uebrige ist Wald und Wüste. Die Producte sind die der übrigen Halbinsel, doch giebt es hier noch eine Menge wenig oder gar nicht bekannter Bäume und Pflanzen. Reiß ist beinahe der einzige Gegenstand des Anbaues im Großen, so wie Zucker, dessen Cultur erst in neuerer Zeit durch die Chinesen eingeführt worden ist. Gewerbe und Kunstfleiß sind fast gar nicht vorhanden, und selbst der Handel bedeutet wenig, da der Siamese es selten wagt das Meer zu beschiffen, und der Despotismus den Handel der Fremden fast unmöglich macht. — Die Siamesen, sie selbst nennen sich Thai, sind offenbar ein gemischtes Volk, in welchem das Chinesische schon deutlich hervortritt. Sie sind klein von Gestalt, das Gesicht fast viereckig, die Stirn flach, die Augen klein und schief, der Mund groß mit dicken Lippen, die Ohren lang; die Haare dicht und schwarz, der nur dünne Bart wird meistens noch ausgerupft; die Hauptfarbe ist sehr dunkel ins Röthliche spielend. Sie lassen gern die Nägel recht lang wachsen. Höflich gegen Freunde, kriechend gegen Vornehmere, gelten sie für feig, treulos, geizig und lügenhaft. Doch darf man nicht vergessen, daß wir beinahe seit einem Jahrhundert keine bestimmte Nachrichten über dies Volk haben. Der größte Theil des Volks geht beinahe nackt; die Nahrung besteht beinahe nur aus Reiß und Fischen; Vornehme trinken aber gern Palmenwein, Arrak und andere geistige Getränke; das Tabakrauchen und Betelkauen ist ganz allgemein. Ihre Häuser, welche der Ueberschwemmungen wegen auf Pfählen ruhen, bestehen fast nur aus Bambusrohr, werden aber reinlich gehalten. Ihr Hauptluxus besteht in den Gondeln oder Balonen, welche mit Schnitzwerk verziert und schön vergoldet und lackirt sind. Das Gesetz erlaubt nur dem Könige zwei Frauen, jeder Andre darf nur eine haben, aber Concubinen sind erlaubt; bei der Trägheit der Männer ruht alle Arbeit auf den Frauen. — Ihre Vergnügungen bestehen in Hahnenkämpfen, Gefechten von wilden Thieren, Marionettenspielen und den Künsten der Gaukler und Taschenspieler, deren unglaubliche Fertigkeit sehr gerühmt wird. Die Sprache, Siuanlo, zerfällt auch hier in eine heilige, Bali, und eine gemeine: beide werden mit Buchstabenschrift von der Linken zur Rechten geschrieben. Die Religion ist der Buddhaismus; der Hauptgegenstand der Anbetung heißt hier Sommona Cadom. — Das Volk zerfällt in Freie und Sklaven, allein die ersteren sind beinahe schlimmer daran als die letzteren, da sie 6 Monate unentgeltlich für den König frohnen müssen. Der König, ein unumschränkter Despot, zeigt sich beinahe nie öffentlich, nur kriechend nahen sich ihm seine Minister; Todtenstille herrscht um seinen Pallast; nur Weiber umgeben und bedienen ihn; auch findet man hier schon wieder die von den Birmanen verabscheute Sitte der Verschnittenen. Der König darf auch seine Schwester heirathen. Die meisten Aemter sind erblich, und der König erbt

von Jedem ein Drittel seines Vermögens. So lauten die vielleicht nicht ganz mehr wahren Nachrichten katholischer Missionare aus dem Ende des 17ten Jahrhunderts. Eine neuere englische Gesandtschaftsreise hat indeß auch nicht viel anders gelehrt.

Wir kennen nur wenige Städte, und das noch sehr unvollkommen. Si-yo-thiya, bei den Europäern Juthia oder Siam genannt, unter 14° N. B., liegt in der Mitte des Landes auf einer Insel des Menam; sie war bis 1767 die Residenz der Könige und soll an 120,000 Einw. und 200 Tempel, auch zwei Palläste des Königs gehabt haben. Die neue Residenz Bancasay, bei den Europäern Bancock, unter 13° 40′ N. B., unweit der Mündung eines Nebenarmes des Menam, ist zwar der wichtigste Handelsplatz des Reichs, besteht aber dennoch nur aus wenigen Straßen, da die meisten Häuser, aus leichtem Bambus erbaut, auf dem hier sehr breiten Flusse schwimmen. Beinahe die Hälfte der Einw., deren Zahl unbekannt ist, sollen aus Chinesen bestehen. Die Franzosen hatten hier einst ein Fort, welches die Eingebornen aber 1690 zerstörten.

5. Das Reich Anam. Der Name soll von einem chinesischen Worte kommen, welches Westen bedeutet, weil es westlich von China liegt, von welchem es lange als Provinz behandelt worden. Es nimmt die ganze östliche Hälfte der Halbinsel ein, erstreckt sich vom 8° bis zum 23° N. B. und vom 20° bis zum 127° O. L., und wird begränzt nördlich von China, von welchem es theils hohe Gebirge, theils Wüsten trennen; westlich von Birma und Siam, wo ebenfalls Gebirge die Gränze machen; südlich und östlich aber vom chinesischen Meere, welches hier den großen Busen von Anam oder Tunquin bildet. Das Reich in seiner jetzigen Ausdehnung besteht erst seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Früher gab es hier verschiedene einzelne Staaten, wie Tunquin jetzt N. Anam, Cochinchina jetzt S. Anam, Combodja, Laos; die Namen Tunquin und Cochinchina sind im Lande selbst unbekannt und wurden diesen Gegenden von den Portugiesen und Franzosen beigelegt. N. Anam war lange von China abhängig, dann von S. Anam, bis endlich 1799 der Herrscher von S. Anam nicht allein N. Anam, sondern auch die übrigen Provinzen zu einem bedeutenden Reiche vereinigte und die alte Lehnsverbindung mit China gänzlich aufhob. Das Ganze umfaßt etwa 13000 □M., worauf an 23 Mill. Einw. kommen, doch ist nur N. Anam ganz vorzüglich stark bevölkert; die meisten übrigen Provinzen, namentlich Cambodja, sind nur am Ufer der großen Flüsse bewohnt, das Uebrige ist Gebirge und Wald, worin mehrere uns völlig unbekannte halbwilde Stämme hausen. Von dem Innern wissen wir nur von Hörensagen, daß große Gebirgsketten es meist in südöstlicher Richtung durchziehen, welche die verschiedenen Provinzen trennen und mit dichten ungesunden Waldungen voller Ele-

phanten, Tiger, Schlangen u. s. w. bedeckt sind. Der große Hauptfluß des Landes, der Cambodja oder Maykaung (mehkong), kommt aus Thibet und verursacht eben solche Ueberschwemmungen, wie die übrigen Hauptströme dieser Halbinsel. N. Anam soll sehr schön bewässert seyn und eines milden Klima's genießen, die übrigen Provinzen sind minder gesund, das Wasser meist so schlecht, daß man es schon hier wie in China durch einen Zusatz von Thee genießbar macht. Die Küste bietet wohl einige schöne Baien, aber keinen guten Hafen dar (ganz wie die Ostküste von Vorderindien), und die Typhons herrschen hier auf dem Lande wie auf dem Meere mit außerordentlicher Heftigkeit. Von den Producten weiß man nur, daß es eine große Mannigfaltigkeit an edlen Bäumen und Gewächsen besitzt; unter den Bäumen soll es auch einen geben, mit dessen Saft man die Waffen vergiftet. Gold- und Silbergruben werden nicht bearbeitet, aus Furcht, die Habsucht der Europäer zu reizen, doch wird Waschgold gesammelt. Man hat sehr schönes Eisen, Kupfer, Zinn, wie auch Topase, Smaragde und Rubinen. — Die Hauptmasse der Einwohner, die Anamesen, in N. und S. Anam gehören zur mongolischen Rasse und haben daher viel Aehnlichkeit mit den Chinesen in der Gesichtsbildung; auch sie färben die Zähne schwarz. Sie bedienen sich beim Essen kleiner Stäbe statt Messer und Gabel; die Frauen dürfen nicht mit den Männern essen; das Betelkauen ist allgemein. Die Kleidung ist lang und weit. Man hält die Anamesen für gutmüthig und doch tapfer, freundlich gegen Fremde, nicht ganz so umständlich wie die Chinesen in ihren Höflichkeitsbezeigungen. Jeder darf nur Eine rechtmäßige Frau haben; im Allgemeinen genießen die Frauen einer großen Freiheit. Todte werden lange Zeit in Särgen im Hause aufbewahrt; die Farbe der Trauer ist weiß; die gelbe Farbe ist nur dem Kaiser und den vornehmsten Beamten zuständig. Die Schattenseite ihres Charakters soll Faulheit, Gefräßigkeit und Eitelkeit seyn.

In Wissenschaften und Künsten stehen sie zwar den Chinesen nach, übertreffen aber weit die übrigen Bewohner dieser Halbinsel. Ihre Bücher sind meist Uebersetzungen aus dem Chinesischen; doch sollen sie Gedichte haben, worin die Thaten ihrer Vorfahren verherrlicht werden; auch haben sie dramatische Gedichte. In der Baukunst haben sie wenig geleistet. Die Häuser, meist nur von Bambusrohr, stehen auf künstlichen Erhöhungen; selbst ihre Tempel sind nur von Backsteinen und unbedeutend. In dem stark bevölkerten N. Anam leben viele, wie in China, auf den Flüssen und Kanälen in ihren Barken. — Die Sprache ist mit der chinesischen nahe verwandt, auch bedienen sie sich derselben Charaktere; — Drei Hauptreligionen sind im Lande herrschend: die des Confutse, wovon bei China die Rede seyn wird und zu welcher sich der Kaiser und die meisten Großen bekennen; die des Buddha, hier

oder Boat genannt, zu welcher die größte Masse des Volks gehört, und endlich das katholische Christenthum, welches im 17ten Jahrh. durch die Portugiesen, vorzüglich aber durch französische Jesuiten, hier großen Eingang fand. Im 18ten Jahrh. mußten die Christen viele und blutige Verfolgungen erdulden, doch soll es noch jetzt an 400,000 Christen, vorzüglich in N. Anam geben. Die Religion hat hier keine Kunstwerke geschaffen, die Tempel der Budhisten sind nur schlechte Gebäude. Ihre Priester, Su genannt, dürfen sich verheirathen. Der Aberglaube an Zauberei und böse Wesen ist außerordentlich verbreitet. — Im Innern giebt es noch manche, zum Theil nur dem Namen nach unterworfene Völkerschaften, welche uns gänzlich unbekannt sind. Chinesen endlich halten sich häufig des Handels wegen in Anam auf.

Unter allen Provinzen ist N. Anam am besten angebaut. Der Boden wird vortrefflich benutzt und viele Bewässerungskanäle verbreiten die Fruchtbarkeit. Nicht allein der Ackerbau und die Baumzucht im Großen, sondern auch der Gartenbau wird sehr fleißig betrieben; nur findet man schon hier den kleinlichen Geschmack der Chinesen an künstlichen Felsen, Häuschen, absichtlich verkrüppelten Bäumen, denen man bei aller Kleinheit das Ansehen eines hohen Alters zu geben weiß, und andre Künsteleien, womit sie ihre Gärten entstellen. Zucker, Pfeffer, Baumwolle, Indigo werden in Menge erzeugt; Ingwer, Muskatennüsse und Gewürznelken wachsen wild. Der Thee wird zwar gebaut, soll aber nicht so gut seyn als in China. Die Pferdezucht ist gering und schlecht. Dagegen wird der Seidenbau eifrig betrieben und man verfertigt sehr schöne seidene und baumwollene Zeuge, die einzigen Stoffe, womit man sich bekleidet. Die Anamesen verstehen das Vergolden und Lackiren wie die Chinesen, machen auch sehr schönes Steingut, aber kein Porzellan. Kein Volk versteht sich vielleicht so gut als sie auf die Fischerei, doch verlassen sie nicht gern die Küsten und wagen sich selten aufs offene Meer. Der Binnenhandel ist daher sehr lebhaft, aber der Verkehr mit Europäern wird fast allein durch Chinesen unterhalten. Die übrigen Provinzen sind unendlich schlechter angebaut und stehen überhaupt in der Civilisation gegen Anam zurück.

Die Regierungsform ist freilich auch hier nichts anders als eine reine Despotie, indeß hat sie doch wie in China die mildere Form der väterlichen Gewalt angenommen, was vielleicht auf die Sittlichkeit im Ganzen verderblicher wirkt, als die offenbare Gewalt, aber doch einige Sicherheit des Lebens und Eigenthums gewährt. Es giebt hier keinen Adel, nur die kaiserliche Familie und die höheren Beamten, hier wie in China von den Europäern M a n d a r i n e n genannt, genießen einer jedoch nur persönlichen Auszeichnung, und ihre Vorrechte sind nicht erblich, selbst bei der kaiserlichen Familie nur etwa bis ins vierte Glied. Die Polizei im

Lande soll vortrefflich seyn, aber die Abgaben sind sehr bedeutend. Der Kaiser unterhält eine ansehnliche Kriegsmacht, welche ganz auf europäische Weise bewaffnet und eingerichtet ist; er soll an 150,000 M. unter den Waffen haben; jeder Unterthan vom 18ten Jahre an ist dienstpflichtig; allein es giebt hier keine Cavallerie, wohl aber an 100 Kriegsgaleeren.

Die alte Hauptstadt des Reichs, in N. Anam, ist Backin, bei den Europäern Dong-kin (daher Tonquin oder Tunquin) oder Kesho, unter 21° N. B., am schiffbaren Songhoi; sie ist befestigt und enthält einen kaiserlichen Pallast, in dessen Umfang viele Gebäude und Gärten sich befinden; sie ist aber sehr verfallen und zählt nur noch 40000 Einw. Auch die ehemaligen europäischen Factorien sind eingegangen. Die jetzige Residenz des Kaisers ist Hué in S. Anam, auch Phuxuan genannt, am Flusse Hué, unter 16 ½° N. B., mit 20—30000 Einw. und einer sehr starken von Europäern erbauten Citadelle, worin der kaiserliche Pallast. Die größte Handelsstadt, wohin auch Europäer kommen, ist Huehan, oder Faifoé unter 15° 50′ N. B.; sie liegt an der schönen Han- oder Turon-Bai. Cambodja (—dscha), in der Provinz gleiches Namens, unter 12° N. B., liegt auf einer großen Insel des Maykaung, mit einem kaiserlichen Pallast und vielen Pagoden. In der Nähe sollen sich die Ruinen einer alten sehr großen Stadt befinden. Der beste Hafen dieser Provinz, der auch von Europäern besucht wird, ist Say-gan, unter 10° 50′ N. B., an der Mündung eines schiffbaren Flusses; sie mag an 100,000 Einw. haben und ist die gewöhnliche Station der kaiserlichen Kriegsflotte. Die Städte der übrigen Provinzen sind den Europäern wenig bekannt, und wahrscheinlich auch sehr unbedeutend.

Englische Besitzungen in Hinterindien.

Seit dem zwar blutigen und höchst kostspieligen, im Ganzen aber glücklich geführten Kriege der ostindischen Compagnie gegen die Birmanen 1824—26, besitzen die Engländer 3 sonst zum Reiche Birma gehörige Provinzen.

a) Die Provinz Arrakan, ein schmaler Küstenstrich an der N. W. Küste, am bengalischen Meerbusen, zwischen dem 18° —22° N. B., welcher im N. an Bengalen gränzt. Auf etwa 400 □M. leben hier kaum 100,000 Einw., verschiedene Volksstämme, worunter die Mugs die zahlreichsten sind; sie sind räuberisch und roh, wahrscheinlich birmanischen Stammes, und sind Buddhaisten. Der Hauptort Arrakan mit etwa 30000 Einw. liegt oberhalb der Mündung des Flusses Mahutte, und hat etwas Handel.

b) und c) Die Provinzen Martaban und Tenasserim. Beide zusammen bilden den nordwestlichen Küstenstrich der Halbinsel Malacca zwischen 10° und 7° N. B. und mögen auf 1300 □M. etwa 150,000 Einw. zählen, welche an der Küste aus einem Gemisch von Birmanen, Peguanern und Malaien, in den Gebirgen aus einem unabhängigen, rohen aber friedlichen Hirtenvolke, den Carianern, bestehen. Im nördlichen Theile, der Provinz Martaban, liegt die unbedeutende gleichnamige Hauptstadt; die Engländer haben an der Mündung des Saluän eine neue Stadt, Amherstown (— taun), gegründet. Der südliche Theil, Tenasserim, hat nur einen fast ganz zerstörten gleichnamigen Ort im Innern und die kleine Stadt Mergui auf einer der an der Küste liegenden Mergui-Inseln.

3. Die Inseln.

Wir werden sie der Natur ihrer Lage nach in drei Klassen theilen: 1) Inseln die zu Vorderindien, 2) solche die zu Hinterindien gehören, und 3) den großen ostindischen Archipelagus.

1. Vorderindische Inseln. Unter diesen nimmt durch Größe und Wichtigkeit den ersten Rang ein:

Die Insel Ceylon oder Seilan, im Alterthum unter dem Namen Taprobane bekannt, im Mittelalter auch wohl Serendib genannt; der wahre Name ist Singhala. Sie liegt unter der Südspitze von Vorderindien, von welcher sie durch die Palksstraße getrennt wird, zwischen 97° 50′ und 99° 30′ O. L. und zwischen 6° und 10° N. B. Der Flächenraum mag an 1000 □M. betragen, worauf höchstens 1 Million Menschen wohnen. Der Augenschein lehrt, daß sie ursprünglich zu Vorderindien gehört, und durch Erdbeben oder Fluthen davon getrennt worden. Daher ist vorzüglich die nordwestliche Küste mannigfaltig zerrissen, und eine bei der Ebbe sichtbare Sandbank, die Adamsbrücke, erstreckt sich bis zu dem nördlich gelegenen Eilande Ramisseram. Sie gewährt vom Meere aus einen reizenden Anblick, indem ihr ganzes Innere mit Bergen erfüllt ist, deren höchster Gipfel, der Adams-Pik, an 6680 F. hoch und durchaus schön bewaldet ist. Die Ostküste ist felsig und bietet treffliche Häfen dar; die Westküste dagegen seicht und ohne Hafen. Das Klima ist das von Dekan; nur im Innern, wo dicke Wälder und wenig Anbau, ist die Luft für Europäer ungesund. Eine Plage der dortigen Wälder ist der Erd-Blutigel, ein kleines Thier, nicht viel größer als eine Stecknadel, welches aber den Wanderer in großer Zahl anspringt und besonders während des Schlafes einen oft tödtlichen Blutverlust verursacht. Der Anbau der Insel ist gering, man erzeugt nur wenig Reiß, hat aber dagegen im Ueberfluß die

Kokospalme und andre tropische, wildwachsende Früchte. Der Hauptgegenstand des Anbaues ist der Zimmt (Laurus cinnamomum) welcher hier ursprünglich wild und in der höchsten Vortrefflichkeit gedeiht; erst durch die Holländer ist der künstliche Anbau eingeführt worden, so daß jetzt die Zimmtwälder große Theile der Westküste bedecken. Der Zimmtbaum ist fast nur ein Strauch, er erreicht selten eine Höhe von 10 F., schlägt aber gern aus der Wurzel aus, und diese Schößlinge werden am meisten benutzt. Die Frucht des Baumes gleicht einer kleinen Eichel, aus welcher ein köstliches Oel gewonnen wird. Zur Gewinnung des Zimmts werden die 3jährigen Zweige abgeschnitten und die Rinde davon abgeschält und getrocknet, die dünnste ist der beste Zimmt. Uebrigens unterscheidet man 4 Arten des edlen Zimmts, und außerdem giebt es noch Arten, deren Rinde nicht in den Handel kommen darf, weil sie zu schlecht ist. Der Baum liebt übrigens einen sandigen Boden. Die Kaffeepflanzungen, welche sich in neuerer Zeit sehr vermehrt haben, gedeihen vortrefflich. Eben so wird auch Pfeffer gebaut. — Unter den Thieren zeichnet sich der Elephant durch Muth und Gelehrigkeit aus; er ist aber hier kleiner als in Hindustan. Die Insel besitzt Quecksilber, schöne Sapphire, Rubine, Turmaline und Katzenaugen. Vorzüglich berühmt aber ist sie wegen ihrer Perlen, welche an einigen unter dem Wasser befindlichen Felsenriffen in einiger Entfernung von der NW.-Küste, in dem Meerbusen von Manaar gefunden werden. In den Monaten Februar und April versammeln sich an der sonst öden und unbewohnten Küste Condatschi an 30000 Menschen, mit mehreren tausend Böten, welche täglich auf den Fang gehen. Die Taucher, meist Hindus, lassen sich ins Meer hinab, wo sie ein paar Minuten verweilen und so viel Perlen-Austern ablösen, als möglich; dies wiederholen sie oft 40—50 Mal an einem Tage. Die Ladung wird dann am Lande in der Sonne ausgebreitet, damit die Thiere sterben und die Schale sich leicht öffnen lasse. Die Austernbänke werden gewöhnlich von der Regierung verpachtet und die Austern ungeöffnet korbweise auf gut Glück verkauft, wo dann oft der Zufall die Hoffnung des Käufers täuscht, oder auch wohl bei weitem übersteigt. Gleich an Ort und Stelle werden die gefundenen Perlen, nach ihrer Größe sortirt, polirt und zum Aufreihen durchbohrt. Die weggeworfenen Austern verpesten die Luft und verursachen oft gefährliche Krankheiten. — Die Mehrzahl der Einwohner sind Singalesen, höchst wahrscheinlich mit den Hindus, nach Andern mit den Malaien verwandt; über ihre Sprachen herrschen eben so abweichende Urtheile; im Innern wird eine etwas verschiedene ehemalige Hofsprache geredet. Für die Abstammung von den Hindus spricht der Umstand, daß auch die Singalesen in 4 Kasten getheilt sind. Ihr Charakter wird als gutmüthig und freundlich, doch auch als höchst rachsüchtig geschildert, wenn sie

einmal gereizt sind. Die Frauen genießen hier volle Achtung und Freiheit, auch ist die Polygamie äußerst selten. Die Singalesen sind Buddhisten, doch bekennt sich beinahe die Hälfte der Bevölkerung zum Christenthume, die meisten sind Katholiken. Im Innern hauset noch eine Völkerschaft, die Bedahs oder Waddahs, wahrscheinlich die ursprünglichen, jetzt in Wälder und Felsklüfte zurückgedrängten Bewohner der Insel, die eine ganz abweichende Sprache reden, zum Theil auf Bäumen wohnen und meistens von der Jagd leben. Zu den Fremden muß man auch die zahlreichen Abkömmlinge der Portugiesen rechnen, welche, den Landeseingebornen sehr ähnlich, meistens unter dem Namen Topassen Kriegsdienste thun.

Ceylon ward zuerst 1505 von den Portugiesen betreten, welche sich, die Wichtigkeit des Zimmthandels erkennend, sogleich auf den Küsten niederließen, aber bald durch ihre Bedrückungen sich beim Volke und dem Beherrscher der Insel, welcher im Innern zu Candy wohnte, verhaßt machten. Die Holländer benutzten diese Zwietracht seit 1603, konnten aber die Portugiesen doch nur erst 1656, nach einer hartnäckigen Gegenwehr, verdrängen. Ihnen ward Ceylon wiederum 1795 von den Engländern entrissen, welche 1815 die Hauptstadt Candy eroberten und den gefangenen König nach Madras abführten. Vor dieser Zeit besaßen die Europäer nie mehr als die Küsten, und das Innere wurde von seinen Königen mit furchtbarem Despotismus beherrscht. Ceylon wird als ein eignes königliches Gouvernement betrachtet und gehört nicht zu den Besitzungen der ostindischen Compagnie.

Mit Ausnahme der ehemaligen Hauptstadt Candy, unter 7° 37′ N. B., am Flusse Malivagonga, welche doch auch nur aus einer einzigen Straße besteht, nur etwa 3000 Einwohner zählt und nur durch ihre Lage im Gebirge und durch dichte Wälder geschützt war, hat das Innere keine Städte, nicht einmal Dörfer, sondern die Häuser liegen meist isolirt. In Candy sieht man noch den sehr großen Pallast der ehemaligen Könige und den Hoftempel, in welchem als ein Heiligthum ein Zahn des Buddha aufbewahrt wird. Einige Meilen von Candy, bei Dambulu, befinden sich sehr merkwürdige Felsentempel. An den Küsten liegen folgende Orte. Auf der Westküste: Columbo, unter 7° N. B., die jetzige Hauptstadt und der Sitz der höchsten Behörden. Sie besteht aus dem auf der Spitze einer Landzunge stark befestigten Castell und der eigentlichen Stadt, die sehr regelmäßig gebaut ist und an 50000 Einw. zählt. Obgleich sie nur eine offene Rhede hat und kein andres Wasser als Cisternenwasser, so ist sie doch der Mittelpunkt des Handels; besonders in ihrer Nähe liegen die Zimmtwälder. Weiter gegen N. liegt das Dorf Aripo, in dessen Nähe die Perlenfischerei Statt findet. Jafnapatam, unter 9° 36′ N. B., obgleich die zweite Stadt der Insel,

sel, hat doch nur 5000 Einw. und keinen Hafen. — An der Ostküste liegen: Trinkonomale, unter 8° 32′ N. B., mit dem größte und sichersten Hafen von Ostindien, wo alle Schiffe Vorderindiens in der stürmischen Jahreszeit Schutz suchen; sie ist stark befestigt, hat aber nur wenig Einwohner, und die Gegend ist noch ganz wüste. — Baticalo, unter 7° 43′ N. B., auf einem Eilande mit einem mittelmäßigen Hafen. — Punta de Gale (oder Pointe de Galle), auf der SW-Küste unter 6°, hat eine starke Citadelle und einen guten Hafen; sie hat nach Columbo den stärksten Handel, vorzüglich mit Fischen.

Die übrigen vorderindischen Inseln sind:

Die Lakediven, eine Inselgruppe, welche westlich von der Küste Malabar zwischen 90° und 92° O. L. und 10 bis 12° N. B. liegen. Nur 19 von ihnen sind bewohnt und keine ist über 1/4 □M. groß. Die Annäherung an diese Inseln ist durch unzählige Korallenriffe erschwert: dies und die Armuth derselben, da sie nichts als Kokospalmen hervorbringen, schützt sie vor der Habsucht der Europäer. An ihren Ufern werden viel Cauris, kleine Muscheln, deren man sich in Ostindien als der kleinsten Scheidemünze bedient, gefunden. Die Einwohner bestehen aus einem Gemisch von Arabern und Hindus und bekennen sich zum Islam. Sie werden von eignen Häuptlingen beherrscht, die wahrscheinlich den Engländern zinspflichtig sind.

Die Malediven. Sie bilden eine lange und zahlreiche Inselreihe im S. W. von Dekan, zwischen 90° und 92° O. L. und 1° S. B. bis 7° N. B. Alle unbewohnte Klippen und Felsen mitgerechnet mag ihre Zahl auf 12000 steigen; sie sind so sehr von Korallenbänken umgeben, daß große Schiffe sich ihnen nicht nähern dürfen und nur mit Gefahr die Kanäle, welche sie trennen, beschiffen können. Nur 40 — 50 sind angebaut. Sie sind aber fruchtbarer als die Lakediven, und unterhalten einigen Handel mit Vorderindien. Auch hier werden viel Cauris gesammelt. Die Einwohner sind friedlich und thätig, man kennt ihre Abstammung nicht, wahrscheinlich sind auch sie ein Mischlingsvolk. Ihre Religion ist der Islam. Sie sind von den Europäern ganz unabhängig und werden von ihrem eignen König, der in einem befestigten Orte, Male, auf der Hauptinsel gleiches Namens wohnt, beherrscht.

2. Hinterindische Inseln. Sie bestehen aus 3 Inselgruppen und 2 einzelnen Inseln.

Die Andamanen, im Meerbusen von Bengalen, zwischen dem 110ten und 112° O. L. und dem 10° 35′ bis 15° N. B. Sie bestehen aus einer größern und mehrern kleineren Inseln, sind aber ihrer äußerst ungesunden Luft wegen von den Europäern nicht besetzt. Nur einmal, 1791, versuchten die Engländer eine Ansiede-

lung, besonders für Verbrecher, mußten aber 1793 sie wieder aufgeben; doch sollen sie jetzt aufs neue am nordöstlichen Ende von Gr. Adaman einen vortrefflichen Hafen Port Cornwallis, als Zufluchtsort für die Schiffe während der stürmischen Jahrszeit, besetzt haben. Die Inseln sind bergig und mit undurchdringlichen Wäldern bedeckt. Die Einwohner, deren Zahl äußerst gering, gehören zu der auf den größeren Inseln Ostindiens verbreiteten Negerrasse und stehen auf der niedrigsten Stufe menschlicher Cultur; sie leben fast nur von Fischen. Auf einer dieser Inseln, Barren, befindet sich ein Vulkan.

Die Nikobaren, etwas südöstlich von den vorigen, unter 110° 50′ bis 112° O. L. und 6° bis 9° N. B., bestehen aus 7 größeren und 12 kleineren Inseln. Auch hier verursachen undurchdringliche Wälder eine den Fremden gefährliche Luft, daher sie auch trotz ihrer Fruchtbarkeit und guten Landungsplätze von den Europäern verlassen sind. Nach einem vergeblichen Versuche der Franzosen, siedelten sich die Dänen 1760 hier an, mußten aber die Niederlassung schon 1768 wieder aufgeben, doch werden sie noch als dänisches Eigenthum betrachtet. Die Einwohner, etwa 10000, stammen aus Hinterindien, leben aber völlig unabhängig in kleinen Dörfern vereinigt, ohne irgend einen Oberherrn anzuerkennen; sie sollen gutmüthig und freundlich seyn, und leben vorzüglich vom Fischfange.

Die Mergui-Inseln, welche unter 6° bis 14° 40′ N. B. und 114° bis 117° O. L. sich an der Westküste Hinterindiens entlang ziehen. Sie sind meist alle mit Bergen und Wäldern bedeckt, indeß weiß man nicht einmal ob sie bewohnt sind. Nur eine der südlichsten und größten, Salanga oder Junkseilan, ist bekannt; sie ist nur durch eine schmale Straße vom festen Lande getrennt. Sie ist flach, aber bewaldet und bietet mehrere gute Ankerplätze dar. Die Einw., etwa 12000, sind ein Gemisch von Malaien und Chinesen. Das Zinn, und die Vogelnester, welche hier gefunden werden, geben Veranlassung zu einem nicht sehr bedeutenden Handel.

Die Prinz-Wales-Insel oder Pulo Penang, eine kleine etwa 7½ □ M. große, aber für den Handel äußerst wichtige Insel, am Eingange der Straße von Malacca, unter 5° 25′ N. B. und nur durch einen schmalen Kanal, der als Hafen dient, von der Halbinsel Malacca getrennt. Sie ist mit Bergen, Waldungen und schönen Bächen bedeckt und hat einen fruchtbaren Boden und ein sehr gemäßigtes und gesundes Klima. Seit 1786 haben sie die Engländer in Besitz genommen, einen Theil der Wälder gelichtet und sehr wichtige Anpflanzungen von Pfeffer, Betelnüssen, Kaffee, Zucker u. s. w. angelegt. Vorzüglich aber ist sie ihnen für den Handel nach China, wo sie als sicherer Erfrischungspunkt den Schiffern dient, und für den Handel mit Ma-

lacca wichtig, welcher sich seitdem ganz hierher gezogen hat. Die von den Engländern angelegte Festung Fort Cornwallis und die umher entstandene Stadt, George Town, liegen auf der NO-Küste; sie sind im stärksten Aufblühen begriffen und haben wahrscheinlich schon über 12000 Einw. Noch ungleich schneller ist eine andre, neuere Niederlassung der Engländer emporgeblüht, die nemlich auf der Insel Sinkapore (—pur). Diese Insel, unter 1° 17′ N. B. mit einem Flächenraum von etwa 12 1/2 □ M., dicht an der Südspitze von Malacca gelegen, hat einen fruchtbaren Boden und ein gesundes Klima und liegt außerordentlich bequem für den Handel der Engländer mit China. Sie ward daher 1819 besetzt und eine gleichnamige Stadt angelegt, welche jetzt wahrscheinlich schon über 20000 Einw., ein Gemisch von Europäern, Malaien, Chinesen u. a. zählt. Der Handel ist außerordentlich wichtig.

3. Der große indische Archipelagus. Ein Blick auf die Charte lehrt, daß eigentlich zu dieser großen Inselwelt noch mehrere Inseln gehören, welche nur deßhalb jetzt zu Australien gerechnet werden, weil sie, wie dieser Welttheil überhaupt, von den Europäern später entdeckt worden. Zum indischen Archipel oder zu Asien rechnet man alle diejenigen Inseln, welche zwischen dem 113° und dem 150° O. L. und dem 19° N. B. und dem 11° S. B. im Süden und SO. Hinterindiens liegen. Wir werden sie der leichtern Uebersicht wegen in die 4 Gruppen, der Sunda-Inseln, der Molukken-, der Philippinen- und der Sulu-Inseln theilen. — Odoardo Barbosa, einer der Gefährten des unglücklichen Magelhaens, war der erste Europäer, welcher diese Inseln 1519 besuchte. Die Portugiesen und nach ihnen die Holländer errichteten dort zahlreiche Niederlassungen, allein der kleinliche Handelsneid der letzteren hatte Europa bis auf die neueste Zeit die genauere Kenntniß dieser Gegenden zu verheimlichen gewußt. Erst seitdem die Engländer sämmtliche holländische Besitzungen erobert und einige Jahre lang verwaltet, sind zuverlässige Charten und gute Werke darüber erschienen. Die 3 Wege, welche von Europa zu diesen Inseln führen, sind: die Straße von Malacca, zwischen Sumatra und der östlichen Halbinsel; die Sunda-Straße, zwischen Sumatra und Java, und die Bali-Str., zwischen Java und der Insel Bali; die zweite ist die gewöhnlichste; die letzte wird nur im Nothfalle benutzt, doch sind auch die beiden ersten, wegen der Strömungen und den vielen kleinen Inseln, nicht ganz ohne Gefahr.

a. Die Sunda-Inseln. Sie haben ihren Namen von der Straße Sunda, durch welche man zu ihnen gelangt, und sie umfassen die bei weitem größten und wichtigsten Inseln dieses Archipels: Sumatra, Java, Borneo, Celebes und viele kleinere.

Sumatra, bei den Eingebornen Andelo, erstreckt sich von N. W. nach S. O. vom 113° bis zum 124° O. L. und vom 5° 40′ N. B. bis zum 6° S. B. Ihr Flächeninhalt beträgt etwas über 6000 □M. Ein langes, schön bewaldetes Gebirge durchzieht sie in der ganzen Länge, und darunter erhebt sich der Ophir mit 13842 F. Höhe und mehrere nicht viel geringere Berge, auch verschiedene Vulkane. Dem Gebirge entströmen nach O. und W. eine große Menge Flüsse und Bäche, und das Klima, obgleich der Aequator die Insel in zwei beinahe gleiche Theile theilt, ist dennoch viel milder als in Bengalen. Nur einige Gegenden sind der Moräste wegen für den Europäer ungesund. Von den Producten, welche im Ganzen genommen die nemlichen sind, als die der beiden Halbinseln, bemerken wir nur die wichtigsten oder dieser Insel mehr eigenthümlichen. Es soll viele Goldgruben auf Sumatra geben, welche aber von den Eingebornen ungeschickt benutzt werden; ein Versuchbau der Holländer mußte der Sterblichkeit der Arbeiter wegen aufgegeben werden; außerdem finden sich Kupfer, Zinn, Zink und Schwefel. Unter den Pflanzen nimmt der Pfeffer den ersten Rang ein; neuerdings haben die Engländer mit gutem Erfolge auch Muskatennußbäume und Nelkenbäume gepflanzt. Die Insel liefert viel Kampher, welcher von mehreren Bäumen, von einigen durch freiwilliges Ausschwitzen, und das ist der beste, von andern durch Auskochen der Blätter, Zweige und Wurzeln gewonnen wird. Der Benzoe, Asa dulcis, ein weißes, wohlriechendes Harz, wird ebenfalls durch Einschneiden der Rinde eines Baumes gewonnen und zum Räuchern, zu Seifen- und Schminkwasser verwendet. Die Cassia ist die dem Zimmt oft täuschend ähnliche Rinde eines Baumes. Die größte aller bis jetzt bekannten Blumen ist die Rafflesia Titan, deren Blüthe 3 Fuß im Durchmesser hat. — Unter den Thieren findet man hier viele Affenarten, worunter auch die größten, der Ourang-Outang und der Gibbon. Ferner Elephanten, Tiger, Büffel, wilde Schweine und ein bis jetzt wenig bekanntes Thier von der Größe eines Hirsches, Babirussa oder Schweinehirsch genannt, weil es in seinem Bau, vorzüglich im Kopfe, viel Aehnlichkeit mit einem Schweine hat. Unter den Vögeln ist wohl der merkwürdigste die Salangane, eine Schwalbenart, welche in unendlicher Zahl an den schroffsten und unzugänglichsten Felsenklippen ihr Nest baut, welches sie wahrscheinlich aus dem Schleime mancher Seethiere, vorzüglich Mollusken, zusammensetzt. Diese Nester, von verschiedener Farbe, höchstens 3 Zoll weit und 1 Zoll tief, äußerst leicht und beinahe durchsichtig, werden von den Chinesen als Leckerbissen gekauft und machen daher einen bedeutenden Handelsartikel aus; sie werden unter großen Gefahren gesammelt, finden sich aber auf allen hinterindischen Inseln, auch auf den Andamanen und Nikobaren, vorzüglich auf der Insel Salanga, woher

vielleicht der Name des Vogels. — Die Bevölkerung, leicht 7—8 Millionen, besteht vorzüglich aus 2 verschiedenen Volksstämmen, den älteren ursprünglichen Bewohnern und den Malaien, welche später eingedrungen, aber jetzt bei weitem die Mehrzahl und die herrschende Volksmasse ausmachen. Zu den ursprünglichen Bewohnern rechnet man die Volksstämme der Battas, der Rejangs und der Lampuns. Die Battas, von hellerer Farbe als die Malaien, sollen ein freiheitliebendes Volk seyn, noch Heiden, und es scheint ausgemacht, daß die Rache sie oft antreibt, arme Kriegsgefangene die sich nicht lösen können, und Verbrecher, erst zu tödten und dann das Fleisch geröstet zu fressen. Sie bewohnen einen kleinen Theil der Westküste und die Gebirge. Die Rejangs und Lampuns hausen in der südlichen Hälfte der Insel, sie scheinen chinesischer Abkunft zu seyn, und haben die widrige Sitte, den Kindern die Nase und den Schädel platt zu drücken und die Ohren lang zu zerren. Die später eingewanderten Malaien bekennen sich seit 1400 zum Islam und hatten sonst mehrere mächtige Reiche auf der Insel, die indeß jetzt sehr herabgekommen und von den Holländern abhängig geworden sind. An Fremden halten sich außer den Europäern noch viel Chinesen und Javaner des Handels wegen hier auf.

Die Europäer kennen bis jetzt wenig mehr als die Küsten und selbst nur die westlichen, denn an der nordöstlichen hausen noch viele gefährliche Seeräuber. Unter den Staaten, welche von eingebornen Fürsten despotisch nach Malaien Weise beherrscht werden, sind die bekanntesten:

Der Staat Atschin, er nimmt die ganze nördliche Spitze der Insel ein, ist gut bevölkert, zeigt eine ziemlich vorgerückte Cultur und treibt bedeutenden Handel; doch ist er von seiner ehemaligen Größe sehr herabgekommen. Die Hauptstadt Atschin, an der Mündung eines Flusses, in einem Walde von Kokospalmen und andern Obstbäumen versteckt; sie soll an 8000 auf Pfählen stehende Häuser haben, und ihr Handel ist bedeutend. Andre Häfen und Seestädte sind Pedir an der Nordostküste, und Sinkel an der Westküste unter 2° N. B.

Der Staat Menangkabo, einst der mächtigste Staat der Insel, jetzt auf die Mitte derselben beschränkt und vom Meere abgeschnitten, doch wird der Regent noch immer von den übrigen eingebornen Fürsten als der erste und vornehmste betrachtet. Seine Residenz Pangaratschung, im Innern der Insel, wird von den Malaien wie ein zweites Mekka bewallfahrtet.

Der Staat Siak, an der Ostküste, der sich von dem vorigen unabhängig gemacht hat, macht die ganze Straße von Malacca durch Seeräuberei gefährlich.

Der Staat Indrapura, auf der Westseite der Insel; die Küste selbst ist von den Holländern besetzt, und der Fürst, einst mächtig, ist jetzt ein Vasall der Holländer.

Der Staat Palembang im südöstlichen Theile der Insel: Der Sultan ließ 1811 alle Holländer in seinem Staate ermorden, ward dafür von den Engländern vertrieben und sein Nachfolger mußte ihnen die Insel Banka abtreten; jetzt sind die Holländer im Besitz des Ganzen. Die Hauptstadt Palembang liegt 2 Meilen von der Mündung eines schiffbaren Flusses und soll an 20 — 30000 Einw. haben.

Andere kleinere Staaten übergehen wir.

Die Engländer waren eine Zeitlang Meister beinahe von der ganzen Westküste, haben aber diese, wie alle ihre Besitzungen und Ansprüche auf Sumatra, 1824 den Niederländern abgetreten. Die Hauptplätze auf dieser Küste sind:

Benkoolen (benkulen), unter 3° 50′ S. B. an der Mündung des gleichnamigen Flusses, mit dem starken Fort Marlborough und etwa 8000 Einw. Am nördlichen Ende der niederländischen Besitzungen liegt die treffliche Bai von Tapanuli, groß und tief genug, um ganze Flotten aufzunehmen; ein kleines Fort auf einem Eilande ist zu ihrem Schutze vorhanden.

Ferner Padang an der Westküste unter 1° S. B., sie gehörte ehemals zum Reiche Indrapura. — Es scheint als ob die Holländer jetzt gesonnen wären, sich mehr auf der Ostküste bei Palembang auszubreiten.

Von den vielen um Sumatra herum liegenden, zum Theil bedeutenden Inseln, die aber den Europäern wenig bekannt sind, führen wir nur die wichtigste: Banka an. Sie liegt an der Ostküste, zwischen dem 1° 50′ und dem 3° S. B., enthält etwa 158 □ M. und an 150,000 Einw. Ihre unerschöpflichen Zinngruben machen ihren Reichthum aus, sie werden meistens von Chinesen bearbeitet; das Erz liegt gewöhnlich kaum 25 Fuß unter der Dammerde und wird ohne Kunst gewonnen. Das meiste davon geht nach China. Der Hauptort ist Minto, an der Westküste, mit einem von den Engländern erbauten Fort. Die benachbarte Insel Billiton, östlich von der vorigen und ebenfalls den Holländern gehörig, ist sehr reich an Eisen.

Java, der Hauptsitz der holländischen Macht in Ostindien und die wichtigste aller dortigen Inseln, erstreckt sich von W. nach O. zwischen dem 122° 20′ und dem 132° 30′ O. L. und dem 6° und dem 9° S. B. Ihre Länge beträgt an 144 M., die Breite wechselt von 12 bis 50 M., der Flächeninhalt übersteigt 2300 □ M. mit beinahe 5 Millionen Einw. In ihrer physischen Beschaffenheit weicht Java sehr von den bisher beschriebenen indischen Ländern ab. Obgleich gebirgig, hat sie keine zusammenhängende Bergreihen, sondern viele einzelne Gruppen, worunter einige 30 Vul-

kane; die Berge erreichen eine Höhe von 7—8000 Fuß. Die ganze Südküste ist felsig, schroff und fast unzugänglich. Die Nordküste ist flach, sumpfig und bietet viele Häfen dar; allein hier verändert sich der Meeresboden sehr oft durch Korallenbau, Anschlämmungen und vulkanische Wirkungen. Alle Flüsse ergießen sich an der Nordküste. Nur diese verdient den Ruf der Ungesundheit, in welchem Java steht, so daß man es wohl ein Paradies für Unsterbliche und das Grab der Europäer genannt hat. Allerdings ist hier die Sterblichkeit besonders unter den Fremden sehr groß, fast die Hälfte aller Ankömmlinge findet hier bald den Tod; allein die Unvernunft der Holländer, welche nichts gethan, um die Moräste abzuleiten und die Wälder zu lichten; die überall sumpfige Kanäle wie in ihrer Heimath anlegten und in Speisen und Kleidung die Sitten des Vaterlandes eigensinnig beibehielten, hat wohl mehr, als das Klima selbst, zu dieser Sterblichkeit beigetragen. Die Hitze ist nur an der Nordküste bedeutend und doch noch lange nicht so gewaltig, als in mehreren Gegenden der beiden Halbinseln; im Innern ist das Klima sehr angenehm und gesund. Die Insel hat keine Metalle, dagegen zeigt sich hier die Fruchtbarkeit vulkanischer Länder, wie kaum sonst wo auf Erden. Die Hauptproducte bestehen in Reiß, Kaffee, Zucker, Pfeffer, Indigo und den bekannten eßbaren Vogelnestern. Alle Früchte Indiens gedeihen hier vortrefflich, so daß auch der Aermste, unter dem drückendsten Verhältniß, sich leicht die Bedürfnisse des Lebens verschafft. Von den vielen zum Theil noch wenig bekannten trefflichen Baumarten der Insel erwähnen wir nur des übel berüchtigten Giftbaums, Boan Upas, oder eigentlich Antjar, Antiaris toxicaria. Die frühere Meinung, daß er weit umher alle Pflanzen und Thiere tödte, daß man sich ihm nicht ohne Lebensgefahr nähern dürfe, ist längst als Mährchen erkannt. Nur der Saft des Baumes, den man durch Einschnitte in die Rinde gewinnt, ist gefährlich, doch wird er zum Vergiften der Waffen nur in Verbindung mit noch andern Pflanzensäften gebraucht, woraus die Malaien ein Geheimniß machen; auch giebt es hier noch mehrere ähnliche Giftpflanzen. — Man findet hier keine Elephanten und Rhinocerosse, wohl aber viele Hirscharten und einen kleinern schwarzen Tiger. In den Gewässern findet man Krokodile, aber kleiner als die des festen Landes; sehr viele Schlangen machen die Wälder gefährlich. Die weißen Ameisen, welche nicht allein Lebensmittel, Bücher, Kleider und Meubles vernichten, sondern auch das Holzwerk der Häuser zerstören, sind sehr häufig.

Die eigentlichen Bewohner der Insel, die Javaner, scheinen mit den Hindus verwandt, sie sind ein schwaches, träges und furchtsames Volk, welches nur die äußerste Unterdrückung zuweilen zu einzelnen Thaten der Verzweiflung gebracht hat. Lange vor der Ankunft der Europäer soll es auf der Insel nur ein einziges großes

Reich gegeben haben, für dessen bedeutende Cultur sehr viele herrliche Ruinen sprechen, welche die Neugier der Engländer in den Wäldern und Gebirgen entdeckt hat. Die Holländer hatten sich nie darum bekümmert. An einem Orte, Pranbanam, finden sich auf einem Umfange von etwa 2 Meilen eine große Menge schöner Tempelruinen, alle von sauber bearbeitetem Granit, mit Basreliefs und vielen Statuen, welche sämmtlich auf die Religion der Hindus deuten. Solche Ruinen finden sich nach an mehreren Orten, wie zu Borobodo und Singasari. Das gegenwärtige Geschlecht vermag kaum die Palläste seiner Fürsten von Backsteinen aufzuführen. Auch die Sprache verräth den hindustanischen Ursprung; die an der Küste gesprochene Sundasprache ist mit malaiischen Wörtern vermischt, aber die im Innern gesprochene und noch mehr die heilige Sprache Kawi soll ganz mit dem Sanskrit übereinstimmen, und in dieser besitzen sie viele alte Gedichte. Erst seit 1406 bekennen sich die Javaner zum Islam, haben aber eine Menge heidnischer Gebräuche und Ansichten beibehalten, auch rechnen sie nicht nach der Hedschra, sondern seit dem Jahre 73 nach Christo. Die Polygamie ist herrschend, und die Fürsten werden nur von Weibern bedient und bewacht. Die Lust an Hazardspielen, besonders an Hahnengefechten, ist hier wie auf Sumatra sehr gewöhnlich.

Die Malaien gehören hier nur zu den Fremden und sind meistens arm. Die Chinesen sind überaus zahlreich, höchst fleißig, aber auch höchst habsüchtig; sie sind die Juden dieser Gegend und daher bei den Javanern sehr verhaßt. Die eigentlichen Holländer sind wenig zahlreich, ihre meisten Beamten und Soldaten bestanden aus Deutschen, dem Auswurf beider Nationen, überdies giebt es sehr viel Mischlinge von europäischer Abstammung. Die holländische Verwaltung, einzig auf unmittelbaren Gewinn bedacht, war die drückendste und ungerechteste von allen europäischen in diesen Gegenden. Seitdem die Engländer die Insel 1811 in Besitz genommen, ist sie erst einigermaßen bekannt geworden, und der Zustand des Landes und der Unterthanen hat sich bedeutend gebessert; doch ist diese wichtige Besitzung jetzt den Holländern zurückgegeben.

Als die Holländer zuerst 1594 hier landeten, gab es vier unabhängige Reiche auf Java, nemlich Bantam, Jacatra, Tscheribon und Mataram; die drei ersten sind nach und nach von den Holländern unterjocht worden; nur das letzte, jetzt getheilte, besteht noch. Sonach müssen wir zuerst betrachten:

Die holländischen Besitzungen. Sie nehmen den westlichen Theil der Insel und die ganze Nordküste ein und sollen an 3 Millionen Einw. enthalten.

Die älteste Niederlassung der Holländer, Bantam, an der Nordküste, ist jetzt nur noch ein Haufen Ruinen; der Ort mußte wegen seiner Ungesundheit verlassen werden. Dafür bauten sich

die Holländer 1619 weiter östlich an der Nordküste zu Batavia unter 6° 12′ S. B. 123° 30′ O. L. an. Diese Hauptstadt aller niederländischen Besitzungen in Indien liegt in einer tiefen, vom Jacatra und einigen Bächen durchschnittenen Ebene, ihr Hafen und ihre Rhede sind zwar gut, aber der Eingang ist durch Sandbänke sehr erschwert. Eine in N. O. liegende Citadelle vertheidigt den Hafen. Die Stadt wird von mehreren mit Bäumen beschatteten Kanälen durchschnitten, und eben diese wie die sumpfige Umgebung überhaupt machen die Luft für die Europäer so verderblich, daß die Stadt in der neuern Zeit fast ganz verlassen ist. Der Generalgouverneur, alle Behörden, alle Kaufleute wohnen in den einige Meilen landeinwärts in einer gesunden und reizenden Gegend gelegenen sogenannten Vorstädten: Ryswyk, Molenvliet, Noordwyk und Weltevreden, und kommen nur zu ihren Geschäften in die Stadt. Von den ehemaligen 160,000 Einw. waren 1815 nur noch 47000, ein Gemisch von Javanern, Chinesen, wenigen Europäern und an 14000 Sklaven, in der Stadt, deren Kanäle, Festungswerke, Kirchen und Häuser immer mehr verfallen. Man ist der Meinung, daß der Aufenthalt in Batavia erst seit dem Erdbeben von 1699 so höchst ungesund geworden, seit der Zeit soll es immer schwieriger geworden seyn, die früher hellen Kanäle rein zu erhalten. Das Stadthaus und das Haus des Gouverneurs sind die einzigen bedeutenden Gebäude. In einer Vorstadt wohnen an 12000 Chinesen. Die ganze Umgegend in einer Entfernung von 10 Meilen ist mit Landhäusern bedeckt. — Zehn Meilen südlich von Batavia, in einer reizenden, höchst gesunden, an 3000 F. hohen Berggegend, liegt der Ort Buitenzorg (beutensorg) mit einem Sommerpallast des Gouverneurs und einem trefflichen botanischen Garten. — Tscheribon, unter 126° O. L., eine Seestadt mit einer Rhede und etwa 10000 Einwohnern. — Samarang, unter 128° 12′ O. L., die zweite Handelsstadt der Insel, an der Mündung des gleichnamigen Flusses, in einer gesunden Gegend. Sie ist etwas befestigt, hat einen mittelmäßigen Hafen und 30000 Einw., aber sehr bedeutenden Handel. — Surubaja, unter 130° 30′ O. L., jetzt die blühendste Stadt der Insel, sie hat einen vortrefflichen Hafen, mehrere schöne Kirchen und Gebäude, und liegt in einer sehr gesunden Gegend. Sie soll schon über 80000 Einw. zählen.

Die eingebornen Fürsten besitzen noch den ganzen südlichen und östlichen Theil der Insel. Dieser machte bis um die Mitte des 18ten Jahrhunderts das große Reich Mataram aus, welches die Holländer bei einem entstandenen Streit um die Thronfolge in zwei gleiche Theile unter die beiden Bewerber theilten. Der Beherrscher des westlichen Theils behielt den Titel Susunan oder Kaiser; der des östlichen ward Sultan genannt. Beide Reiche werden völlig despotisch regiert, stehen aber unter genauer Auf-

sicht der Holländer, welche sogar kleine Citadellen in der Nähe der Residenzen unterhalten. Die Residenz des Susunan ist Surukarta, unter 7° 18′ S. B. 128° 30′ O. L.; sie liegt in der Mitte des Landes am Flusse Solo und soll über 100,000 Einw. haben. — Der Sultan residirt in Dschukschukarta, unter 127° 54′ O. L., 2 Meilen von der Südküste; auch diese soll über 90000 Einw. haben. Einer der Palläste des Sultans liegt mitten in einem tiefen See und hat keinen andern Zugang, als einen unterirdischen Weg. — Mehrere Inseln bei Java verdienen noch genannt zu werden.

Die Insel Madura, von der Nordostküste von Java nur durch eine an einer Stelle sehr schmalen Straße getrennt. Sie hat 75 □ M. und über 200,000 Einw., welche für tapfer und für geschickte Seeleute gelten. Die Insel ist äußerst fruchtbar und steht unter zwei eingebornen Sultanen; die Holländer besitzen einen District in der Mitte der Insel, dessen Hauptstadt Pamakassang an der Südküste ist.

Ferner die sogenannten kleinen Sunda-Inseln, welche sich in einer Reihe östlich von Java erstrecken. Die wichtigsten sind:

Die Insel Bali, gleich östlich von Java, etwa 94 □ M. groß. Sie, wie alle ihre Nachbaren, sind vulkanisch. Bali ist sehr fruchtbar, die Einwohner betriebsam. Die kleinen Pferde dieser Insel werden sehr geschätzt. Die Einwohner, deren Zahl eine Million betragen mag, sollen malaiischen Ursprungs und kräftiger und tapferer als ihre Nachbaren seyn; ihre Religion ist die der Hindus; auch sind sie in vier Kasten getheilt. Die ganze Insel steht unter sieben unabhängigen Rajas.

Die Insel Lombok, östlich von Bali, 70 □ M. groß. Sie ist von so starken Brandungen umgeben, daß sie nur selten von Europäern besucht wird. Man weiß nicht einmal, ob die Einwohner Muselmänner oder Bramanen sind. Die Insel enthält einen wohl 8000 F. hohen Vulkan, doch soll sie vortrefflich angebaut seyn, und hat ihren eignen Raja.

Die Insel Sumbawa, östlich von Lombok und 370 □ M. groß. Am bekanntesten ist diese Insel durch ihren Vulkan Tomboro, welcher nach einem furchtbaren Ausbruch am 10ten April 1815 in sich zusammenstürzte und jetzt nur noch eine Hochebene bildet; außer diesem giebt es noch mehrere Vulkane auf dieser und den benachbarten Inseln. Man weiß übrigens nur, daß die Insel gute Häfen, einen äußerst fruchtbaren Boden hat, und unter sechs kleine Staaten vertheilt ist.

Die Insel Flores, östlich von Sumbawa, mag einen Flächeninhalt von 422 □ M. haben. Sie gehört zu den unbekanntesten dieser Inselreihe, doch soll es auf der Ostküste viele Christen geben, welche von den Portugiesen abzustammen behaupten.

Die übrigen Inseln dieser Reihe müssen hier übergangen werden. Wir erwähnen nur noch der unter 7° 50′ bis 10° 20′ S. B., 139° 30′ bis 145° O. L. gelegenen

Insel Timor. Sie ist von mehreren Bergreihen bedeckt, die sich zum Theil unter dem Meere fortsetzen und die Annäherung für die Schiffe gefährlich machen. Die Süd- und Westküste ist von Malaien besetzt; im Innern hausen noch einige wenig bekannte halbwilde Stämme; auf der Nordküste leben viele sogenannte Portugiesen, Abkömmlinge und Mischlinge von Europäern. Die Holländer haben einen Residenten in dem kleinen, an einer schönen und und tiefen Bai gelegenen Orte Cupang, wobei das Fort Concordia liegt. Die Portugiesen haben einen Gouverneur zu Dilly auf der Nordküste. Die Malaien stehen unter mehreren kleinen Rajas.

Die dritte große Sunda-Insel ist

Borneo, eine der größten Inseln der alten Welt, welche sich vom 126° bis 137° O. L. und vom 4° S. B., bis zum 7° N. B. erstreckt, und einen Flächeninhalt von beinahe 10000 □ M. enthält. Sie gehört zu den unbekanntesten Ländern der Welt, noch nie hat ein Europäer ihr Inneres betreten. Die Küsten sind alle flach, sumpfig und daher ungesund, das Innere scheint mit Berg und Wald angefüllt; jetzt befinden sich keine Vulkane mehr in Thätigkeit. Von den Producten, welche im Ganzen die nemlichen sind wie auf den übrigen Sunda-Inseln, nennen wir nur die wichtigsten. Vor allen das Gold, welches vorzüglich an der Westküste häufig gefunden und von einer zahlreichen hier angesiedelten Colonie von Chinesen gebaut wird. Der Pfeffer. Die Diamanten, vorzüglich auf der West- und Südküste. Kampher von vorzüglicher Güte. — An den Küsten wohnen vorzüglich Malaien, welche als die gebildetsten Bewohner der Insel das herrschende Volk ausmachen und verschiedene Reiche gegründet haben. Die Bewohner des Innern werden zwar sehr verschieden benannt, scheinen aber nur Stämme eines einzigen Volks, der Dayaks, zu seyn; Andre nennen sie Biadschos und Haraforas. Sie sind von lichter Farbe, stark und wohlgebaut, stehen aber auf einer sehr niedrigen Stufe der Cultur, leben in beständigen Fehden, schmücken ihre Wohnungen mit den Köpfen erschlagener Feinde, und sind höchst wahrscheinlich auch Anthropophagen. Sie bedienen sich vergifteter Waffen, vorzüglich kleiner Pfeile oder Bolzen, die sie aus Blasröhren schießen. In den unzugänglichsten Wäldern und Gebirgen hauset noch in voller Wildheit und in geringer Zahl der Volksstamm der Papuas oder Negrillos; sie sind klein, höchstens 5 F. hoch, von rußschwarzer Farbe, Nase und Unterkiefer treten hervor, das Haar ist wollig, das Auge roth; sie sind aber viel schwächer als die afrikanischen Neger. Wahrscheinlich sind sie das Urvolk auf dieser und auf

mehreren benachbarten Inseln, auf welchen man indeß nur noch wenige findet. Ueberhaupt ist die Bevölkerung Borneo's sehr gering. Von Chinesen halten sich hier immer leicht an 200,000 auf, um sich durch Goldgräberei und den Pfefferbau und Handel zu bereichern.

Die Malaien haben hier mehrere Reiche gegründet, von welchen die bekanntesten sind: das von Banjermassing, an der Südküste, mit der Stadt gleiches Namens an einem mächtigen eben so benannten Strome. Die Holländer haben daneben das Fort Tatis gegründet, und sind im Besitz des ganzen Handels. Das Reich Sukadana, mit der gleichnamigen Hauptstadt, liegt an der Südwestküste und treibt bedeutenden Handel mit Opium. Das Reich Sambas an der Westküste enthält die wichtigsten Goldgruben; hier haben die Holländer das Fort von Pontianak. Das Reich Borneo, einst das mächtigste auf der Nordostküste, mit einer gleichnamigen Hauptstadt, wo ehemals die Engländer eine Niederlassung hatten. Sie liegt zwischen so vielen Kanälen eines großen Flusses, daß die meisten Häuser über dem Wasser auf Pfählen stehen, viele sind auch auf Flössen gebaut; das Wasser wimmelt von Krokodilen. Die ganze Nordostküste der Insel, die am besten angebaut ist, steht jetzt unter der Herrschaft des Sultans von Sulu, einer in Osten von Borneo gelegenen kleinen Insel. Das Innere ist vielleicht in mehr als 100 kleine Staaten unter eignen Rajas vertheilt.

Die letzte der großen Sunda-Inseln ist Celebes, östlich von Borneo, von welcher sie durch die Straße von Macassar getrennt wird. Sie erstreckt sich vom 137° bis zum 143° O. L., und vom 2° N. B. bis zum 5° 15′ S. B., und mag an 2500 □ M. enthalten. Sie hat eine höchst zerrissene Gestalt und besteht eigentlich aus vier Halbinseln, welche auf der östlichen Seite drei große Meerbusen umfassen und nur in der Mitte des Landes zusammenhängen. Gebirgsketten bilden das Gerippe dieser Halbinseln; unter den Bergen befinden sich im nordöstlichen Theile der Insel mehrere Vulkane. Sie hat das Klima und die Producte der benachbarten Inseln. Die Einwohner, an 3 Millionen, bestehen vorzüglich aus Malaien von verschiedenen Stämmen, worunter die Macassaren auf der südlichen Halbinsel und die Buggisen weiter nördlich und im größten Theile des Landes die wichtigsten sind. Im Innern hausen noch einige den Dayaks auf Borneo ähnliche Stämme, vielleicht auch noch Papuas. Die Malaien sind stark, die Weiber gelten für Schönheiten. Die Macassaren werden für die tapfersten, aber auch rachsüchtigsten aller Malaien gehalten, daher sie häufig zu Leibwachen der kleinen Sultane und Rajas anderer Länder gewählt werden. Uebrigens sind sie treu, mäßig und sehr fleißig, vorzüglich gute Seefahrer.

Die Malaien sind fanatische Muselmänner. Sie sollen auch eine eigne Literatur und besonders schöne Romanzen und Lieder besitzen. Sie stehen unter vielen kleinen Rajas, welche aus gewissen Familien, die unter sich das Wahlrecht üben, gewählt werden. Der Despotismus ist also hier durch Aristokratie gemildert. Die Holländer haben zwar einen großen Einfluß auf diese kleinen Fürsten und haben sich den Alleinhandel der ganzen Insel vorbehalten, aber ihr eigentliches Gebiet ist sehr unbedeutend. Da die Insel in unendlich viele kleine Sultanieen und Rajaschaften zerfällt, die man kaum dem Namen nach kennt, so begnügen wir uns die durch den Handel bekannt gewordenen Plätze zu erwähnen. Macassar, auf der Westküste der südlichen Halbinsel, einst die Hauptstadt eines mächtigen Reiches; seit 1668 gehört sie den Holländern, welche noch das Fort Rotterdam anlegten. Sie hat einen guten Hafen, bedeutenden Handel und über 10000 Einw. An der Ostküste der südlichen Halbinsel liegt Boni, die Hauptstadt eines mächtigen Sultans der Bugisen. Manado oder Menado, auf der Spitze der nordöstlichen Halbinsel, gehört mit ihrem Gebiete den Holländern, und ist, obgleich an sich ein unbedeutender Ort, durch die Goldgruben wichtig, welche sich in der Gegend befinden. — Celebes ist vorzüglich im S. und O. von einer unendlichen Zahl kleinerer Inseln und Eilande umgeben.

b) Die Molukken-, oder Gewürz-Inseln. Sie bilden eine zahlreiche Gruppe im O. von Celebes, zwischen 145° und 152° O. L. und 4° N. B. und 8° S. B., und zerfallen wiederum in 3 Gruppen, wovon die südlichste die Banda-Inseln umfaßt. Die Portugiesen waren auch hier die ersten, welche 1512 sich niederließen, sie wurden 1599 von den Holländern verdrängt, welche, nach langem hartnäckigem Widerstande der Eingebornen, sich bis 1621 aller dieser Inseln bemeisterten; auf den meisten wurden die Einwohner gänzlich ausgerottet. Sie gehören zu den ungesundesten aller indischen Inseln, daher auch Verbrecher oft hierher verwiesen wurden, und die holländischen Besatzungen und selbst die Beamten zu dem Auswurf aller Nationen gehörten. Von jeher war hier das Vaterland des Muskatennußbaumes, dessen Cultur den einzigen Werth dieser Inseln ausmacht; denn nach Ausrottung der Eingebornen fehlte es an den ersten Lebensbedürfnissen, die von den kleineren Sunda-Inseln herbeigeschafft werden müssen. Die Holländer vertheilten nun den Boden in kleinen Loosen oder Perken oder Parks an Europäer zum Anbau der Muskatennuß, und obgleich die Perkeniers nur an die ostindische Compagnie verkaufen durften und nur 1 Stüber für das Pfd Nüsse erhielten, welches die Compagnie zu 2 Gulden 18 Stb. wieder verkaufte, so wurden sie doch reich dabei. Auf allen kleinen umherliegenden Inseln dieser Gruppe unterhielten

die Holländer kleine Besatzungen, oft nur 2 — 3 Mann, vorzüglich um jeden etwa wild aufwachsenden Muskatenbaum zu zerstören. Nur auf Banda, Neira, Gunong-Api und Ay war der Anbau erlaubt. Der Baum erreicht eine Höhe von 40 — 50 F., trägt Jahr aus Jahr ein und wird über 70 Jahr alt. Als Gewürz werden die Blüthen, die Schalen und die Nuß benutzt. Nur hier erlangt er seine größte Vollkommenheit; wild war er sonst wenigstens auf vielen Inseln dieser Meere bis nach Neu-Seeland verbreitet.

Die größte dieser Inseln, Banda, ist auch die ungesundeste, deshalb ist der Sitz der holländischen Regierung auf dem Eilande Neira, wo die Forts Nassau und Belgica, welche eine sehr sichere Rhede haben. Es fehlt gänzlich an Trinkwasser und das Klima ist ungesund. Ganz dicht östlich neben ihr liegt das Eiland Gunong-Api, dessen Vulkan beinahe beständig in Thätigkeit ist. Nur Sklaven besorgen hier den Bau der Muskatennüsse. Ay, im N. W. von Neira, ist die gesundeste und reizendste dieser Inseln, aber sie hat keinen guten Landungsplatz. Alle übrige Inseln dieser Gruppe, worunter sich doch ganz ansehnliche befinden, wie Timorlaut, sind den Europäern wenig bekannt. Die Aru-Inseln, östlich von den südlichen Banda-Inseln, werden von Einigen zu diesen gerechnet, von Andern zu Australien. Sie zerfallen in 2 parallele Reihen, eine östliche und eine westliche, und sind von Haraforen, den Papuas verwandt, und Malaien bewohnt: nur auf den westlichen Inseln haben die Holländer einige Factoreien, und ein Theil der Einwohner hat sich zum Christenthum bekannt.

Die Amboina-Gruppe, nordwestlich von der vorigen. Sie besteht aus 3 größeren und 8 kleineren Inseln, und wie die Banda-Inseln ausschließlich für den Muskatennußbaum, so war die einzige Insel Amboina für den Nelken- oder Gewürznägeleinbaum bestimmt. Dieser Baum gleicht einem Lorbeerbaume, wird aber kaum 10 F. hoch. Die Blüthe wird vor ihrer gänzlichen Entwickelung gepflückt und am Feuer gedörrt: ein Baum giebt 5 — 7 Pfd Nelken; die Frucht selbst Mutternelken genannt, ist bey weitem weniger gewürzhaft. Die Insel Amboina selbst gilt für die gesundeste dieser Gegenden, auch hat sie treffliches Quellwasser. Sie wird durch einen von S. W. eindringenden Meerbusen, der zugleich ihre Rhede bildet, in zwei Halbinseln getheilt. Sie ist die älteste holländische Besitzung in Indien. Amboina ward 1511 von den Portugiesen entdeckt, welche 1605 von den Holländern vertrieben wurden. Die Stadt Ambon, mit dem Fort Victoria, ist zwar gut und regelmäßig gebaut, hat aber sehr oft durch Erdbeben gelitten. Sie hat etwa 7000 Einw. Auch von den Eingebornen bekennt sich etwa die Hälfte zum Christenthum. — Die übrigen Inseln, worun-

ter **Ceram** die größte, wurden von den Holländern nur deßhalb besetzt, zum Theil auch nur jährlich besucht, um die etwa zufällig wachsenden Nelkenbäume zu zerstören.

Die eigentlichen Molukken, die nördlichsten dieser ganzen Gruppe. Sie wurden 1511 von den Portugiesen entdeckt; seit 1605 und 1607 siedelten sich die Holländer an, welche seitdem mit großen Kosten die Herrschaft über diese Inseln behaupten, die ihnen zu nichts nützen, seitdem sie alle Gewürzbäume daselbst vertilgt und nach Amboina und Banda verpflanzt haben. Die ursprünglichen Bewohner sind die nemlichen als die auf Borneo, sind aber jetzt auf den kleineren Inseln vertilgt und nur noch in geringer Zahl auf den größeren vorhanden. Die Hauptmasse der Küstenbewohner sind auch hier muhammedanische Malaien. Die größte dieser Inseln, **Dschilolo**, hat eine auffallende Aehnlichkeit in der Gestalt mit Celebes; sie wird nur von Holländern besucht, die indeß hier nicht ansässig sind, und von eingebornen Rajas beherrscht. **Ternate**, ein Eiland im W. der vorigen, ist der Sitz des holländischen Gouverneurs, welcher mitten in der Hauptstadt Ternate im **Fort Oranien** residirt. Die Insel hat übrigens ihren eignen von den Holländern abhängigen Sultan, dessen Herrschaft sich über einen Theil von Dschilolo und selbst von Celebes ausbreitet. Im S. von Ternate liegt das Eiland **Tidor**, dessen Sultan sonst sehr mächtig, jetzt ganz von den Holländern abhängt. Die übrigen Inseln dieser Gruppe, wenn auch von Holland abhängig, sind fast ganz unbekannt.

c) **Die Philippinen**, die nordöstlichste der Inselgruppen, welche noch zu Asien gerechnet werden. Sie besteht aus 10 — 12 größeren und mehreren Tausenden von kleinen Inseln und Eilanden, welche zwischen dem 137° und dem 144° O. L. und dem 5° und 20° N. B. sich ausdehnen. Sie wurden zuerst von dem Weltumsegler Magelhaens 1521 entdeckt, welcher hier auf der kleinen Insel Matan im Kampfe mit den Eingebornen seinen Tod fand. Sie erhielten nun von den Spaniern 1542 den Namen, den sie noch führen, und wurden 1571 in Besitz genommen; doch ist diese Eroberung sehr unvollständig geblieben, indem selbst auf der Hauptinsel Luson noch die ganze Ostküste von freien Eingebornen bewohnt wird. Nur einmal, 1762, wurden die Spanier von den Engländern beunruhigt, welche die Hauptstadt Manila eroberten, sie aber 1764 den Spaniern im Frieden zurückgaben. Diese Inseln sind äußerst fruchtbar, sie haben fast alle vulkanischen Boden, auf der Hauptinsel allein zählt man 10 Vulkane, wovon der **Mayon** auf der südöstlichen Halbinsel **Camarines**, 1814 durch einen von entsetzlichen Verwüstungen begleiteten Ausbruch der bekannteste ist. Das Klima ist schön, aber äußerst feucht; und alles verheerende Orkane nicht selten; den Europäern ist die Luft nicht sonderlich zuträglich, besonders bei der trägen

Lebensweise, die sie führen. Sie haben nächst Java die größte Fülle und Mannigfaltigkeit ostindischer Producte, allein der Anbau ist gänzlich vernachlässigt; selbst das Gold, daß sich in Menge findet, wird nur äußerst nachlässig aufgesucht. Die Einwohner, deren Zahl höchstens auf 3 bis 4 Millionen sich beläuft, bestehen aus zwei verschiedenen Völkerschaften; die ursprünglichen, jetzt in die Gebirge und Wälder zurückgedrängten Bewohner waren Papuas, hier Aëtas genannt, welche nur von Jagd und Fischfang leben und zum Theil nicht einmal Hütten haben, sondern auf Bäumen hausen. Weit zahlreicher und schon vor der Ankunft der Spanier im Besitz des Landes und bürgerlicher Einrichtungen sind die Tagaler oder Bissayer, malaiischen Ursprungs, wovon sich viele jetzt zum Christenthum bekennen. Die Spanier mit allen Mischlingen betragen höchstens 4000 Seelen, an Chinesen aber sind wohl 60 — 70000 vorhanden. Ein Generalcapitän, der gewöhnlich auf 6 Jahre ernannt wird, regiert im Namen des Königs von Spanien; an der Spitze der einzelnen Provinzen stehen Alcalden. Die Geistlichkeit, besonders die Mönche, sind außerordentlich reich, und der Cultus wird mit der höchsten Pracht vollzogen. Die unabhängigen Bewohner der Inseln sind noch Heiden und stehen unter eingebornen Fürsten.

Die Hauptinsel Manila oder Luzong, auch Neu-Castilien, ist die größte und nördlichste von allen und der Hauptsitz der spanischen Macht, die sich über die ganze West-, Nord- und Südküste verbreitet. Im Innern hausen Papuas und an der Ostküste sind unabhängige Malaien-Staaten. Die spanischen Besitzungen sind in 15 Provinzen getheilt. Die Hauptstadt Manila, unter 14° 36′ N. B. an der Mündung des Flusses Passig und an der schönen Bai die ihren Namen führt, besteht aus der eigentlichen Stadt, worin nur Europäer und Mestizen wohnen dürfen, und acht großen Vorstädten. Die Stadt selbst hat viel schöne Kirchen, Klöster und öffentliche Gebäude, ist gut gepflastert und sogar des Nachts erleuchtet, hat aber nur etwa 11000 Einw., die Vorstädte dagegen vielleicht über 140,000 Einw. Außerdem ist noch eine Citadelle vorhanden. Der Handel ist bedeutend, könnte es aber unendlich mehr seyn, wenn die Spanier betriebsamer wären. Es herrscht hier viel äußerer Prunk und Schein des Reichthums, aber das gesellige Leben ist überaus einförmig und steif. Der eigentliche Hafen der Stadt ist Cavite auf einer Landspitze in der Bai, wo die größten Schiffe Sicherheit finden.

Die übrigen südlich von Manila belegenen Inseln werden sämmtlich unter dem Namen Bissayer begriffen. Nur auf einigen derselben, wie Samar, Leyte, Bohol, Panay, Mindoro, haben die Spanier einen Theil der Küsten im Besitz, und die ihnen unterworfenen Malaien sind Christen, größtentheils aber

oder sind die Einwohner muhammedanische Malaien, die eigne Fürsten haben. Alle diese Inseln sind wenig bevölkert und leiden sehr von den Seeräubereien der Bewohner von Magindanao.

Die Insel Magindanao, oder Mindanao, die südlichste der Gruppe, wird häufig nicht zu den Philippinen gerechnet, obwohl sie augenscheinlich ihrer Lage nach dazu gehört. Auch diese große und schöne Insel ist noch so gut wie ganz unbekannt. Sie ist höchst fruchtbar, leidet aber wie die übrigen häufig an Erdbeben und hat mehrere Vulkane. Die Bewohner der Küsten gehören zu den Malaien und haben sich als Seeräuber furchtbar gemacht; ihre Raubzüge sind meistens gegen die nördlichen Philippinen und hauptsächlich darauf gerichtet, Dörfer zu überfallen und die Bewohner als Sklaven fortzuschleppen. Im Innern wohnen wilde Stämme, wie auf Borneo, unter denen es höchst wahrscheinlich Anthropophagen giebt. Die meisten dieser Völker bekennen sich zum Islam. Die Hauptstadt Magindanao, oder vielmehr das daneben liegende Selangam, an der Westküste, ist die Residenz eines mächtigen Sultan, doch soll sie nicht über 200 Häuser haben, die auf Pfählen stehen. Die Besitzungen der Spanier sind an verschiedenen Punkten der Nordküste zerstreut. Der Hauptort ist Samboangam, Stadt und Festung mit etwa 1000 Einw., die aber von ihren räuberischen Nachbarn sehr beunruhigt werden; auch wird dieser Ort als Strafort für Verbrecher benutzt.

d) Die Sulu-Inseln, eine kleine Inselreihe, welche sich von der N. O. Küste von Borneo zur S. W. Küste von Mindanao zieht, zwischen 5° und 6° 50′ N. B. und 136° — 140° O. L. Sie sind höchst fruchtbar und gesund; unter den Producten nehmen die eßbaren Vogelnester, welche vorzüglich hier gefunden werden und die Perlen einen bedeutenden Rang ein. Die Einwohner, an 150,000, sind Malaien, vom Stamme der Bissayer, Muhammedaner und die gefährlichsten Seeräuber dieser Meere. Dem Sultan von Sulu, welcher auf der gleichnamigen Insel, in der Stadt Bewan residirt, gehört noch die südwestliche Hälfte der großen aber fast ganz unbekannten Insel Paragoa oder Palawan, die sich von Borneo in nordöstlicher Richtung, 45 M. lang, nach Mindoro zu erstreckt, so wie auch der nordöstlichste Theil der Insel Borneo.

VII. Das Chinesische Reich.

Wenn man sowohl die mittelbar als die unmittelbar den Chinesen unterworfenen Länder zusammenrechnet, so erreicht das chinesische Reich beinahe den Umfang des russischen, übertrifft aber dieses unendlich an Bevölkerung. Es umfaßt den größten Theil des mittlern und des östlichen Asiens, und wird nördlich vom russischen Asien, westlich von der freien Tatarei und Afghanistan, südwestlich und südlich von den beiden indischen Halbinseln, östlich und südöstlich aber vom Ocean begränzt. Der Flächeninhalt des Ganzen beträgt an 248,000 □ M. mit vielleicht 200 und einigen dreißig Millionen Einwohnern. Es umfaßt also etwa ¹/₃ von ganz Asien, aber mehr als die Hälfte aller Einwohner Asiens; beinahe 100,000 □ M. mehr als ganz Europa und an 50 Millionen Einwohner mehr als dieses. Indeß ist auch hier, wie in Rußland, die eigentliche Kraft des Ganzen in einem verhältnißmäßig geringern Theile concentrirt, im eigentlichen China, welchem die großen nördlich von seinen Gränzen gelegenen Länder nur als Außenwerke zu seinem Schutze dienen. Wir werden zur leichtern Uebersicht das Ganze in 3 Theilen betrachten: a) das eigentliche China, b) die große Tatarei, c) die unter chinesischem Schutze stehenden Länder.

A. Das eigentliche China.

Es macht den südöstlichen Theil des ganzen Reiches aus und erstreckt sich vom 20° bis zum 41° N. B., so wie vom 114° bis zum 141° O. L. Die Gränzen sind im N. die große Tatarei, im W. eben diese, Tibet und das Reich der Birmanen, im S. das Reich Anam; östlich und südlich wird China vom Ocean umgeben, welcher hier im Ganzen das chinesische Meer heißt, nördlich aber zwischen China und Korea einen großen Meerbusen, Whan-Hai, das gelbe Meer, mit dem in seinem nordwestlichen Theile befindlichen kleinern Busen, Po-Hai oder von Petscheli, bildet; am südwestlichen Theile der chinesischen Küste liegt der Meerbusen von Tunkin. Das chinesiche Meer ist wegen der auf demselben häufiger und gewaltiger als sonst wo wüthenden Typhons den Seefahrern gefährlich; das gelbe Meer ist es nicht minder durch seine vielen Untiefen; es scheint, daß der Schlamm der großen Flüsse, welche in diesen Busen münden und seinem Wasser eine trübe Farbe mittheilen, auch den Meeresboden nach und nach erhöhen. — Der Umfang des eigentlichen China mag über

60000 □ M. betragen. Ueber die Zahl der Einwohner herrschen sehr verschiedene Ansichten; Einige nehmen nur 150, Andre über 330 Millionen an, so daß die Zahl von 200 Millionen wohl der Wahrheit am nächsten kommen möchte, welches über 3000 Einw. auf die □ M. giebt: eine Bevölkerung, welche für ein so altes, hoch civilisirtes, im Ganzen sehr fruchtbares Reich gar nicht übertrieben stark ist; doch soll auch diese Volksmenge nur an den Ufern der Flüsse und Kanäle außerordentlich zusammengedrängt leben, wie etwa in Holland; andre Gegenden hingegen fast ganz öde liegen. — Der Name China ist im Lande selbst unbekannt; der Chinese nennt sein Vaterland Tschonkue, oder das Reich der Mitte; die Mongolen nennen es Katay, unter welchem Namen es auch im Mittelalter lange Zeit in Europa bekannt war; die Araber Sin oder Tschin, woraus die Europäer den Namen China gebildet haben. — Das ganze China ist, wie wir schon in der Einleitung zu Asien gesehen haben, die südöstliche Abdachung der großen asiatischen Hochebene; seine nordwestlichen Theile sind daher noch sehr gebirgig, der größere östliche Theil des Landes aber ist eine fruchtbare Niederung, gleich der der Lombardei, von großen Strömen und Kanälen durchschnitten; hier sind denn auch große Städte und unzählige Dorfschaften dicht an einander gedrängt. Vom Innern des Landes ist den Europäern wenig bekannt: man weiß nur, daß mehrere Zweige der großen nordwestlichen Gebirge auch einen Theil des Innern durchziehen und namentlich oft die Gränzen der verschiedenen Provinzen ausmachen. Von den beiden Hauptströmen des Landes, dem Hoang-ho und dem noch größern Jantse-kiang, ist ebenfalls schon in der Einleitung gesprochen. Außer diesen beiden, welche viele Nebenflüsse aufnehmen, hat China noch den Pay, welcher sich ins gelbe Meere ergießt, den Sikiang, welcher in den Busen von Kanton mündet, und an großen Landseen den Tongting, 121 □ M. groß, am südlichen Ufer des Jantsekiang, den Poyang, 64 □ M. groß, östlicher ebenfalls an dem nemlichen Ufer dieses Flusses, und mehrere andre nur weniger bekannte. Gegen W. ist China durch hohe, wilde, unzugängliche Gebirge geschützt, gegen N. aber lag es den Verheerungen der nördlichen Nomadenvölker schutzlos offen. Deshalb ward hier schon vor mehr als 2000 Jahren, unter dem Kaiser Tschingwam, jenes berühmte Bollwerk errichtet, die große Mauer, welche, im äußersten NW. bei der Stadt Sotscheu beginnend, in einer Strecke von mehr als 300 M. über Berge, Thäler, Abgründe, Flüsse, bis zum gelben Meere reicht und allerdings eine hinreichende Schutzwehr gegen die meist berittenen Schaaren der nördlichen Barbaren gewährte. An besonders gefährlichen Stellen, wichtigen Pässen u. dgl. ist die Mauer doppelt, ja dreifach. Sie ist überall 25 F. hoch und an ihrer Grundfläche eben so stark; oben ist sie 15½ F. dick und

16 *

mit einer 5 F. hohen, mit Schießscharten versehenen Brustwehr umgeben. Sie besteht eigentlich aus einem 20 F. hohen, 11 F. dicken Erdwall, der aber auf beiden Seiten mit starken Mauern bekleidet ist; diese bestehen unten aus Bruchsteinen, meist Granit, weiter oben aus Backsteinen. Um dieses ungeheure Werk noch zu verstärken, sind etwa alle 300 Schritte nach beiden Seiten hervorspringende kegelförmige Thürme angebracht, welche 12—23 F. über die Höhe der Mauer hervorragen. Ein Engländer hat berechnet, daß sämmtliche Gebäude Englands und Schottlands zusammengenommen nicht eine solche Masse Mauerwerk enthalten, als diese einzige Riesenmauer. Natürlich wölbt sich die Mauer bogenförmig über Flüsse und hat mehrere Thore, welche ehemals streng bewacht wurden. Jetzt aber, wo der ganze Norden den Chinesen gehorcht, wird dies Bollwerk sehr vernachlässigt und ist schon an manchen Stellen verfallen. — Nicht minder bewunderungswürdig als diese Mauer ist das große System von Kanälen, wodurch fast alle Flüsse und alle Provinzen China's mit einander verbunden sind, und welche es möglich machen, mit einer einzigen nicht bedeutenden Unterbrechung, zu welcher ein Gebirge nöthigt, Waaren zu Wasser von Kanton bis nach Peking zu schaffen. Der größte und außerordentlichste von allen ist der sogenannte Kaiser-Kanal. Er beginnt im N. des Reichs und durchschneidet rechtwinkelig nach S. laufend die beiden großen Ströme des Landes und mag in allem eine Länge von 300 Meilen haben. Oft hat man Höhen tief ausschneiden, oft hohe Dämme durch Moräste und Seen führen müssen, auf welchen der Kanal fortläuft, und doch giebt es Stellen wo sein Fall zu schnell ist, andre wo die Schiffe gezogen werden müssen; die Schleusen sind das einzige Unvollkommene an diesem Riesenwerke, welches der Eroberer China's, der Mongolen-Fürst Kublai Chan, seit 1252 zur Beförderung des Binnenhandels ausführen ließ; doch mußte er sich arabischer und persischer Meßkünstler zu diesem schwierigen Unternehmen bedienen. — Bei der großen Ausdehnung des Landes ist das Klima bedeutend verschieden in den nördlichen und in den südlichen bis über den Wendekreis hinausreichenden Gegenden, indeß ist es überall gesund; der Norden gleicht den milden Gegenden des mittlern Europa, der Süden erreicht nirgend die Glut Indiens; im Ganzen genommen ist das Klima von China kälter, als das der europäischen Länder unter gleicher Breite, wie denn überhaupt der Osten Asiens zu den kälteren Gegenden gehört.

Producte.

Die Producte China's, sowohl die natürlichen Erzeugnisse des Landes als die künstlich dahin verpflanzten, sind äußerst mannigfaltig und viele derselben den Europäern noch beinahe ganz

lich unbekannt. Wir begnügen uns die bedeutendsten und eigenthümlichsten anzugeben. An Thieren besitzt China nichts besonders Ausgezeichnetes; das nicht seltene Vorkommen von Tigern und Leoparden beweist, daß große Strecken wenig bewohnt und schlecht angebaut seyn müssen. Unter allen Hausthieren werden Schweine am zahlreichsten gehalten. An Fischen sind die Flüsse und Seen reich; man bedient sich hier häufig zum Fischfang einer Art abgerichteter Pelikane, denen man einen Ring um den Hals legt, damit sie die Fische, die sie aus dem Wasser holen, nicht verschlucken können. Unter den Pflanzen sind die vorzüglichsten Gegenstände des Anbaues: der Reiß, die allgemeine Nahrung des Volks; er gedeiht indeß nur in den mittleren und südlichen Provinzen; in den nördlichen werden auch unsere Getreidearten angebaut. Ferner wird Indigo, Pfeffer, Betel und Arekanuß häufig gebaut. Die wichtigste Pflanze nach dem Reiß ist für China der Theebaum. Dies ist ein kleiner Baum oder Strauch, welcher höchstens 12 Fuß hoch wird; er vermehrt sich durch Saamen und wird in großen Plantagen angebaut, da der Genuß des Thees nicht allein in China ganz allgemein ist, sondern auch ungeheure Quantitäten Thee nach Europa versandt werden. Man sammelt die Blätter vom dritten bis zum siebenten Jahre, wo dann der Baum abgehauen wird und aus der Wurzel wieder ausschlägt. Man fängt im Februar an die Blätter zu sammeln; diese erste Lese der jungen Blätter, welche einzeln gepflückt werden, giebt den feinsten, die zweite im April, wo die Blätter schon stärker, einen minder feinen; die Sammlung der übrigen Monate aber den schlechtesten Thee. Die verschiedenen Sorten, die zu uns kommen, sind nur verschieden zubereitete Blätter des nemlichen Baums; die Seeluft soll dem Thee schädlich seyn, darum wird der über Rußland zu Lande versandte sogenannte Karawanen-Thee am höchsten geschätzt. Die Blätter werden mehrmals geröstet und dann zusammengerollt. Der beste oder sogenannte Kaiserthee kommt wohl nicht leicht nach Europa. Im Handel unterscheidet man grünen Thee, und Theebou oder braunen; zu dem erstern gehört der Kaiserthee, der Haisanthee und der Songlo- oder Singlo-Thee; zu dem zweiten schlechtern gehören der Congo, Pecko und der eigentliche Theebou oder Bohé. Es werden jährlich an 45 — 50 Millionen Pfund ausgeführt, wovon etwa $^1/_5$ nach Amerika und $^4/_5$ nach Europa gehen. An wildwachsenden Pflanzen besitzt China eine große Mannigfaltigkeit von Waldbäumen, worunter auch Eichen und Cedern, viele nutzbare Bäume und Pflanzen. Der Rhabarber findet zwar hier nicht sein eigentliches Vaterland, wird aber doch in den Nordwest-Provinzen gefunden. Mehrere Baumarten geben einen guten Firniß, welcher aus Einschnitten in die Rinde hervorquillt; der wichtigste ist der des eigentlichen Firnißbaums

(Rhus vernix), dessen Saft aber im frischen Zustande so giftig seyn soll, daß man ihn nur mit der höchsten Vorsicht einsammelt. Zwei ganz von einander verschiedene Bäume liefern in ihren nußartigen Früchten ein brauchbares Talg, wovon man Lichter macht. Der Maulbeerbaum, welcher sich häufig findet, dient zur Unterhaltung der Seidenwürmer, deren Cultur hier außerordentlich stark, da die Kleidung meist nur aus Seide und Baumwolle besteht. — An Mineralien besitzt China Gold und Silber; es wird aber nicht darauf gebaut, man begnügt sich mit dem, was man in den Flüssen findet; auch sollen einige Edelsteine vorkommen. Sehr reich ist China an Eisen, Blei, Zinn, Kupfer; auch findet sich Quecksilber. Bedeutender und merkwürdiger sind die beiden Erdarten, woraus die Chinesen das Porzellan, hier Tseki, bereiten. Sie nennen sie Kaolin und Petuntse; beides ist höchst wahrscheinlich nur ein verwitterter, aufgelöster Feldspath oder Granit. Die Chinesen selbst kennen die Zeit der Erfindung des Porzellans nicht, haben es aber in der Bearbeitung desselben zu einer großen Vollkommenheit gebracht. Der Hauptort für die Fabrication desselben ist das große Dorf King te tsching, in der Provinz Kiangsi, wo allein an 3000 Porzellanöfen seyn sollen. Ein andrer wichtiger Zweig der chinesischen Fabrication ist die Papiermacherei. Das chinesische Papier wird nicht aus Seide bereitet, wie man gewöhnlich glaubt, sondern aus dem Baste und den Fibern von verschiedenen Pflanzen, besonders des Bambusrohrs und des Baumwollenbaums; sie verstehen ungeheuer große Bogen zu verfertigen. Die Buchdruckerei ist indeß noch in der Kindheit; die Schriftzüge werden in hölzerne Platten geschnitten, mit Farbe überzogen und so abgedruckt; die Schwärze besteht aus Tusch, welcher aus dem Ruß verschiedener Oele bereitet wird.

Einwohner.

Die große Masse der Bewohner China's besteht aus eigentlichen Chinesen, unter welchen etwa 1 Million Mandschu-Tataren, und vielleicht eben so viele Mongolen wohnen, aber Sprache und Sitten der Chinesen angenommen haben. Die Mandschus, das jetzt herrschende Volk, zu welchem die kaiserliche Familie gehört, und welche die wichtigsten Aemter in der Armee bekleiden, werden wir im Abschnitt b. näher kennen lernen; eben so die Mongolen, welche seit der Zeit Dschingiskhans, des Eroberers von China, im Lande geblieben. Außerdem leben noch in China einige kleinere ganz von den Chinesen verschiedene Völkerschaften; dies sind vorzüglich: die Miaotse, ein kräftiger und tapferer Menschenschlag, welche die Gebirge mehrerer südlichen und nordwestlichen Provinzen bewohnen, meist von der Viehzucht leben

und sich bisher immer noch unabhängig erhalten haben: die Lo-lo's, in den westlichen und südlichen Gebirgen, genießen ebenfalls einer bedeutenden Freiheit und stehen unter ihren eignen Oberhäuptern; sie scheinen zum Hindustamm zu gehören, oder doch zu den Bewohnern der östlichen Halbinsel Indiens, deren Gränznachbarn sie sind.

Die eigentlichen Chinesen, zur mongolischen Rasse gehörend, sind gewöhnlich nur von mittlerer Größe und haben viel Anlage fett zu werden, welches sogar von ihnen gewünscht und befördert wird. Hände und Füße sind klein; die Gesichtsfarbe ein schmutziges Gelb; Nase und Lippen haben etwas Negerartiges, jene platt mit weiten Nasenlöchern, diese etwas aufgeworfen: die Backenknochen stehen hervor; das Auge, für diese Menschenart höchst charakteristisch, ist klein und nach der Nase zu in einen spitzen Winkel nach unten gebogen; der Bart ist dünn; das Haupthaar wird bis auf einen Büschel auf dem Wirbel, Pentse, der als Flechte getragen wird, geschoren. Das Abschneiden dieses Zopfes ist eine Strafe der Verbrecher. Das weibliche Geschlecht schminkt sich, oft vom siebenten Jahre an; gleich nach der Geburt werden den Mädchen, versteht sich nur der höheren Stände, die Zehen unter die Fußsohle gedrückt und durch Binden befestigt, wodurch der Fuß oft nur eine Länge von 4—5 Zoll erhält, allein auch die Knöchel anschwellen und das Gehen höchst beschwerlich und unsicher wird. Die Weiber werden übrigens hier mit der größten Eifersucht, nicht selten von Verschnittenen, bewacht, und niemand, ausgenommen der Kaiser, darf mehr als eine rechtmäßige Gemahlin haben; dennoch ist die Sittenlosigkeit groß und allgemein; unzählige Kinder werden erbarmungslos gleich nach der Geburt ausgesetzt und kommen zu Tausenden um; der Vater kann seine Kinder auch zu Sklaven verkaufen. Im Ganzen wird der Charakter der Chinesen von allen Reisenden mit äußerst ungünstigen Farben geschildert. Unmenschliche Gefühllosigkeit, der schmutzigste Eigennutz und alle Laster, die daher fließen, als Kriecherei und Sklavensinn, Hinterlist, Lüge und Betrug, grausamer Stolz gegen Geringere und thierische Sinnlichkeit, werden allgemein als die Schattenseite des chinesischen Charakters angegeben. Alle diese Fehler aber sind auf eine widerliche Weise mit den feinsten und umständlichsten Formen äußerer Höflichkeit und Milde bedeckt, welche ein Hauptstudium der Jugend ausmachen und wogegen der kleinste Verstoß streng geahndet wird. Dagegen ist der Chinese äußerst arbeitsam, ausdauernd, in allen Handarbeiten unglaublich geschickt, so daß chinesische gemeine Arbeiter mit ihren ungeschickten Werkzeugen oft zum Erstaunen der Engländer Dinge nachmachten, die man in Europa nur durch die vollkommensten Instrumente und Maschinen zu Stande bringt. Unleugbar hat China in einer sehr frühen Zeit eine bedeutende Bildungsstufe erreicht, ist aber auch

unverändert darauf stehen geblieben, und obgleich die Chinesen das Pulver, die Buchdruckerei, den Compaß und andre Erfindungen viel früher gekannt, als wir, so stehen sie doch jetzt in jeder Wissenschaft und Kunst tief unter dem Europäer. Obgleich am Meere wohnend und es häufig befahrend, sind sie ganz unwissend in den Seewissenschaften; nur mit Hülfe europäischer Missionare sind sie im Stande einen Kalender anzufertigen; ihre Musik ist geräuschvoll, aber ohne Harmonie; sie ahmen die Natur in ihren Gemählden mit der peinlichsten Treue nach, haben aber keinen Begriff von der Perspective, und tadeln an europäischen Gemählden den Schatten, den sie für Schmutzflecke ansehen. Selbst ihre Baukunst ist höchst unbedeutend. Eine sklavische Verehrung des Herkömmlichen und die besondere Natur ihrer Sprache sind die beiden Haupthindernisse ihrer weiteren Fortschritte. Die chinesische Sprache ist eine einsylbige und überaus einfach und unvollkommen in ihrem Bau. Die Zahl der einfachen Wurzelwörter soll nicht über 350 steigen; jedes derselben erhält aber durch verschiedene Betonung wohl an 20 — 50 verschiedene Bedeutungen, woraus ein Sprachschatz von etwa 7700 Wörtern entsteht, vermittelst welcher alle übrige Begriffe durch Zusammensetzung ausgedrückt werden. Sie hat weder Conjugation, noch Declination, noch Verbindungswörter, woraus eine Unbestimmtheit und Unbehülflichkeit entsteht, welcher der Chinese selbst oft nur dadurch abhilft, daß er im Gespräch mit den Fingern Zeichen in die Luft macht, um den ihm fehlenden Ausdruck anzudeuten. Mehrere unserer Buchstaben, besonders b, d, r, x und z, können sie nicht aussprechen. Die Sprache zerfällt übrigens in eine gebildete Hofsprache und eine gemeine Umgangssprache; auch soll es noch eine ältere Büchersprache geben. Die Schriftzüge der Chinesen sind eben so eigenthümlich als ihre Sprache. Jedes Wort wird durch ein eignes willkührliches Zeichen angedeutet: die vorhin erwähnten 350 Stammworte geben eben so viele Grundzeichen, man nennt sie Schlüssel; zusammengesetzte Begriffe werden nun erstlich durch einen dieser Schlüssel und dann durch viele andre daran gefügte Zeichen ausgedrückt, und die Eleganz des Dichters oder Schriftstellers besteht nur darin, eine solche Zusammensetzung zu erfinden, welche den zusammengesetzten Begriff auf eine sinnreiche Art ausdrückt, wie z. B. wenn Unglück durch die Zeichen von Haus und von Feuer ausgedrückt wird, oder ein Freund durch die Zeichen von Herz und Mitte. Die chinesische Poesie ist daher eine wahre Räthselschrift. Auf diese Weise begreift man wohl, daß die Zahl der Zeichen, die ein Gebildeter kennen muß, vielleicht mehr als 80000 betragen, und daß das ganze Leben kaum hinreicht, dasjenige in China zu lernen, was ein Kind bei uns mit geringer Mühe in wenigen Tagen erlernt. Dies gilt indeß nur für den Umfang der ganzen Sprache; die einfachere Sprache des gemeinen Lebens fordert nur etwa

4 — [illegible] Zeichen. Außerdem besitzen die Chinesen noch eine Art von Sylbenschrift, womit sie sowohl die Aussprache ihrer eignen Worte, als die Namen der Gegenstände in fremden Sprachen anzudeuten vermögen. Uebrigens schreiben die Chinesen die Worte unter einander, so daß die Zeilen columnenweise die Seite von oben nach unten füllen; sie fangen an der rechten Seite an und bedienen sich des Pinsels statt der Feder, und der Tusche statt unsrer Tinte.

Die Verfassung des Reichs ist eine vollkommene Despotie, die aber ihre fühllose Härte und Willkühr unter den Formen väterlicher Leitung und Züchtigung verbirgt. Jeder Chinese, vom höchsten bis zum geringsten, mit Ausnahme der einzigen Mitglieder der kaiserlichen Familie, ist der Strafe der Prügel mit dem Bambus, hier Pantse, unterworfen; eine noch härtere Strafe ist der Kangu, ein schweres Brett, durch welches der Kopf des Verbrechers gesteckt wird und welches er oft monatelang tragen muß, ohne die Hände zum Munde bringen zu können. Die Todesstrafen sind oft empörend grausam. Der Kaiser, der Sohn des Himmels genannt, ist über alle Gesetze erhaben und wird als der einzige Eigenthümer alles Grund und Bodens betrachtet. Erbliche Stände giebt es in China nicht; jeder kann zu den höchsten Würden emporsteigen, und die Aemter werden, dem Gesetze nach, nur dem Verdienst ertheilt. Die Beamten jeder Art werden von den Europäern Mandarine genannt, ein Name, welchen die Chinesen wegen des r nicht einmal aussprechen können und welcher portugiesischen Ursprungs ist; ihr Rang wird durch ein Unterscheidungszeichen an der Mütze bezeichnet; man steigt nur durch unzählige Prüfungen von Stufe zu Stufe. Es versteht sich übrigens von selbst, daß Bestechung und Gunst hier überall im Spiele sind, und daß jeder Mandarin in seinem Geschäftskreise wieder der Despot seiner Untergebenen ist. Kein Reich der Welt hat vielleicht dem Scheine nach weisere, väterlichere Gesetze und Einrichtungen, und in keinem Lande ist der Druck fürchterlicher, als eben hier, wo er nicht allein unerschwingliche Abgaben auflegt, sondern jedes edlere Gefühl des Menschen erstickt. Die chinesische Regierung befolgt seit Jahrhunderten das System, sich so viel als möglich von allen übrigen Staaten zu isoliren, den Europäern ist nur ein einziger Landungsplatz vergönnt; und sie thut wohl daran, denn sie ist sich trotz ihrer Anmaßung ihrer wahren Schwäche vollkommen bewußt. Sähe man nur auf die Zahl, so sollte ein Heer von 1 bis 2 Millionen freilich eine unüberwindliche Macht verkündigen, allein dies Heer würde bei seiner schlechten Bewaffnung, dem geringen und höchst ungeschickten Gebrauch des groben Geschützes und der Feigheit der eigentlichen Chinesen einem unendlich geringern europäischen Heere wohl nur einen schwachen Widerstand leisten. Ist es doch der Regierung nie gelungen, nur die kleinen

unabhängigen Gebirgsvölker in ihren Gränzen und die zahlreichen Räuberbanden gänzlich zu überwältigen. Noch viel unbedeutender ist die chinesische Seemacht, welche nur aus einer großen Zahl Kanonenböte oder Kriegs-Junken besteht, wovon die größten nur 10 Kanonen führen und sich nie in die hohe See hinaus wagen; haben sie doch nur mit Hülfe der Portugiesen die kühnen Seeräuber an ihren Küsten überwältigen können, und eine einzige englische Fregatte hat noch kürzlich den Eingang in den stark verschanzten Hafen von Kanton erzwungen. — Der Handel von China ist größtentheils Binnenhandel und dieser soll außerordentlich lebhaft seyn und wird durch die leichte Wasserverbindung allerdings sehr begünstigt. Der auswärtige Handel beschränkt sich auf zwei Punkte, den Hafen von Kanton, wohin alle seefahrende Nationen Europa's, vorzüglich die Engländer, kommen, und zwei Punkte an der äußersten nördlichen Gränze des Reichs, wo ein nicht sehr bedeutender Verkehr mit den Russen Statt findet. Der Hauptartikel, welchen die Europäer aus China holen, ist der Thee; außerdem noch etwas rohe Seide, Nanking und etwas Porzellan, und dieser Handel bereichert China mit ungeheuren Summen; in das Land dagegen gehen nur wenige europäische und indische Erzeugnisse, vorzüglich Pelzwerk, Tuche, feinere Luxusartikel und viel Opium, obgleich die Einfuhr dieses letztern streng untersagt ist. Die Chinesen selbst besuchen mit ihren Junken Japan, die manilischen Inseln, Batavia und andre Punkte des indischen Oceans, doch wagen sie sich beinahe nie über die Straße von Malacca hinaus. Ihre Schiffe oder Junken sind ungeschickt gebaut und bedürfen einer sehr starken Bemannung; dabei sind die Chinesen von allen Kenntnissen der Schifffahrt entblößt, so daß jährlich viele Junken in diesen gefährlichen Meeren zu Grunde gehen. Die einzige vortreffliche Einrichtung ist die, daß die Junken im Innern in viele kleine, wasserdicht verpichte Abtheilungen zerfallen, so daß bei einem Leck nicht gleich das ganze Schiff, sondern nur ein kleiner Theil desselben sich mit Wasser füllt. Der Verkehr China's mit den benachbarten asiatischen Völkern findet meist mittelst Karawanen Statt und ist den Europäern wenig bekannt.

Religion.

Drei verschiedene Hauptlehren herrschen in China: die des Congfutse, die des Fo, und die der Taose.

Congfutse mag etwa 500 Jahre vor Chr. gelebt haben; er war aus königlichem Geblüte, weihte aber sein Leben ganz der Bekehrung des Volks. Seine Lehre beruht auf den einfachen Wahrheiten vom Daseyn Gottes und der Unsterblichkeit der Seele, verbietet den Bilderdienst, befiehlt aber die Verehrung der Vorfahren; seine Moral ist vortrefflich. Eben deshalb aber sind nur Ge-

bildete und Gelehrte seiner Lehre zugethan, dem Volke ist sie zu einfach und zu erhaben. Dem höchsten Wesen Tien oder Himmel ist nur Ein Tempel bei Peking geweiht, in welchem nur der Kaiser allein opfern darf. Ihm selbst aber, dem Stifter der Lehre, hat der Mißverstand viele Tempel errichtet, und sein Geschlecht ist das einzige, welches nächst dem kaiserlichen eines Erbadels genießt.

Die Lehre des Fo stammt aus Indien und ist nichts anders, als der Buddhaismus; und weil diese Lehre unzählige Untergottheiten zuläßt und dem Aberglauben günstig ist, so ist der größte Theil des Volks ihr zugethan. Die Religion des Lama, zu welcher sich der Hof und alle Mandschu und Mongolen bekennen, ist nur eine Ausbildung des Buddhaismus; wir werden sie bei Tibet näher kennen lernen.

Die Taotse oder Söhne der Unsterblichkeit leiten ihre Lehre von Laokiung ab, welcher nach Einigen vor, nach Andern nach Congfutse gelebt haben soll. Er lehrte die Leidenschaften mäßigen und doch des Lebens genießen; dabei behaupten seine Anhänger das Geheimniß zu besitzen, einen Trank der Unsterblichkeit zu bereiten; unter diesem Vorwande täuschen sie den Aberglauben des Volks durch angeblich magische Künste. Die Priester wohnen in Klöstern vereinigt und führen ein eheloses Leben.

Die Tempel, in welchen die verschiedenen Götter angebetet werden, stehen unendlich zurück gegen die herrlichen Pagoden der Hindus. Wie die Wohnhäuser der Chinesen äußerst einfach, mit einem zeltartigen, nach innen ausgebogenen und gewöhnlich über die Mauern weit vorspringenden Dache versehen sind, welches oft noch auf hölzernen Säulen ruht, die aber bloße Pfähle sind, ohne Capital und Fußgestell; so, nur in einem größern Maaßstabe, sind auch die Tempel beschaffen, die nichts als einen weiten Saal enthalten, der sein Licht durch die Thüren empfängt, mit grotesken, aus Gyps gebildeten Götterfiguren angefüllt und inwendig oft recht hübsch mit gefirnißtem Holze ausgelegt ist. Das einzige, architektonisch Bedeutende sind die Thürme, die sich bei einigen befinden. Sie sind oft an 200 Fuß hoch, bestehen aus 6—8 Stockwerken, wovon jedes ein hervorspringendes Dach hat, an dessen Ecken oft noch bewegliche Glocken angebracht sind, die im Winde tönen. Die Spitze ist dann wohl noch besonders verziert und vergoldet. Die Ziegel der Dächer sind gewöhnlich grün lackirt. Einer dieser Thürme, der sogenannte Porzellanthurm bei Nanking, gehört zu den höchsten und schönsten und führt seinen Namen, weil er auswendig mit Porzellan-Fliesen bekleidet ist. Eben so unbedeutend sind die Ehrenbogen, chinesisch Pailew, welche dem Kaiser oder auch den Verdiensten einzelner Privatpersonen oder den Verstorbenen zu Ehren errichtet werden; sie sind meistens nur von Holz, und auch die steinernen halten gar keinen Vergleich mit ähnlichen Gebäuden andrer Länder aus.

Außer diesen drei eigentlichen Landesreligionen gab es bis auf die neuere Zeit noch viele Muhammedaner, welche aber größtentheils in den Jahren 1783 und 1784 ausgerottet wurden. Das Christenthum ist seit dem 16ten Jahrhundert in China eingedrungen, und lange Zeit gab es zahlreiche Missionare der katholischen Kirche in China, welche besonders auch wegen ihrer astronomischen Kenntnisse geduldet wurden. Es soll Zeiten gegeben haben, wo mehr als 100,000 Christen im Lande existirten; allein in der neuesten Zeit sind harte Verfolgungen über sie ergangen, und wenn sie auch nicht gänzlich ausgerottet sind, so ist doch der christliche Cultus jetzt überall streng verboten. Juden giebt es vorzüglich in der Provinz Honan, wo sie auch einen Tempel haben; übrigens haben sie ganz die Sitten und Gebräuche der Chinesen angenommen.

Die Geschichte der Chinesen ist in den ältesten Zeiten ein Gewebe von Fabeln und Mythen, welche dem Reiche ein unglaubliches Alter geben; in den neueren Zeiten bietet sie ebenfalls nichts als einen für uns uninteressanten häufigen Wechsel von einigen zwanzig verschiedenen Dynastieen dar. Oft war China in viele kleine Reiche, oft nur in zwei, ein südliches und ein nördliches getheilt, und die nördlichen Tataren machten häufige Einfälle und Eroberungen in den nördlichen Provinzen. Zum ersten Male ward ganz China von dem Feldherrn Gengischans, Cublaichan, erobert, 1229. Ein gemeiner Chinese, Tschu, vertrieb die Mongolen 1368 und stiftete die bis ins 17te Jahrh. herrschende Dynastie Ming. Im Jahre 1644 drangen die Mandschu-Tataren in das Reich ein, eroberten es gänzlich und gründeten die noch jetzt herrschende Dynastie Tsing. Der berühmteste Fürst dieses Geschlechts, der Kaiser Kienlong, ein die Wissenschaften liebender Herrscher, regierte über 50 Jahre, bis 1799. Der jetzige Kaiser Tara Kuang hat viel mit innern Unruhen zu kämpfen, und die Chinesen verbergen es sich nicht, daß ihnen wahrscheinlich bald ein neuer Dynastieenwechsel bevorsteht.

Topographie.

Ganz China wird in 15, nach Andern in 18 Provinzen eingetheilt; wir begnügen uns indeß, ohne die einzelnen uns doch nur höchst unvollkommen bekannten Provinzen durchzugehen, nur die wenigen den Europäern durch den Handel und einige Gesandtschaften bekannt gewordenen größeren Städte zu erwähnen.

In der Provinz Petscheli, der nordöstlichsten des Landes, liegt die Hauptstadt

Peking, unter 39° 42′ N. B. 134° O. L., an einem kleinen Flusse, welcher durch einen Kanal mit dem Payho in Verbindung steht. Sie zerfällt in die eigentliche Stadt und 12 Vorstädte;

die eigentliche Stadt, ein unregelmäßiges Viereck mit hohen und sehr starken Mauern umschlossen, hat 4 Meilen im Umfange, jede der Vorstädte ist etwa eine halbe Meile lang. Die Stadt selbst zerfällt in zwei Theile, einen nördlichen, Dschintschen, d. h. Thronstadt oder Residenz, und einen zweiten größern südlichen, Wailotschen, oder äußere Stadt. Die Straßen sind meist schnurgerade und sehr breit, die Nebenstraßen werden des Nachts durch Gitterthore gesperrt. Die Häuser sind in der Regel niedrig, selten mit Fenstern nach der Straße, aber gewöhnlich sind beide Seiten der Hauptstraßen mit Kaufläden besetzt, und ganz ebenso sind alle übrige Städte China's eingerichtet Die Straßen sind übrigens nur zum Theil gepflastert, und da hier die Hitze im Sommer sehr groß, der Regen aber ungewöhnlich stark fällt, so leidet man häufig vom Staube oder vom Kothe. Das Hauptgebäude ist der kaiserliche Pallast, die gewöhnliche Residenz der Kaiser in der nördlichen Stadt; er soll allein eine Meile im Umfange haben und enthält eine große Menge Gebäude, Hallen, Gärten, Höfe, und wird nicht allein von der ganzen kaiserlichen Familie, sondern auch von allen Hofbeamten und der sehr zahlreichen Leibwache bewohnt. Die Gebäude sind von außen gar nicht bedeutend, sollen aber im Innern einen unglaublichen Luxus zeigen. Außerdem enthält Peking an 10000 Palläste der Großen, die aber ebenfalls nichts Ausgezeichnetes haben, 33 große Tempel, eine zahllose Menge kleinerer, zwei von portugiesischen Franziskanern besetzte Klöster, ein griechisches Kloster nebst Kirche, eine Moskee, 26 Gebäude für die Reichscollegien, die höchsten Schulanstalten, und ist überhaupt der Sitz der höchsten Behörden. Die Zahl der Einwohner wird höchst verschieden angegeben, 1 1/2 Million möchte die wahrscheinlichste seyn. Obgleich die Provinz Petscheli nicht zu den fruchtbarsten gehört, so herrscht doch in der Stadt beständige Wohlfeilheit der Lebensmittel, weil die Regierung große Magazine unterhält und aus allen Provinzen Zufuhr herbeischafft. Es herrscht große Sicherheit und Ordnung in der Stadt, Nachts werden die Straßen gesperrt und man sieht niemand als die zahlreichen Wachen, welche auch bei Tage beständig umhergehn und in dem unglaublichen Menschengewühl mit langen Peitschen Ordnung erhalten.

Die zweite Stadt des Reiches und ehemalige Residenz der Kaiser in der Provinz Kiannan ist Nanking oder Kianninfu, in geringer Entfernung von dem südlichen Ufer des mächtigen Jantsekiang, unter 32° N. B. 137° O. L. Obgleich sie noch der Sitz eines Statthalters über mehrere Provinzen ist, so ist sie doch sehr von ihrer ehemaligen Größe herabgesunken, der kaiserliche Pallast und viele alte Gebäude liegen in Trümmern, ein Drittel der Stadt ist jetzt in Gärten verwandelt; von älteren Gebäuden steht nur noch der berühmte Porzellanthurm, welcher achteckig ist, aus 9 Stockwerken besteht und 200 Fuß hoch ist. Die Bevölkerung der Stadt

wird noch immer auf [illegible] bis 1 Million Einw. angegeben. Uebrigens gilt die Stadt für einen Hauptsitz der Wissenschaften und hat auch bedeutende Fabriken in Seide und Baumwolle; der Nanking hat seinen Namen von dieser Stadt. Sie ist mit einer 40 F. hohen, 17 F. dicken dreifachen Mauer umgeben, durch welche 10 prächtige Thore führen.

Die dritte für uns wichtige Stadt des Landes ist

Kanton oder Kantscheufu, in der Provinz gleiches Namens, unter 23° N. B. 131° O. L., am Flusse Pekiang, welcher sich an seiner Mündung zu einem Meerbusen erweitert, die Bocca Tigris oder Tigerrachen von den Europäern genannt, in welchem mehrere Inseln liegen. Die Stadt hat etwa 3 Meilen im Umfange und ist nebst den Vorstädten ummauert, außerdem hat sie noch drei Citadellen. Die Straßen sind hier sehr enge. In der südlichen Vorstadt am Flusse liegen die Factoreien der verschiedenen europäischen Nationen, welche hier Handel treiben, aber die Vorstadt nicht verlassen dürfen. Die Zahl der Einwohner wird von Einigen, wohl zu hoch, auf 800,000, von Andern nur auf 250,000 angegeben, wovon an 100,000 nur auf Junken und Kähnen wohnen. Der europäische Handel ist ganz in den Händen einer Gesellschaft von 12 — 14 der reichsten Kaufleute, der Hong genannt; europäische Schiffe können wegen der Seichtigkeit des Flusses die Stadt nicht erreichen, und müssen bei der Insel Wampu ankern. Seit 1517 wird dieser Hafen von Europäern besucht; die ersten englischen Schiffe kamen 1634 hier an. Nächst den Engländern machen jetzt die Amerikaner die bedeutendsten Geschäfte.

Westlich vom Eingange der Bocca Tigris liegt die Halbinsel:

Makao, welche seit dem 16ten Jahrh. den Portugiesen, wegen geleisteter Hülfe gegen die Seeräuber, eingeräumt worden; sie müssen aber jährlich 450,000 Gulden dafür entrichten und sind durch eine Mauer von dem Verkehr mit den Eingebornen abgeschlossen. Der Raum, welcher den Portugiesen gehört, beträgt etwa 1½ □ M. und wird von 45000 Menschen bewohnt, worunter aber höchstens 2 — 3000 Portugiesen. Auf der südlichen Spitze der Halbinsel liegt die Stadt Makao; sie ist stark befestigt, hat aber nur 3 — 400 Mann Besatzung. Die Häuser sind meist auf europäische Weise gebaut; der Pallast des Gouverneurs, der von Goa abhängt, und mehrere Kirchen, sind bedeutende Gebäude. Die Polizei in der Stadt wird von einem chinesischen Mandarin verwaltet. Die Zahl der Einwohner beträgt etwa 12000, die Rhede ist vortrefflich, allein die Stadt leidet im Sommer an unerträglicher Hitze. In einem Garten vor der Stadt wird noch die Grotte gezeigt, worin Camoens einen Theil seiner Lusias gedichtet haben soll.

Im SW. der Provinz Kanton, etwa 2 Meilen vom festen Lande, liegt die große Insel Hainan, die 80 — 90 M. im Um-

fange hat. Sie ist den Europäern wenig bekannt, soll aber äu-
ßerst fruchtbar seyn. Die Küsten sind von den Chinesen besetzt,
im Innern hauset ein Stamm von Ureinwohnern, über deren Ab-
stammung uns alle Nachrichten fehlen; sie haben sich unabhängig
erhalten. — Eben so verhält es sich mit der noch größern Insel
Taiwan, bei den Europäern Formosa (die Schöne). Sie
liegt 20 M. östlich von China, nimmt einen Flächenraum von
1062 □ M. ein und soll vulkanisch seyn. Der größte Theil der
Insel, namentlich die ganze Ostküste, wird von einem freien un-
bekannten Urvolke bewohnt, nur auf einem Theile der Westküste
haben sich die Chinesen seit 1430 festgesetzt. Einst hatten die Por-
tugiesen hier eine Niederlassung, sie wurden 1624 von den Hol-
ländern vertrieben, welche wiederum einem mächtigen chinesischen
Seeräuber weichen mußten, der hier einen Staat gründete, wel-
cher sich bis 1683 gegen die Chinesen behauptete.

B. Die unterworfenen Länder,

oder was wir vorhin die große Tatarei nannten. Dies große
von den Chinesen mit ängstlicher Politik bewachte und jedem Fremden
verschlossene, daher auch wenig bekannte Land umfaßt die ganze
Hochebene des innern Asiens; es erstreckt sich vom 90° bis zum
160° O. L. und vom 33° bis zum 55° N. B. und wird in 3 große
Länder getheilt: 1) die Mandschurei, 2) die Mongolei, und
3) Turkan oder die kleine Bucharei.

1) Die Mandschurei, auch Tungusien oder Amur-
land genannt, bei den Chinesen selbst heißt es Sching-King,
der östlichste Theil des Ganzen zwischen der Mongolei und dem
Ocean, dem russischen Asien und dem eigentlichen China; gegen
W. sind die Gränzen sehr unbestimmt, desto genauer ist die Nord-
gränze gegen Rußland bestimmt und bewacht. Es ist der niedrigste
Theil der großen Hochebene, welche sich hier nach O. und S. senkt,
wie man aus dem Laufe aller Gewässer sieht; im Ganzen mag das
Land doch noch 3 bis 5000 Fuß über dem Meere liegen. An der
Küste zieht sich ein nicht sehr hohes, schön bewaldetes Gebirge und
läßt nur noch einen schmalen Küstenstrich übrig. Das Meer, wel-
ches die Ostgränze macht, wird hier das japanische genannt, we-
gen häufiger Nebel den Schiffern gefährlich; etwas nördlich bildet
es mit der Insel Karafta oder Sachalin den tatarischen
Meerbusen oder Meerenge von Sachalin; nordöstlich stößt die Küste
an das ochotskische Meer. Der einzige bedeutende Fluß des Lan-
des ist der uns schon bekannte Amur, welcher aus Sibirien kom-
mend sich in die Meerenge von Sachalin ergießt; die übrige Küste
hat nur unbedeutende Bäche. Im Ganzen ist das Klima strenger,
als man es unter diesen Breiten erwarten sollte: der Winter be-
ginnt mit Ende September und reicht bis in den April; alle Flüsse

sind monatelang gefroren und die Kälte steigt nicht selten auf 30°; die Sommer sind dagegen sehr heiß, die Vegetation üppig, und bei dem im Ganzen fruchtbaren Boden fehlen dem Lande nur Menschen und Anbau. Herrliche Wälder, die voll Pelzwild und Raubthiere stecken, und treffliche Weiden bedecken den Boden. Es giebt hier fast gar keine ansässigen Bewohner, alle sind Nomaden, Hirten, auch Fischer, da der Amur und die See außerordentlich fischreich sind; nur wenige treiben einen geringen Ackerbau, und dies sind meistens Chinesen, welche häufig zur Strafe hieher verbannt werden. Von den Schätzen der Gebirge weiß man nichts, nur etwas Salpeter und Kochsalz wird gewonnen. Die Zahl der Einwohner läßt sich nicht bestimmen, erreicht aber wohl höchstens 700,000. Alles dies versteht sich nur von dem größern Theile des Landes, denn der kleine Küstenstrich am gelben Meere ist wie die angränzenden Provinzen von China bewohnt und angebaut. Die Einwohner, im Ganzen Mandschu oder Mandschuren genannt, zerfallen in mehrere Völkerschaften, welche indeß alle zur mongolischen Rasse gehören. Die wichtigsten von allen sind die eigentlichen Mandschu, ein kleines Gebirgsvolk, welches sich vor den Chinesen durch einen höhern, kräftigern Wuchs, eine schönere Farbe, wie durch Muth, Redlichkeit und Stolz auszeichnet. Sie haben China seine gegenwärtigen Beherrscher gegeben und bilden noch immer den besten Theil der chinesischen Heere, die Leibwache des Kaisers. In China haben sie zwar Sprache und Sitte der Ueberwundenen angenommen, sind aber noch leicht von ihnen zu unterscheiden. Andre Stämme dieses Volks sind die Da-urier, vorzüglich im Amurthale, wo sie etwas Ackerbau, meistens aber Viehzucht treiben. Die Tungusen, hier Solon genannt, gelten für die tapfersten der Mandschuren und bewachen die russische Gränze. Die Yupi, klein und häßlich, bewohnen die Ufer der See und leben ganz von Fischen. Die Ketschen, Fischer und Jäger am Ausfluß des Amur. Andre noch weniger bekannte Stämme sind die Humaren und die Ghilaken. Die einzige Stadt von einiger Bedeutung ist die Hauptstadt und Sitz der Regierung, Mukden, unter 42°, auf einem Hügel; sie besteht aus einer innern ummauerten Stadt, einem Pallast des Kaisers und den das Ganze rings umgebenden Vorstädten. — Saghalien-Ula, am Amur, ist stark befestigt und hat einen wichtigen Pelzhandel.

2) Die Mongolei, ein Land von vielleicht 90000 □M., welches sich im S. der russisch-asiatischen Gränzen bis zum 33° hinab erstreckt, mit äußerst ungewissen Gränzen gegen seine beiden Nebenländer, die Mandschurei und Turfan. Dieses Vaterland der größten Weltstürmer, eines Dschengiskhan, welcher im 13ten Jahrh. seine Verwüstungen bis nach Schlesien ausdehnte, eines Timurleng im 14ten Jahrh., welcher ganz Vorderasien eroberte und

und auf dem Zuge gegen China 1409 starb, ist jetzt gänzlich von den Chinesen unterjocht und gehört zu den unbekanntesten Ländern der Erde. Es nimmt die ganze Hochebene Asiens ein, wo die größten Ströme ihren Ursprung nehmen. Die Höhe der Ebene beträgt 8 — 10000 F., und über sie erheben sich noch mächtige Gebirge, wie der große Altai. Im äußersten W. macht das Bolor- und Mustag-Gebirge die Gränze, und südöstlich zieht sich eine andre Hauptgebirgsmasse nach China hinein; fast alle diese Gebirge sind größtentheils holzlos. In der Mitte erstreckt sich vom 100° — 140° O. L. die große Wüste Schamo oder Koby, deren Boden meist aus grobem Kies fast ohne alle Vegetation besteht; nur wenige bald im Sande wieder versiegende Quellen zeigen sich hier, und dabei herrscht hier 10 Monate hindurch ein äußerst strenger Winter. In andern Theilen des Landes sind grasreiche Steppen, und manche Thäler haben eine Fülle von Vegetation. Die mächtigen Flüsse, welche die Hochebene entsendet, sind der Irtisch, der Jenisei und die Selenga, welche nach dem Eismeere fließen, der Amur nach O., der Hoangho und der Jantsekiang nach China. Außerdem giebt es noch viele Steppenflüsse, welche meist in Binnenseen sich ergießen. Solcher zum Theil salziger Seen hat die Mongolei viele; die bekanntesten sind der Balkasch im nordwestlichen Theile, über 170 □M. groß; der Saisan, 144 □M. groß, welchen der Irtisch durchfließt, der Koko-Nor oder blaue See, unweit der chinesischen Gränzen. Das Klima ist nur in den der chinesischen Mauer zunächst gelegenen Thälern gemäßigt und im Sommer so schön, daß die Kaiser hier ihren Sommeraufenthalt nehmen; sonst äußerst strenge, auf der Hochebene ist Frost selbst in dem nur zwei Monate langen Sommer nichts seltenes. — Merkwürdig ist, daß sich hier die meisten Hausthiere der Menschen noch im wilden Zustande finden. So der Dschiggetai (Equus hemionus), eine Art wilder Esel von unglaublicher Schnelligkeit; das wilde Pferd; der Kulan (Onager) oder wilde Esel; der wilde Ochs; das wilde Schaaf oder Argali. Heuschrecken und Mücken gehören zu den Plagen des Landes. Die zwei wichtigsten Producte aus dem Pflanzenreiche sind zwei Wurzeln, der Ginseng und der Rhabarber. Der Ginseng (Panax Quinquefolium) erreicht eine Höhe von 2 F.; seinen in mehrere Zweige gespaltenen Wurzeln schreiben die Chinesen wunderbare Kräfte zur Stärkung der Kranken zu, deshalb sind immer viele Tausend Menschen mit der Aufsuchung dieser Wurzel beschäftigt; seit einigen Jahren haben die Nordamerikaner diese Wurzel auch in ihrem Lande entdeckt und treiben damit einen einträglichen Handel mit China. Die Rhabarberwurzel kommt vorzüglich in der Gegend des Koko-Nor vor. — Die Zahl der Einwohner beträgt höchstens 8 Millionen, und da sie fast ohne Ausnahme Nomaden sind, so könnte das Land auch nicht wohl mehr ernähren. Ueber-

fälle der Bevölkerung mag vielleicht zu den bekannten Verheerungszügen der Mongolen mit Veranlassung gegeben haben. Die Einwohner unterhalten vorzüglich Kameele, gute Pferde und zahlreiche Schaafheerden, von der Art mit Fettschwänzen. Das Fleisch und die Milch dieser Thiere ist ihre Hauptnahrung, die Jagd ist nur Nebenbeschäftigung und die Fischerei ist unbedeutend. Aus der Stutenmilch bereiten sie ein berauschendes Getränk, den Kumiß; Wohlhabendere genießen viel Thee. Sie zerfallen in drei Hauptstämme: die eigentlichen Mongolen, mit der uns schon bekannten Körperbildung; sie theilen sich in Kalkas-Mongolen, welche die mehr nördlichen, in Scharraigol- oder Scharra-Mongolen, welche die südlicheren Gegenden bewohnen. Sie haben alle Tugenden der Nomaden, sind mäßig, redlich, gastfrei, aber träge und unreinlich, und leben in beständigen Fehden unter einander. Sie bekennen sich zum Lamaismus, welchen wir bei Tibet näher kennen lernen werden, und zerfallen in Adel, Geistliche und Volk, wovon ein Theil Leibeigne, und stehen unter ihren eignen Khanen. Die Olöten, Eleuten oder Kalmyken, im südwestlichen Theile des Landes, zeichnen sich nur durch ihre Hinterlist, ihren diebischen Charakter, tiefen Aberglauben und unglaubliche Unreinlichkeit aus. Die Buräten, Buruts, auch Kirgisen genannt, sind nur ein Zweig der Kalmyken; ein großer Theil von ihnen steht unter russischer Hoheit. Außerdem leben noch im nordwestlichsten Theile des Landes einige Stämme der Kirgisen, tatarischen Ursprungs, unter ihren eignen Khanen. An Chinesen sind nur die Mannschaften in den kleinen Festungen vorhanden, welche China hier unterhält und welche Ackerbau zu ihrem Unterhalt treiben, chinesische Kaufleute in den wenigen Städten und viele Verbannte aus China.

Im ganzen Lande giebt es keine Stadt nach europäischen Begriffen; die Oerter, die man so nennt, wenn sie nicht kleine Festungen sind, bestehen nur aus vielen reihenweise gestellten Zelten oder Jurten, und gleichen mehr einem Dorfe, als einer Stadt. So ist selbst der Ort Dschehol, im N. der großen Mauer, nordöstlich von Peking, wo der Kaiser einen Sommerpallast hat, nur ein elendes schmutziges Dorf: eine schöne Chaussee führt von hier nach Peking, ist aber so wenig dauerhaft angelegt, daß sie jährlich zweimal für die Reisen des Kaisers neu gemacht werden muß. Der große Park, welcher einen See, Berge, Wälder und Wasserfälle einschließt, soll an 40 einzelne Palläste oder Lusthäuser enthalten. Der Hauptort der Kalkas-Mongolei, Kuren, bei den Russen Urga genannt, besteht aus mehreren Tempeln, einer sehr großen Schule und etwa 6000 Jurten, welche sehr enge Straßen bilden. Hart an der russischen Gränze, dem russischen Orte Kiächta gegenüber, liegt der kleine Ort Maimatschin, der aus

einer Straße artig gebauter Häuser besteht, und wo der Handelsverkehr mit Rußland betrieben wird.

3) Das Land Turfan oder die kleine Bucharei, auch Ost-Dschagatai genannt; letztern Namen führt es von Dschagatai, einem Sohne Dschengiskhans, zu dessen Reiche dieses Land und die westlicher gelegene große Bucharei gehörte; doch ist diese letztere kleiner als Turfan und nur deßhalb groß genannt, weil sie der Sitz des Herrschers war. Turfan ist der chinesische Name, von der Hauptstadt entlehnt. Dies Land gränzt im N. O. an die Mongolei, im S. an Tibet und im W. an die freie Tatarei, und erstreckt sich, mit sehr unsichern Gränzen, etwa zwischen dem 89° und 111° O. L. und dem 33° und 46° N. B. Das Land hat ganz die Beschaffenheit des vorigen, enthält die nächst dem Himalaya höchsten Gebirge Asiens und den westlichen Theil der Wüste Schamo, welche aber hier aus reinem Flugsande besteht. Kein Fluß überschreitet die Gränzen. Der größte Binnenfluß ist der Jarkand, welcher, von W. nach O. fließend, den Kaschgar, den Aksu u. a. aufnimmt und sich in den Lobnoor d. h. Lob-See ergießt. So kalt die Winter, so glühend heiß sollen die Sommer seyn, wozu noch häufiger Mangel an Regen kommt. Nur der westliche Theil des Landes ist einer spärlichen Cultur fähig und auch wirklich angebaut. — Die Einwohner sind Tataren, vom Stamme der Bucharen; ihre Zahl läßt sich nicht bestimmen, beträgt aber wohl nicht viel über 200,000. Sie sind ein bei weitem schöneres Volk als ihre östlichen Nachbarn, treiben wie die meisten Tataren Ackerbau und Gewerbe, nur wenige sind Nomaden; sie bekennen sich alle zum Islam. Erst seit 1759 haben ihre Khane die chinesische Hoheit anerkannt und zahlen Tribut. Wie gering auch die Bevölkerung, wie unbekannt uns im Ganzen das Land, so finden wir doch hier einige Ortschaften, welche theils in der Geschichte, theils des Handels wegen bekannt sind. So: Turfan, in einer milden und fruchtbaren Gegend, hat dem Lande seinen Namen gegeben und ist eine wichtige Station für die Karawanen, welche aus China weiter westlich ziehen. Dicht bei der Stadt befindet sich ein bedeutender Vulkan. Kaschgar, unter 40° 39′ N. B., am Flusse gleiches Namens, welcher sich in den weiter östlich gelegenen großen Lob-See verliert. Sie war einst als Residenz eines mächtigen Mongolenherrschers, eines Nachkommen Dschingiskhans, in ganz Asien berühmt, und soll noch jetzt 30000 Einwohner habn. Jarkand, unter 40° N. B., der wichtigste Ort dieser ganzen Gegend, daher auch von den Chinesen besetzt und befestigt. Er soll an 80000 Einw. haben, welche sehr gut in Seide, Leinen und Baumwolle arbeiten. Bis hierher gehen die chinesischen Karawanen, und hier treffen Kaufleute aus dem fernsten Westen, ja aus Indien ein, und bringen Kaschemirshawls,

Edelsteine, Moschus, welche sie gegen Thee, lackirte Waaren, Porzellan u. s. w. vertauschen. Andre berühmte Handelsstädte sind: **Hami** oder **Komun**, im nordöstlichen Theile des Landes; **Aksu**, im nordwestlichen, an einem Nebenflusse des Jarkand; östlich davon **Kutsché**.

C. Die unter chinesischem Schutze stehenden Länder.

Es sind folgende vier: Tibet, Butan, Korea und die Likeio-Inseln.

1) **Tibet** oder **Tübet**, von den Eingebornen **Puekeachim** genannt, erstreckt sich mit sehr unbestimmten, oder vielmehr unbekannten, Begränzungen etwa vom 91° — 118° O. L. und vom 28° — 36° N. B. in der Richtung von N. W. nach S. O. Im N. O. hat es Turfan, im S. W. Hindustan; nordwestlich berührt es die freie Tatarei, südöstlich China, und mag einen Umfang von 27000 □ M. haben. Es ist eines der höchsten Gebirgsländer der Erde: die Thalflächen haben meist eine Höhe von 8 bis 10000 F.; auf der einen Seite erhebt sich die Kette des Himalaya mit seinen höchsten Gipfeln; diesem parallel auf der andern Seite der Kün-Lün; selbst das Innere des Landes ist durchaus mit hohen, kahlen, meist von ewigem Eise starrenden Bergen bedeckt. Daher ist auch hier der Ursprung der größten Flüsse Asiens, des Sind, des Irawaddi, des Jantsekiang, und unzählige Bäche stürzen in den herrlichsten Wasserfällen aus den gewaltigen Glättschern, womit das Hochgebirge bedeckt ist. Die Pässe von Indien aus über diese Gebirge liegen zum Theil in einer Höhe von 15 bis 19000 F. und sind über alle Beschreibung beschwerlich und gefahrvoll. Unter den zahlreichen Landseen befinden sich mehrere von bedeutendem Umfange, so der **Tengri**-See, über 100 □ M. groß, der **Jamtschong** oder **Palte**-See mit einer über 6 Meilen breiten Insel, und viele weniger bekannte. Der Boden ist meist sandig, steinig und wenig fruchtbar, wird aber mit großem Fleiß angebaut, doch reicht der Ertrag bei weitem nicht zum Unterhalt der Bewohner zu. Das Klima ist größtentheils sehr kalt; die Winter lang und strenge, aber heiter und trocken; die Sommer bringen anhaltenden Regen, doch ist es im Ganzen gesund. Da der Ackerbau nur an wenigen Stellen möglich ist, so macht die Viehwirthschaft die Hauptbeschäftigung der Tibetaner, und Fleisch, Milch, Butter und Käse sind die Hauptnahrungsmittel der Weltlichen; Wohlhabendere genießen viel Thee. Zu den Hausthieren gehört der Büffel mit einem schön behaarten Pferdeschweif (*Bos gruniens*), diese Schweife, in Indien **Tschauries** genannt, werden als Fliegenwedel und zum Putz sehr geschätzt; die Schaafe, die in großer Menge gehalten werden, geben eine äußerst feine Wolle. Noch wichtiger ist der zarte Pflaum, der sich unter dem gröbern Brusthaar der tibetanischen Ziege befindet und das Haupt-

material für die Kaschemirshawls liefert. Unter den wilden Thieren, worunter auch viele Pelzthiere, ist das Moschusthier merkwürdig; es gleicht einem kleinen Reh, hat am Oberkiefer zwei nach unten hervorstehende Zähne, und das Männchen in der Gegend des Nabels eine Drüse von der Größe eines Hühnereies, welche den bekannten Moschus oder Bisam enthält. Man will auch das für fabelhaft gehaltene Einhorn in Tibet gefunden haben. Der Holzmangel verbietet den Bergbau, indeß findet sich viel Waschgeld und Quecksilber; ein Hauptproduct des Landes ist aber der Tinkal, ein natürliches Salz, welches sich an seichten Stellen vieler Landseen ausscheidet und woraus der Borax bereitet wird. — Die Einwohner, deren Zahl wohl höchstens 1 — 2 Millionen betragen kann, gehören zur mongolischen Rasse, doch sind sie besser gebildet als die eigentlichen Mongolen; es ist ein gutmüthiges, höfliches, aber äußerst unreinliches und abergläubisches Volk. Zu den Sonderbarkeiten ihrer Sitten gehört auch die hier gewöhnliche Polyandrie (Vielmännerei), vielleicht absichtlich als Sitte begünstigt, um die Uebervölkerung des armen Landes zu verhindern; doch sind es immer nur mehrere Brüder, welche eine Frau gemeinschaftlich haben; übrigens sind die Sitten untadelig und die Frauen genießen einer anständigen Freiheit. Das Volk ist größtentheils äußerst arm, aber in Handarbeiten nicht ungeschickt, und steht in Hinsicht auf Wissenschaft und Künste wenigstens auf gleicher Stufe mit den Chinesen. Es sind sehr wenig Städte im Lande, aber unzählige Klöster, um welche her Dörfer entstanden sind; viele Einwohner wohnen unter Zelten. Sie haben eine heilige Sprache Utschen und eine Volkssprache Umin, welche dem Wesen nach der chinesischen verwandt ist, aber ihre Schrift ist Sylbenschrift und wird von der Linken zur Rechten geschrieben. Sie besitzen zahlreiche Bibliotheken. — Die Religion, welche hier tiefer als irgendwo auf Erden in alle bürgerliche Verhältnisse eingreift, ist der Lamaismus, dem Wesen nach die Religion des Buddha, auch soll sie aus Indien stammen. Neben den gemeinschaftlichen Lehren der Seelenwanderung und der unzähligen Menge von Untergöttern haben die Tibetaner die besondere Ansicht, daß der oberste dieser Untergötter, den sie Xaca nennen, (ganz wie der Buddha oder der Fo der Chinesen) ewig auf Erden lebe, in irgend einem Menschen verkörpert. Diesen, dem sie daher göttliche Verehrung leisten, nennen sie Lama; bei seinem Tode nennt er gewöhnlich denjenigen, in welchem er wieder erscheinen werde; wenn dies nicht geschehen, wissen die Geistlichen den neuen Lama oft in einem neugebornen Kinde wieder zu erkennen; woran aber? dies wird als das größte Geheimniß behandelt. Da nun aber alle vornehme Geistliche Lamas genannt werden, so unterscheidet man den, in welchem der Gott wohnt, durch den Titel Dalai-Lama. Außer ihm giebt es in Tibet noch einen

zweiten obern Lama, den Bogdo- oder Tischu-Lama, in welchem nach Einigen der sich verdoppelnde Xaca, nach Andern ein andrer Gott wohnt; beide haben sich das Reich getheilt und wohnen jetzt friedlich neben einander. Auch von vielen andern Lamas, ja selbst von weiblichen, wird geglaubt, daß ein Gott sie beseele. Die große Verehrung, welche die Lamas genießen, hat die Zahl der Geistlichen unverhältnißmäßig gemacht. Sie werden im allgemeinen Gylongs genannt, leben in Klöstern vereinigt, haben eine eigne Kleidung, dürfen nicht heirathen, müssen sich aller Fleischspeisen wie aller geistigen Getränke enthalten und blos von Almosen leben. Das ganze Land ist mit unzähligen Klöstern für beide Geschlechter bedeckt. Auffallend und den katholischen Missionaren besonders anstößig sind viele Gebräuche der tibetanischen Geistlichen, welche mit den katholischen übereinstimmen; so außer dem schon erwähnten Mönchswesen, dem wahren Papstthum der Lamas, der Ehelosigkeit, den vielen Fasten und Kasteiungen, noch den Gebrauch des Rosenkranzes, eine Art Kindertaufe mit Wasser und Milch; die Vorstellungen von einem Fegefeuer, und von der Verdienstlichkeit der Gebete und Almosen für die Seelen der Verstorbenen. — Die beiden Groß-Lamas sind zugleich die unumschränkten weltlichen Beherrscher des Landes; doch muß man gestehen, daß die Gesetze menschlicher als in China und die Abgaben gering sind. Ueberhaupt gehört Duldsamkeit und Milde zum Charakter dieses Volks. — Außer den eigentlichen Tibetanern sollen noch einige unbekannte Nomadenvölker in einigen Gegenden hausen. — Obgleich die Tibetaner tapfer seyn sollen, so hält die Regierung doch nur wenig Truppen, und die Chinesen unterhalten zum Schutz des Landes etwa 1000 Mann. Das Land ist jetzt unter die beiden Lamas getheilt.

Im Gebiete des Dalai-Lama, dem nördlichen und westlichen Theile des Landes, liegt die Hauptstadt Hlassa unter 30° 45′ N. B. an einem kleinen Flusse, der sich später in den Tsampu ergießt. In ihr erhebt sich der Haupttempel des Landes, zu welchem unzählige Pilger wallfahrten; die Zahl der Tempel, Klöster und der Gylongs soll sehr groß seyn. Die Chinesen halten darin 400 M. Besatzung. Zugleich ist Hlassa der Mittelpunkt des Handels und wird von vielen Karawanen besucht; auch sollen hier 2 hohe Schulen und eine Buchdruckerei sich befinden. Die eigentliche Residenz des Dalai-Lama ist das sehr große Kloster Pobrang-Marbo auf dem Berge Botala im S. O. von Hlassa. Das Hauptgebäude soll 367 F. hoch seyn und an 10000 Zimmer enthalten. Rund um die Stadt liegen noch eine große Menge Tempel und Klöster.

Vom Dalai-Lama soll jetzt noch abhängig seyn das fast ganz unbekannte Land Ladak oder Klein-Tibet, im N. W. des großen. Es ist noch viel rauher und ärmer als das eigentliche

Tibet; nur ein wenig Gerste gedeiht noch hier, sonst keine Frucht und kein Baum; der einzige Reichthum der Einwohner sind ihre Heerden. Die sogenannte Hauptstadt Ladak, unter 36°, hat etwa 500 Häuser, aber bedeutenden Handel mit Kaschmir. Zu Klein-Tibet wird noch die nordwestlich am Bolor gränzende Hochebene Pamer und das südwestlich am Hindukosch gelegene Land Kaschkar gerechnet.

Im Gebiete des Bogdo-Lama, dem südlichen und östlichen Theile von Tibet, liegt unter 29° die Hauptstadt Tissu-Lumbu, oder Dschaschi-Hlumbo; sie besteht fast einzig aus dem weitläuftigen Pallaste des Lama und vielen Klöstern. Das Merkwürdigste in diesem Orte ist das Mausoleum, welches der Kaiser von China dem letzten in China auf einer Reise an den Blattern gestorbenen Bogdo-Lama hat errichten lassen. Die Engländer, die es gesehen, beschreiben es als einen großen, viereckigen, mit Säulengängen umgebenen Thurm, in dessen Innerm eine schöne Pyramide steht, unter welcher der goldene Sarg des Verstorbenen sich befindet; auf dem Gipfel der Pyramide ist er in Gold in sitzender Stellung abgebildet; zur Seite derselben noch einmal in vergoldetem Silber; umher brennen viele nie verlöschende Lampen. Ueber das ganze Denkmal wölbt sich eine schöne, auf eignen Säulen ruhende, vergoldete und mit vielen im Winde klingenden Glokken verzierte Kuppel. Dies Denkmal giebt keinen schlechten Begriff von der Baukunst und der Kunstfertigkeit der Tibetaner; wenn nicht vielleicht das Ganze von Chinesen angefertigt worden ist.

2. Butan oder Tangustan: letzteres ist der im Lande selbst übliche Name. Dies Land ist ein südlicheres Stufenland von Tibet nach Hindustan. Die nördliche Gränze macht der Himalaya, hier Rimola genannt; ein andres Gebirge macht die südliche Gränze gegen Assam. Es ist zwar ganz gebirgig, aber bei weitem milder und fruchtbarer als Tibet. Hier gedeiht schon wieder der Reiß, Obst aller Art und Südfrüchte; der Anbau des Landes wird sehr sorgfältig betrieben; von eigenthümlichen Producten ist indeß nichts bekannt. Die Einwohner sind mit den Tibetanern verwandt, reden einen Dialect ihrer Sprache, sind aber ungleich kräftiger und hochstämmiger gebaut. Die Religion, die Sitten, die Kleidung und Nahrungsweise sind in beiden Ländern gleich. Hier herrscht ebenfalls ein Groß-Lama, unter dem Namen Dharma-Lama, der aber in geistlichen Dingen dem Dalai-Lama den Vorrang einräumt; die Zahl der Gylongs und der Klöster ist auch hier außerordentlich groß. Alle Geistliche tragen hier rothe Büschel an den Mützen, wie in Tibet gelbe: ein Unterschied, der eine religiöse und politische Verschiedenheit andeutet. Das Land steht zwar unter dem Schutze von China, doch haben die Chinesen keinen Statthalter und keine Besatzungen

hier. — Für den Hauptort des Landes gilt Tassisudon, unter 27°, wo der Dharma-Lama und sein weltlicher Stellvertreter der Daeb-Raja in einem weitläuftigen Schlosse residiren, welches zugleich Festung und Tempel ist; es wohnen hier fast nur hohe Staatsbeamte und an 1500 Mönche. — Der südwestliche, nach Bengalen sich neigende Rand des Landes ist von einem 6 Meilen breiten Gürtel sumpfiger und höchst ungesunder Wälder gebildet, worin einige halb wilde Stämme schwächlicher Menschen von kleiner Körperbildung hausen.

3. Korea oder Kaoli, wie die Chinesen es nennen; eine bedeutende Halbinsel von 6 bis 7000 □ M., welche sich von der Mandschurei nach S. zu erstreckt, und westlich vom gelben, östlich vom japanischen Meere bespült wird. Das Innere wird von einem hohen Gebirge, einer Fortsetzung der mandschurischen, durchzogen; die Ostküste ist äußerst schroff und gefährlich, die Westküste milder und hat gute Häfen; an der West- und Südküste des Landes liegt eine große Menge kleiner Inseln. Die nördlichen Gebirge sind fast immer mit Schnee bedeckt; überhaupt hat das Land ein für seine Lage, zwischen dem 34° bis 43° N. B., rauhes Klima. Es gehört zu den am wenigsten bekannten Ländern der Erde; von Europäern ist es seit 200 Jahren nicht betreten worden, nur vom Meere aus haben neuere Seefahrer es gesehen und seine Lage bestimmt; die furchtsame Politik der Regierung erlaubt keinem Fremden, auch wenn er durch Schiffbruch an die Küste geworfen worden, das Land jemals wieder zu verlassen. Korea steht in Abhängigkeit sowohl von China als von Japan, so daß es beiden Tribut bezahlt und der jedesmalige Thronerbe in Japan erzogen wird. Nur mit diesen beiden Ländern steht es in Handelsverkehr, und Leinen, baumwollene Zeuge, Ginseng und vorzüglich schönes Papier und trefflicher Firniß werden ausgeführt. Die Einwohner sind vermuthlich Mandschuren, seit Jahrhunderten mit Chinesen vermischt, deren Sitten sie größtentheils angenommen haben; doch reden sie eine eigne Sprache, bedienen sich aber der chinesischen Schrift. Ihre Religion ist die des Fo. Der König, nach außen zwar abhängig, ist völlig unumschränkt im Innern, und der Despotismus tritt hier noch härter und grausamer als in China hervor. Das Land soll sehr fleißig angebaut und wahrscheinlich stark bevölkert seyn. Kein Europäer hat in neueren Zeiten den Fuß ans Land gesetzt, man weiß daher nur, daß die Hauptstadt des Landes Kingkitao, nach Andern Hanyang-tsching, fast in der Mitte des Landes, zwischen 2 Flüssen liegt. Ein englisches Schiff erhielt nur mit großer Mühe 1797 die Erlaubniß, einige Tage in einem Hafen Tschosan, wahrscheinlich an der Südostküste, zu verweilen, um Wasser einzunehmen.

4. Die Likeio-Inseln, von den Franzosen Lieukieu, von den Engländern Loochu genannt. Sie bestehen aus zwei kleinen Inselgruppen zwischen dem 141° und 148° O. L. und dem 24° bis 26° N. B., und mögen alle zusammen etwas über 400 □ M. betragen. Die meisten sind von Kalkfelsen und Korallenriffen umgeben, doch haben sie auch gute Landungsplätze; die Berge im Innern erheben sich nicht über 4 — 500 Fuß. Das Klima ist durch Seewinde gemildert sehr angenehm. Der Boden ist vortrefflich angebaut und trägt außer Reiß, Weizen und einer Fülle der schönsten Früchte, noch Thee, Zuckerrohr, Pfeffer, Baumwolle, Tabak und Firnißbäume. Ackerbau und Viehzucht beschäftigen die Einwohner, doch sollen sie keine Schaafe haben (?). Die Einwohner werden uns als äußerst gutmüthig, reinlich und verständig geschildert, sie sind vielleicht das einzige Völkchen auf Erden, welches den Gebrauch der Waffen nicht kennt. Nach englischen Nachrichten sind sie von China abhängig, nach russischen von Japan, vielleicht bei ihrer großen Friedfertigkeit von beiden. Sie haben einen König und einen Erbadel; ihre Sprache soll der japanischen gleichen, doch besitzen sie viele chinesische Bücher. Ihre Religion ist die des Fo. Wir verdanken unsere Nachrichten über diese Inseln fast einzig einem englischen Schiffe, welches 1818 hier einige Zeit verweilte. Die Hauptstadt und Residenz des Königs, Kintsching, liegt auf der größten dieser Inseln, Likeio, der Pallast des Königs aber auf einem hohen Berge. Auf derselben Insel, an der Nordwestküste wird Napakiang als der Haupthandelsplatz sämmtlicher Inseln genannt.

VIII. Die freie Tatarei.

Wir haben diesen Namen gewählt, im Gegensatz gegen die den Chinesen und Russen unterworfenen Tataren. Einen allgemeinen Namen hat das Land nicht, wie es auch nicht einen geschlossenen Staat ausmacht. Es wird von Andern Dschagatai genannt, ein Name, den es im Mittelalter von einem Sohne Dschingis-Khans, dem damaligen Beherrscher, führte: die Engländer nennen es auch Turkestan, weil es das Stammland der Türken ist; Andere nennen es die große Bucharei, im Gegensatz der unter chinesischer Herrschaft stehenden; von den Persern wird es mit den Namen Mawaralnahr oder Turan bezeichnet. Es breitet sich zwischen dem 68° und dem 90° O. L.

und dem 37° bis 45° N. B. aus; der Flächeninhalt läßt sich bei den fast überall unbestimmten Gränzen etwa auf 32000 □ M. angeben. Im N. wird es von russischen, im O. von chinesischen, im S. von afghanischen und persischen Besitzungen, im W. vom caspischen Meere begränzt. Nur der südliche und östliche Rand dieses Landes ist gebirgig; es sind die Abhänge des Bolor, des Mustag und des Hindukosch, welche zwar mehrere Aeste in das Land senden und schöne Alpenthäler bilden, aber nur einen geringen Theil des Ganzen ausmachen. Alles Uebrige besteht in einer fast ununterbrochenen, baumlosen, sich nach dem caspischen Meere unmerklich senkenden Ebene oder vielmehr Wüste, welche nur in einzelnen Oasen, besonders an den Ufern der Flüsse, den Anbau gestattet; und deutliche Spuren beweisen, daß hier einst Meeresboden gewesen. Diese Wüste führt verschiedene Namen; im N. die Wüste Kizil-Kum; im S. die Wüste Descht-Kowar; übrigens findet sich beinahe überall Wasser in geringer Tiefe unter der Oberfläche. Das Land hat bedeutende Gewässer. Im W. das caspische Meer, welches hier nur sehr unbedeutende Zuflüsse erhält und 3 große Meerbusen bildet: unter 45° den Meerbusen von Mertwoi; unter 44° den von Mangischlak; unter 39° den von Balkan. Oestlich vom caspischen Meere breitet sich der große Aral-See, 1248 □ M. groß, aus. Er ist, besonders in seinem südlichen Theile, mit unzähligen Inseln und Eilanden bedeckt und nimmt die drei größten Ströme des Landes auf: von der Ostseite nördlich den Sirdarja oder Sihon (Jaxartes), welcher aus unbekannten Gegenden des Mustag herabkommt und sich vor seiner Einmündung in den See in zwei große Arme theilt; weiter südlich den Kisil oder Udschan, sein Lauf ist sehr wenig bekannt. Von S. her empfängt der Aral den bedeutendsten Strom, den Amu oder Gihon (Oxus); er entspringt unter dem Namen Pani an einem der höchsten Gipfel des Bolor, durchströmt zuerst in westlicher Richtung mehrere schöne Thäler und fruchtbare Gegenden, wendet sich dann unter 40° nördlich, wo seine verschiedenen Arme viele Inseln bilden, und ergießt sich endlich durch ein großes Delta in den Aral. Von den vielen Steppenflüssen, die sich im Sande verlieren, ist nur der Sarasu bedeutend; er macht zum Theil die Gränze mit Rußland und endigt seinen wenig bekannten Lauf in dem See Telegkul. Alle diese Flüsse haben in ihrem untern Lauf baumlose öde Ufer, sind aber sehr stark mit Schilf und Rohr bewachsen. — Das Klima ist im Ganzen gesund und schön, reizend in den Alpenthälern des Süd- und Ost-Randes, in den Ebenen glühend heiß und trocken im Sommer; aber die Winter sind doch so strenge, daß die großen Flüsse gefrieren; Regen fällt nur im Frühjahr und Herbst, daher auch der Anbau der künstlichen Bewässerung nicht entbehren kann. Als Producte des Landes kennen wir sehr schöne

Pferde, Kameele, Rindvieh, Schaafe mit Fettschwänzen, aber auch Panther, Schakale, Hyänen, Wölfe, Bären, Füchse. Unsere Getreidearten gedeihen hier trefflich, außerdem Reiß, Baumwolle, Flachs, vieles und schönes Obst, worunter die edelsten Südfrüchte; ferner kommen aus diesem Lande durch den Handel viele Edelsteine, vorzüglich schöne Rubine, Türkise, Lapis Lazuli, doch kennt man die eigentlichen Fundörter nicht; auch Steinkohlen und Steinsalz werden gefunden. Ehemals gab der Bergbau viele edle Metalle, doch ist er jetzt ganz aufgegeben. Dieses Land, im Mittelpunkt Asiens gelegen, scheint von der Natur zum Handelsvermittler vieler Nationen bestimmt, und war es auch im Mittelalter; jetzt, wo es meist von räuberischen Nomaden besetzt ist, ist der Handel sehr gesunken, doch gehen noch immer bucharische Karawanen nach Rußland, China, Hindustan und Persien.

Die Einwohner, deren Zahl wohl 3—4 Millionen betragen mag, sind alle Tataren, mit Ausnahme einiger Bewohner der südöstlichen Gebirgsgränze, welche, weil sie Heiden, von den Muhammedanern unter dem allgemeinen Namen Kaffern begriffen werden; ihr Ursprung ist unbekannt. Die Tataren, welche fast alle Nomaden sind, oder doch den Ackerbau nur als Nebensache betreiben, zerfallen in 4 Hauptstämme. 1) Die Usbeken, jetzt das bey weitem vorherrschende und zahlreichste Volk; sie sind zwar von kleiner Statur, aber stark gebaut, leben größtentheils unter Zelten, verschmähen den Aufenthalt in den Städten, sind beinahe stets zu Pferde und genießen am liebsten Pferdefleisch; aus der Stutenmilch bereiten sie den berauschenden Kumiß. Ihre Macht besteht blos in Reiterei. Sie sind erst seit dem 15ten Jahrhundert von der Wolga hierher gewandert. 2) Die Türken, die Stamm-Eltern der Osmanen, die wir gewöhnlich Türken nennen. Sie sind ein wohlgebildetes, schönes, stolzes und tapferes Volk, das aber jetzt von den Usbeken beinahe auf die Gegenden zwischen dem Aral und dem caspischen Meere beschränkt sind. Hier hauset vorzüglich einer ihrer Stämme, die Turkmanen oder Truchmenen, die räuberischsten von allen, die ein wahres Beduinenleben führen; ein anderer Stamm, die Karakalpaken, ziehen im N. O. des Aral umher. 3) Die Kirgisen, ein wildes, höchst räuberisches Nomadenvolk im N. O. des Landes; sie gehören zu der sogenannten großen Horde; die der mittlern und kleinern haben sich der russischen Hoheit unterworfen. 4) Die Bucharen oder Bukharen, auch wohl Tadschiks genannt, die civilisirtesten, aber auch die schwächsten von allen. Sie sind die Bewohner der Städte, die einzigen, welche ein ansässiges Leben führen, und die einzigen Handelsleute und Fabrikanten dieser Gegenden. Alle diese Völker sind eifrige Muhammedaner. — Von dem politischen Zustande des Landes

haben wir nur sehr unsichere Nachrichten; jedes Volk und jeder Stamm hat seine eignen Khane oder Fürsten, doch sollen die meisten den Großkhan von Buchara jetzt für ihr Oberhaupt erkennen. Am sichersten lassen sich drei Hauptmassen ansässiger Bewohner unterscheiden, welche nach ihren Hauptstädten benannt werden.

1. Der Staat von Buchara oder der Usbeken, jetzt der vorherrschende. Der Hauptsitz ihrer Macht ist im S. O. des Landes, in den schönen Gebirgsthälern und an den Ufern des Amu und seiner Nebenflüsse: eine Gegend, welche von älteren arabischen Geographen als ein Paradies geschildert wird und es noch seyn könnte, wenn es nicht von einem räuberischen Nomadenvolke bewohnt würde, welches nur im Winter Städte und Dörfer bewohnt, im Sommer aber mit seinen Heerden umherzieht. Selbst der Großkhan folgt dieser Sitte und residirt nur im Winter zu Samarkand. Diese einst weltberühmte Stadt, der glänzende Sitz Timurs, die gefeierte Hochschule muhammedanischer Wissenschaften und der Mittelpunkt des Handels, hat jetzt nur noch wenig Spuren seiner alten Größe aufzuweisen. Sie liegt am Zuruschan oder Kuandarja, einem nördlichen Nebenflusse des Amu, im reizenden Thale al Sogd, in einer höchst fruchtbaren Gegend unter 39° N. B., ist mit einem Erdwall und Graben umgeben, und hat ein Schloß, worin der Großkhan im Winter residirt. Noch jetzt sind ihre Schulen berühmt und werden von fernher besucht. — Buchara oder Bokhara, westlicher am nemlichen Flusse, die zweite aber wichtigste Stadt des Landes, sie soll über 100,000 Einw. zählen, die bedeutenden Handel treiben und selbst baumwollene und seidene Zeuge anfertigen. Sie hat ein Schloß des Großkhans, viele Moskeen, Bäder, Kierwanserai's und mehrere berühmte gelehrte Schulen.

2. Der Staat von Taschkent, im N. O. des Landes, ehemals von Türken, jetzt von Usbeken und zum Theil von Kirgisen bewohnt. Die Hauptstadt Taschkent, unter 42° N. B., etwa 1 1/2 M. vom Sihon, mit welchem sie durch Kanäle verbunden ist. Sie ist nach orientalischer Art eng gebaut und schmutzig, hat hohe Wälle, viele Moskeen, und an 40000 Einw., welche Seiden- und Baumwollenweberei treiben; auch soll hier eine Kanonengießerei seyn. Die Gegend ist trefflich angebaut, leidet aber großen Mangel an Holz.

3. Der Staat von Khiwa, oder das Land Karesm, auch Khowaresm, eine wahre Oase, am untern Lauf des Sihon, nach dem Aralsee zu, überall von Wüsten umgeben. Usbeken sind auch hier das herrschende Volk, außer ihnen werden die Städte von Bucharen bewohnt, und Turkmanen besitzen die westlicheren Gegenden, die Steppen nach dem caspischen Meere zu. Noch vor einem Jahrhundert soll ein Arm des Amu sich westlich in dieses Meer ergossen haben und seine Ufer blühend gewesen

seyn; jetzt ist er verschwunden und Steppen haben die Stelle der Cultur eingenommen. Die Einwohner sind zwar größtentheils ansässig, leben indeß doch nur im Winter in den Städten. Der Boden, den man künstlich zu bewässern versteht, ist sehr ergiebig und das Klima schön und heiter. Die Hauptstadt Khiwa, unter 41° N. B., an einem Arme des Amu in einer gartenmäßig angebauten Gegend. Sie hat Wälle, ein Schloß des Khans, viele Moskeen und an 10000 Einw. Hier ist der größte Sklavenmarkt in Dschagatai. Noch bedeutender ist Neu-Urgenz, nördlich von der vorigen, mit mehr als 10000 Einw. der Mittelpunkt des Handels. — Die westlichen Gegenden, besonders zwischen dem Aral und dem caspischen Meere, werden von unabhängigen Turkmanen bewohnt, welche keine feste Ansiedelung haben.

IX. Das Kaiserthum Japan.

Es besteht aus mehreren, einen Bogen von S. W. nach N. und N. O. bildenden, den Küsten von Korea und der Mandschurei gegenüber liegenden Inseln, welche sich vom 31° bis zum 50° N. B. und vom 148° bis zum 170° O. L. erstrecken. Das eigentliche Reich wird von der Hauptinsel Nipon und den zwei südwestlich davon liegenden Inseln Sikoff und Kiusiu gebildet; die weiter nördlich sich erstreckende Inselreihe ist erst später von den Japanern in Besitz genommen worden. Der Flächeninhalt mag über 12,500 □ M. betragen, wovon indeß nur etwa 7000 auf die 3 Hauptinseln kommen. Dieses Reich wurde zuerst 1542 von Europäern besucht, ist aber, da es sich in der neuern Zeit noch ungleich strenger als China vom Weltverkehr abgeschlossen, in seinem Innern äußerst wenig bekannt. Die 3 Hauptinseln sind durchaus bergig, mehrere ihrer Berge sind mit ewigem Schnee bedeckt und das Land den Erdbeben sehr unterworfen, auch soll es noch mehrere brennende Vulkane auf Nipon geben. Viel reißende und doch zum Theil schiffbare Ströme ergießen sich nach O. und W., und der Fleiß der Einwohner hat außerdem noch viel Bewässerungskanäle angelegt. Im Ganzen ist die Westküste von Nipon milder und fruchtbarer, die Ostküste äußerst steil, und das Meer um alle diese Inseln gehört wegen der häufigen Typhons und Nebel zu den gefährlichsten auf Erden; ehemals gaben die Holländer von 6 Schiffen, die sie dahin schickten, jedesmal eins verloren, und oft gingen noch mehrere zu Grunde. Der Boden ist im Allgemeinen nicht sonderlich ergiebig, mehr steinig und san-

dig, allein der unglaubliche Fleiß der Japaner hat selbst die höchsten Berge für den Anbau gewonnen; kein Land der Welt ist vielleicht in solcher Ausdehnung und so gartenmäßig angebaut, als dies. Das Klima dieser Inseln ist nicht so warm, als man nach ihrer Lage vermuthen sollte: es fällt sehr viel Regen, und Nebel und Stürme sind häufig, vorzüglich aber ist die Temperatur schnellen und großen Wechseln unterworfen. Bei der großen Bevölkerung des Landes und dem allgemeinen Anbau kann es hier nur wenig wilde Thiere geben, selbst Bauholz mangelt und muß von den nördlicheren Inseln herbeigeschafft werden. Japan hat wenig vierfüßige Thiere, man unterhält weder Elephanten, noch Kameele, noch Esel, selbst Schaafe und Ziegen sind sehr selten. Die einzigen Hausthiere sind Rinder, Pferde, Hunde und Katzen und etwas Geflügel, was indeß auch nur der Eier wegen gehalten wird, da der Japaner meist nur Vegetabilien und Fische genießt. Die Seidencultur ist bedeutend, und das Meer liefert, außer einer großen Menge Fische, Austern, Korallen und Schwämme; auch die Wallfische sind häufig an den Küsten und werden von europäischen Schiffen aufgesucht. Unter den Cultur-Pflanzen nimmt der Reiß den ersten Rang ein, er macht die Hauptnahrung aller Japaner aus und soll hier besser seyn als irgendwo in Asien; man baut auch unsere Getreidearten und hat einen Ueberfluß an schönem Obste, wie auch an Südfrüchten. Der japanische Thee ist nicht so gut als der chinesische. Ferner wird viel Baumwolle, Tabak und Hanf gebaut. Der Firnißbaum giebt hier einen schönern Firniß als den der Chinesen; der Kamfer aber ist viel schlechter als der von Borneo. Das Land erzeugt eine große Mannigfaltigkeit von Blumen, sie sollen aber weniger Geruch haben als in andern Gegenden. Man findet viel Gold in Japan, theils in Gängen, theils in Flüssen; etwas Silber; außerordentlich viel und schönes Kupfer; wenig, aber sehr feines Zinn; eben so nicht viel, aber ausgezeichnet schönes Eisen, so daß die japanischen Säbelklingen zu den besten in der Welt gehören. Endlich findet sich Quecksilber, Steinkohlen, sehr viel Schwefel, Porzellanerde und Asbest, welcher auch zu unverbrennlichen Zeugen verarbeitet wird.

Einwohner.

Die Zahl derselben läßt sich zwar durchaus nicht bestimmen, mag aber bei dem tiefen Frieden, dessen das Land schon seit lange genießt, und dem trefflichen Anbau, leicht an 30 bis 35 Millionen betragen. Die Japaner oder Japanesen gehören augenscheinlich zur mongolischen Rasse, doch vermuthen Viele eine ursprüngliche Vermischung dieser mit der malaiischen Rasse, wenigstens zeichnen sie sich vor den Chinesen, die sie verabscheuen, höchst vortheilhaft aus. Sie sind in der Regel nicht groß, besonders

die Frauen auffallend klein, aber gut und kräftig gebaut und nicht so zum Fettwerden geneigt wie die Chinesen. Alle Nachrichten stimmen darin überein, daß die Japaner ein stolzes und tapferes Volk seyen; man rühmt ihre Wißbegierde, ihre Bereitwilligkeit sich von Fremden belehren zu lassen, ihre leichte Fassungsgabe und ihre Redlichkeit. Dabei sind sie mäßig, höchst arbeitsam, sehr reinlich, aber auch hart und rachsüchtig, wozu die furchtbare Strenge ihrer Regierung viel beitragen mag. Von ihrer Todesverachtung giebt es wohl keinen stärkern Beweis, als daß, wer sich von einem andern beleidigt glaubt, sich nicht selten den Leib mit seinem Säbel aufreißt, welches dem andern, wenn er nicht für ehrlos gelten will, das nemliche zu thun gebietet. Die Männer scheren den Bart und den Kopf bis auf einige Haare an den Schläfen und im Nacken, welche oben zusammengebunden werden; Hüte tragen sie nur im Regen, aber gewöhnlich Sonnenschirme und Fächer. Die verheiratheten Frauen reißen sich die Augenbraunen aus und schminken das Gesicht, vorzüglich die Lippen. Nur vornehmere Frauen leben sehr zurückgezogen; geringere gehen frei umher. Das Gesetz erlaubt zwar nur Eine Frau, aber Vornehmere nehmen so viel Concubinen als sie wollen. Die Kleidung gleicht unsern Schlafröcken, mit weiten Aermeln, welche zum Theil zugenäht als Taschen dienen. Man zieht mehrere solcher Röcke, Frauen wohl an 20 über einander an; ein Gürtel, woran ein, auch wohl zwei Säbel befestigt sind, hält die Kleidung zusammen. Beinkleider werden meist nur auf Reisen getragen; die gewöhnliche Farbe ist die schwarze, weiß deutet Trauer an. Reichere tragen nur Seide, Aermere Baumwolle. Die Nahrung aller nicht Reichen besteht fast nur in Reiß und Fischen; überhaupt wird wenig Fleisch genossen. Thee ist das gewöhnlichste Getränk, doch wird auch aus dem Reiß ein berauschendes Getränk bereitet. Männer und Frauen rauchen leidenschaftlich. — Die Familiennamen erben zwar fort, jeder aber legt sich selbst einen eignen Namen bei, den er oft mit einem andern bei irgend einer Veranlassung vertauscht. — Im Allgemeinen stehen die Japaner etwa auf der nemlichen Stufe der Cultur wie die Chinesen, doch übertreffen sie diese weit in manchen Fertigkeiten und vorzüglich an Bildsamkeit. Die japanische Sprache ist eine durchaus eigenthümliche und vielsylbige: man unterscheidet auch hier eine Hof-, eine Bücher- und eine Volkssprache, und bedient sich theils der chinesischen Charaktere, theils eines eignen Alphabets. Fast jedermann kann schreiben und lesen. Ihre wissenschaftliche Cultur mag indeß wohl nur sehr gering seyn. Sie übertreffen die Chinesen in der Kunst zu lackiren, in allen Stahlarbeiten und in einigen Geweben, vorzüglich Kreppflor; dagegen ist ihr Porzellan weniger fein als das chinesische, was aber wohl nur am Material liegt. In der Architektur zeichnen sie sich wenig aus; fast alle Häuser sind nur

von Holz und ein Stockwerk hoch, was auch der Erdbeben wegen nothwendig ist; nur der größere Umfang zeichnet die Palläste aus. Das Innere der Häuser ist nur durch bewegliche Wände oder Schirme in mehrere Zimmer getheilt, aber sehr reinlich, die Wände gewöhnlich mit Papier beklebt, der Boden mit feinen Matten bedeckt, Hausgeräthe findet man wenig, und die Fenster haben statt des Glases nur geöltes Papier. Zur Erwärmung dienen nur Feuerbecken. Reichere haben gern hübsche Gärten an ihren Häusern. Die Zahl der Städte und Dörfer ist unglaublich groß, sie erstrecken sich oft meilenlang neben den Landstraßen, sind aber höchst einförmig gebaut, da man hier keine Prachtgebäude kennt; nur die Brücken sollen schön seyn. Die Landstraßen sind vortrefflich, und leicht zu unterhalten, da man in Japan fast kein Fuhrwerk sieht. Man reist zu Pferde, wobei das Pferd eine Art von Strohschuh anhat und stets von einem Diener geführt wird, oder man läßt sich in Sänften tragen, oder geht zu Fuß.

Drei verschiedene Religionen sind in Japan herrschend. Die erste, die man die Staatsreligion nennen könnte, ist die Sinto-Religion, deren Oberhaupt der Kinrei oder Daïri. Sie nimmt ein höchstes Wesen und die Unsterblichkeit der Seele an; jener höchste Gott wird zwar verehrt, jeder Eid bei ihm geleistet und ihm Tempel errichtet, doch wird er nicht bildlich dargestellt; nur ein großer Metallspiegel, mit Streifen weißen Papiers verziert, befindet sich in der Mitte des Tempels, sinnreiche Symbole der Reinheit und des Gewissens; vor diesen verrichtet der Japaner sein Gebet. Dieser Glaube nimmt zwar unzählige Untergötter an, sie werden aber eben so wenig abgebildet. Der Daïri war ehemals der wahre Regent von Japan, zur Zeit als das Land noch unter viele kleine Fürsten getheilt war; seitdem aber, gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts, der weltliche Kaiser oder Kubo sich erhoben, ist ihm nur eine fast göttliche Verehrung und die Leitung der geistlichen Angelegenheiten geblieben. Er lebt unsichtbar für das Volk in einem weitläuftigen Pallaste zu Miaco, welche Stadt und Provinz ihm ausschließlich gehört; er hat 12 Weiber, und seine Würde ist in seinem Geschlechte erblich. Auch die Priester dieser Sekte sind verheirathet, und die Anhänger derselben enthalten sich der meisten Fleischspeisen. Die zweite Religion ist die des Buddha, welcher hier mit seinem gewöhnlichen Gefolge von unzähligen Neben- und Untergöttern unter dem Namen Siaka verehrt wird; die Priester heißen Bonzen. Diese Sekte befördert ungleich mehr als die erste den elendesten Aberglauben und übt wenig Einfluß auf die Sittlichkeit ihrer Anhänger. Die Religion des Confutse ist auch hier die der Gelehrten und hat keine Tempel. Außerdem soll es noch Gestirn-Anbeter in Japan geben. — Das Christenthum hatte im 16ten Jahrhundert schon sehr bedeutende Fortschritte in Japan gemacht, wurde aber im

17ten

sten gänzlich ausgerottet. Nachdem nemlich der erste Portugiese Fernando Mendez Pinto 1542 durch Sturm verschlagen Japan entdeckt, sendeten die Portugiesen 1549 ein Schiff dahin mit der doppelten Absicht, eine Niederlassung zu begründen und den christlichen Glauben zu verbreiten; auch der später als Heiliger verehrte Franz Xaverius († 1552) befand sich auf diesem Schiffe. Beide Absichten gelangen über Erwarten. Den Portugiesen wurden Niederlassungen auf Kiusiu und freier Handel durch das ganze Reich gestattet, welches ihnen unermeßliche Vortheile erwarb; auch die Missionare fanden eine willige Aufnahme, und bald hatten sich sogar mehrere der damaligen Landesfürsten zum Christenthum bekehrt. Allein der Geiz und die Anmaßungen der portugiesischen Missionare empörte bald wider sie die Geistlichkeit und die Großen; schon 1597 brach die erste Verfolgung der Christen aus und ward unter blutigen Kriegen mit unerhörter Grausamkeit bis 1622 und 1638 fortgesetzt, wo die letzten Christen in Japan ausgerottet wurden. Die Holländer, welche aus Handelsneid den heidnischen Japanern gegen die dortigen Christen kräftige Hülfe geleistet, blieben nun die einzigen Europäer, denen einiger Handel, aber unter den erniedrigendsten Bedingungen, gestattet wurde; die Portugiesen wurden gänzlich verbannt, aber die Japaner selbst verabscheuten das Betragen der Holländer und gaben ihnen die stärksten Beweise ihrer Verachtung. Sie dürfen nur jährlich 3 Schiffe nach Japan senden, deren Ladung nicht den Werth von 300,000 Thalern übersteigen darf; außer ihnen wird Japan nur noch von Chinesen besucht, welche wo möglich noch empörender behandelt werden als die Holländer. Alle Versuche der Russen in der neuesten Zeit, eine Handelsverbindung mit Japan anzuknüpfen, sind gänzlich gescheitert.

Die Regierung in Japan ist eine reine Despotie, welche sich ganz giebt für das was sie ist, und wenigstens nicht die erlogenen Formen der chinesischen heuchelt. Die Gesetze sind mit Blut geschrieben, fast jedes Vergehen wird mit dem Tode gebüßt, und nicht selten muß die Familie des Schuldigen, ja seine Nachbarn, sein Schicksal theilen, wodurch jeder zum strengen Beobachter seiner Angehörigen wird. Jetzt ist die Macht gänzlich in den Händen des Kaisers oder Kubo, auch Kubo-Sama, welcher Zusatz das Höchste andeutet. Bis 1142 war der Daïri das Oberhaupt des ganzen Landes, aber neben ihm gab es viele Erbfürsten, welche große Provinzen besaßen. Um diese Zeit ward die Würde eines Kubosama oder Kron-Großfeldherrn eingeführt, welche schon die Macht des Daïri sehr beschränkte, bis endlich 1585 ein Mensch aus dem niedrigsten Stande sich durch Tapferkeit und Talente zu dieser Würde emporschwang, den Namen Taikosama (höchster Herr) annahm und die Macht sowohl der Erbfürsten als des Daïri fast gänzlich vernichtete. Seine Nachfolger sind die-

sem Systeme treu geblieben. Noch jetzt giebt es zwar viele Damjos oder Erbfürsten, die in ihren Gebieten unumschränkt herrschen, aber so gänzlich vom Kubo abhängen, daß er sie verbannen und hinrichten lassen kann; auch müssen ihre Familien stets als Geißel in der Residenz des Kubo wohnen und sie selbst jährlich mehrere Monate sich dort aufhalten. Außerdem giebt es noch einen Erbadel. Die übrigen Stände bestehen aus Geistlichen, Kriegern, Kaufleuten, Handwerkern und Bauern; doch giebt es hier keinen Kastenzwang. Die Sklaven bestehen aus den Nachkommen ehemaliger Kriegsgefangener und aus solchen Kindern, welche die Eltern aus Armuth verkauft haben. — Die Kriegsmacht der Japaner ist nicht unbedeutend: außer den eigentlichen Reichstruppen des Kubo hält noch jeder Damjo ein kleines Heer. Die Soldaten sind nur zum Theil mit kupfernen Luntenflinten versehen; die meisten führen Bogen; die Artillerie ist ganz unbedeutend. Noch schlechter sind die Fahrzeuge der Japaner; Kriegsschiffe haben sie gar nicht, und selbst ihre kleinen Handelsfahrzeuge sind äußerst schlecht gebaut. — Der Handel der Japaner war ehemals sehr bedeutend; jeder Fremde durfte zu ihnen, und sie besuchten alle Theile Indiens; die argwöhnische Politik Taikosama's hat dies gänzlich verändert, jetzt darf kein Japaner sein Vaterland verlassen, nicht einmal eine fremde Sprache erlernen, mit Ausnahme der 150 für den Handel mit den Holländern angestellten Dolmetscher, und aller Handel beschränkt sich auf die verschiedenen Inseln unter einander.

Eintheilung und Topographie.

Wir wissen nur im Allgemeinen, daß das eigentliche japanische Reich in 7 große Provinzen zerfällt, wovon 5 auf Nipon kommen und die beiden Nebeninseln jede eine ausmachen, wozu denn noch die andern den Japanern unterworfenen Inseln kommen, und müssen uns daher begnügen, nur die wenigen den Europäern bekannt gewordenen Orte zu verzeichnen.

1. Auf der Hauptinsel Nipon oder Nifon liegen:

Jeddo oder Dscheddo, unter 35° 52′ N. B., die Hauptstadt des Reichs und Residenz des Kubo, am Flusse Tonjak. Sie liegt halbmondförmig an einem Meerbusen an der Südostküste, soll über 4 Meilen im Umfange und über 1 1/2 Million Einwohner haben, was leicht möglich ist, da sich hier alle Behörden, ein zahlreicher Hofstaat, die Familien aller Vasallenfürsten zusammendrängen und der Handel überdies sehr bedeutend ist. Die Straßen sind sehr breit, aber die Häuser ohne Ausnahme nur von einem Stockwerk. Die Tempel und öffentlichen Gebäude sind sehr unbedeutend. Der Pallast des Kaisers, im nördlichen Theile, bil-

det eine eigne von mehreren Citadellen und mit Mauern und Graben umgebene Stadt und soll einen Umfang von mehr als einer Meile haben, worin aber viel Kasernen, Palläste der Großen, Gärten u. s. w. Der eigentliche kaiserliche Pallast ist nicht höher als alle übrige Häuser, aber sehr reich verziert: alle drei Jahre müssen die Holländer eine Gesandtschaft mit Geschenken hierher senden, um dem Kaiser ihre Ehrfurcht zu bezeigen. Da alle Häuser nur leicht und meist von Holz erbaut sind, so sind trotz der vortrefflichen Löschanstalten Feuersbrünste sehr häufig und gefährlich.

Miako oder Kio, die alte Hauptstadt des Reichs und jetzt Residenz des Daïri, etwa unter 34° N. B., am Flusse gleiches Namens, welcher sich an der Südwestküste ins Meer ergießt. Sie ist kleiner als Jeddo, mag doch aber leicht eine halbe Million Einwohner zählen. Sie hat natürlich sehr zahlreiche Tempel, die indeß nicht besonders ausgezeichnet sind. Die Stadt selbst ist offen, nur die Residenz des Daïri, im nördlichen Theile, ist befestigt, aber von kaiserlichen Soldaten bewacht. Miako ist der Sitz der japanischen Gelehrsamkeit, sie hat eine Art Universität und viele berühmte Schulen; hier werden alle Bücher gedruckt; auch ist hier die einzige Münze des Reichs. Ihre Fabriken in Lack, Seide, Gold, Silber, Kupfer und Eisen, so wie ihr Handel, sind sehr bedeutend. Das Fürstenthum, worin sie liegt, ist dem Daïri zu seinem Unterhalt überlassen.

Osaka, eine der größten und reichsten Handelsstädte des Reichs; sie kann als der Hafen von Miako betrachtet werden, da sie am nemlichen Flusse an seiner Mündung in die Bai von Osaka liegt. Sie hat eine reizende Lage, ist gut befestigt und mag leicht ein halbe Million Einwohner haben.

2. Auf Kiusiu oder Ximo liegt der berühmte Hafen Nangasaki oder Nagasaki, unter 32° 44′ N. B., an einem schönen von Bergen umgebenen Meerbusen, er ist jetzt der einzige, wohin Holländer und Chinesen kommen dürfen. Die Stadt selbst ist offen, nur seewärts etwas befestigt, die Straßen sind eng und krumm, die Fabriken nicht sehr bedeutend, aber die Volksmenge sehr beträchtlich; der Handel macht hier das Hauptgeschäft. Dicht an der Stadt, doch durch einen schmalen Seearm von ihr getrennt, liegt das Eiland Desima, etwa 600 Fuß lang und 240 breit; dies ist der Punkt, der den Holländern eingeräumt ist. Er wird zwar durch eine Brücke mit der Stadt verbunden, allein dieser Eingang ist stark bewacht, die ganze Insel ist mit Palisaden umgeben, und selbst im Meere zeigen Pfähle die Entfernung an, in welcher japanische Fahrzeuge sich vom Ufer halten müssen. Auf dem Eilande befindet sich eine Straße schlechter Häuser, die den Holländern zur Wohnung und zu Magazinen eingeräumt sind, wofür sie aber eine starke Miethe zahlen müssen. So-

bald ein Schiff ankommt, wird es von Polizeibeamten besetzt, das Steuerruder ausgehoben, die Kanonen, Pulver und Waffen abgeliefert. Nur vereidigte Dolmetscher verkehren mit den Holländern, ihre Waaren werden von Japanern ans Land gebracht, von eben diesen abgeschätzt, und ihnen andre Waaren dafür auf die Schiffe geliefert. Jeder andre Verkehr mit den Holländern, besonders jeder Schleichhandel, wird mit dem Tode bestraft. Während ihres Aufenthalts auf Desima dürfen sie dies Gefängniß nie verlassen, nicht Gottesdienst halten und kein äußeres Zeichen des Christenthums blicken lassen. Vor der Abfahrt wird das Schiff noch einmal aufs genaueste nach verbotenen Waaren untersucht. Die Chinesen haben am Südende der Stadt einen ähnlichen Landungsplatz, und werden noch strenger bewacht und beschränkt. Ehemals war die Niederlassung der Holländer auf der kleinen Insel Firando an der Westküste von Kiusiu, sie verloren sie aber 1640.

3. Die Insel Sikoko oder Sikoff, nordöstlich von der vorigen, ist noch nie von einem Europäer betreten worden; man weiß nur, daß sie eben so bevölkert und eben so gut angebaut ist als die vorige.

4. Die Insel Jesso oder Jedso, deren Inneres ebenfalls noch nie von Europäern besucht worden ist. Sie liegt nördlich von Nipon, von welcher sie durch die Straße Sangar getrennt wird. Diese Insel ist mit sehr hohen, ewigen Schnee tragenden Bergen, worunter mehrere Vulkane sind, bedeckt, und hat ein für ihre Lage außerordentlich kaltes Klima, vorzüglich an der Westküste. Der Schnee liegt noch am Ufer bis Ende Aprils. Nur der südlichste Theil der Insel wird von Japanern bewohnt und angebaut; ihre Hauptbeschäftigung besteht indeß in der sehr ergiebigen Fischerei, im Schlagen des Holzes, welches die Insel bedeckt, und im Tauschhandel mit den Eingebornen. Die Japaner bewohnen vorzüglich die Stadt Matsmai, unter 42° N. B., der einzige Hafen von Bedeutung, an der Südküste. Sie soll an 50000 Einw. zählen; um sie her liegen zahlreiche Dörfer theils von Japanern, theils von Eingebornen bewohnt, welche nach und nach anfangen sich anzubauen. — Die Eingebornen, Ainos oder Ainus, werden von Einigen für gleichen Stammes mit den Japanern, von Andern wohl mit mehrerem Rechte für Kurilen gehalten, deren Sprache sie reden. Es ist ein einfaches gutmüthiges Völkchen, welches ehedem nur von der Jagd und dem Fischfange lebte; durch die Japaner haben sie Garten- und Landbau erlernt. Sie sind träge und unreinlich; ausgezeichnet aber durch den starken Haarwuchs am Bart, Haupt und am ganzen Leibe. Sie sind zwar den Japanern unterworfen, zahlen aber keinen Tribut, nur ist ihnen

jeder Verkehr mit Fremden untersagt. Sie bewohnen den größern nördlichen Theil der Insel, sollen aber sehr wenig zahlreich seyn. — Nordöstlich von Jesso zieht sich die Reihe der Kurilen bis nach der Südspitze von Kamtschatka hin; die südlichsten dieser Inseln, Kunaschir, Iturup und Urup, ebenfalls von Ainos bewohnt, kalt und nebelig, sind von den Japanern besetzt, doch werden sie einzig des Heringsfangs wegen, welcher hier sehr ergiebig ist, besucht.

5. Die Insel Karafta oder Sachalin oder Tschoka; den erstern Namen führt sie bei den Japanern selbst. Sie liegt im N. von Jesso und streckt sich mit geringer Breite bis über die Mündung des Amur hinaus, an der Küste der Mandschurei entlang. Nur die Küsten sind von europäischen Seefahrern und doch so unvollständig beobachtet worden, daß man lange gestritten hat, ob es eine Insel sey, oder ob sie südlich von der Amur-Mündung mit dem festen Lande zusammenhänge. Untiefen und Nebel verhinderten die Schiffe weiter zu dringen, allein auf den Charten der Chinesen und Japaner erscheint sie stets als Insel. Der südliche Theil derselben ist durchaus gebirgig, der nördliche flach und sandig; sie ist fast ganz mit Wald und Gesträuch bewachsen, und ihr Klima muß sehr rauh seyn, da man im Mai noch Schnee in den Thälern fand. Die Einwohner bestehen im größern südlichen Theile aus Ainos, welche keine Art von Landbau kennen, sondern einzig von der Jagd auf Pelzthiere und vom Fischfange leben, auch sind sie wenig zahlreich. Auf der nördlichen Spitze der Insel hat sich ein manschurischer Stamm angesiedelt, auch dieser scheint nur Fischfang zu treiben. Der Hund ist das einzige Hausthier auf dieser Insel. Auf der Südseite der Insel haben die Japaner ein Paar kleine Ansiedelungen zur Aufsicht über den Fischfang. Uebrigens sind die Ainos ganz sich selbst überlassen.

6. Die Inselgruppe Bonin, von Einigen auch Muninsima genannt. Diese Inseln, einige 80 an der Zahl, liegen im S. von Japan zwischen dem 23° und dem 30° N. B., und waren bis auf die neueste Zeit unbekannt. Gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts haben sich Japaner auf 10 derselben niedergelassen; die übrigen sind zu klein und zu felsig, um den Anbau zu gestatten. Sie genießen eines milden Klima's und sind reich an den köstlichen Vegetabilien jener Breiten. Die Einwohner, ohne eigentlich Unterthanen des japanischen Reichs zu seyn, verkehren doch nur mit ihren Landsleuten in Japan.

C. Australien.

Der große Ocean, welcher auch, wiewohl sehr unpassend, die Südsee oder gar das stille Meer genannt wird, weil der erste Beschiffer desselben, Magelhaens, zufällig sich einer monatelangen Windstille erfreute, derjenige Theil des allgemeinen, alle Theile der Erde umspülenden Weltmeers, welcher westlich von Asien und östlich von Amerika begränzt wird, enthält, besonders zwischen dem 24° N. B. und dem 30° S. B., eine große Menge theils einzeln zerstreut liegender, theils in Gruppen vereinigter Inseln, welche man in Ermangelung einer naturgemäßen Classification als einen eignen Welttheil betrachtet und sie zu diesem Ende mit den großen Inseln verbindet, welche im südwestlichen Theile des großen Oceans nur durch eine ganz willkürlich gezogene Linie von dem großen ostindischen Archipel getrennt sind. Nach einer freilich sehr oberflächlichen Schätzung, mag das Ganze etwas über 170,000 □ M. betragen. Das Hauptland dieses Welttheils, die Insel Neu-Holland, verhält sich offenbar zu Asien wie Südamerika zu Nordamerika (s. I. Allg. Einl. S. 97.), und verdient wegen seiner Größe, welche, wenn man wie billig die nahe gelegenen großen Inseln mit hinzurechnet, der von Europa sehr nahe kommt, wohl den Namen eines Continents oder Festlandes. Sein geographisches Verhältniß zu Asien hat uns veranlaßt, ihm hier seinen Platz anzuweisen, und nicht wie gewöhnlich zuletzt, als fünfter Welttheil, blos aus dem Grunde, weil er den Europäern zuletzt bekannt geworden. Der Gesammtname aller dieser Inseln, Australien, bedeutet südliches Land; Andre nennen sie Polynesien (Viel-Inselland), noch Andre unterscheiden Polynesien, welches dann nur die vielen, im großen Ocean zerstreut liegenden Inseln umfaßt, und Australien, womit sie das Hauptland und die zunächst gelegenen großen Inseln bezeichnen. Die Gränzen dieses Welttheils lassen sich nur sehr unbestimmt angeben, und zwar so, daß man die den asiatischen und amerikanischen Küsten zunächst gelegenen Inseln zu diesen Welttheilen und nicht zu Australien rechnet, weil man sonst Japan, die aleutischen Inseln u. s. w., welche geschichtlich zu Asien gehören, davon trennen müßte. Am

willkürlichsten ist die Gränze gegen die ostindischen Inseln, wo die Natur offenbar gar keine angedeutet hat, und nur der Umstand der spätern Entdeckung entscheidet, was zu Australien gezählt wird und was nicht. — Die Entdeckung dieser so weit von einander zerstreut liegenden Länder hat natürlich zu sehr verschiedenen Zeiten Statt gefunden; manche Insel ist von einem Seefahrer gesehen worden, hat von andern aber nicht können wieder aufgefunden werden; manche ist von verschiedenen zu verschiedenen Zeiten gesehen und daher auch verschieden benannt worden, woraus eine große Verwirrung in den Namen mancher Inseln entstanden ist; manche endlich mag sich noch bis jetzt den Blicken der Seefahrer entzogen haben. Gerade denjenigen Nationen, welche, weil sie frühe auf den ostindischen Inseln ansässig geworden, am leichtesten nach Osten hin hätten Entdeckungen machen können, den Portugiesen und Holländern, verdankt man in dieser Hinsicht am wenigsten, weil nur rohe Habsucht ihre Unternehmungen leitete und eben dieser Grund sie veranlaßte, ihre etwanigen Entdeckungen so lange als möglich zu verheimlichen; denn es ist so gut als bewiesen, daß die Portugiesen, welche seit 1511 die Molukken besuchten, auch Kenntniß hatten von den so ganz nahe gelegenen australischen Inseln, so daß sogar einer ihrer Geschichtschreiber, Barros, sie schon mit dem Namen Polynesien belegt; auch den Holländern, den Nachfolgern der Portugiesen, blieben sowohl manche Inseln, als auch mehrere Punkte der Küsten von Neuholland nicht unbekannt, indeß ist doch die wahre Gestalt und Lage aller dieser Länder erst durch des unsterblichen Cooks Bemühungen ans Licht getreten. Der erste Europäer, welcher es wagte, den großen Ocean zu durchschiffen, war der kühne Portugiese Ferdinand Magelhaens; im Dienste Spaniens segelte er mit 5 Schiffen 1519 von Sevilla ab, entdeckte die noch seinen Namen führende Straße zwischen der Südspitze von Amerika und dem Feuerlande, durchschiffte den ganzen großen Ocean und entdeckte zuerst die Ladronen und dann die Philippinen, wo er 1520 in einem Gefechte mit den Eingebornen blieb. Seine Gefährten vollendeten die erste Weltumsegelung und kehrten 18 Mann stark, von 237, auf dem Einen ihnen gebliebenen Schiffe Vittoria 1522 nach Spanien zurück. Der Engländer Franz Drake umsegelte zuerst 1578 das südlichste Vorgebirge von Feuerland, Cap Horn. Die verschiedenen Inselgruppen aber des großen Oceans wurden nach und nach von den Spaniern Mendana 1595 und Quiros 1605, welche von Callao in dieser bestimmten Absicht ausgesegelt waren, Ende des 17ten Jahrhunderts von den Holländern Le Maire und Schouten, so wie Anfangs des 18ten Jahrh. von dem Holländer Roggeween entdeckt. Der Engländer Dampier besuchte auf 2 Reisen 1688 und 1699 theils mehrere Inseln, theils die Ostküste von Neu-Holland und Neu-Guinea. Wahrhaft entdeckt und zur allgemeinen Kennt-

sich gebracht wurde indeß der größte Theil dieser Gegenden erst durch die drei Reisen Cooks. Auf der ersten, 1770, ward die Ostküste von Neu-Holland genau bestimmt und Neu-Seeland entdeckt. Auf der zweiten, 1772, ward das Nichtdaseyn eines allgemein geglaubten großen südlichen Continents erwiesen und die Inselgrupen der Neuen Hebriden und Neu-Caledonia entdeckt; auf der dritten, 1777, wurden die Sandwich-Inseln entdeckt; auf welchen Cook seinen Tod fand. Seitdem haben sich noch große Verdienste um die Entdeckung und Bestimmung mancher Küstengegenden und Inseln dieses Meeres erworben der unglückliche La Peyrouse, von 1785—1788, welcher mit seinem Schiffe in einer unbekannten Gegend unterging; Dentrecasteaux, welcher ausgeschickt worden, um wo möglich Nachrichten von La Peyrouse einzuziehen; Van Cover, 1790, ein Schüler Cooks; Baudin, Freycinet u. a. Erst 1798 entdeckte der englische Wundarzt Baß die nach ihm benannte Straße, welche Van-Diemens-Land von Neu-Holland trennt. Die neuesten Seereisen, weniger durch bedeutende Entdeckungen, deren überhaupt nicht viel mehr zu machen seyn möchten, als durch wissenschaftliche Untersuchungen ausgezeichnet, sind die von Krusenstern 1803—6, von Kotzebue zuerst 1816, dann 1823—26, beide Russen, und endlich von dem Franzosen d'Urville 1826—29. Wir werden nun vom Hauptlande beginnend die einzelnen Länder und Inselgruppen dieses Meeres in einer möglichst natürlichen Ordnung durchgehen.

I. Neu-Holland

und die diesem zunächst gelegenen Inseln. Dieser Continent Australiens breitet sich vom 11° bis zum 39° S. B. und vom 131° bis zum 171° O. L. aus, und mag etwas über 140,000 □M. enthalten. Seine Gestalt hat eine gewisse Aehnlichkeit mit der von Afrika, nur daß die Nordküste nicht so gerade von O. nach W. gestreckt ist und es nicht so tief nach S. sich erstreckt. Im N. wird es durch die Torres-Straße (der südliche Theil derselben heißt die Endeavour-Straße) von Neu-guinea, im S. durch die Baß-Straße von Van-Diemens-Land getrennt. Das nördlichste Vorgebirge ist Cap York, das südlichste Cap Wilson; das östlichste das Sandy-Vorgebirge; das westlichste hat keinen besondern Namen. Die Nordküste bildet die große Bai Carpentaria; die Südküste die Spencers-Bai oder Napoleons-Bai; an der Westküste ist die Sharks-Bai und südlicher die Geographen-Bai; sonst hat die Küste keine bedeutende Einschnitte, wiewohl es nicht an guten Häfen fehlt. Die einzelnen Theile der Küste dieser großen Insel sind zum Theil nach dem Namen ihrer ersten Entdecker benannt worden. Wenn wir im N. von der Car-

pentaria=Bai nach W. zu gehen, so finden wir zuerst Van=Diemens=Land (nicht mit der gleichnamigen Insel im S. von Neuholland zu verwechseln), dann De=Witts=Land; an der Westküste Eintrachts=Land, wovon der südliche Theil auch wohl Edels= und Dinnigs=Land heißt; an der Südküste Löwin=Land, Nuyts=Land; die ganze folgende Küste vom 150° bis zum 163° O. L. ist von den Franzosen, welche sie zuerst genauer untersucht, Napoleons=Land genannt worden. Die ganze Ostküste, die einzige, auf welcher uns wenigstens einige Punkte bekannt sind, wird Neu=Süd=Wales genannt. Nur hier ist man in der neuesten Zeit etwas ins Innere des Landes gedrungen; das Uebrige ist noch nie von einem Europäer betreten worden. In einer Entfernung von etwa 22 M. von der Küste erheben sich die höchstens 6000 F. hohen blauen Berge, und jenseits derselben befinden sich Hochebenen, welche sich im Ganzen nach N. senken, so daß alle Binnenflüsse, die man bis jetzt entdeckt hat, nur mit der N. u. S. Küste, nicht aber mit der O. Küste in Verbindung stehen. Unter diesen Flüssen, wovon mehrere sich in unzugängliche Moräste verlieren, ist der Darling einer der bedeutendsten, er soll an der S. Küste, in der Encounter=Bai münden. Andre, wie der Lachlan, der nach W., und der Macquarie, der nach N. fließt, sind noch nicht bis zu ihrer Mündung erforscht. Der größte Theil der Küsten bietet einen nichts weniger als erfreulichen Anblick dar, meist ein sandiges, selten ein bewaldetes Ufer. Obgleich man Berge vom Meere aus wahrgenommen, so scheint doch keiner eine beträchtliche Höhe zu erreichen, auch hat man bis jetzt noch keinen Strom entdeckt, der mit der Größe des Landes einigermaßen im Verhältniß stände. Dürre, und schwache Vegetation scheinen diesen im Ganzen wie es scheint von der Natur etwas stiefmütterlich bedachten Welttheil zu bezeichnen.

Daß der Winter dort in unsere Sommermonate und umgekehrt fällt, versteht sich wegen der südlichen Breite von selbst. Das Klima, wenn gleich bei der Ausdehnung des Landes verschieden, ist doch im Ganzen viel kälter, als man es nach der Lage vermuthen sollte. Die nördlicheren, hier also die wärmeren Gegenden haben bei weitem nicht das Klima der so nahe gelegenen Molukken. In Neu=Süd=Wales leidet man sehr häufig an einer lang anhaltenden Dürre, wobei zuweilen die Hitze so groß wird, daß sie Thiere tödtet und das verdorrte Gesträuch sich entzündet. Hierauf folgen schwere Gewitter mit großem Hagel, und Stürme, auch wohl leichte Erdbeben hat man verspürt. Besonders ist die große Veränderlichkeit der Temperatur oft an einem Tage merkwürdig; die Flüsse sind häufigen und ganz unregelmäßigen Ueberschwemmungen ausgesetzt. Dennoch ist das Klima im Ganzen gesund und die Fruchtbarkeit bei Menschen und Thieren merkwürdig. Von den Producten dieses Landes kennen wir nur erst wenige. Die

Berge in der Nähe der englischen Niederlassungen bestehen meist aus Sandstein und Kalk; man hat Steinkohlen, Steinsalz und etwas Eisen gefunden. Die Pflanzen und Thiere dieses Welttheils aber weichen gänzlich von denen anderer Erdtheile ab. Schon jetzt sind sehr viele neue Arten von Bäumen und viele neue Blumen hier entdeckt worden. Unter den Waldbäumen giebt es einige sehr hochstämmige und schöne, wie die Eukalypten und Koreen, besonders giebt es viel Bäume, welche Gummi liefern. An genießbaren Früchten hat man aber nur die Sagopalme, die Kohlpalme, eine kleine Feigenart, schlechte Pisangs und einige Beerenarten gefunren. Unser Obst gedeiht nur mittelmäßig, mit Ausnahme der Pfirsich. Das Thierreich ist äußerst arm: man hat noch kein größeres Raubthier, keine Affen und keine wiederkäuende Thiere gefunden; dagegen aber an 8 Arten *Opossums* oder *Beutelthiere* und einige von höchst wunderlicher abweichender Gestalt. So vor allen das *Känguru*, das größte Säugethier dieses Continents: es ist völlig ausgewachsen über 150 Pfd schwer; die Vorderbeine sind sehr kurz, die Hinterbeine außerordentlich lang und stark, und mittelst ihrer bewegt sich das Thier in gewaltigen Sprüngen, es lebt nur von Vegetabilien. Noch wunderlicher gebaut ist das Schnabelthier (Ornithorhynchus); es ist 1½ F. lang, gleicht der Fischotter, lebt wie diese am Wasser, und der Vordertheil des Maules geht in einen breiten Entenschnabel aus. Den Heerden gefährlich ist der *Dingo* oder neuholländische Hund. An Vögeln sind merkwürdig der schöne blaue Bergadler, 3 F. hoch; der Kasuar oder Emu, 7 F. hoch, welcher außerordentlich schnell läuft, aber statt der Flügel nur zwei kurze Lappen und statt der Federn hornartige Haare hat; der schwarze Schwan mit weißen Flügelenden. Das Meer ist reich an Wallfischen, Delphinen und Robben, an Korallen, welche längs den Küsten sehr gefährliche Riffe bilden, und an Muscheln, Austern, Krabben, Schildkröten, welche einen großen Theil der Einwohner zur einzigen Nahrung dienen.

In keinem Lande von gleicher Ausdehnung hat man noch den Menschen auf einer so niedrigen Stufe des Daseyns gefunden, als hier. Die Eingebornen von Neuholland, wie überhaupt des südwestlichen Theils dieses Welttheils, scheinen zu der Negerrasse zu gehören, welche wir schon unter dem Namen Papuas auf einigen ostindischen Inseln gefunden haben. Sie sind bald ganz schwarz, bald dunkelbraun oder schmutzig gelb, das Haar ist bei manchen ganz wellig, bei andern nur kraus; der Kopf ist ganz affenartig, der Mund groß, die Lippen dick, die Nase, wenn auch nicht immer ganz platt, doch mit sehr weiten Nasenlöchern, die Augen liegen tief, der Hinterkopf ist klein; die Weiber haben widerlich lang herabhängende Brüste. Ein allgemeines Kennzeichen dieser Rasse sind die äußerst dünnen Arme, Schenkel und Beine, bei übrigens kräftigem Körperbau. Sie haben fast gar keine Bedeckung, selbst

in den rauheren Monaten; dafür aber bemalen und tätowiren sie meistens den Körper und vorzüglich das Gesicht. Fast alle tragen einen Knochen oder Rohr in dem durchbohrten Nasenknorpel; den Knaben wird, wenn sie mannbar werden, ein oder zwei Vorderzähne des Oberkiefers ausgeschlagen. Ihre Nahrung besteht fast nur in Fischen, Muscheln und wild wachsenden Früchten und Wurzeln; von Anbau hat sich nirgend eine Spur gefunden. Sie besitzen kaum eine elende Hütte von Baumrinde, gar kein Hausgeräth, und nur selten sieht man ein erbärmliches Kanot von Baumrinde. Sie werden allgemein als höchst stumpf, roh und thierisch geschildert, am meisten die Binnenbewohner, welche in den Wäldern leben und äußerst schnell und geschickt die höchsten Bäume erklettern, um kleinere Thiere zu haschen. Sie sind tapfer, aber falsch und höchst rachsüchtig; ohne alle Veranlassung überfallen sie die Fremden, mit denen sie eben noch freundlich verkehrten, und einen Augenblick darauf sind sie wieder ruhig und gleichgültig. Von Regierung hat man kaum leise Spuren wahrgenommen; sie leben meist familienweise, zuweilen halten sich auch mehrere Familien zusammen, die einen Stamm, Gal, bilden. Fast jeder Stamm redet eine eigne Sprache, einige derselben sollen wohlklingend seyn. Der Zustand der Weiber ist sehr traurig. Der heirathslustige Jüngling raubt sich ein Mädchen unter harten Mißhandlungen, und jeder nimmt so viel Weiber als er will; diese müssen die meiste Arbeit verrichten; nicht selten tödten sie daher mit der größten Gleichgültigkeit ihre Kinder, um des Säugens überhoben zu seyn; stirbt eine Mutter, so wird gewöhnlich der Säugling mit begraben. Kinder werden gewöhnlich begraben, Aeltere verbrannt. Sie haben einige rohe Begriffe von einem zukünftigen Leben und glauben an die Macht böser Geister; ihre Zauberer, Carradis, sind zugleich ihre Aerzte. Ihre Waffen bestehen in Schildern von Holz oder Rinde, in Speeren von 12 F. Länge, welche sie auf mehr als 100 Schritt mit großer Sicherheit werfen; die Spitze besteht aus einer scharfen Muschel oder einem spitzen Steine, in Keulen von schwerem Holz und in steinernen Aexten. Das Feuer machen sie durch Zusammenreiben zweier Hölzer an. Die Zahl aller Eingebornen muß äußerst gering seyn, da man nirgend Anbau gefunden, da die Stämme in beständigen blutigen Fehden unter einander leben, und da so viele Kinder umkommen; die höchste Zahl, die man je beisammen gesehen, ist etwa 200.

Die wichtigsten bis jetzt von den Europäern und zwar von den Engländern in Besitz genommenen Punkte dieser großen Insel sind auf der Ostküste. Der Anbau dieser Gegenden hat in den letzten 15 Jahren so zugenommen, daß das Ganze in 10 Grafschaften getheilt ist, wovon 5 an der Küste liegen, und 5 jenseits der blauen Berge im Innern. Die bewohnteste und angebauteste Gegend ist die Grafschaft Cumberland. Hier liegen: Port Jack-

son, unter 33° 15′ S. B., ein aus mehreren tief ins Land gehenden Buchten bestehender Meerbusen, welcher Raum, Tiefe und Sicherheit für alle Flotten der Erde gewähren könnte. Im Januar 1788 ward hier, nachdem man die etwas südlicher gelegene Botany-Bai zur Ansiedelung unpassend befunden, durch den ersten Gouverneur Philipps der Grund zur Stadt Sidney gelegt. Die Gegend ist anmuthig; Berg, Wald und Thal begränzen den Meerbusen; die erste Meile vom Strande ist sandig und felsig, dann folgt ein 2 Meilen breiter Gürtel von schönen Wäldern; weiterhin wird das Land hügelig und fruchtbar bis an den Fuß einer die ganze Ostküste in einiger Entfernung begleitenden ansehnlichen Bergkette, die blauen Berge. Diesseits, d. h. östlich von diesen Bergen, fließt der aus dem Nepean und einigen Bächen gebildete ansehnliche Fluß Hawkesbury zuerst nördlich, dann östlich, und ergießt sich in eine nördlichere Bai, die Broken-Bai, unter 33°. Seine Ufer sind außerordentlich fruchtbar, aber, obgleich 30 F. hoch, doch häufigen Ueberschwemmungen ausgesetzt, da der Fluß oft 80, einmal sogar 93 F. hoch gestiegen ist. Die Stadt Sidney, unter 33° 15′ N. B., liegt am südlichen Ufer der Bai an einer Landzunge, neben welcher das Meer eine große Tiefe hat, auf einem hügeligen Boden; sie nimmt einen großen Raum ein, da die Häuser, obgleich klein, meist von großen Gärten umgeben sind. Sie hat einige schöne öffentliche Gebäude, namentlich das Gouvernementshaus, zwei Hauptkirchen, die Waarenmagazine, das Hospital und die Kasernen. Neben der Stadt liegt das Fort Philipps und der Eingang zur eigentlichen Bucht von Sidney wird durch die Forts Macquarie und Dawes beschützt. Auf dem südlichen Vorgebirge, der Bay von Port Jackson, steht ein Leuchtthurm und ein Telegraph. Seit 1817 hat Sidney eine öffentliche Bank, ein Theater, und zwei öffentliche Schulen für Knaben und für Mädchen; letztere, meistens Waisen, erhalten zur Ausstattung 50 bis 100 Morgen Land und etwas Vieh. Die erste Ansiedelung bestand in 778 Verbrechern und 212 Freien, ohne das Militär. Die Verbrecher werden theils zu öffentlichen Arbeiten, Holz fällen, Kalk brennen, Straßen anlegen, Steinkohlen graben u. s. w. gebraucht, theils an die Colonisten vertheilt; nach Ablauf ihrer Strafzeit können sie sich dort ansiedeln und erhalten Land. Jetzt ist die Bevölkerung von Sidney allein schon auf 20000 Seelen gestiegen. Sehr gut unterhaltene Landstraßen und mehrere regelmäßige Postkutschen führen nach den übrigen Städten der Colonie. Im Hintergrunde der Bai, westlich von Sidney, liegt an einem kleinen Flusse Paramatta mit 10000 Einw. Der Ort hat eine Kirche, ein Hospital, eine Sternwarte, ein Waisenhaus, gute Gasthöfe und eine Schule für Kinder der Eingebornen, welche vor einigen Jahren 18 Kinder enthielt. — Windsor, am Hawkesbury, hat etwa 5000 Einw. —

Liverpool, am Georg-Fl., der in die Botany-Bai mündet, hat etwa 3000 Einw. und einen wenig fruchtbaren Boden. — New-Castle, am Hunter, mit 900 Einw., 12 M. nördlich von Port Jackson, hat treffliche Steinkohlengruben, worin die schwersten Verbrecher arbeiten. Noch viel weiter nördlich sind, unter 31° 28′ am Ausfluß des Hastings Port Macquarie, und unter 27° an der Morton-Bai seit 1821 neue Niederlassungen entstanden. — Bis 1814 hatten sich die Ansiedelungen nur bis an die blauen Berge, etwa 8 Meilen westwärts von Sidney, erstreckt. Dies Gebirge, höchstens 4000 F. hoch, aber an 11 M. breit, bot durch seine schroffen Abgründe ein schwer zu übersteigendes Hinderniß dar; dennoch ward es überwunden und sogar eine fahrbare Straße über dies Gebirge angelegt. Die östliche Seite desselben ist gut bewaldet, die Höhen selbst aber sind äußerst nackt und nur mit wenigem Gesträuch bewachsen. Jenseits fand man nun zwar Ebenen von einer unendlichen Ausdehnung und gutem Boden, allein großen Wassermangel und wenig Bäume, so daß das Land sich größtentheils wohl nur zur Viehzucht, besonders zur Schaafzucht eignet. Man fand einen südwestlich fließenden Fluß, den man Lachlan nannte, er verlor sich aber bald in Sümpfe und Lachen, ohne die Küste zu erreichen. Wichtiger schien die Entdeckung eines großen Stromes, Macquarie, welcher viele Nebenflüsse aufnimmt und nach N. W. strömt; schon glaubte man einen Fluß erster Größe, der irgendwo an der Nordküste und dann nach einem Laufe von wenigstens 1000 Meilen seine Mündung hätte, gefunden zu haben, allein auch dieser verlor sich in einen unermeßlichen, mit hohem Schilf bedeckten Sumpf, und überschwemmte meilenweit seine niedrigen Ufer, so daß es scheint, als ob diese Gegend eine Hochebene bildet, deren Gewässer indeß die Küste nirgend erreichen. Dennoch hat man an seinen Ufern an einer vor Ueberschwemmungen gesicherten Stelle den Ort Bathurst angelegt. — Die Haupterzeugnisse der gesammten Colonie sind Weizen, Mais, Roggen, Gerste und Hafer; alle unsere Gemüse, auch die feineren, Spargel, Blumenkohl, gedeihen vortrefflich; weniger unsere Obstbäume, wie auch der Wein. Nur Pfirsiche gedeihen so außerordentlich, daß man das Vieh damit futtert. Bohnen und Kartoffeln wollen nicht gerathen. Im Jahre 1830 bestand der Viehstand der Colonie in 12500 Pferden, 260,000 Stück Rindvieh und 536,000 Schaafen, letztere können und werden sich noch unendlich vermehren und dadurch der europäischen Schaafzucht vielleicht großen Schaden thun. An Handwerkern aller Art, selbst an einigen Fabriken in gröberen Zeugen, fehlt es nicht. Auch an andern Punkten des großen Continents haben die Engländer in neuerer Zeit Niederlassungen gegründet, so seit 1824 im Norden an der Van-Diemens-Bai und auf einigen benachbarten Inseln; vorzüglich aber auf der W. Küste am Schwanen-Fluß,

wo seit 1828 eine Stadt, Perth, angelegt worden. Die Zahl der Colonisten soll schon 1300 betragen. Das Land ist fruchtbar und milde, allein der Mangel an Holz und vorzüglich die schlechten Häfen dieser Küste versprechen kein bedeutendes Gedeihen der neuen Anlage. Auch auf der S. Küste, am schönen Hafen Western Port, unter 164° O. L., und in Nuyts-Land, unter 149° 45′ O. L., in Port Raffles, sind einzelne Ansiedelungen versucht worden.

Im S. von Neuholland und durch die Baß-Straße davon getrennt liegt die bedeutende Insel Van-Diemens-Land mit einem Flächeninhalt von mehr als 1200 M. Das Land hat ein viel besseres Ansehn als Neuholland und ist auch viel anbaufähiger. Die Insel ist mit mäßigen Bergen bedeckt, wovon der Tafelberg an der Südspitze wohl 4000 F. hoch seyn mag; viel schöne wenn auch nicht große Flüsse ergießen sich nach allen Seiten, worunter der im Süden mündende Derwent der bedeutendste; sie haben alle einen schnellen Lauf, gewähren daher die Anlage von Mühlen, was in Port Jackson nirgend der Fall ist, und sind keinen Ueberschwemmungen unterworfen. Die Insel hat auf allen Küsten treffliche Häfen. Das Klima ist etwas rauher als in Sidney, sagt aber den Europäern besser zu, auch kennt man hier nicht jene dort so häufige Dürre; mehrere Berge sind 3 Monate mit Schnee bedeckt, in den Thälern bleibt er indeß nur auf Stunden liegen. Die Producte sind die nemlichen wie um Port Jackson, nur gedeihen hier die Südfrüchte, selbst der Mais nicht mehr recht, desto besser dagegen mehrere unserer Obstsorten, besonders Aepfel. Van-Diemens-Land hat einige schöne Waldbäume, welche man in Neuholland noch nicht gesehen, und selbst ein größeres Raubthier von der Art des Panthers, welches aber den Menschen flieht. Eisen findet sich an der Nordküste in ganzen Bergen, auch Kupfer und Steinkohlen hat man entdeckt. Die Eingebornen, von gleicher Art wie die Neuholländer, sind wo möglich noch roher als diese; sie leben einzig von der Jagd, kennen nicht einmal den Fischfang und haben keine Kanots. Sie sind erbitterte Feinde der Colonisten, welche aber die erste Veranlassung dazu gegeben. Ihre Zahl beträgt vielleicht nicht mehr 300, und man hat angefangen sie nach einer benachbarten östlichen Insel zu verpflanzen, wo sie verpflegt werden. — Die Hauptniederlassung der Engländer ist zu Hobarttown, 2 Meilen vom Ausfluß des Derwent, welcher hier einen der geräumigsten und schönsten Häfen der Welt bildet. Sie würde 1804 angelegt und hat etwa 7000 Einw. Der Wallfischfang an dieser südlichen Küste ist erstaunlich ergiebig. An der Nordküste liegt der ebenfalls vortreffliche Hafen Dalrymple, und etwa 6 Meilen davon der kleine Ort Launceston, mit 4 bis 500 Einw. Ganz neuerdings ist Georgetown, dem Hafen näher, angelegt worden. Dem Aufblühen dieser Colonie stand

lange ein furchtbares Hinderniß entgegen. Viele in die Wälder entlaufene Verbrecher hatten sich nemlich in Räuberbanden gebildet, welche nur mit großer Mühe ausgerottet werden konnten. Die europäische Bevölkerung von Van-Diemensland mag jetzt über 20000 Mann betragen, unter denen sich an 4000 Verwiesene befinden. — Im O. von Van-Diemensland, zwischen dem 184° und 197° O. L. und dem 34° und 47° S. B., liegt Neu-Seeland, welches aus zwei großen durch die Cooks-Straße getrennten Inseln besteht. Die nördliche kleinere heißt Eaheinomauwe und enthält über 1800 □ M. Die Ostküste ist sehr ausgezackt und mit vorliegenden Inseln bedeckt; die südliche Insel Tawai Poenamu hält über 2400 □ M. Der Holländer Tasman entdeckte sie 1642; Cook aber, welcher sie 1769, 1773, 1774 und 1777 besuchte, hat sie zuerst genau untersucht. Beide Inseln werden von einem großen, zusammenhängenden Gebirge durchzogen, welches zum Theil mit ewigem Schnee bedeckt, also über 10000 F. hoch seyn muß; der Berg Egmont, an der Westküste der nördlichen Insel, übersteigt sogar 14000 F. Unter den mineralischen Producten ist der Beilstein, eine Art Nephrit, merkwürdig, aus welchem die Eingebornen ihre Beile und Streitäxte machen; er findet sich nur auf der südlichen Insel. Die Gebirge entsenden unzählige Bäche und Flüsse, meist nach O., und bilden herrliche Gegenden mit den größten Wasserfällen. Das Klima ist verhältnißmäßig rauh, doch friert es nicht in den Ebenen, milder natürlich in der nördlichen Insel. Orkane und Nebel sind häufig. Die Einwohner leben von der Wurzel eines Farrenkrautes, von Kürbissen, süßen Bataten und mancherlei wildem Obste. Unter den vielen noch wenig bekannten Pflanzen zeichnet sich der neuseeländische Flachs (Phormium tenax) aus, woraus treffliche Netze und Stricke gemacht werden. Diese Inseln hatten kein größeres vierfüßiges Thier. Durch die Europäer sind jetzt Pferde, Rinder und vorzüglich Schweine eingeführt worden, welche sich im wilden Zustande außerordentlich vermehrt haben. Viel neue Vögelarten hat man entdeckt. Das Meer wimmelt von Fischen und Schalthieren. Die Einwohner scheinen zwei verschiedenen Rassen anzugehören: jener uns schon bekannten Negerrasse nemlich, die aber hier gewiß nicht zahlreich ist; die größere Zahl gehört zu der Menschenart, welche alle östlicher gelegene Inseln bewohnt und von einigen zu den Malaien gerechnet wird. Es sind schöne Menschen von dunkler Farbe, schönen schwarzen Augen, langem schlichtem Haar, deren Gesichtszüge denen der Europäer gleichen; nur ihre Schenkel sind nicht wohlgestaltet. Sie werden allgemein als kühn aber höchst rachsüchtig und verrätherisch geschildert, schon viele Europäer sind von ihnen ohne Veranlassung überfallen und dann auch verzehrt worden, wie sie denn überhaupt erschlagene und gefangene Feinde und oft auch Sklaven fressen. Sonst zeigt ihr

Charakter auch Züge von Redlichkeit und besonders von Bildsamkeit. Auch hier herrscht Vielweiberei, und die Weiber werden übel gehalten. Ihre Kleidung besteht aus Matten von Phormium, die um den Hals gehängt werden, sie tätowiren oft mit großer Kunst das Gesicht und andre Theile des Körpers, und lieben Ohrgehänge von Knochen, Federn u. s. w., Halsbänder von Haifisch- und Menschenzähnen und andern Putz. Ihre Wohnungen bestehen in niedrigen Hütten von Stäben und Gras, die aber oft zu Dörfern vereinigt sind und dann nicht allein mit Pallisaden umgeben, sondern auch meist an unzugänglichen Orten angelegt sind. Die roheren Bewohner der südlichen Insel leben meist nur familienweise, die der nördlichen sind in Stämme vereinigt und erkennen Oberhäupter. Ihre Nahrung besteht theils in den schon erwähnten Naturproducten, die sie aber auch selbst anbauen, sie haben sogar schon gelernt Weizen zu bauen; theils in Fischen, die sie in sehr großen und gut gemachten Netzen fangen. Sie sind gar nicht ohne Kunstfertigkeit, besonders machen sie schöne Kanots oder Piroguen, die aus einem ausgehohlten Cedernbaume bestehen, dessen Seiten aber durch Planken erhöht sind und dessen Vordertheil oft mit recht künstlichem Schnitzwerk verziert ist; die größten, zum Kriege bestimmten, sind wohl 60 F. lang und 6 breit und führen Ruder und Segel. Eben so sind auch ihre Waffen sehr gut gearbeitet; sie bestehen in einer Lanze, einer Keule und einer Art Streitaxt von Beilstein 14 Zoll lang und 6 Zoll breit. Bogen und Pfeile kennen sie nicht, haben aber durch die Europäer den Gebrauch des Schießgewehrs gelernt, welches sie begierig gegen die Producte ihres Landes eintauschen. Auch wissen sie die Fische zu rösten und von diesen wie von Vegetabilien Vorräthe in ihren befestigten Wohnplätzen anzulegen. Ihre Sprache ist die nemliche wie die der Einwohner der Gesellschafts-Inseln, so auch ihre Religion. Ihre Todten werden begraben. Der Selbstmord soll nicht selten unter ihnen seyn. Ihre Zahl ist wegen der ewigen Fehden wohl nur gering, doch schätzt man die nördliche am besten angebaute Insel auf 100,000 Seelen. Auch hier haben die Engländer eine Niederlassung versucht. Der englische Missionar Marsden aus Neu-Süd-Wales hat hier 1815 in der Insel-Bai, am nordöstlichen Ende der Insel, eine Ansiedelung versucht und unter dem Schutze mehrerer Oberhäupter eine Schule angelegt und nützliche Kenntnisse und menschliche Bildung zu verbreiten gesucht. Der Erfolg scheint nicht ungünstig, der Anbau des Landes hat seitdem zugenommen und viele Neu-Seeländer dienen schon als Matrosen auf englischen Schiffen. Auch fangen sie an Verkehr mit dem entlegenen Port Jackson zu treiben. Leider aber treiben sich auch schon entlaufene oder fortgejagte Matrosen und entsprungene Verbrecher aus Neu-Süd-Wales unter den Insulanern umher. Die südliche Insel wird nur selten von Europäern betreten.

Im N. von Neuholland und durch die Torres-Straße davon getrennt liegt die große Insel Neu-Guinea, zwischen 148° und 165° O. L. und von 9° S. B. bis beinahe an den Aequator. Es ist schon erinnert, daß die Portugiesen wahrscheinlich seit 1511 einige Punkte dieser Insel gekannt haben; genauer ward sie von den Spaniern Ortis de Retz und Bernardo della Torre 1545 untersucht und ihr wegen der Farbe der Einwohner der Name Neu-Guinea gegeben. Größere Verdienste erwarben sich um diese Gegenden Dampier 1688, Bougainville 1768, Cook 1770, und vorzüglich Dentrecasteaux 1793. Dennoch sind die Umrisse dieses großen Landes noch keinesweges genau bestimmt, und der Flächenraum läßt sich nur muthmaßlich auf 12 — 13000 □ M. angeben. Die Europäer haben immer nur selten und auf kurze Zeit die Küsten besucht; alles, was wir daher von diesem Lande wissen, beschränkt sich auf Folgendes: Das Land ist sehr gebirgig, aber schön bewaldet, auf mehreren kleinen umherliegenden Inseln hat man Vulkane gesehen. Die Temperatur ist mäßiger als man erwarten sollte. Von der übrigens ganz unbekannten Pflanzenwelt weiß man nur, daß sie der der Molukken gleich ist, wie sich denn auch der Muskatenbaum hier findet. Diesem Lande eigenthümlich scheinen die durch Goldfarbe und lange Schwanzfedern ausgezeichneten Paradiesvögel. Von Thieren kennt man nur wilde Schweine und fuchsähnliche Hunde, deren sich die Einwohner zur Jagd bedienen. Das Meer ist reich an Fischen, Schildkröten, auch sollen sich Perlenmuscheln finden. Besonders wird hier eine kleine Mollusken-Art häufig gefunden, welche die Chinesen unter dem Namen Trepang als Leckerbissen aufsuchen. Die Einwohner bestehen aus zwei verschiedenen Menschenrassen. Die Küsten sind im Besitz der Papuas oder Neger, welche hier mehr Bildung zeigen als anderswo. Sie haben geräumige auf Pfählen ruhende Häuser am Ufer des Meeres, gute Böte, Bogen und Pfeile, und zeigen sich kriegerisch. Von ihrer Verfassung und ihrer Religion wissen wir nichts. Das Innere, die Wälder und die Gebirge werden von einem ganz verschiedenen Volke, den Haraforas, wie auf Borneo bewohnt, welche in einiger Abhängigkeit von den Papuas zn stehen scheinen, übrigens aber etwas Landbau treiben. Die Bevölkerung des Landes scheint nicht ganz gering zu seyn.

II. Der eigentliche australische Archipel.

Um diese Tausende von Inseln, welche vom 160° bis zum 270° O. L. im großen Ocean zerstreut liegen, einigermaßen übersehen zu können, wollen wir sie in zwei Hälften theilen, in die südlich und in die nördlich vom Aequator.

a) Südliche Inseln. Sie bilden von Neu-Guinea aus eine ziemlich zusammenhängende, erst sich nach Südost etwas senkende, dann gerade nach O. fortziehende Reihe von Inselgruppen. Südöstlich zunächst an Neu-Guinea erstreckt sich eine Inselreihe, welche zuerst durch Bougainville und dann von Dentrecasteaux untersucht und Louisiade genannt worden. Ihre Producte sind völlig unbekannt; man weiß nur, daß die Einwohner zur Negerrasse gehören. — Etwas nordöstlich schließt sich an Neu-Guinea der beträchtliche Archipel von Neu-Britannien und Neu-Irland. Letzteres wurde von Carteret 1767, ersteres von Dampier 1699 und dann von Carteret genauer untersucht. Diese beträchtlich großen Inseln sind bergig, wahrscheinlich vulkanisch, die Berge sind schön bewaldet und reich an Bächen, der Boden fruchtbar. Mehrere Palmenarten, Pisangs, der Brotfruchtbaum, der Tikbaum, wurden hier gefunden; an Thieren: das wilde Schwein, der Hund, das Krokodil, die Schildkröte. Die Einwohner, ebenfalls Neger, sind kühn und verrätherisch, bauen aber das Land sehr sorgfältig, haben gute Wohnungen, zierliche Kanots, schöne Fischergeräthe und als Waffen Schleudern, Keulen und Lanzen. Westlich von diesen größeren Inseln liegen viele kleinere, wie die Anachoreten, die Admiralitäts-Inseln u. a. — Südöstlich von Neu-Britannien liegt der große Salomons-Archipel oder Neu-Georgien. Er besteht aus einer Reihe von 5 bis 6 größeren und vielen kleineren Inseln. Wahrscheinlich ist schon Mendana der erste Entdecker gewesen, später haben Bougainville, Surville und vorzüglich Dentrecasteaux mehrere Punkte genauer bestimmt. Diese Inseln sind mit zum Theil sehr hohen aber gut bewaldeten Bergen bedeckt und scheinen gut angebaut; man will Gold in den Flüssen gefunden haben. Die Vegetation und das Thierreich ist denen auf den vorigen Inseln gleich. Die Einwohner gehören theils zur Negerrasse, theils sind sie kupferfarbig und braungelb mit schlichtem langem Haar. Sie gehen meist nackt, tätowiren aber das Gesicht und den Körper, in den Ohren und Nasen tragen sie Ringe, Muscheln und andern Schmuck. Ihre Hütten bilden regelmäßige Dörfer. Ihre Fahrzeuge, aus mehreren Stücken znsammengesetzt, sind meisterhaft gearbeitet und zierlich ausgelegt, und doch bestehen ihre Werkzeuge nur aus Steinen und Muscheln. Sie haben gut gearbeitete Keulen, Bogen, Pfeile und Lanzen. Sie sind kühn und wild und leben in beständigen Fehden, wobei zuweilen Feinde gefressen werden. Sie stehen unter despotischen Oberhäuptern. — Oestlich von Neu-Georgien liegt der Archipel Santa Cruz, zuerst von Mendana 1595, dann von Carteret 1767 besucht, welcher diese Inseln Königin-Charlotte-Inseln, die Hauptinsel aber Egmont nannte; zuletzt und am genauesten sind sie von Dentrecasteaux 1793 be-

obachtet. Es sind 8 größere und 3 kleinere; die größte, S. Cruz, hat sehr fruchtbaren Boden, schön bewaldete Berge und eine reiche Vegetation. Die Einwohner scheinen ein Gemisch der Negerrasse und der eigentlichen Bewohner der Südsee-Inseln. Sie gehen zwar fast nackt, allein sie scheinen nicht ohne Kunstfertigkeit, wie ihre Häuser, Kanots und Waffen beweisen; auch leben sie unter Oberhäuptern vereinigt. Bei einer dieser Inseln, **Manicolo** oder auch **Recherche** genannt, ist La Peyrouse verunglückt. Mehrere kleine umherliegende Inseln müssen hier übergangen werden. — Südlich von S. Cruz liegen die Neuen Hebriden und die große Insel Neu-Caledonia. Die ersteren wurden von Quiros 1606 entdeckt, welcher ihnen den Namen **del Espiritu santo** (H. Geist-Insel) gab, welcher auch der größern geblieben ist. Bougainville nannte sie die großen Cykladen, Cook endlich 1774 nannte sie Neue Hebriden. Sie gleichen in ihrer Beschaffenheit und ihren Producten den früher erwähnten. Die Einwohner gehören zur Negerrasse, sie sind schmächtig und klein, fast wie die Neu-Holländer, auffallend ist der Schädel an der Stirn zurückgebogen oder eingedrückt. Sie gehen fast ganz nackt, werden aber als gutmüthig, gastfrei und als redlicher denn die meisten Bewohner dieser Inseln geschildert; auch sind sie thätig und zeigen viel Fassungskraft. Sie leben fast ganz von den Vegetabilien, die sie anbauen, und zeigen wenig Geschick zum Fischfange. Die große Insel Neu-Caledonien, südlich von den vorigen, ward erst von Cook 1774 endeckt; nach ihm war Dentrecasteaux 1792 dort. Sie ist weniger von der Natur begünstigt, die Berge sind nackt und besonders die Westküste unfruchtbar. Die Einwohner, ebenfalls Neger, aber groß und kräftig gebaut, gehören zu den entschiedensten Anthropophagen; sie sind sehr kriegerisch, haben aber keine Bogen, sondern nur Lanzen und Keulen. Sie sind sehr arm, haben nicht einmal Schweine oder Hunde, sondern nur Hühner, auch verzehren sie nicht allein manche widrige Insekten, sondern sogar eine Art Specksteine. — Im O. der Neuen Hebriden treffen wir die Fidschi-Inseln; einige 50 an der Zahl. Sie wurden von dem Holländer Tasman 1643 entdeckt, Bligh (Blei) fand 1789 die nördlicheren derselben, welche auch nach ihm benannt werden. Man kennt sie so gut wie gar nicht, da Korallenriffe die Annäherung äußerst gefährlich machen. Die Einwohner sind die gefürchteten Feinde ihrer Nachbarn der Freundschafts-Inseln, welche sie als roh und kriegerisch schildern. — Die Freundschafts-Inseln, im S. O. der vorigen, wurden zuerst von Tasman 1643, dann viel genauer von Cook 1773 und 1777, zuletzt von La Peyrouse 1787 untersucht und sind seitdem auch häufig besucht worden. Ihre Zahl beträgt über 150. Mit diesen Inseln betreten wir eine viel gebildetere Welt. Sie gehören meistens zu den sogenannten niedrigen In-

seln, welche auf Korallenfelsen ruhen, mit Riffen umgeben sind und weil sie wenig Berge, auch meist schlechtes Wasser haben. Die Hauptinsel Tongatabu liegt kaum 20 Fuß über dem Meeresspiegel; alle sind den Erdbeben ausgesetzt, auf einigen sind Vulkane. Sie sind äußerst fruchtbar. Zu den Hauptproducten gehört der Brotbaum (Artocarpus), der 40 F. Höhe erreicht, eine schöne Krone hat und 10 — 11 Zoll im Durchmesser haltende Aepfel hervorbringt, deren Fleisch vor der Reife weiß, später gelb und breiartig wird und ein Hauptnahrungsmittel abgiebt. Ferner die Kokospalme, der Pisang, die Yams-oder Igname-Wurzel von 2 bis $2^1/_2$ F. Länge, süße Bataten, mehrere Feigenarten, Zuckerrohr, welches das beste bis jetzt bekannte ist. An vierfüßigen Thieren hat man nur Schweine, Hunde, Ratten und Vampyre, welche sämmtlich gegessen werden. Die Einwohner sind schöne, kräftige Menschen von kastanienbrauner Farbe, mit schwarzen krausen Haaren und schönen Augen; die Weiber, etwas kleiner, sind wohlgebildet. Man findet unter ihnen mehrere Albinos oder Kakerlaken. Ihr Charakter verdient alles Lob, sie sind gutmüthig, fröhlich und arglos; der häufige Diebstahl an Fremden ist mehr Folge ihrer Unwissenheit und Neugier. Sie bauen ihr Land vortrefflich und treiben die Fischerei im Großen. Zu ihren Fehlern gehört der häufige Genuß des Kawa, eines berauschenden Getränks, welches aus ausgekauten und mit Wasser zur Gährung gebrachten Wurzeln einer Pfefferart bereitet wird; es betäubt und veranlaßt ekelhafte Hautausschläge. Sie gehen fast ganz nackt, nur die Weiber sind etwas bedeckt; alle, mit Ausnahme des Königs und einiger Oberhäupter, tätowiren sich. Ihre Wohnungen bestehen in einem Dache, welches fast bis zur Erde reicht, sind aber reinlich mit Matten ausgelegt und bilden sehr hübsche Dörfer. Die Vielweiberei herrscht auch hier; so leichtsinnig aber auch die Mädchen gegen Fremde, so zurückhaltend sind die Frauen. Sie erziehen ihre Kinder mit großer Milde und halten das Alter in Ehren. Alle diese Inseln stehen unter einem erblichen Könige, der abgöttisch verehrt wird und viele Vasallen-Fürsten hat, welche wiederum das Volk sehr grausam behandeln. Diese Insulaner zeigen viel Kunstfleiß: sie machen vortreffliche Matten und Zeuge aus der Rinde des Papier-Maulbeerbaums. Ihre Piroguen sind künstlich gebaut, mit Segeln und Auslegern versehen: dies sind Balken, welche über beide Seitenborde des Fahrzeugs mit der Wasserfläche parallel sich erstrecken und das Umschlagen verhüten. Ihre Waffen bestehen in Keulen und Speeren; des Bogens bedienen sie sich selten. Sie haben eine nicht unangenehme Musik und bedienen sich zweier Arten Flöten, wovon die eine aus mehreren Röhren besteht, eine wahre Pansflöte, die andre einfach und mit einem Nasenloche geblasen wird. Ihr Tanz besteht in langsamer und einförmiger Bewegung der Hände

und Füße. Der Gruß besteht wie bei vielen Südsee-Insulanern in gegenseitigem Annähern und Berühren der Nasenspitzen. Sie beten eine große Menge Götter an; jede Naturerscheinung, jeder Ort hat seine besondern Götter, denen Opfer, zuweilen sogar Menschenopfer, gebracht werden. Beim Tode eines Königs führen sie laute Klage, wobei sie sich den Körper fürchterlich zerfleischen. Es werden den Todten Denkmähler errichtet, wovon einige aus alter Zeit aus pyramidenförmig aufgerichteten sehr großen und gut behauenen Steinen bestehen; eins derselben soll 165 F. lang und 150 F. breit seyn. Auf einer der größten dieser Inseln, Tonga Tabu, haben die Engländer seit 1826 eine Mission errichtet. — Im N. der Freundschafts-Inseln liegen die Schiffer-Inseln, 10 bis 11 an der Zahl. Sie sind zuerst von Bougainville 1786 bestimmt und von La Peyrouse 1787 genauer untersucht. Sie gehören zu den reichsten und schönsten dieser Inselwelt. Alle sind hoch, bergig, aber schön bewässert und reich an allen Producten dieser Gegend; auch scheinen sie sehr gut angebaut. Die Einwohner gehören zu den größten und stärksten Menschen und übertreffen darin die Europäer; besonders schön sind die Weiber, deren Sitten aber höchst schamlos. Diese Insulaner zeigen in allen Dingen viel Geschick, vorzüglich in der Behandlung ihrer Fahrzeuge, weshalb auch den Inseln ihr Name gegeben worden. Gegen Fremde haben sie sich höchst verrätherisch gezeigt, vorzüglich gegen La Peyrouse, welcher hier nach dem freundschaftlichsten Empfang ohne alle Veranlassung überfallen wurde und 11 Mann verlor. — In weiter Entfernung östlich von den Schiffer-Inseln liegen unter 16 — 17° S. B. die reichsten und schönsten der australischen Inseln, die Gesellschafts- oder Societäts-Inseln, auch wohl der Georgische Archipel genannt, 13 an der Zahl. Quiros sah sie zuerst 1606, nach ihm Wallis 1766, Bougainville 1768, Cook 1769; dann wurden sie häufig von Europäern besucht, und Wilson brachte 1797 die ersten englischen Missionare dahin. Alle diese Inseln erheben sich wie steile Gebirge aus dem Meere und sind zum Theil zirkelförmig von Korallenriffen umgeben, innerhalb welcher das Meer zwar sicher ist, aber welche oft nur einen schmalen und gefährlichen Zugang gewähren. Die größte von allen, Taheiti oder Otaheiti (o ist der Artikel), mag $20\frac{1}{2}$ □ M. enthalten. Sie scheinen vulkanischer Natur, sind aber hinreichend mit Bächen und Seen versehen. Das Klima gehört zu den reizendsten in der Welt. Der Brotfruchtbaum macht auch hier den Hauptreichthum der Einwohner aus, außerdem bauen sie die Kokospalme, den Pisang, die Yams und andere Wurzeln, haben mehrere Feigenarten, Zuckerrohr, Bambus, den Papier-Maulbeerbaum und mehrere Färbepflanzen. An Hausthieren hat man nur Schweine, Hunde und Hühner. Das Meer ist äußerst fisch-

reich. Die Bevölkerung dieser Inseln soll ehemals sehr bedeutend gewesen seyn; die Kriege aber, welche die Einführung des Christenthums veranlaßt hat und die von den Europäern mitgebrachten Krankheiten haben sie sehr verringert. Taheiti soll nur noch 16 — 18000 Menschen zählen. Die Einwohner gehören zu den größten und schönsten Menschen dieser Gegenden, besonders die Vornehmeren, während das niedere Volk kleiner, dunkler und schwächer ist. Nur ist die Nase etwas flach und der Mund etwas zu groß. Sie sind äußerst leichtsinnig, fröhlich und sinnlich, nicht rachsüchtig, aber äußerst diebisch und oftmals zur Verrätherei geneigt. Die Weiber sind schön und als Mädchen höchst zügellos. Sie wissen ihre Speisen mannigfaltig und reinlich zuzubereiten, und namentlich die Brotfrucht auf mancherlei Weise monatelang aufzubewahren. Das berauschende Getränk aus der Pfefferstaude, hier Ava genannt, war sonst auch hier gewöhnlich. Sie bekleiden sich etwas mehr und sorgfältiger als die übrigen Südsee-Insulaner, und wissen sehr hübsche Zeuge aus der Rinde des Papier-Maulbeerbaums zu bereiten; ihr Kopfputz ist mannigfaltig und schön; sie tätowirten ehemals den Leib, aber nicht das Gesicht, und sind so reinlich, daß sie täglich mehrere Male baden. Ihre Häuser sind eigentlich nur Dächer, die auf der Erde ruhen, und dienen nur zum Schlafen, sind aber sehr reinlich. Sie haben Kanots von verschiedener Art, die kleineren sind äußerst schmal; die zum Kriege eingerichteten sind oft 70 F. lang, zu zweien verbunden, mit Masten, Segeln und Auslegern versehen; ihre Waffen bestehen in Schleudern und Lanzen. Sie hatten auch früher schon eine ordentliche Regierung, einen erblichen König, unter welchem viele Oberhäupter, Eris, standen, und mehrere andere Abstufungen des Ranges; das eigentliche Volk, die Tautaus, wurden sehr gemißhandelt. Das Zeichen der königlichen Würde war ein rother Leibgürtel. Jetzt haben sie eine der englischen sich nähernde Verfassung angenommen. Die Weiber wurden wenig geachtet, durften nie mit dem Manne essen und mußten sich mancher Speisen ganz enthalten. Sie lieben ihre Kinder sehr und unterrichten sie sorgfältig. Bei den Großen herrschte fürchterliche Unzucht; es gab ganze Gesellschaften Arreyos von jungen Leuten beider Geschlechter, welche sich zu allen Ausschweifungen verbanden, und die daraus entstehenden Kinder wurden getödtet; eben so tödtete eine vornehmere Frau das Kind, wenn es von einem Manne geringern Standes war. Die Sprache dieser Insulaner ist äußerst sanft und wird fast auf allen australischen Inseln gesprochen. Sie sind nicht ohne Anlage zur Poesie; ihr Gesang ist angenehm. Ihre öffentlichen Vergnügungen bestanden in Ringen, woran auch Weiber Theil nahmen, vorzüglich aber in Tanz, theils von Weibern allein, theils von beiden Geschlechtern zugleich, womit sie eine Art von mimisch-dramatischer

Darstellung verbanden. — Sie erkannten bisher einen obersten Gott, Eatua rahai, und viele Untergötter, so wie auch Hausgötter, und glaubten ein zukünftiges glückliches Daseyn. Ihre Priester waren zugleich Aerzte und Zauberer. Die Begräbnißplätze großer Familien, Morai's, waren zugleich Orte der Anbetung, wo sie die grob gearbeiteten Statuen ihrer Götter in verzerrten Menschengestalten aufstellten, wo laute Gebete gehalten und Opfer, zuweilen Menschenopfer, gebracht wurden. Ein solches Morai bestand zuweilen aus einer 40 F. hohen Pyramide mit Stufen, und mit schönen Bäumen umpflanzt. Die Leichen der Großen wurden gewissermaßen einbalsamirt und monatelang aufbewahrt, dann erst begraben. Der König war tabu, heilig, unantastbar und eben so alles, was er berührt, daher er in kein fremdes Haus ging, weil sonst niemand es wieder hätte benutzen dürfen; selbst der Becher, woraus er getrunken, wurde gleich zerstört; aber auch die Priester sprachen das Tabu aus über Oerter und Gegenstände, die dann niemand betreten oder berühren durfte, ja oft über gewisse Speisen, deren man sich dann eine Zeitlang enthalten mußte. — Gar vieles von diesen Einrichtungen und Sitten ist jetzt, nachdem es den englischen und nordamerikanischen Missionaren gelungen das Christenthum einzuführen, gänzlich verschwunden. Die ausgelassene Fröhlichkeit, die zügellosen Sitten, die Tänze und die Gesänge des Volks sind nicht mehr vorhanden; man hat mehrere Kirchen erbaut, welche sehr regelmäßig besucht werden, die Sonntagsfeier wird mit puritanischer Strenge beobachtet; ein großer Theil des Volks hat lesen und schreiben gelernt, und man hat schon angefangen Bücher in der Landessprache zu drucken. Leider hat es aber auch blutige Kämpfe gekostet, wobei ganze Volksstämme ausgerottet worden, um diesen Samen einer bessern Bildung auszustreuen. Die Bevölkerung dieser Inselgruppe soll dadurch auf $^1/_{20}$ ihres frühern Betrages herabgekommen seyn. Im S. O. und O. der Gesellschafts-Inseln liegt eine sehr große Anzahl kleiner Inseln zerstreut, welche zuerst wohl von Quiros theilweise gesehen, dann von andern Seefahrern gelegentlich berührt, nie aber genauer untersucht worden sind. Der größte Theil von ihnen ist flach und das ganze Meer dort bei großer Tiefe mit den gefährlichsten Korallenriffen bedeckt, daher auch diese Gegend theils die südlichsten Austral-Inseln, theils der gefahrvolle Archipel, theils das böse Meer, die Inseln selbst aber die niedrigen Inseln genannt werden. Die Producte und die Bewohner dieser Inseln gleichen im Ganzen denen der vorigen. — Im N. O. der Gesellschafts-Inseln, etwa um 10° S. B., liegen die Marquesas-Inseln. Der erste Entdecker Mendana, woher sie auch wohl Mendanas-Archipel genannt werden, gab ihnen den Namen des Marquis von Mendoza, daher auch Mendo-

za's-Archipel. Erst Cook fand sie 1774 wieder, und 1791 gab ihnen der Nordamerikaner Roberts den Namen Washingtons-Archipel; neuerdings sind sie von den Russen unter Krusenstern 1804 untersucht worden. Natur und Menschen sind denen auf den Gesellschaftsinseln ziemlich gleich, nur scheinen diese Inseln nicht so reich an Vegetabilien, auch sind die Schweine selten. Die Einwohner sind auch hier schön und kräftig, die Weiber über alle Begriffe schamlos. Sie tätowiren den ganzen Körper, besonders die Vornehmeren. Auf der Hauptinsel Nukahiwa giebt es so viel Könige als Thäler, aber ihr Ansehen ist sehr unbedeutend. Die verschiedenen Thäler haben häufige Kriege unter einander und die erschlagenen Feinde werden verzehrt, und nur zu deutlich haben sie bewiesen, daß nur die Furcht sie abhält, es mit jedem Fremden so zu machen. — Von ganz ähnlicher Beschaffenheit sind die Roggeweins-Inseln im N. W. der Gesellschafts-Inseln, welche der Holländer Roggewein 1722 entdeckte; nur sollen die Einwohner gutmüthiger und sanfter als die auf den Marquesas seyn. Oestlich von den niedrigen Inseln, unter 25° S. und 242° O. L. liegt die kleine Insel Pitcairn, worauf etwa 80 Einw. leben, die von englischen Matrosen abstammen, welche 1789 sich empört, ihre Offiziere ausgesetzt und sich nach Otaheiti begeben hatten, von wo sie mit einigen Männern und Weibern dieser Insel nach Pitkairn segelten. Hier kamen die meisten durch gegenseitige Ermordung um; der einzige übriggebliebene Engländer, der Matrose John Adams, unterrichtete die Weiber und Kinder im Christenthum und bildete einen kleinen patriarchalischen sehr wohl geordneten Staat. Er ist erst kürzlich gestorben, und seine Insulaner, welche aus Furcht vor Wassermangel von der englischen Regierung die Erlaubniß erbeten hatten, sich auf Otaheiti niederzulassen, sind 1832, nachdem mehrere von ihnen auf Otaheiti gestorben, nach Pitkairn zurückgekehrt. — Wir übergehen eine Menge kleiner unbedeutender Inseln, welche noch zwischen diesen größeren Gruppen zerstreut liegen, und gehen zur zweiten Abtheilung dieser Inselwelt, nemlich

b) zu den Inseln nördlich vom Aequator, über. Hier treffen wir zuerst, unter dem Meridian von Roggeweins Archipel, aber unter 20° N. B., die beträchtliche Gruppe der Sandwich-Inseln. Sie wurde von Cook 1778 entdeckt, welcher hier in einem zufälligen Streite mit den Eingebornen seinen Tod fand. Später sind sie sehr häufig von Europäern besucht und jetzt für Handel und Schifffahrt bei weitem die wichtigsten aller australischen Inseln geworden. Sie sind alle gebirgig, meistens vulkanisch; auf der Hauptinsel Owaihi, von 216 □ M. mit 85000 Einw., erheben sich drei sehr hohe Berge, Muna-Roa, Muna-Koah und Muna-Worars, welche man 13 bis

14000 F. hoch schätzt. Der Muna-Roa ist ein Vulkan, dessen Krater 1½ M. Umfang hat, in welchem beständig ein See von glühender Lava siedet. Dabei sind sie von schönen Bächen bewässert, haben ein mildes Klima und sind äußerst fruchtbar. Die Producte sind ganz die nemlichen als auf den oben erwähnten Inseln, nur ist der Anbau hier ungleich besser, und daher auch der Viehstand sowohl der Schweine, welche hier ursprünglich vorhanden, als auch des Rindviehes, welches die Einwohner von Van Cover erhielten, sehr bedeutend. Die Einwohner, wenn gleich nicht ganz so schön als die der Gesellschafts-Inseln, übertreffen alle Australier an Fähigkeiten. Sie sind heiter, sehr gesellig und weniger falsch als die übrigen. Alles was sie anfertigen, ihre Zeuge, ihre Waffen, ihre Fahrzeuge sind viel besser als die der andern Insulaner, ja sie haben von den Europäern den Schiffbau erlernt, und sollen jetzt schon mehrere große Seeschiffe besitzen, womit sie für eigne Rechnung nach Amerika und China segeln. Sie sind treffliche Seeleute und schwimmen unglaublich leicht. Einer ihrer letzten Könige, Tammeamea, war ein ausgezeichneter Mann; er befreundete sich seit 1794 mit den Engländern, schuf sich eine Seemacht, eroberte damit die ganze Inselgruppe, hielt eine regelmäßige Leibwache von 50 Mann mit Flinten bewaffnet, und hatte an 60 Europäer und Amerikaner in seinen Diensten. Im Jahr 1824 starb sein Nachfolger nebst seiner Gemahlin in London, wohin sie gekommen, um Europa kennen zu lernen. Seit 1819 ist der Götzendienst ganz abgeschafft und Christenthum und Bildung haben unglaubliche Fortschritte gemacht, doch sollen sich die Einwohner nicht so knechtisch den Missionaren unterwerfen wie die Otaheiter. Auf Woahu, einer Insel von 25 □ M. mit 20000 Einw., ist der Sitz der englischen und nordamerikanischen Consuln. Die Gesammtzahl der Einw. dieser Inselgruppe mag an 130—150,000 betragen. — Weit im S. W. der Sandwich-Inseln liegt um den 190° O. L., vom 10° N. B. bis über den Aequator hinaus, von N. nach S., die lange Reihe der Inseln von Mulgraves-Archipel; sie wurden 1788 vom Capitän Marschall entdeckt, welcher indeß nirgend ans Land ging. Viele dieser kleinen Inseln gehören zu den niedrigen und sind mit Riffen umgeben, andre sind bergig, alle zeigen eine schöne Vegetation; außer Kokos, Kohlpalmen und Pomeranzen hat man keine Früchte gesehen, eben so wenig Thiere. Die Einwohner sind den Bewohnern aller früher erwähnten Inseln verwandt und haben gut gebaute Kanots. Im W. der Mulgraves-Inseln, unter 8—10° N. B. 187—189° O. L., liegt die durch Kotzebue 1816 entdeckte Radacks-Gruppe, deren gutmüthige Einwohner eine von den übrigen australischen Sprachen sehr abweichende Sprache reden. Diese Inseln gehören zu den neuesten Korallen-

bildungen; sind niedrig und haben meistens noch eine Lagune in ihrer Mitte. — Im W. dieser Inseln, in der Richtung von O. nach W., erstreckt sich die zahlreiche Gruppe der Carolinen oder Neuen Philippinen. Sie sind den Europäern durch Eingeborne dieser Inseln, welche durch Sturm nach den Ladronen verschlagen, 1697 bekannt geworden, sind aber seitdem so sehr vernachlässigt, daß man nicht einmal ihre Lage genau bestimmen kann. Die Einwohner scheinen von der nemlichen Rasse wie die der früheren Inseln zu seyn. Etwas bekannter ist der westlichste Theil dieser Gruppe, welcher unter dem Namen Pelew (Pelju)-Inseln von Einigen als eine eigne Gruppe betrachtet wird. Die Mannschaft eines gescheiterten englischen Schiffes ward 1783 von dem König dieser Inseln so menschenfreundlich behandelt, daß England 1790 ein andres Schiff mit Geschenken dahin sendete, wodurch die Lage dieser kleinen Gruppe genauer bestimmt ward. Durch dies Schiff erhielten die Einwohner, welche bis dahin kein vierfüßiges Thier besessen hatten, die meisten unserer Hausthiere und unseres Geflügels. Die Einwohner gleichen den übrigen Südsee-Insulanern, zeichnen sich aber durch bessern Anbau des Landes, bessere Wohnungen und schöne Fahrzeuge aus. Schon jener Vorfall mit den Engländern zeigt, wie sehr sie ihre übrigen Stammverwandten an Gutmüthigkeit übertreffen, auch findet hier ein besseres eheliches Verhältniß Statt, und die Weiber zeigen ein sittliches Betragen. — Wir beschließen die Betrachtung dieser Inselwelt mit den Ladronen oder Marianen. Sie wurden 1521 von Magelhaens entdeckt und Ladronen oder Diebes-Inseln genannt, wegen des allen Australiern eignen Hanges der Einwohner zum Stehlen. Später, als die Spanier sie in Besitz genommen, erhielten sie von der Gemahlin Philipps IV., Maria, den Namen Marianen. Sie erstrecken sich in einer Reihe etwa vom 13° bis zum 21° N. B., haben daher ein heißes, doch nicht ungesundes Klima, und enthalten noch viele brennende Vulkane. Die Vegetation ist die nemliche wie auf den vorigen Inseln, und durch die Spanier sind unsere Hausthiere eingeführt, welche auf einigen unbewohnten Inseln sich im wilden Zustande sehr vermehrt haben. Die Einwohner scheinen von den Philippinen abzustammen und reden auch eine dort einheimische Sprache. Sie sollen ehemals zahlreich gewesen seyn, und einige Monumente, welche aus mehreren Reihen steinerner Pyramiden von 14 F. Höhe bestehen, lassen auf eine gewisse Cultur schließen. Jetzt ist die Zahl der Einwohner durch Krankheiten und den Druck der Spanier auf die unbedeutende Zahl von 5000 geschmolzen. Mehrere der schönsten Inseln, wie Saypan, sind jetzt unbewohnt. Nur Guam, die südlichste und größte, Tinian und Rota sind noch bewohnt. Die Spanier haben auf Guam eine kleine Stadt, Agana, gegrün-

det, wo ihre aus Amerika kommenden Schiffe anzulegen pflegen. Die Eingebornen wohnen in Dörfern und bauen das Land. Ihre Fahrzeuge, Proen genannt, zeichnen sich vor allen andern dadurch aus, daß die eine Seite gerade, die andere nur bauchig ist: in der Mitte dieser steht der Mast, ein Ausleger erhält das Gleichgewicht, und mit diesen Kähnen segeln sie besonders mit Seitenwinde außerordentlich schnell.

D. Afrika.

Bei den Griechen hieß dieser Welttheil **Libyen**, bei den Römern, welche unter Libyen nur den nördlichen Theil desselben verstanden, hieß er **Afrika**; beide aber kannten davon nicht viel mehr als die Nordküste bis zur großen Wüste; obgleich es mehr als wahrscheinlich ist, daß, wie Herodot berichtet, schon 600 Jahr vor Chr. Phönicier auf Befehl des Königs Neko von Aegypten ganz Afrika umschifft und der Karthager Hanno etwa 450 vor Chr. wenigstens einen großen Theil der Westküste beschifft hat. Den Portugiesen war es vorbehalten, im 15ten Jahrhundert die wahre Gestalt dieses Welttheils zu entdecken; schon 1433 umschifften sie das bis dahin für die äußerste Gränze der südlichen Welt gehaltene Vorgebirge **Non** (non plus ultra, nicht darüber hinaus) (Promontorium Herculis), unter $28^1/_2°$ N. B., den Canarischen Inseln gegenüber, aber erst Bartolomeo Diaz erreichte das südlichste Vorgebirge von Afrika, welches er **Cap der Stürme**, König Johann II. aber mit besserm Sinn **Cap der guten Hoffnung** nannte; nun erst vermochte Vasco de Gama, 1498, unter Emanuel dem Großen, Afrika zu umschiffen und in Ostindien zu landen.

Lage, Gränzen, Größe.

Afrika, im S. von Europa, im W. von Asien, ist eine große Halbinsel, welche nur durch den 15 Meilen breiten Isthmus von Suez mit Asien zusammenhängt, übrigens aber vom Meere umflossen wird. Im N. wird Afrika vom mittelländischen Meere bespült, welches hier den großen Meerbusen von **Sidra**, bei den Alten die große **Syrtis**, bildet; das nördlichste Vorgebirge dieser Küste ist das **Cap Blanco** (Prom. Candidum), die nordwestliche Gränze dieser Küste aber das **Cap Spartel** (Cotes), an der Straße von Gibraltar, welche hier etwa $2^1/_2$ M. breit Europa von Asien trennt. Im W. gränzt Afrika an den atlantischen Ocean, welcher den sehr großen Meerbusen von Guinea bildet.

Die bekanntesten Vorgebirge auf dieser Seite sind, außer dem schon erwähnten Cap Non, das Vorgebirge Bojador, unter 26° 1/2 N. B.; das Weiße Vorgebirge (Pr. Soloeis), unter 21° N. B.; das Grüne Vorgebirge, das westlichste, unter 14° 30′ N. B.; das Rothe Vorgeb., unter 12° N. B.; das Vorgebirge der Palmen, unter 4° 20′ N. B.; endlich das südwestlichste von allen, das Vorgebirge der guten Hoffnung, unter 34° 30′ S. B.; das südlichste Vorgebirge von Afrika aber ist Cap Agulhas (Aguljas), unter 34° 48′ S. B. Im O. wird Afrika vom indischen Ocean bespült, welcher hier zwischen dem festen Lande und der Insel Madagaskar den Kanal von Mozambique bildet; das nördlichste Vorgebirge ist hier Cap Guardafui (Pr. Aromata?) unter 11° 50′ N. B. Im N. O. endlich berührt Afrika das rothe Meer, welches mit der 5 M. breiten Meerenge von Bab el Mandeb unter 11° 30′ N. B. beginnt und durch den Isthmus von Suez vom Mittelmeer geschieden wird. Afrika erstreckt sich also vom 37° 20′ N. B. bis zum 35° S. B., und vom 0° 7′ bis zum 70° O. L., oder es hat 1071 M. von N. nach S. und etwa 1020 von O. nach W.; der Flächeninhalt, welcher aber keineswegs genau zu bestimmen ist, mag ohne die Inseln 534,000 und mit den Inseln 545,000 □ M. betragen.

Allgemeine Beschaffenheit.

Auch jetzt noch, trotz aller Bemühungen der neuern Zeit, das verschlossene Innere dieses Welttheils genauer zu erforschen, kennen wir nicht viel mehr als die Küsten; über das Meiste haben wir daher nur Vermuthungen. Betrachten wir zuerst das nördliche Afrika, so finden wir im N. W. ein hohes Gebirge, den Atlas, welcher im W. steil gegen das Meer, im S. milder gegen die Wüste abfällt; das Gebirge zieht sich östlich bis zum Meerbusen von Sidra, und läßt zwischen sich und dem Meere ein schönes fruchtbares Land, mit mehr europäischem als afrikanischem Charakter; östlich vom Meerbusen von Sidra, wo die Wüste bis ans Meer tritt, zieht sich nur eine niedere Hügelreihe bis an die Gränze von Aegypten. Dieses Land ist ein von beiden Seiten von Gebirgen eingeschlossenes Thal, welche weiter südlich sich vereinigen und vielleicht unter dem 4° bis 6° N. B. ihre höchste Höhe erreichen; hier ist die vermuthliche Gegend des Hochgebirges Kumri oder Mondsgebirge. Die östliche, wenig bekannte Küste von Cap Guardafui bis ans Cap der guten Hoffnung ist ein schmaler von Gebirgen begränzter Uferrand; eben so verhält es sich auf der Westküste bis Sierra Leone, so daß also wahrscheinlich das ganze südliche Afrika vom 10° N. B. bis in die Nähe des Caps Gebirgsland oder Hochebene ist. Jenseits dieser Breite im N. beginnt das fruchtbare, bevölkerte, aber wenig bekannte Tiefland Afrika's,

welches man unter dem allgemeinen Namen Sudan begreift. Es wird nördlich von der großen Wüste begränzt, welche mit größerer oder geringerer Breite von Aegypten bis ans atlantische Meer sich erstreckt und ein nur von wenigen fruchtbaren Oasen unterbrochenes Sandmeer von beinahe 80000 □M. bildet. Diese Wüste findet wieder ihre nördliche Begränzung am Atlas, zum Theil aber in der Gegend des Meerbusens von Sidra erreicht sie sogar das Meer, und läßt überhaupt östlich nur einen geringen Küstenstrich der Cultur übrig.

Gebirge und Gewässer.

Der Atlas im nordwestlichen Theile von Afrika; man unterscheidet den großen und den kleinen, unter jenem versteht man den südwestlichen höchsten Theil des Gebirges, in der Gegend von Fez, wo er ewigen Schnee trägt, also 13 bis 14000 F. hoch seyn muß. Der kleine Atlas ist das der Küste, von der Meerenge von Gibraltar bis an den Meerbusen von Cabes, parallel laufende weniger hohe Gebirge. Von den Gebirgszügen, welche Aegypten einschließen, heißt das westliche das libysche, das östliche das arabische oder der Mokattam. Das große Gebirge von Habesch hängt wahrscheinlich mit dem ganz unbekannten Binnen-Gebirge Südafrika's zusammen, welches Kumri oder Mondgebirge genannt wird. Der Ostküste parallel, zwischen 10° und 15° S. B., wird ein Gebirge Lupata genannt, wahrscheinlich nur ein Theil des großen Gebirgs-Ganzen, welches von Habesch ausgeht. Ein ähnliches an der Westküste, in der Gegend des Aequators, ist die Sierra complida. — Der Hauptcharakter dieses Welttheils ist Dürre; daher er auch im Verhältniß zu seiner Größe nur wenige bedeutende Ströme hat, welche das Meer erreichen; nach neueren Beobachtungen nimmt sogar die Wassermasse bedeutend ab, und der Flugsand gewinnt an vielen Stellen die Oberhand. Ins mittelländische Meer ergießt sich nur ein einziger bedeutender Strom, der weltbekannte Nil, dessen Quellen noch jetzt nicht viel bekannter sind, als sie es im Alterthume waren. Man weiß nur, daß er aus der Vereinigung zweier Flüsse entsteht; der westliche, Bahr el Abiad, der weiße Fluß, soll aus vielen Bächen in den Mondgebirgen, etwa unter 7 bis 8° N. B., entstehen; er nimmt viele andre Ströme auf; der östliche, Bahr el Azrek, der blaue Fluß (Astapus?), entspringt wahrscheinlich in Habesch, unter 11°, durchströmt den See Tzana oder Dembea (Pseboa?), fließt erst südöstlich, macht dann einen großen Bogen, wodurch er sich nordwestlich wendet, und vereinigt sich mit dem Bahr el Abiad bei Holfeja, unter 12—13°. Vereinigt nehmen sie später noch von O. den Takazze oder Atbara (Astaboras) auf und stürzen sich über viele Katarakten, bis sie

unter 24° Syene und damit die Gränze Aegyptens erreichen. Hier fließt der Nil als ein einziger mächtiger Strom, dessen regelmäßige Ueberschwemmungen Fruchtbarkeit über seine Ufer verbreiten, bis 5 Stunden nördlich von Kairo, wo er sich in 2 Hauptarme theilt, den westlichen, welcher bei Rosette, und den östlichen, welcher bei Damiette ins Meer fällt, außerdem aber eine Unzahl Arme und Kanäle sowohl zwischen beiden Hauptarmen, als auch östlich und westlich über sie hinaus ins Meer sendet, und so das große und fruchtbare Nil=Delta bildet. — Ins atlantische Meer ergießen sich der Senegal; er entspringt etwa unter 11° N. B. auf einem Hochgebirge, fließt zuerst in nördlicher Richtung und nimmt von O. her mehrere Ströme, vorzüglich den Kokora, auf; nachdem er mehrere bedeutende Wasserfälle, besonders die von Govina, gebildet, tritt er in die Ebene, wo er in nordwestlicher Richtung ruhig fließt; in der Nähe des Meeres wendet er seinen Lauf plötzlich gegen S. und ergießt sich in mehreren Armen etwa unter 16° N. B. beim Fort St. Louis. Der etwas weniger bedeutende Gambia entspringt nur etwa 20 M. südwestlich vom Senegal, durchbricht in mehreren Fällen das Gebirge, fließt in nordwestlicher, zuletzt in westlicher Richtung, und erweitert sich schon 40 M. vom Meere sehr bedeutend, so daß er bei seinem Ausfluß, beim Fort St. James, unter 13°, an 3 M. breit ist. Von den übrigen Flüssen dieser Küste kennt man nicht viel mehr als ihre Mündungen und einen geringen Theil ihres untern Laufs. So ergießt sich der Rio grande, oberhalb auch Dongo genannt, unter 11° N. B.; der Rio Mezurado unter 7°; der Volta, an der Sklavenküste, unter 6°. In dem östlichen Theile des Meerbusens von Guinea, zwischen 23° — 26° O. L., kannte man schon lange eine Menge zum Theil bedeutender Flußmündungen, wie der Rio Formoso, der Nun, der St. John u. m. a., und die Vermuthung lag sehr nahe, sie möchten alle nur die Mündungen eines großen Stromes seyn, welcher hier, wie viele andere große Flüsse, ein bedeutendes Delta bildete. Diese Vermuthung ist jetzt fast zur Gewißheit erhoben seitdem man weiß, daß wenigstens einige dieser Flüsse nur Arme des lange räthselhaft gebliebenen Joliba oder Niger sind. Ganz im östlichen Winkel des Meerbusens münden noch mehrere bedeutende aber sonst unbekannte Flüsse, wie der Alt Calabar, der Rio del Rey und weiter südlich der Camerones. Südlich vom Aequator treffen wir unter 6° S. B. den Congo oder Zaire, welcher aus einem See Aquilunda kommen soll und bedeutende Gebirge durchbricht. Noch etwas südlicher ergießt sich der Coanza; endlich im südlichsten Theile von Afrika strömt der Orangefluß, unter 28° S. B., dem Meere zu, welches er jedoch nur in der nassen Jahreszeit erreicht, in der trocknen dagegen nur eine Reihe Lachen im Sandufer bildet. — Die Ostküste hat zwar

eine sehr große Menge Flüsse, wovon aber die meisten unbedeutend oder wenigstens unbekannt sind; einer der wichtigsten ist der Zambese oder Kuama, welcher aus dem Lupata-Gebirge kommt und unter 18° S. B. in den Kanal von Mozambique mündet. Schon seit langer Zeit hatte man Nachrichten von einem großen Flusse im innern Afrika, welchen man den Niger nannte, aber sein Ursprung, sein Lauf und vorzüglich seine Mündung waren unbekannt geblieben. Einige meinten, er ergösse sich in ein Binnenmeer, wie etwa das caspische ist; Andre, er stehe mit dem Nil in Verbindung, und erst in der neuern Zeit ward es wahrscheinlicher, daß er irgendwo in den Meerbusen von Guinea münde. Verschiedene Reisende drangen in das Binnenland, um diesen räthselhaften Fluß zu erforschen, aber fast alle unterlagen dem Klima, den Gefahren der Reise oder der Treulosigkeit der Einwohner. Mungo Park erreichte 1805 diesen Fluß, schiffte sich auf demselben bei Sego unter 17° O. L. ein und kam bis Boussa, 10° N. B., wo er beim Schiffbruch umkam. Nicht viel glücklicher waren seine Nachfolger Denham, † 1824, Laing † 1826 und Clapperton † 1827. Endlich war es dem Begleiter des Letzteren, dem Richard Lander vorbehalten, die langgewünschte Entdeckung zu machen. Er landete mit seinem Bruder bei Badagry unter 20½° O. L. und drang zu Lande bis nach Zaouri oder Yaouri, 11° N. B., wo er sich einschiffte und durch den Fluß Nun das Meer wieder erreichte. Bis jetzt weiß man, daß dieser bedeutende Fluß im Lande selbst und zwar in seinem obern Laufe Joliba, weiter östlich aber Quorra genannt wird, daß er in geringer Entfernung von den Quellen des Senegal die seinigen unter 11° N. B. und etwa 11½° O. L. hat, daß er nach Osten fließt, sich dann südlich wendet und endlich in den Meerbusen von Guinea, wahrscheinlich durch viele Mündungen, sich ins Meer ergießt. Diese Entdeckung ist 1830 gemacht worden und schon 1832 haben Liverpooler Kaufleute drei Schiffe, zwei Dampfboote, wovon eins ganz von Eisen, und eine Handelsbrigg, ausgerüstet, um den Quorra hinaufzufahren und das innere Land zu erkunden. — An Binnengewässern kennen wir bis jetzt, aber nur sehr unvollkommen, den großen See Tschad zwischen 32—35° O. L. und 12½°—14° N. B.; er nimmt zwei Flüsse auf, von W. her den Yeou und von S. den Shary; den See Dembea in Abyssinien, und haben unsichere Nachrichten von 2 Seen des südlichen Afrika's, des Aquilunda westlich und des Zambre östlich, beide etwa unter 10° S. B.

Klima und Producte.

Ein Land, welches vom 37° N. B. bis zum 35° S. B. reicht, kann nirgend einen wahren Winter haben; Schnee und Eis sind daher in Afrika in den Ebenen seltene, immer schnell vorübergehende

heiße Erscheinungen; man kennt sie fast nur an den höchsten Gebirgen. Den Winter vertritt die Regenzeit, welche mit dem höchsten Stande der Sonne sich einfindet, so daß die zwischen den Wendekreisen liegenden Länder zwei Regenzeiten jährlich haben: diese allein unterbrechen das sonst ewige Einerlei eines unbewölkten Himmels, von welchem die Sonne mit verzehrender Glut leuchtet. Die Hitze ist nach Lokalumständen verschieden, doch überall zwischen den Wendekreisen dem Europäer höchst lästig; am heftigsten ist sie in Sandgegenden, besonders in den östlichen Theilen des Landes. Am Cap wechselt die Temperatur oft außerordentlich schnell. Innerhalb der Wendekreise herrschen die Passatwinde, nördlich vom Aequator der Nordost-, südlich der Südostwind; in den Wüsten sind Stürme, welche den Sand hoch in die Luft führen, Hügel bilden oder vernichten und die Atmosphäre verfinstern, nichts seltenes; noch fürchterlicher ist der alles erschlaffende, Menschen und Thieren gefährliche Samum. — Der mineralische Reichthum Afrika's ist noch sehr wenig untersucht. Die Gebirge, welche Aegypten begränzen, waren schon im Alterthum als Fundgruben der Smaragde, Chalcedone, Carneole, wie mehrerer edler Porphyr- und Marmor-Arten bekannt. Der Marmor oder Kalk herrscht besonders im Atlas vor, und an seinen südlichen Abhängen, so wie auch in der großen Wüste finden sich große Lager des reinsten Steinsalzes. Das Hauptproduct Afrika's in dieser Hinsicht ist das Gold, welches sowohl in Körnern im Flußsande, als auch als Goldstaub der Dammerde häufig beigemischt vorkommt; man findet es vorzüglich im innern Sudan, an der Goldküste, so wie auch zwischen dem 15° und 22° S. B. an der Ostküste, südlicher scheint es weniger vorzukommen. Silber wird nur in einigen Theilen des Atlas gewonnen. Kupfer kommt im Atlas und am Orangefluß häufig vor. Eisen hat der Atlas und das ganze südliche Afrika, vorzüglich im Sandstein. Quecksilber hat sich bis jetzt nur im Gebiete von Tunis gefunden. Von dem Vorkommen des Bleies weiß man wenig. Das Pflanzenreich hat die meisten jener tropischen Gewächse, welche wir schon in Ostindien kennen gelernt haben, namentlich alle Arten von Palmen, vorzüglich die Kokospalme und die Dattelpalme, viele Arten Pisangs und Feigen, Ananas; ferner Indigo, Kaffee, Zucker, Tabak, Baumwolle, Pfeffer; mehrere officinelle Pflanzen, als: die Kassia und die Cassia senna, von welcher die Senesblätter; verschiedene Gummibäume; mancherlei edle Holzarten, wie Eben- und Sandelholz. Der Reiß ist hier nicht mehr wie in Asien das einzige Hauptnahrungsmittel, neben ihm stehen hier die Datteln und die Durrah oder Moorhirse. Außerdem werden im nördlichen und südlichsten Afrika auch unsere Getreidearten, so wie Hanf und Flachs gebaut, vorzüglich Mais; unsere Südfrüchte gedeihen hier vorzüglich in dem westlichen Theile der Nordküste. Afrika mit seinen

ungeheuren Wüsten ist das rechte Vaterland der meisten großen vierfüßigen Thiere, sowohl pflanzen= als fleischfressenden. Unter den dem Menschen nützlichen Thieren nimmt hier ohne Zweifel das Kameel den ersten Rang ein. Mit Recht nennt es der Araber das Schiff der Wüste, weil ohne dieses Thier die große Wüste, welche jetzt gleich dem Meere von zahlreichen Karawanen jährlich durchzogen wird, ganz unzugänglich wäre. Es giebt verschiedene Arten Kameele: das eigentliche mit zwei Höckern, welches mehr zum Tragen, und der Dromedar mit einem Höcker, welcher mehr zum Reiten benutzt wird; noch eine zum schnellen Lauf ganz besonders geschickte Art wird Heirie genannt. Pferde, Esel und Maulthiere finden sich von vorzüglicher Schönheit; eben so unsere Hausthiere. Unter den wilden aber unschädlichen Thieren bemerken wir Elephanten und Rhinozeros, doch nur im südlichen Theile; erstere sind so zahlreich, daß ein Theil der Südwestküste den Namen Zahnküste erhalten hat, weil hier vorzüglich der Einkauf der Elephantenzähne geschieht. Das höchste aller bekannten Landthiere, die Giraffe, mit langen Vorder= und kürzeren Hinterbeinen und einem wankenden unangenehmen Gange findet sich auch nur dort; wahrscheinlich eben daselbst das erst seit kurzem in Europa bekannte Gnu, ein Thier von der Größe eines kleinen Pferdes, welches eine wunderliche Verbindung von Ochs, Pferd und Ziege zu seyn scheint; es hat Hörner, einen Bart, eine starke Brustmähne und einen Kuhschwanz. Das Zebra, schwarz und weiß gestreift, von Gestalt dem Esel verwandt, aber größer und sehr wild. Ueber alle Wüsten verbreitet sind die schnellsten aller Thiere, die Gazellen im nördlichen, die Antilopen im südlichen Theile von Afrika. Auch an Raubthieren ist Afrika reicher als die übrigen Welttheile; hier ist das rechte Vaterland des Löwen, welcher sich vorzüglich an dem Saume der großen Wüste aufhält; außerdem findet man auch Tiger, Hyänen, Schakale, in manchen Gebirgen Bären, Luchse, Füchse und andre geringere Raubthiere. Das Flußpferd findet sich nur noch selten im Nil, in Aegypten gar nicht mehr; desto häufiger der Krokodil. Noch ein Hauptbewohner der Wüste ist der Strauß, dessen Eier und Federn sehr gesucht werden; unzählige Arten vou Affen und Papageien bevölkern die Wälder. Ameisen, worunter vorzüglich die weißen oder Termiten, welche kegelförmige Baue von Lehm und Sand, 10—12 F. hoch und von großer Festigkeit errichten, in den Häusern aber alles, was nicht Metall oder Stein ist, in unglaublich kurzer Zeit zerstören, und die Heuschrecken, sind wahre Landplagen Afrika's.

Einwohner.

Ueber die Zahl derselben hat man nur sehr schwankende Vermuthungen, doch mag sie wohl höchstens nur 200 Millionen betragen. Schon Herodot theilt alle Afrikaner in Libyer und Aethiopen, d. h. in hellere und dunklere, und so ist es auch noch jetzt. Zwei Hauptvölker nehmen seit uralter Zeit diesen Welttheil ein, wovon die nördlicheren zur kaukasischen Race gehören, die südlichen Neger sind. Zu den ersteren, welche man mit dem allgemeinen Namen **Berbern** bezeichnet, gehören außer den eigentlichen Berbern, welche die Nordküste von Aegypten an bewohnen, noch die Habessinier; zu den Negern, welche im S. der großen Wüste wohnen, gehören die Kaffern und die Hottentotten an der Südspitze des Welttheils. Die **Kopten**, die Ureinwohner Aegyptens, haben viel Verwandtschaft mit den Negern. Die Neger, deren körperliche Bildung hinreichend bekannt ist, zerfallen in unendlich viele Stämme und Völkerschaften, deren jede eine eigne Sprache redet, und welche auch an Körperbildung sehr von einander abweichen. Sie sind ein sorgloser, fröhlicher aber träger Menschenstamm, welcher überall auf einer sehr niedrigen Stufe der Cultur steht; nur diejenigen, welche den Islam angenommen, sind etwas gebildeter. Sie wohnen in Städten und Dörfern, doch bestehen die Häuser nur aus Erdwänden, und selbst die Palläste ihrer Fürsten sind nicht besser, nur bestehen sie aus mehreren durch eine Mauer umschlossenen Häusern; die Dörfer haben meist nur Hütten von Lehm, Stroh und Holz. Sie kennen kaum die nothwendigsten Handwerke, bauen das Land mit leichter Mühe und überlassen sich Nachts der Fröhlichkeit und dem Tanze. Aus der Verbindung des Europäers mit der Negerin entsteht der **Mulatte**, von dunkler doch nicht schwarzer Farbe; die Verbindung der Mulatten mit den Europäern giebt **Terzerons**; aus diesen und den Europäern entstehen die **Quarterons**, welche schon ganz europäische Bildung haben. Den Negern verwandt sind die Stämme der **Kaffern**, ein schöner kräftiger Menschenschlag, welche nur noch negerartiges Haar haben, und die **Hottentotten** und **Buschmänner**. Die ursprünglichen Bewohner des Nordens, die Berbern, welche mit den **Guanchen**, den Urbewohnern der kanarischen Inseln, verwandt waren, sind streng genommen nicht mehr vorhanden, sie sind von den im 7ten Jahrhundert eingewanderten Arabern verdrängt worden und in diesen untergegangen, doch giebt man den Namen noch den heutigen Bewohnern der Nordküste. Diese Berbern sind wohlgewachsen, weiß, gelblich bis zum Braunen, doch durchaus europäisch gebildet. Sie wohnen theils in Städten, die dann ganz die Eigenthümlichkeiten der uns bekannten Städte der Orientalen haben, theils sind sie Bewohner der Wüste, Räuber und Kaufleute, welche in großen Karawa-

nen die Wüste nach allen Richtungen durchziehen: diese nicht ansässigen, meist von der Viehzucht und nur gelegentlich von etwas Ackerbau lebenden nennt man Araber, auch wohl Mauren. Sie bekennen sich fast alle zum Islam. Arabischen Stammes sind auch die Habessinier, aber wahrscheinlich in uralter Zeit schon eingewandert. Die Kopten, die heutigen Bewohner Aegyptens, sind, wiewohl mit vielen Völkern vermischt, die Abkömmlinge der alten Bewohner des Landes und haben noch das Negerartige der Bildung, welches man an den Mumien findet. — Fast der ganze Norden und ein Theil der Mitte von Afrika bekennt sich zum Islam, die Kopten und Habessinier sind Christen, der größte Theil der Neger Fetisch-Anbeter voll Aberglauben und Furcht vor Zauberei. Nur an einigen Punkten der West-, Süd- und Ostküste hat das Christenthum von Europa aus Wurzel geschlagen. — In jeder Art der Cultur steht tief Afrika unter Europa. Der Binnenhandel durch Karawanen soll zwar sehr lebhaft seyn, aber einen auswärtigen Handel kennt der Afrikaner nicht, alles strömt aus der reichen Mitte nach den Küsten, wo die Europäer die Waaren eintauschen. Leider besteht auch jetzt noch der schändliche Sklavenhandel der Europäer. Obgleich seit **1807** in England beschränkt, und seit **1813** und **1814** von fast allen europäischen Regierungen verboten, werden noch immer jährlich viele tausend Neger ausgeführt, vorzüglich durch Franzosen, Spanier, Portugiesen und Nordamerikaner, und die unglücklichen Sklaven haben es sogar jetzt schlimmer als ehemals, da man ihnen, um sie möglichst zu verbergen, einen ungleich kleinern Raum auf den Schiffen gestattet, als früher. Uebrigens ist dieser Menschenhandel so alt als die Geschichte, und außer den Europäern versehen sich Araber, Türken und Asiaten mit Negersklaven, welche jährlich aus dem Innern nicht blos nach den Küsten, wo Europäer landen, sondern vorzüglich auch nach den Staaten der Nordküste und nach Aegypten gesendet werden.

Eintheilung.

Wir wollen nun die verschiedenen Länder dieses Welttheils näher betrachten, so daß wir zuerst vom nördlichen Afrika handeln, dann von der Westküste, von den Capländern, von der Ostküste, vom Innern, und von den Inseln. Das nördliche Afrika bietet vorzüglich drei verschiedene Ländermassen dar: Aegypten mit den südlich sich daran schließenden Ländern, die eigentliche Nordküste, und die große Wüste.

I. Aegypten (Aegyptus).

Aegypten ist der griechische Name des Landes, welches Türken und Araber Mesr (Mizraim der Hebräer) nennen. Es ist die nordöstlichste Ecke von Afrika und erstreckt sich vom 24° bis 31° 35′ N. B. Nördlich wird es durch das mittelländische Meer, südlich von Nubien, östlich vom arabischen Meerbusen und der Landenge von Suez, westlich von der libyschen Wüste begränzt, und diese letztere Gränze ist durchaus unbestimmt. Im strengsten und eigentlichsten Sinn versteht man unter Aegypten nur das oft sehr enge, fruchtbare Nilthal; daher läßt sich bei der großen Verschiedenheit der Angaben weder die geographische Länge noch der Flächeninhalt des Landes genau bestimmen. Das Nilthal wird im O. und W. von Gebirgen begränzt; das östliche, Mokattam, ist schroff und steil, erstreckt sich von der südlichen Gränze bis an den Isthmus, wo es sich in flache Sandhügel verliert; der ganze Raum zwischen diesem Thalrande und dem rothen Meere ist gebirgig, und einige Querthäler geben die Verbindung von Aegypten mit diesem Meere. Die westliche Kette ist minder schroff und bildet nur einen heilsamen Damm gegen den vom Winde herbeigeführten Sand der Wüste. Ungefähr unter 30° N. B. wendet es sich in niedrigeren Hügeln nach N. W., und hier bildet es noch mehrere parallele Reihen, zwischen welchen das Thal der Natron-Seen liegt. Beide Gebirgsreihen treten am obern Nil sehr nahe zusammen, so daß bis Kairo das Thal oft nur eine Meile, selten vier Meilen breit ist. An der Südgränze besteht das Gebirge aus Granit, von da an eine Zeitlang aus Sandstein, im untern Laufe des Flusses aus Kalk. Der Boden des Landes besteht aus allmählig aufgeschwemmtem Nil-Schlamm, welcher das Land seit Jahrtausenden so erhöht hat, daß der Fluß jetzt auf dem höchsten Rücken des Thalbodens fließt und der Boden nach beiden Seiten sich nach dem Gebirge zu etwas senkt. Der Nil, der einzige Fluß des Landes und die einzige Quelle seiner Fruchtbarkeit, tritt etwas oberhalb Syene, bei der Insel Elephantine in Aegypten ein. Bis dahin hat er einen von Felsen und Inseln tausendfältig gebrochenen Lauf; in Aegypten selbst strömt er in ungetheiltem Bette ruhig bis 5 Meilen unterhalb Kairo; bei Syene ist er etwa 3000 F. breit. Unterhalb Kairo theilt er sich in zwei Hauptarme, den östlichen welcher bei Damiette (Ostium Phatniticum), und den westlichen welcher bei Rosette (Ostium Bolbiniticum) sich ins Meer ergießt: beide Mündungen sind in gerader Linie etwa 16 Meilen von einander entfernt, und diese beiden Arme bilden den fruchtbarsten und angebautesten Theil von Aegypten, das Delta. Da nur diejenigen Theile des

Landes des Anbaues fähig sind, welche von den periodischen Ueberschwemmungen des Nils erreicht oder sonst bewässert werden können, so hat man schon in den ältesten Zeiten viele Kanäle gezogen, um das Wasser auch dahin zu leiten und durch Schöpfräder auf die Felder zu verbreiten, wohin der Fluß sonst nicht reichen würde. Einer der wichtigsten und größten dieser Kanäle ist der sogenannte Josephs-Kanal, welcher da beginnt, wo das Nilthal sich etwas erweitert und nun immer sich am Fuß der libyschen Bergreihe hinwindet, bis er sich endlich wieder mit dem westlichen Arm des Delta vereinigt; er ist im Grunde nichts als ein alter Arm des Nils. Dieser westliche Arm entsendet mehrere Kanäle weiter westlich, vorzüglich den Kanal von Alexandrien, welcher bei dieser Stadt in die See mündet. Der östliche Arm steht mit dem westlichen durch viele Kanäle in Verbindung und entsendet außerdem noch viele Kanäle weiter östlich, welche sich zum Theil in Sümpfe und flache Seen verlieren. Die meisten dieser Kanäle werden von Querdämmen durchschnitten, welche bei der Ueberschwemmung die Verbindungsstraßen von Dorf zu Dorf ausmachen, sie dienen überdies dazu, das zu schnelle Ablaufen des Wassers zu verhindern, und man öffnet sie erst dann, wenn das oberhalb liegende Land gehörig getränkt worden. Die Ueberschwemmung selbst, von dem Schmelzen des Gebirgsschnees und von den Aequinoctial-Regen veranlaßt, welche in den oberhalb Aegypten gelegenen Ländern fallen, tritt regelmäßig in der Mitte Aegyptens, (oberhalb natürlich etwas früher) Anfangs Juli ein; zwischen dem 20sten bis 30sten September erhält der Fluß seine höchste Höhe, worauf er sich etwa 14 Tage hält, während welcher nur Städte und Dörfer als Inseln aus dem ungeheuern See hervorragen; er fällt langsamer als er gestiegen, und erreicht seinen niedrigsten Stand erst Mitte Mai's. Beim gewöhnlichen Stande des Flusses ist sein Wasser klar und so rein, daß es dem destillirten gleichkommt, auch hat man kaum anderes Trinkwasser; beim Steigen erhält er erst eine grünliche, zuletzt eine röthliche Farbe von dem vielen ihm dann beigemischten Thon, welchen er auf allen Feldern befruchtend absetzt. Der untere Theil Aegyptens, das Delta, ist unstreitig selbst ein Product des Flusses und erst nach und nach aus dem durch den Nilschlamm immer seichter werdenden Meere hervorgegangen, wie selbst die Geschichte deutlich bezeugt. — Außer dem Nil hat Aegypten keinen Bach, wohl aber mehrere bedeutende Seen, vorzüglich an den Nilmündungen: hier nemlich hat theils der Fluß, theils das Meer so viel Sand und Schlamm angehäuft, daß ein großer Theil der Nordküste aus schmalen Landzungen besteht, hinter welchen große Seen zurückgeblieben sind, welche nur durch einige schiffbare Mündungen mit dem Meere in Verbindung stehen. So ist östlich der größte von allen der See Menzaleh (Lacus Tanis), er ist meist nur 3 F. tief, aber voll fruchtbarer und ge-

sunden Inseln; durch drei schiffbare Mündungen steht er mit dem Meere in Verbindung. Weiter westlich, in der Mitte zwischen den beiden Hauptmündungen des Nils, ist der 12 St. lange, 6 St. breite, ungleich kleinere See von Burlos oder Brulos (Lacus Chemis), er hat nur eine Mündung nach dem Meere. Westlich von dem westlichen Nilarm ist 1801 bei Durchstechung eines Dammes durch die Engländer im Kriege gegen die Franzosen ein neuer sumpfiger See, der von Edku, entstanden. Der westlichste von allen ist der sehr beträchtliche See Mareotis (Lacus Mareotis), welcher aber nach und nach durch Verdunstung austrocknen wird. Außerdem giebt es in Unterägypten noch verschiedene mehr Sümpfe als Seen, welche nur zur Zeit der höchsten Ueberschwemmung Wasser erhalten, und in denen es dann noch eine Zeitlang zurückbleibt. Ein solcher ist jetzt der in der ältesten Zeit als ein nützlicher Wasserbehälter für die Umgegend von Menschenhänden ausgegrabene große See Moeris (Lacus Moeris), jetzt Birket Karun.

Klima und Producte.

Aegypten genießt eines schönen, regelmäßigen aber höchst einförmigen Klima's. Die Monate der Ueberschwemmung vom Juli bis December entsprechen unserm Winter und sind, wenigstens die letzten derselben, nebelig und kühl, doch ist der Frost etwas unerhörtes. Mit dem Zurücktritt des Wassers beginnt der Frühling, alle Aecker werden bestellt und das Land prangt überall mit Früchten und Blüthen; die Nächte sind dann wohl noch kühl, aber die Tage heiß, so ist es vom December bis März; die nächstfolgenden Monate bis Mai sind die ungesundesten; vom Mai bis wieder zur Ueberschwemmung ist die Luft zwar heiß, aber gesund. Oberägypten ist vermöge seiner Lage und seiner Eingeschlossenheit bedeutend heißer als die Gegenden am Meere; dort ist oft der Sand so durchglüht, daß man ihn nicht betreten darf. Eine große Wohlthat für das Land ist der wenigstens 8 Monate herrschende, kühlende und die Schifffahrt stromaufwärts begünstigende Nordwind. Der Südwind ist erstickend heiß und der S. West, hier Chamsin genannt, verfinstert die Luft mit Sand und Staub aus der Wüste, läßt die Sonne erbleichen, und würde den Thieren und Pflanzen verderblich werden, wenn er länger als 2 bis 3 Tage anhielte. In Oberägypten ist, ob es gleich oft donnert und blitzt, der Regen eine sehr seltene Erscheinung, am Meere regnet es oft und stark im November. Was die Hitze noch unerträglicher macht, ist der beinahe gänzliche Mangel an Bäumen: man hat nur Palmen, die aber wenig Schatten geben, und einzelne schattige Sykomoren; überhaupt ist der Anblick des Landes, wenn gleich durch seine Fruchtbarkeit und dem beinahe stets glänzenden Himmel an-

fänglich überraschend, bald durch Einförmigkeit höchst ermüdend; der größte Theil von Aegypten bietet nur eine unübersehbare, durch nichts unterbrochene gleichförmige Ebene dar; Oberägypten, wo das Gebirge an den Fluß tritt, zeigt allerdings mehr Mannigfaltigkeit. — Der eigenthümlichen Producte Aegyptens sind nur wenige, alles ist von dem Menschen dahin verpflanzt. An größeren Bäumen hat man nur Dattelpalmen, Sykomoren, eine Akazien-Art, und Tamarinden, aber nirgend wildwachsend. Man baut Weizen, Gerste, Reiß, Durrah, letzteres vorzüglich in Oberägypten, Mais, Hirse, Linsen, Bohnen, Erbsen, Lupinen, deren holzige Stengel zur Feuerung dienen, viele Küchenkräuter und Gemüse, ferner Zucker, Pfeffer, Mohn, Senf, Tabak; an Färbepflanzen Henne, Safflor, dessen Blüthen zum Färben gebraucht werden, Indigo. Flachs und Baumwolle sind häufig; der Anbau der letztern hat in neuerer Zeit so zugenommen, daß sie den Haupt-Ausfuhrartikel bildet. Rosen werden in der Gegend von Fayum in Menge gezogen, um Rosenwasser und Rosenöl daraus zu bereiten. Die Olive geräth hier nicht gut, man bereitet daher das Oel aus dem Saamen des Sesam, Lein u. s. w. Unsere Obstsorten sind hier selten und schlecht, dagegen gedeihen unsere Südfrüchte trefflich; der Wein wird nur der Trauben wegen gezogen. Zu Einzäunungen dient der Nopal oder die indianische Feige. An Bau- und Brennholz ist großer Mangel, letzteres ersetzt hier das Stroh und der sonst unnütze Dünger des Viehes. Der Ackerbau ist äußerst leicht, man säet meist ohne alle Vorbereitung in den noch weichen Schlamm; das reife Getreide wird auf dem Felde selbst vermittelst eines von Ochsen gezogenen, mit Walzen versehenen Wagens ausgedroschen, das Stroh wird dabei wie Häckerling zermalmt. — Wilde Thiere giebt es kaum im Nilthal, wohl aber in der angränzenden Wüste. Der Aegypter hält schöne Pferde, viel Esel und Maulthiere und vorzüglich Kameele, Ochsen, Büffel und Schaafe; ferner sehr viel Tauben, Hühner, welche hier auch künstlich in eigends dazu eingerichteten Oefen ausgebrütet werden, Enten und Gänse. Die Bienen werden meistens auf Kähnen gehalten, und man fährt den Nil hinauf, weil in Oberägypten die Blüthenzeit früher beginnt. Der Krokodil findet sich nur noch in einigen Gegenden Oberägyptens. — Bergbau wird hier nirgend betrieben, und beinahe das einzige mineralische Product ist das Natron, welches die schon erwähnten Seen liefern.

Einwohner.

Die Zahl derselben läßt sich nur vermuthungsweise angeben und mag wohl 3 Millionen betragen. Sie bestehen aus Kopten, Arabern, Türken, Griechen, Juden, Franken und Negern. Die

Kopten, die Nachkommen der Ureinwohner Aegyptens, obwohl sehr mit andern Völkern gemischt, haben doch noch manche Züge der Aehnlichkeit mit den Mumien ihrer Vor-Eltern, die braune Farbe, das dicke Gesicht, die platte Stirn, den großen Mund, die kurze Nase und den dünnen Bart. Sie sind im Ganzen nicht sonderlich gebaut, aber listig, gewandt und fleißig, daher sie auch meist als Kaufleute, Handwerker und vorzüglich als Geschäftsleute der unwissenden Türken leben. Ihre Zahl soll nicht über 150,000 betragen. Sie sind zwar Christen, aber die Religion ist bei ihnen zu einem todten Mechanismus, wie bei so manchen Sekten des Morgenlandes, herabgesunken. In ihren Gebräuchen stimmen sie häufig mit der griechischen Kirche überein. Ihr Gottesdienst wird des Nachts gefeiert und besteht fast nur in Gebet, Gesang und Vorlesen der Schrift, was aber in der altkoptischen, ihnen jetzt nicht mehr verständlichen Sprache geschieht. Die Bibelübersetzung aus dem 3ten Jahrhundert, welche theilweise in zwei Dialecten vorhanden ist, ist auch das einzige auf uns gekommene Denkmahl dieser alten Sprache, welche keine Verwandtschaft mit andern bekannten hat, obgleich sie in dieser Uebersetzung schon stark mit dem Phönicischen, d. h. Semitischen, vermischt ist. Die Messe wird nach Mitternacht gefeiert, und der Gottesdienst dauert bis zum Anbruch des Tages, aber nur wenige vom Volke finden sich dazu ein, und es wird in den Kirchen geraucht, getrunken und geplaudert. Das Abendmahl wird mit frischgebacknem, ungesäuertem Brot und Wein gereicht, letzterer wird vermittelst eines Löffels genossen. Die Kindertaufe wird nur in der Kirche, vermittelst Salbung mit Oel und dreimaliger wirklicher Eintauchung in Wasser, verrichtet. Statuen werden nicht in den Kirchen geduldet, wohl aber Bilder. Die Fasten sind fast noch länger und häufiger, als in der griechischen Kirche. Die Geistlichkeit besteht aus sehr unwissenden Mönchen, welche verheirathet in den Klöstern leben, in eigentlichen Geistlichen oder Kassis, in Bischöfen, welche einmal verheirathet gewesen seyn müssen, und einem Primas, dem Patriarchen von Alexandrien, der aber gewöhnlich in Kairo wohnt und nicht verheirathet seyn darf. — Die Araber, welche die Mehrzahl der Bewohner Aegyptens ausmachen, zerfallen in Beduinen, welche unter Zelten in der Wüste hausen, und ansässige. Die Beduinen halten sich für die Edelsten, sie zerfallen in viele Stämme, welche in ewigen Fehden mit einander leben; ihre Oberhäupter oder Scheiks, Abkömmlinge der Aeltesten einer Familie, bilden eine Art von Adel unter ihnen. Sie haben Heerden, pachten und bebauen auch wohl zuweilen etwas Acker am Rande der Wüste; sie sind Räuber und Kaufleute und vermiethen sich und ihre Kameele häufig den Karawanen zum Transport ihrer Waaren; die Aegypten zunächst wohnenden zahlen auch wohl dem Pascha einen geringen Tribut. Die ansässigen Araber, von den

Beduinen [illegible], sind theils Handwerker, theils Ackerbauer oder Fellahs: diese letzteren sind höchst arm und führen ein wahres Sklavenleben, daher denn auch oft ganze Dorfschaften, um dem Drucke zu entgehen, sich zu ihren Brüdern in die Wüste flüchten. Die Türken sind hier das herrschende Volk, besonders seitdem der jetzige Pascha die Macht der Mamelucken vernichtet; diese waren seit dem 13ten Jahrhundert ein Corps von anfänglich 12000 M., welches man aus georgischen, circassischen und mingrelischen Sklaven gebildet, und welches sich immer durch Ankauf neuer Sklaven ergänzte; sie bildeten eine für die orientalische Kriegskunst furchtbare Reiterschaar, und waren unter ihren Bey's die wahren Beherrscher Aegyptens, bis ihre Macht zuerst durch den Feldzug der Franzosen gebrochen und sie selbst von dem jetzigen Pascha durch Verrath und Gewalt ausgerottet und vertrieben wurden. Der Türke hat hier ganz die Sitten, die Tugenden und die Laster, wie wir sie früher geschildert. — Griechen und Juden halten sich nur des Handels wegen hier auf, letztere sind hier wie überall gedrückt und gehaßt, aber den trägen und unwissenden Türken unentbehrlich. — Unter Franken versteht man hier jeden Europäer, deren sich jetzt viele vom Pascha hergelockt hier niedergelassen haben. Sie bedienen sich im Handelsverkehr gewöhnlich der sogenannten lingua franca, eines sehr verdorbenen Italiänisch. — Die zahlreichen Sklaven, an 40000, bestehen meist aus Negern, welche jährlich durch Karawanen hier zum Verkauf gebracht werden. Sie haben es als Hausbediente meist besser als ihre unglücklichen Brüder unter den Christen in Westindien. Alle Städte und Dörfer Aegyptens sind der Ueberschwemmungen wegen auf natürlichen oder künstlichen Erhöhungen angelegt. Die Städte sind wie die meisten morgenländischen schmutzig, voll elender Hütten und krummer, enger, ungepflasterter Straßen. Die Hütten der Armen sind höchst elend und unreinlich, alle mit platten Dächern, worauf man oft schläft. Die Dörfer bestehen nur aus den elendesten Kothhütten, auf deren Dache gewöhnlich noch ein Taubenhaus steht, welches die Wohnung mit Ungeziefer anfüllt. So elend wie die Wohnung, ist auch die Kleidung des Volks; bei den meisten besteht sie nur aus einem groben, blauen Hemde und leinenen Beinkleidern, und auch diese fehlen oft. Reichere tragen die türkische Kleidung; die Frauen gehen auch hier nie ohne einen dreieckigen Schleier, welcher nur die Augen frei läßt. Die Aegypter, wie alle Südländer, sind mäßig im Essen und Trinken; Tabakrauchen und Ruhe sind ihre höchsten Genüsse, besonders in den Kaffeehäusern, wo sie ohne zu sprechen stundenlang Mährchenerzählern zuhören oder Tänzerinnen zusehen. — Zu den einheimischen Krankheiten gehören vorzüglich Augenübel, nicht selten Blindheit, Ruhr, Epilepsie und vorzüglich die hier selten ganz verschwindende Pest, welche jedoch, wie

man behauptet, sich nie südlich über den [illegible] hinaus [illegible])
Alle Einwohner, mit Ausnahme der Kopten, Griechen und Franken, sind Muhammedaner.

Geschichtliches.

Die Beschaffenheit des Landes sowohl als die Sage berechtigen uns anzunehmen, daß Aegypten seine Bewohner von den höher liegenden südlichen Gegenden, damals Aethiopien, jetzt Nubien und Habesch genannt, erhalten habe. Ober-Aegypten ward zuerst bevölkert und es bildete sich hier schon ein ordentlich eingerichteter Staat, als Mittel-Aegypten noch sumpfig, Unter-Aegypten ein Meerbusen war. So wie der Nilschlamm das Land erhöhte, oder das Meer zurücktrat, rückte die Bevölkerung nach, und so ward das mittlere, zuletzt auch das untere Aegypten angebaut; noch zu Homers Zeiten scheint letzteres zum Theil wenigstens von den Fluthen bedeckt gewesen zu seyn. Ein zweiter wichtiger Umstand für die Geschichte Aegyptens ist, daß das Land von zwei ganz verschiedenen Völkern bewohnt gewesen zu seyn scheint: das eine, das herrschende, von hellerer Farbe und edlerm Bau, das andre, das dienende und in seinen Zügen unverkennbar die Negerrasse darstellend. Diesen Unterschied erkennt man sowohl in den trefflich erhaltenen Sculpturen auf den vielen noch vorhandenen Monumenten des alten Aegyptens, wo stets das hellere Volk als Sieger, das dunkle als unterworfen und leidend dargestellt wird, als auch in den Mumien, wovon so viele in der neuern Zeit nach Europa gebracht worden sind. Das erstere, edlere Volk scheint aus Ostindien zu stammen und als Priester-Colonie die rohen Urbewohner Aegyptens unterworfen und gebildet zu haben. Viele Umstände sprechen für diesen indischen Ursprung, abgesehen noch von der körperlichen Bildung dieses herrschenden Volkes. Die älteste Einrichtung Aegyptens war eine Priesterherrschaft, wie die der Braminen; die nemliche Kasteneinrichtung fand sich auch hier und erhielt sich so lange Aegypten ein eigenthümliches Reich blieb. Die Priester und die Krieger, aus welchen beiden die Könige genommen wurden, gehörten dem edlern Volke an, die Ueberwundenen wurden in die Kasten der Künstler, wozu vermuthlich Handwerker und Kaufleute gehörten, der Ackerbauer und der Hirten getheilt; letztere galten besonders als unrein, wie die Parias in Indien; die Spuren dieser Verachtung siehe 1 Mos. 46, 34. Wohin diese Priester-Colonie kam, brachte sie die Verehrung des **Apis** oder göttlich verehrten Stiers, des einzigen Thieres, welches alle Aegypter anbeteten, die Verehrung des Flusses, welcher als **Osiris**, das männlich befruchtende Princip, im Gegensatz der **Isis** oder des durch jenen befruchteten Landes, darstellte: (die Deutung des Osiris auf die Sonne und der Isis auf den Mond

scheint eine [illegible] zu seyn), gerade wie in Indien der Ganges und andre Flüsse, so wie die Kuh heilig geachtet werden. Eine andre allgemeine von jener Priester-Kaste ausgehende Verehrung war die des Amun, oder wie die Griechen ihn später nannten, des Jupiter Ammon, welcher in Widdergestalt, oder wenigstens mit einem Widderhaupte, ursprünglich dargestellt wurde; die unzähligen Thiere vom Krokodil bis zur Maus, ja bis zu den Pflanzen herab, wie die Meerzwiebel, welche nicht allgemein, sondern in einzelnen Gegenden verehrt wurden, so daß hier die Katze und dort die Maus heilig gehalten wurde, scheinen die ursprünglichen, von jener Priester-Kaste nur geduldeten Fetische oder Götzen der roheren Urbewohner gewesen zu seyn. Für die nach und nach erfolgte Besitznahme des Landes durch einen gebildeten Volksstamm spricht auch der verschiedene Kunststyl, welchen man in Aegypten bemerkt: im obern Aegypten, dem ersten Ansiedelungspunkte, findet man nur Obelisken, 50—180 F. hohe, aus einem einzigen Steine, gewöhnlich Porphyr oder Granit, bestehende, spitz zulaufende Säulen, so wie Felsentempel und Felsengrabmähler, wie wir sie auch in Indien sahen; im mittlern Aegypten nur Pyramiden, vierseitige spitz zulaufende, oder oben abgeflachte Kegel, deren gleiche Seiten genau nach den vier Weltgegenden gerichtet sind, und welche aller Wahrscheinlichkeit nach zu nichts anderm als zu Grabmählern der Könige oder auch wohl geheiligter Thiere dienten. In Unter-Aegypten endlich herrscht ein gemischter griechisch-ägyptischer Styl. Die Priester-Kaste, die edelste von allen, war im Besitz aller Macht, denn selbst die Könige wurden außerordentlich durch sie beschränkt, wie auch aller Wissenschaft, welche vor allen übrigen Kasten durchaus geheim gehalten wurde. Außer der Kenntniß der von ihr eingeführten Religion, deren wahre Deutung wohl nur den Priestern allein bekannt war, scheint Astronomie die Grundlage ihrer Wissenschaft und wahrscheinlich auch die Grundlage jener uns so widersinnig scheinenden Abgötterei gewesen zu seyn, so daß die verschiedenen Gottheiten wohl nur schwer zu enträthselnde Symbole astronomischer Thatsachen oder andrer Naturkräfte und Naturerscheinungen waren. Zur Aufbewahrung jener geheimen Kenntnisse und zugleich zur Verbergung derselben vor dem Volke, dienten die Hieroglyphen, die geheiligte, nur den Priestern verständliche Bilderschrift, womit alle Denkmähler Aegyptens so reichlich bedeckt sind. Außerdem aber haben sie unleugbar auch eine Buchstabenschrift besessen, wie dies die erst neulich entdeckten, zwischen den Hieroglyphen zerstreuten phonetischen Zeichen, d. h. Zeichen, welche Buchstaben oder Laute ausdrücken, beweisen. Mag man auch die Kenntnisse und die Weisheit der ägyptischen Priester zuweilen allzuhoch angeschlagen haben: so viel ist wenigstens gewiß, daß mehrere der gebildetsten und geistreichsten Griechen

Aegypten in der Absicht besuchten, ihre Kenntnisse zu erweitern, und mit Achtung von den Geheimnissen der ägyptischen Priester reden. — Die ältere ägyptische Geschichte wird wohl niemals aus der Verwirrung und dem tiefen Dunkel hervortreten, worin sie vergraben liegt; fast unmöglich scheint es, die sich durchaus und in allen Punkten widersprechenden Berichte griechischer Schriftsteller darüber zu vereinigen. Wir müssen uns daher auf Folgendes beschränken. Ohne die vielen von den Alten erwähnten Dynastieen ägyptischer Könige zu berühren, welche die Geschichte dieses Landes viele tausend Jahre über die allgemein angenommene Gränze der menschlichen Geschichte überhaupt hinausrücken würde, begnügen wir uns zu sagen, daß die erste Ansiedelung von Aethiopien aus, wo ein Priesterstaat Meroe genannt wird, das obere Aegypten zu einem civilisirten Staate machte, wo die noch zu Homers Zeiten weltberühmte Stadt Thebä, später Diospolis (Jupiters Stadt) gegründet ward. Eben so ward später im mittlern Aegypten die neuere Hauptstadt des ganzen Reiches, Memphis, erbaut, von welcher indeß keine deutliche Spuren mehr vorhanden sind. Die einzigen Königsnamen, welche aus dieser Urzeit hervorschimmern, sind die des Menes, des ersten menschlichen Königs, (denn vor ihm herrschten nach der Sage Götter und Halbgötter), welchem die Erbauung von Memphis und die Anlage einiger Kanäle zugeschrieben wird; er soll etwa 2000 Jahre v. Chr. gelebt haben. Den geordneten Zustand des Reichs in so früher Zeit beweist die Geschichte Josephs und der Israeliten, von 1750 bis 1500 v. Chr., doch sollen in dieser Zeit nomadische Völker aus Phönicien, Hyksos genannt, wenigstens einen Theil von Aegypten inne gehabt haben. Ein zweiter hochberühmter Name dieser Fabelzeit ist der des Sesostris ums Jahr 1300 v. Chr., welchem siegreiche Feldzüge nach Arabien, Indien und bis nach Thracien und Scythien zugeschrieben werden. Unter ihm und seinen Nachfolgern bis um das Jahr 1100 v. Chr. fällt wahrscheinlich die Errichtung der Obelisken und die Erbauung der meisten Pyramiden. Hierauf aber folgt eine Zeit innerer Verwirrung, das Reich löst sich in mehrere auf, und das Ganze wird eine Zeitlang den Aethiopiern unter Sabako dienstbar. Nach dem Abzuge oder der Vertreibung dieser erscheint das Reich in 12 Theile unter eben so viele Herrscher, die Dodekarchie, von 671 bis 656 v. Chr. getheilt. Diesen Herrschern wird unter andern die Erbauung des Labyrinths, eines Gebäudes in der Gegend von Memphis, wovon aber keine Spur mehr vorhanden, zugeschrieben, welches 1500 Zimmer über und 1500 unter der Erde hatte, wovon letztere zum Begräbniß der Pharaonen (dies war der Titel aller ägyptischen Könige) und geheiligter Thiere bestimmt war. Einer von ihnen, Psammetichus, errang die Alleinherrschaft, 656, und mit ihm beginnt die wahrhaft historische Zeit für Aegypten. Er hatte sei-

nen Sieg griechischen Hülfsvölkern zu danken und öffnete aus Dankbarkeit den Griechen die Häfen des Reichs, welche bis dahin jedem Fremden verschlossen gewesen; die Aegypter selbst verabscheuten die Seefahrt. Von nun an drang griechische Bildung nach Aegypten, und diese Neuerung mißfiel einem Theile des Volks so sehr, daß an 200,000 von der Kriegerkaste freiwillig das Land räumten und sich nach Aethiopien zurückzogen. Sein Sohn Necho eroberte einen Theil von Syrien, versuchte durch einen Kanal den Nil mit dem rothen Meere zu verbinden, was indeß erst dem Ptolemäus Philadelphos gelang, und ließ durch Phönicier Afrika umschiffen. Apries eroberte die Insel Cypern, allein auf einem Zuge durch die Sandwüsten Libyens empörte sich sein Heer und setzte den Feldherrn Amasis 570, von niederer Herkunft, auf den Thron. Er begünstigte die Griechen noch mehr als sein Vorgänger, und zu seiner Zeit besaßen sie feste Ansiedelungen an der Küste. Unter seinem Sohne Psammenitus ward Aegypten, 526, von Kambyses, König von Persien, erobert, die Priester gemißhandelt, die Tempel geplündert und verbrannt, der heilige Stier Apis getödtet, die Grabmähler der Pharaonen entweiht und das Land verwüstet. Eben deshalb brachen bald Empörungen aus, welche an den Griechen Unterstützung fanden, so daß mehrere einheimische Fürsten sich unabhängig von den Persern erhielten, bis endlich 350 Darius Ochus Aegypten wieder eroberte und fast eben so verfuhr, wie früher Kambyses. Alexander von Macedonien ward daher 332 als Befreier empfangen und wußte menschlich und geschickt sich die Gunst des Volks zu erhalten. Ihm verdankt Aegypten die Gründung von Alexandria, welche so lange die Wiege der Gelehrsamkeit, der Sitz der Könige und eine der berühmtesten Handelsstädte der Welt gewesen. Mit dem Tode Alexanders beginnt in der Person des damaligen Statthalters von Aegypten, Ptolemäus Lagi, mit dem Zunamen Soter (Erretter), einem wahrscheinlichen Halbbruder Alexanders, die lange Reihe der griechischen Könige Aegyptens, oder der Ptolemäer, weil sie alle diesen Namen führten. Mit Ausnahme des erstern, welcher unleugbar große Verdienste um das Land sich erwarb, durch die Beförderung der Künste und Wissenschaften, die Anlegung der weltberühmten Bibliothek von Alexandria und die Erbauung des Leuchtthurms oder Pharos, auf einer Klippe am Eingange des Hafens von Alexandria, war der Charakter der meisten seiner Nachfolger im geraden Widerspruch mit den Beinamen, welche die feige Kriecherei ihres Hofgesindes ihnen beilegte. So ermordete Ptolemäus Philadelphos (der Brüder liebt) zwei seiner Brüder; Pt. Philopator (der den Vater liebt) vergiftete seinen Vater und tödtete seine Mutter und seinen Bruder; Pt. Euergetes (der Wohlthätige) war ein Ungeheuer an Schandthaten. Ueberhaupt stellen uns die Annalen dieses Reichs bis zu seinem Untergange nichts als ewige Kriege mit Syrien, häu-

lige Revolutionen und blutige Regentenwechsel und eine Sitten=losigkeit und Verworfenheit dar, wie es davon etwa nur noch in der spätern byzantinischen Geschichte Beispiele giebt. Schon längst hatte Rom sich vermittelnd, gebietend und drohend in die Angelegenheiten Aegyptens gemischt, vertriebene Könige wieder eingesetzt, Theilungen veranstaltet und sich unter dem Scheine der Mäßigung eine wahre Oberherrlichkeit erworben. Als daher 51 v. Chr. die Geschwister Ptolemäus Dionysos und Kleopatra gemeinschaftlich herrschen sollten, letztere aber vertrieben worden war und der geschlagene Pompejus während ihrer Abwesenheit an der ägyptischen Küste, wo er Schutz suchte, ermordet worden war, kam Cäsar nach Alexandrien. Kleopatra gewann ihn durch ihre Schönheit und ihre buhlerischen Künste, er erklärte ihre Sache für die gerechte und hatte darüber einen gefährlichen Kampf mit der Partei des Königs zu bestehen, in welchem ein Theil der großen alexandrinischen Bibliothek verbrannte. Ptolemäus ertrank im Nil, und Cäsar gab Aegypten der Kleopatra und ihrem 11jährigen Bruder Ptolemäus Puer (der Knabe), welchen sie nach der Sitte des Landes zwar heirathete, bald aber ermorden ließ. Nach Cäsars Tode fand Kleopatra einen neuen Geliebten an seinem Mörder Cassius, so wie später an dem Triumvir Antonius, welcher sie heirathete und im Begriff war ganz Asien an sie und ihre Kinder zu vertheilen. Die Schlacht bei Actium, 31 v. Chr., in welcher Kleopatra zuerst die Flucht ergriff, führte beide nach Alexandrien zurück, wo Antonius sich tödtete, und Kleopatra, um der Schande, im Triumph in Rom aufgeführt zu werden, zu entgehen, sich durch den Biß einer Natter das Leben nahm. Aegypten ward nun eine römische Provinz. — Das Christenthum drang früh nach Aegypten, und Alexandrien ward noch einmal ein Sitz der Wissenschaften und der theologischen Gelehrsamkeit, allein dem finstern, zum Aberglauben geneigten Charakter der Aegypter gemäß, ward Aegypten auch ein fruchtbarer Boden für Schwärmerei und Sekten und gab den ersten christlichen Anachoreten (Einsiedlern) und Mönchen ihr Daseyn. Bei der Theilung des römischen Reichs, unter den Söhnen des Theodosius, 395, fiel Aegypten dem morgenländischen Reiche zu, dessen traurigen Verfall es bis 640 nach Chr. theilte, wo es, unter dem Kaiser Heraklius, von Amru, dem Feldherrn des Chalifen Omar, erobert wurde. Als die Macht der Chalifen zu verfallen anfing, machte sich der Statthalter dieser Provinz, Achmet, der Sohn Tuluns, 868 unabhängig und gründete die Macht der Tuluniden, welche aber nach kurzer Dauer 908 an Mahadi den Fatimiden überging. Die Fatimiden beherrschten Aegypten nicht ohne Glanz bis 1171; sie bauten Alkahira oder Kairo 972 und eroberten Syrien bis an den Euphrat. Ihre Macht ward vernichtet durch Salaheddin oder Saladdin, den Seldschucken, 1171, welcher zur Zeit der Kreuzzüge Aegypten den Fati=

miden und Palästina den Franken entriß; er starb 1193. Seine Nachfolger herrschten bis in die Mitte des 13ten Jahrhunderts. Als aber Ludwig IX. 1248 an der Spitze eines Kreuzheeres Damiette erobert und bald nachher bei Mansura umringt und gefangen genommen, gegen Lösegeld freien Abzug erhielt, empörte sich die Miliz des letzten Sultans, die Mamelucken, 1250, und machten sich zu Herren des Landes. Sie herrschten unter selbst erwählten Anführern über 250 Jahre, bis die Türken unter Selim I. 1517 Aegypten eroberten und es durch einen Pascha regieren ließen, wobei aber die Mamelucken bis auf die neueste Zeit noch immer einen bedeutenden Einfluß behielten. Unter dem eisernen Zepter der Osmanen war Aegypten immer mehr und mehr verödet und jede Spur alter Herrlichkeit war erloschen. Im Jahre 1798 sendete die französische Republik ein Heer von 40000 M. unter Buonaparte nach Aegypten, vermuthlich um von hier aus einst die Engländer in Ostindien anzugreifen. Er landete bei Alexandrien, eroberte diese Stadt, schlug die Mamelucken bei den Pyramiden und eroberte Kairo, obgleich indeß Nelson die französische Flotte bei Abukir am 1. August vernichtet hatte. Nach einem vergeblichen Feldzuge nach Syrien kehrte Buonaparte nach Frankreich zurück. Kleber behauptete sich tapfer gegen die Angriffe der Türken; als er aber ermordet und Menou sein Nachfolger geworden, unterlag dieser 1800 den vereinigten Heeren der Engländer und Türken. Am 2. September 1800 wurde Alexandrien die letzte Besitzung der Franzosen übergeben und Aegypten ward wieder von einem türkischen Pascha regiert. Die einzige Frucht dieser Expedition ist das große, mit vielen herrlichen Kupfern ausgestattete Werk über Aegypten, welches die französischen Gelehrten, welche die Armee begleiteten, ausgearbeitet und unter dem Titel: **Description de l'Egypte**, herausgegeben.

Jetziger Zustand.

Der jetzige Pascha oder Vicekönig von Aegypten, Mehmed Ali, gehört unstreitig zu den außerordentlichsten Menschen. Ohne der Pforte grade den Gehorsam aufzukündigen und sich ganz unabhängig zu machen, beherrscht er seine Provinz unbeschränkt und ist vorzüglich bemüht europäische Cultur und Bildung einzuführen. Als Krieger hat er die Wechabiten in Arabien gedemüthigt, Nubien und Dongola unterworfen, und nachdem er sich mit Hülfe europäischer Offiziere eine regelmäßige Armee von 50—60000 M. und eine bedeutende Seemacht geschaffen, hat er eine Zeitlang den Peloponnesus besetzt gehalten, Candia in Besitz genommen, und 1833 ist sein Sohn Ibrahim Pascha nach einem entscheidenden Siege über die Türken bis nach Kutayeh in Kl. Asien vorgedrungen und hat dadurch die Abtretung von ganz Syrien und des Districts von

von Adana in Kl. Asien, an seinen Vater erzwungen. Als Staatsmann hat er Agenten in Europa umhergesandt, um Kenntnisse zu sammeln und Künstler und Handwerker in seine Dienste zu ziehen. Mit großen Kosten hat er Fabriken anzulegen und den Handel zu beleben versucht. Unter seinem Schutze finden Franken und selbst Griechen vollkommene Sicherheit, und nie ist daher Aegypten so häufig und so erfolgreich von Europäern jeder Nation bereiset und untersucht worden. Eins seiner größten und wichtigsten Werke ist der neue Kanal, welcher 1819 gegraben worden und den Nil mit dem Hafen von Alexandrien verbindet. Schade nur, daß dies alles doch nur, nach orientalischer Weise, dazu dient, die Schätze des Vicekönigs, durch dessen Hände aller Handel geht, zu vermehren, ohne das Land zu bereichern, und daß keine sichere Aussicht da ist, daß seine Nachfolger in seinem Sinne fortfahren werden. Der Pascha wird als der eigentliche Besitzer nicht allein vom Grund und Boden, sondern auch von den Erzeugnissen betrachtet; nur die Häuser in den Städten haben Eigenthümer. Alle Producte kauft er und sammelt sie in seine Magazine, von woher sie der Kaufmann beziehen und nach einem vorgeschriebenen Preise verkaufen muß. Er hat alle Webstühle des Landes angekauft und läßt nun für seine Rechnung weben und färben. Eben so hat er durch Europäer große Waffenfabriken, Fabriken von Seide, Salpeter und Pulver angelegt: er ist also der einzige Kaufmann des Landes, und der Handel ist daher bei weitem nicht so bedeutend, als er seyn könnte. Noch immer bringen indeß Karawanen vom rothen Meere die Erzeugnisse Arabiens und Indiens, aus Habesch und Sudan Sklaven, Elfenbein ꝛc. nach Aegypten und finden ihren Hauptmarkt in Kairo. Selbst für die Wissenschaften ist der Pascha nicht unthätig, er hat eine militärische und eine medizinische Schule angelegt, Manuscripte gesammelt, junge Aegyptier zu ihrer Ausbildung nach Paris gesendet und sogar mehrere wissenschaftliche Werke aus den europäischen Sprachen ins Arabische übersetzen lassen. — Als Zeichen seiner sehr losen Abhängigkeit von der Pforte zahlte er bisher etwa 500,000 Thaler jährlich nach Constantinopel und eben so viel nach Mekka, und sendete eine gewisse Quantität Reiß und andre Lebensmittel nach Constantinopel. Seine Kriegsmacht ist ziemlich bedeutend und mag an 60000 M. ordentlicher Truppen betragen; die Infanterie besteht aus Arnauten und Berbern, auch hat er mehrere Regimenter Neger gebildet und auf europäische Weise geübt; die Beduinen liefern ihm eine treffliche Cavallerie. Seine Flotte, obgleich sie in dem letzten griechischen Kriege bedeutenden Verlust erlitten, ist jetzt der türkischen wenigstens weit überlegen, und soll 6 Linienschiffe und mehrere Fregatten zählen.

Eintheilung und Topographie.

Schon die Alten theilten Aegypten der Natur des Landes gemäß in 3 Theile: Thebaïs das obere, Heptanomis das mittlere, und Delta oder Unter-Aegypten, und eben so wird es noch jetzt gewöhnlich getheilt in Saïd Ober-Aegypten, Wostani Mittel-Aegypten, und Bahari oder Unter-Aegypten. Die neueste Eintheilung in 24 Provinzen können wir hier nicht berücksichtigen.

A) Bahari oder Unter-Aegypten begreift den Theil des Landes von der Theilung des Flusses bis zu seinen Mündungen, nebst dem, was westlich und östlich der Stromarme noch zu Aegypten gerechnet wird; es läßt sich also am bequemsten hiernach in das westliche, das mittlere und das östliche theilen.

Westlich vom linken Nilarm finden wir die alte Hauptstadt Alexandria, Iskanderia und Skanderia, unter 31° 12′ N. B., auf einer Landzunge, von welcher östlich der neue, westlich der alte Hafen liegt, in welchen sich der neue Kanal ergießt. Sie ist jetzt mit Mauern und einem Graben umgeben und wird durch einige Bastionen geschützt. Von ihrer ehemaligen Größe und Pracht ist fast keine Spur mehr vorhanden; sie ist eng und elend gebaut, die Straßen krumm und ungepflastert, und sie hat kein andres als Cisternen-Wasser. Die meisten Moskeen sind ehemalige christliche Kirchen, und die Kirchen der Griechen, Lateiner und Kopten sind unbedeutend. Die Zahl der Einw. mag an 15000 betragen, worunter jetzt viele Franken. Die Häfen werden durch zwei Kastelle geschützt, wovon das eine der große Pharillon genannt wird, wahrscheinlich an der Stelle des alten Pharus. Alles in und um Alexandrien ist voll Schutt und Trümmer, besonders in der Gegend südlich von der Stadt; aufrecht stehend sieht man nur noch die sogenannte Pompejussäule von Granit, 88 F. hoch, und den Obelisk der Kleopatra, ebenfalls von Granit. Die Gegend ist sandig und öde, so daß die Stadt die meisten Lebensmittel aus dem fruchtbaren Delta erhält. Schon in der Nähe von Alexandrien ziehen Beduinen umher. Westlich von der Stadt zieht sich eine sandige Landzunge zwischen dem Meere und dem See Mareotis bis Abusir, wo man Trümmer einer großen Stadt findet, und den sogenannten Thurm der Araber, wo Buonaparte landete. Vierzig Meilen weiter im W. beginnt die Gränze von Tripolis; das ganze Land bis dahin wird nur von Beduinen durchzogen und bietet nichts als Sand und Kalkhügel dar, ohne Vegetation. Auf der Nordostspitze der Landzunge, worauf Alexandrien liegt, 4 St. von der Stadt, ist das befestigte Dorf und die Bucht von Abukir, wo am 1sten Aug. 1798 Nelson die französische Flotte verbrannte. Dabei liegen die Trümmer der alten Stadt Canopus. —

Unweit der Mündung des westlichen Nilarms liegt auf einer Anhöhe die Stadt Rosette oder Raschid. Die Stadt selbst ist schlecht gebaut und mag an 16000 Einw. haben, aber ihre Umgegend ist fruchtbar und schön. Am Eingange des Nilarms liegt die den Schiffern gefährliche Sandbank Bogaz. Eine Viertelmeile südlich von Rosette liegt der sogenannte Thurm Kanopus, von welchem man einen Theil des fruchtbaren Delta überblickt. Nur die unmittelbaren Ufer des Nils sind fruchtbar; so wie man sich westlich entfernt, betritt man die Wüste.

Zu diesem Theile von Aegypten gehört noch das Thal der Natronseen, welches sich westlich vom Nil in der Richtung von S. O. nach N. W. erstreckt. Es ist durchaus sandig und öde; die Seen, 6 an der Zahl, folgen auf einander in der Richtung des Thals und werden von Karawanen besucht, um das Natron, welches sich an den Ufern absetzt, zu holen. Außerdem giebt es noch 3 bis 4 koptische Klöster in diesem Thale, welche zum Schutz mit hohen Mauern umgeben sind und in welchen einige unwissende und arme Mönche vegetiren.

Das eigentliche Delta, oder das Land zwischen den beiden Nilarmen, ist eine unübersehbare, von unzähligen Kanälen durchschnittene, aber höchst fruchtbare und gut angebaute Ebene. Sie zählt viele Städte, wovon indeß keine von historischer Bedeutung ist.

Der Strich endlich östlich vom Nil ist nur so weit fruchtbar und bewohnt, als die Kanäle reichen, alles übrige östlich ist mit geringen Unterbrechungen Sandwüste. Die bedeutendsten Orte sind Damiette (Tamiathus), am östlichen Ufer des Nils auf einer Landzunge, eine halbe Viertelmeile breit, welche östlich vom See Menzalee begränzt wird. Die Gegend ist sumpfig und ungesund, aber sehr fruchtbar. Die Stadt selbst ist häßlich, doch soll sie an 10 bis 12000 Einw. haben. Der äußerste östliche Ort Aegyptens ist das schon auf dem Isthmus von Suez gelegene, von Wüsten umgebene Fort El Arisch. Der Isthmus selbst neigt sich von S. nach N. und besteht aus Kalk- und Sandsteinhügeln, deren Thäler mit Sand überschüttet sind. Mehrere Beherrscher Aegyptens haben versucht ihn zu durchstechen, und man findet noch Spuren dieser Arbeiten, indeß ist ein solcher Kanal wohl nie vollendet worden, obwohl er nach den Untersuchungen der Franzosen keineswegs unmöglich wäre, wenn auch, wie sie angeben, das Wasser des rothen Meeres 30 F. höher stände, als das des mittelländischen.

B) Wostani oder Mittel-Aegypten, das Nilthal von der Theilung des Stroms bis etwas über den 28° N. B. südlich hinaus. Es enthält nicht allein die Hauptstadt des ganzen Landes, sondern auch sehr viel Ueberbleibsel alter Städte und Monumente.

Kairo, Káhira, unter 30° N. B., in geringer Entfernung östlich vom Nil, am Fuße des letzten Vorsprungs des Gebirges Mokattam, in einer sandigen Ebene. Sie ist von N. nach S. etwa 1 Stunde lang, aber nicht so breit, und wird von einem Kanal durchschnitten, der aber nur zur Zeit der Ueberschwemmung Wasser hat, das Trinkwasser muß daher aus dem Nil herbeigeschafft werden. Die Straßen sind eng und schmutzig und die Stadt im Ganzen schlecht gebaut. Sie hat mehrere hundert Moskeen und eine berühmte gelehrte Schule der Muhammedaner; öffentliche Bäder finden sich in allen Theilen der Stadt. Die Franzosen hatten schon angefangen Kairo zu befestigen, und der Pascha hat die Arbeiten fortgesetzt. Außerdem aber hat Kairo eine auf einem Felsen des Berges Mokattam gelegene Citadelle, wo der Pascha wohnt und die Münze und einige Fabriken sich befinden; ein 260 F. tiefer Brunnen versieht sie mit Wasser. Die Zahl der Einwohner mag 200,000 betragen, worunter etwa 2000 Franken, welche ein eignes Quartier bewohnen, 3 bis 4000 Juden, 3000 Griechen. Nächst den Muhammedanern sind die Kopten die zahlreichsten. Außerdem wird Kairo noch durch zahlreiche von allen Gegenden hier ankommende Karawanen und Beduinen belebt.

Der Hafen von Kairo, **Bulak**, liegt etwas nördlich von der Stadt, am Nil. Eine Viertelmeile südlich von Kairo liegt **Alt-Kairo** oder **Fostat**, ein sehr verfallener Ort, meist von Kopten bewohnt, und unweit desselben das Kloster des. h. Georg, wo der Patriarch von Alexandrien gewöhnlich residirt. Fostat gegenüber liegt im Nil die Insel **Rodda** oder **Raudda**, an deren südlichem Ende sich der **Mekias** oder Nilmesser befindet, eine weiße Marmorsäule, an welcher das Steigen des Wassers beobachtet und von da aus dem Volke verkündigt wird. Ein großes Fest von mehreren Tagen ist es für Kairo, wenn endlich der Nil die erwartete Höhe erreicht hat und das Zeichen zum Durchstechen des Dammes gegeben wird, welcher bis dahin den Kanal verschloß; die Ankunft des Wassers, welches der Stadt mehrere Annehmlichkeiten verschafft und überhaupt ein gesegnetes Jahr verspricht, wird mit lautem Jubel gefeiert. — Die Gegend auf dem linken Nilufer, Alt-Kairo gegenüber, gehört zu den merkwürdigsten wegen der Denkmähler und Trümmer, die man hier findet. Bei dem kleinen Orte **Gize**, wo eine Salmiakfabrik ist, erheben sich die vier größten Pyramiden, welche auf einem Vorsprunge des Gebirges stehen. Die größte davon, deren Erbauung man gewöhnlich dem Cheops zuschreibt, ist jetzt ohne Spitze 473 F. hoch, mit der Spitze muß sie 502 F. hoch gewesen seyn, jede Seite ihrer Basis mißt 753 F. Die andern werden dem Chephren und dem Mykerinus zugeschrieben. Sie bestehen aus ungeheuern Quadern von Kalkfelsen und zeigen sich jetzt stufenförmig, so daß

man zum Gipfel gelangen kann; im Alterthum waren sie mit Marmor oder Granit so bekleidet, daß sie eine glatte Oberfläche hatten. Die größte derselben ist vielleicht schon vor Jahrhunderten eröffnet worden; die Franzosen und neuere Reisende haben auch andre Pyramiden untersucht und im wesentlichen immer das nemliche gefunden. Der Eingang befindet sich etwa in der Mitte der Höhe an einer Seitenfläche; von da senkt sich ein enger Gang nach dem Mittelpunkt der Basis und steigt dann wieder empor. Gewöhnlich hat man nur 2 bis 3 Gemächer in der ganzen Masse entdeckt, und in dem größten derselben einen Sarkophag, wahrscheinlich das Grab des Pharao, dessen Andenken diese ungeheuern Denkmähler errichtet worden. Südlich von den Pyramiden von Gize findet sich die ungeheure, aus dem Grundfelsen selbst gehauene Sphinx, welche beinahe ganz vom Sande verschüttet war; als man in der neuern Zeit diesen wegräumte, fand man zwischen ihren Vorderfüßen einen kleinen Tempel. Noch weiter südlich befindet sich das sogenannte Mumienfeld, wo man dergleichen einbalsamirte Leichen in großer Menge findet und eine Art Handel damit treibt. Dabei befinden sich weitläuftige Trümmer, welche man für die Ruinen der alten Memphis hält. Unweit dieser Ruinen sieht man die nicht so bedeutenden Pyramiden von Memphis, wovon die höchste nur 250 F. mißt; diese besteht aus rohen durch Mörtel verbundenen Granitblöcken und ist in 6 Stockwerke abgetheilt. Andre Pyramiden dieser Gegend sind von gebrannten Steinen, andre gar nur von Lehmziegeln und daher schon sehr verfallen. — Etwa unter 29° N. B. breitet sich im W. des Nils eine äußerst fruchtbare Niederung aus, welche durch die hier etwas zurücktretenden Berge eingeschlossen wird. Dies ist der District von Fayum, welcher sich nördlich mit dem Birket-Kerun, dem ehemaligen See Möris, endigt, welcher jetzt oft nur ein großer Sumpf ist mit salzigem Wasser, an dessen Ufer das Salz von der Sonne erhärtet; bei hohen Nil-Ueberschwemmungen wird sein Umfang sehr erweitert. — Zu den bedeutendsten Ruinen, welche man in dieser Provinz antrifft, gehören die von Antinoë, am Ostufer des Nils, etwa unter 28°. Man sieht hier noch außer vielen einzelnen Marmorsäulen einen großen Porticus, ein Theater und eine ganze Straße; die Stadt ward unter Hadrian erbaut; daher hier nur griechische und römische Gebäude gefunden werden. Minieh und Mellavi, beide am Westufer des Nils, sind die bedeutendsten neueren Städte dieser Gegend.

C) Saïd oder Ober-Aegypten, der für den Alterthumsforscher merkwürdigste Theil, wo sich die meisten und die herrlichsten Ruinen finden. Jetzt ist es der am wenigsten bevölkerte Theil Aegyptens, obgleich die Luft hier am gesundesten und

man von den, die unteren Theile des Landes verheerenden Krankheiten hier wenig oder nichts weiß.

Der jetzige Hauptort von Oberägypten ist Siut, unter 27° 10′ N. B., am linken Ufer des Nil; die Stadt ist ziemlich gut gebaut, hat 15000 Einw. und ist der Hauptmarkt für die aus dem Innern kommenden Karawanen, welche Sklaven bringen. Die Gebirge westlich von Siut sind vom Fuß bis zum Gipfel mit Grotten angefüllt, welche in Stockwerken über einander liegen, sie dienten den alten Aegyptern zu Grabmählern und sind daher zum Theil mit Hieroglyphen verziert; später haben christliche Einsiedler darin gehauset. — Geht man den Nil hinauf, so findet man die ersten schönen Trümmer von einem Tempel bei dem Dorfe Gau oder Quau, am rechten Ufer. Nicht weit davon, bei der jetzigen Stadt Akmim, sieht man die Ruinen der alten Chemnis oder Panopolis, sie bestehen aus 2 Tempeln und vielen Säulen, und auch hier ist das nahe Gebirge voller Höhlen, in welchen noch die Mönche eines koptischen Klosters wohnen. Weiter südlich, oberhalb Girgeh, sind die fast ganz im Sande begrabenen Ruinen von Abydus; auch die bedeutende Stadt Hau am linken Ufer ist von Trümmern umgeben. Nicht weit davon auf dem nemlichen Ufer sind die herrlichen Ueberbleibsel der alten Tentyris, jetzt Dendera, ein elendes Dorf. Man sieht hier unter 26° N. B. mehrere noch wohlerhaltene, wenn auch mit Schutt angefüllte Tempel, auf deren Dächern elende Hütten der Araber stehen. An der Decke des größten Tempels hat man einen Thierkreis gefunden, welchen man abgelöst und nach Frankreich geschafft hat. Noch ist Streit unter den Astronomen über das Alter, welches die abweichende Stellung mancher seiner Constellationen anzudeuten scheint, doch hat man wohl anfänglich zu viel daraus geschlossen und die Zeit seiner Anfertigung zu hoch hinauf gerückt. In einem andern Theile des Tempels ist eine Himmelscharte abgebildet, mit allen Sternbildern sowohl des nördlichen als des südlichen Himmels. — Das Dorf Kopt, auf dem rechten Ufer, zwischen dem Flusse und den Bergen steht auf den Ruinen der alten Koptos, auch eine neuere, später verödete Stadt muß hier gestanden haben. — Unter 25° 41′ N. B. breitet sich an beiden Ufern des Nils die Ebene aus, auf welcher die unermeßlichen Ruinen des alten Thebä, der Hauptstadt des ältesten ägyptischen Staats, zerstreut liegen. Die Ebene wird nördlich von den Gebirgen begränzt, welche sich hier dem Flusse nähern, südlich aber sich davon entfernen, nur einige elende Dörfer sieht man jetzt mitten unter dieser Trümmerwelt: Luxor und Karnak sind die bedeutendsten von allen. Auf dem linken Ufer sieht man die Ueberreste eines großen Circus und das Grab des Osymandyas; weiter westlich stehen noch mehrere Thore und große Höfe von Säulengängen umgeben, die Gebirge am

Rande der Wüste sind voller Grotten, und der Boden überall mit Trümmern von Kolossen, Statuen und Säulen bedeckt. Vorzüglich zeichnen sich zwei kolossale Statuen aus, 61 F. hoch, und in der Nähe die Ruinen des sogenannten Memnoniums, die aus Thoren, Säulen, Statuen und vielen herrlichen Sculpturen an den Wänden bestehen; alles dies ist von rothem oder schwarzem Granit; was von Marmor war, ist mehr zerstört, weil man es zerschlagen und zu Kalk benutzen konnte. Das östliche Ufer ist nicht minder reich. Gleich bei Luxor erheben sich 2 Obelisken von Granit, über 70 F. hoch, welche nebst zwei kolossalen sitzenden Figuren den Eingang zu einem Prachtgebäude bildeten, wovon noch über 200 Säulen stehen. Einer dieser Obelisken ist jetzt, 1833, mit unsäglicher Mühe eingeschifft und nach Frankreich gebracht worden, um in Paris aufgestellt zu werden. Von hier nach dem Dorfe Karnak, im N., wandelt man beständig zwischen Sphinxen, Kolossen, Obelisken, Säulengängen, Wänden mit Sculpturen, alles von Granit und alles wie es scheint recht absichtlich zerstört. Das herrlichste von allen Denkmählern dieser Gegend sind vielleicht die Gräber der Könige in einem Seitenthale der libyschen Kette. Diese steilen Felsenwände sind hier mit unzähligen, durch Gänge und Treppen verbundenen Sälen und Gemächern erfüllt; alle Wände sind mit Sculpturen und wohlerhaltenen Malereien bedeckt; in den Gemächern finden sich schöne Sarkophage von Granit, unzählige Mumien von Menschen und heiligen Thieren. Noch ganz neuerlich fand der Reisende Belzoni ein solches Gemach, worin ein schöner alabasterner, ganz mit Basreliefs bedeckter Sarkophag sich befand, welchen er glücklich nach England brachte. Nur die unsinnige Wuth der Menschen, nicht die Zeit, hat hier vieles zerstört; denn mehrere Hundert Araber bewohnen jetzt mit ihrem Vieh diese Höhlen, welche sich 2 Stunden weit an den Bergen entlang erstrecken. — Auch bei Esné, unter 25° 17′ N. B., einer ziemlich guten Stadt auf dem linken Ufer, finden sich noch höchst vortrefflich gearbeitete Sculpturen an den Ruinen mehrerer Tempel. — Bei dem Dorfe Elkab, südlich von Esné, auf dem rechten Ufer, ist ein Berg besonders durch seine Grabhöhlen merkwürdig, weil die Wände derselben theils mit Sculpturen, theils mit Malereien bedeckt sind, welche eine große Mannigfaltigkeit von Gegenständen des gemeinen Lebens und Beschäftigungen der Menschen darstellen. — Unweit Edfu, eines großen Dorfes am linken Ufer, stehen noch zwei sehr wohlerhaltene herrliche Tempel, von feinem Sandstein aufgeführt und mit Sculpturen verziert; es sind die Ruinen von Apollinopolis magna. Weiter südlich, am östlichen Ufer, liegen fast ganz unter Sand begraben die Ruinen von Ombos, unter welchen man noch 2 Tempel erkennt; der Ort selbst und die ganze Ebene bis zum Gebirge ist jetzt mit Sand

aus dem arabischen Gebirge überschüttet, so daß man hier weder Dorf noch Baum mehr findet. Fast ganz eben so sind beide Ufer des Flusses von hier bis Syene, 8 Meilen weit, beschaffen. — Assuan, unter 24° 5′ N. B., auf dem rechten Ufer, neben dem alten Syene, dem südlichsten Gränzpunkte Aegyptens. Eigentlich liegen hier drei verschiedene Städte, das heutige Assuan ist das nördlichste und besteht aus Erdhütten, doch ist der Hafen für den Handel wichtig; südwestlich davon am Abhange eines Hügels sind die Ruinen des alten Syene, und auf diese hatten die Araber eine andre nun auch verschwundene Stadt gebaut; auch ein römisches Gebäude will man hier gefunden haben; ein Kastell, welches die Franzosen auf einem Felsen dabei angelegt, vollendet die Mannigfaltigkeit der Gegenstände. Hier ist das Gebirge Granit, und zum ersten und letzten Male in Aegypten sieht man hier Häuser und Palmenwälder auf und an Felsen; die Oberfläche dieser letzteren ist häufig mit Sculpturen bedeckt. — Ganz in der Nähe von Syene und unterhalb der letzten Katarakte, wo der Nil in Aegypten eintritt, bildet er eine lange Insel, Elephantine, El Schag, über 4000 F. lang und 2400 F. breit; der südliche Theil ist felsig, der nördliche enthält angeschwemmtes Land, welches sorgfältig bebaut durch seine schöne Vegetation einen auffallenden Contrast mit dem Felsen und dem nackten Sande umher bildet. Einige Dörfer liegen auf und an den Ruinen der alten Stadt, welche den südlichen Theil der Insel einnahm. — Südlicher, gleich oberhalb der letzten Katarakte und unterhalb vieler Stromschnellen, liegt die kleine aber höchst merkwürdige Insel Philä, El Heif, unter 24° 1′, sie ist nur 1152 F. lang und 408 F. breit, und hat wie die vorige nur am nördlichen Ende etwas angeschwemmtes Land, die Südspitze ist Granitfelsen; die ganze Insel war einst mit einer sehr sauber gearbeiteten Mauer umgeben. Auf dem Granit stehen eng zusammengedrängt die schönsten Ruinen von ganz Aegypten, 2 Tempel, ein größerer des Osiris und ein kleinerer der Isis, andre mehr zerstörte, ein Obelisk und lange Säulengänge, alles von blendend weißem Sandstein, alles mit herrlichen Sculpturen und Inschriften aus sehr verschiedenen Zeiten bedeckt. — Die eigentliche Südgränze Aegyptens ist unbestimmt. —

Es bleibt uns noch die Ostseite Aegyptens zu betrachten. Der ganze Raum vom Nilthal bis ans rothe Meer ist durchaus gebirgig, und zwar sind die Berge so durchaus kahl, daß man nicht eine Spur von Dammerde, geschweige von Vegetation daran erblickt; der Felsen steht überall ganz nackt da. Dies Gebirge wird indeß von mehreren tiefen Schluchten und Queerthälern durchsetzt, welche schon im Alterthum und noch jetzt als Verbindungsstraßen zwischen Aegypten und dem Meere benutzt wurden. Die wichtigsten derselben sind: 1) das Thal Tieh oder der

Verirrungen, welches von der Gegend von Kairo nach Suez führt. 2) Ein andres führt von Benisuef nach zwei am Berge Kolzim gelegenen koptischen Klöstern, des h. Antonius und des h. Paulus, welche beide festungsartig von hohen Mauern umgeben sind. 3) Das Thal von Kosseir, welches in der Gegend von Koptos beginnt und nach jenem Hafen führt: man trifft auf diesem Wege einige Brunnen, auch Spuren von Gießbächen, (denn es soll hier zuweilen stark regnen), auch Ruinen alter Gebäude und Tempel an. 4) Das Thal der Smaragd-Gruben; es beginnt in der Gegend von Esné und führt zum Berge Zabara, welcher nur 3½ Meile vom Meere liegt; hier und 3 Meilen südlicher finden sich sehr große Steinbrüche im Thonschiefer und Glimmer, wo man ehemals Smaragde gegraben. Die Küste des rothen Meeres selbst ist durch Korallenriffe und Untiefen den Schiffen höchst gefährlich und wenig bekannt; das Ufer besteht aus Felsen oder dürrem Sande. Nur zwei Oerter werden jetzt noch des Handels wegen besucht: Suez, wovon schon bei Arabien die Rede gewesen, und Kosseir, unter 26° 20′ N. B., ein elender Ort, welcher sein Trinkwasser aus einigen entfernten Quellen und seine Lebensmittel, Fische ausgenommen, aus Arabien und dem Nilthale erhält; auch der Hafen ist unsicher und von geringer Tiefe. Die Umgegend ist ganz wüste und ohne Vegetation.

Die westlich von Aegypten gelegenen, zum Theil vom Pascha abhängigen, Oasen in der Wüste werden wir, wenn wir von dieser reden, kennen lernen.

II. Nubien.

Der Name Nubien umfaßt mehrere Gegenden im Süden von Aegypten, zu beiden Seiten des Nils, bis etwa zum 12° N. B. Der Zustand und die Beschaffenheit dieser Länder ist nur erst durch neuere Reisende und durch die Kriegszüge des Pascha von Aegypten einigermaßen bekannt geworden; doch ist es unmöglich, die Gränzen, ja selbst nur die Lage jedes Districts und ihren politischen Zustand anzugeben. Ganz Nubien ist gebirgig; man steigt von Assuan immerwährend gen Süden zu dem Shigre-Gebirge und bis zu dem Hochgebirge von Habesch. Thäler durchsetzen das Hochland in allen Richtungen; die hohen Ebenen sind steinig und unfruchtbar, doch nicht ganz in dem Maaße, wie die Wüsten bei Aegypten. Nur der Nil verbreitet Fruchtbarkeit an

seinen Ufern, die er jedoch selten überschreitet, daher auch hier hin und wieder Bewässerungskanäle angelegt sind, aus welchen das Wasser durch Schöpfräder auf die Felder geleitet wird. Er empfängt hier mehrere Nebenflüsse, besonders von der Ostseite, und strömt beinahe beständig zwischen und über Felsen, wo er Katarakten und Stromschnellen bildet, besonders zwischen dem 19° — 22° N. B. und unter dem 18° wo er von O. nach W. strömt. Im Nilthal regnet es äußerst selten, die Hitze ist meist sehr groß, aber die Nächte verhältnißmäßig kühl. Dennoch ist das Land gesund, die Pest dringt nie bis hieher, nur die Blattern richten oft Verwüstungen an. Als Hausthiere hat man Ochsen und Büffel, Schaafe, Esel, wenig Kameele, aber die Pferde von Dongola sind vielleicht die schönsten in der Welt; doch soll die schönste Raſſe in dem letzten Kriege gegen die Türken ausgerottet worden seyn. An wilden Thieren giebt es Gazellen, Hasen, Giraffen, wilde Schaafe, Leoparden, Löwen und Hyänen, in den südlichsten, schon etwas bewaldeten Gegenden Elephanten und Rhinoceros, im Nil Krokodile und Nilpferde oder Hippopotamus, aus deren Haut man Schilde bereitet. Die natürliche Vegetation ist äußerst gering, Palmen, Sennepflanzen und einige Straucharten sind fast alles, was man findet; gebaut werden Durrah, Weizen, Gerste, Bohnen, Linsen, Wassermelonen, Tabak, Baumwolle und etwas Wein. Hin und wieder findet sich Steinsalz. — Im Ganzen ist das Land sehr schwach bevölkert, weil nur die Ufer der Flüsse einigen Anbau gestatten. — Die Einwohner leben meist in kleinen Dörfern, deren Häuser Erdwände haben und mit Durrahstroh gedeckt sind. Man kann unter ihnen 3 Hauptnationen unterscheiden: die eigentlichen Nubier, welche wieder in mehrere Stämme, als Kenous im N., Nubas in der Mitte und Sennaars im S. zerfallen, alle drei auch unter dem gemeinsamen Namen Barábras bekannt. Sie scheinen dem großen Volksstamm der Berbern anzugehören, sind meist alle ansässig, treiben Ackerbau und wandern selbst nach Aegypten, um nach einigen Jahren mit ihrem Ersparten ins Vaterland zurückzukehren. Sie befinden sich jetzt unter dem Pascha von Aegypten in einer überaus gedrückten Lage. Die Araber, welche ebenfalls in verschiedene Stämme getheilt, worunter die Kubbabisch die mächtigsten sind, auf dem rechten und linken Nilufer als Nomaden leben; endlich Neger, welche indeß, wie die übrigen Einwohner von Nubien, sich zum Islam bekennen. Von dem ehemals hier herrschend gewesenen Christenthume ist keine Spur mehr vorhanden. Seit 1812 hat der Pascha von Aegypten, die hieher geflüchteten Mameluken bekämpfend, das ganze Land bis an seine südlichste Gränze verheert und auch noch die benachbarten westlichen Gegenden unterworfen.

Das eigentliche Nubien, im engern Sinne, umfaßt nur das Nilthal von Assuan bis zum Gebiet von Dongola. Es wird in eine nördliche Hälfte, Wady el Kenous und eine südliche Wady Nuba getheilt. Ueberall sind die Ufer mit Ruinen unbekannter alter Städte, zum Theil auch noch mit schönen Tempeln voll Sculpturen und wohl erhaltenen Malereien bedeckt. Mehrere dieser Tempel haben später zu griechischen Kirchen gedient; man hatte die Wände übertüncht und Heiligenbilder darauf gemalt; wo dieser Anfall abgefallen, kommen die alten Malereien wieder zum Vorschein. Man findet auch kleine, ganz aus dem Felsen gehauene Tempel, und Grabhöhlen in den Bergen, wie in Aegypten. Die schönsten Tempelruinen befinden sich beim Dorfe Kalabsché, unter 23° 33′ und bei Ebsambol, unter 22° 5′, wo sich zwei merkwürdige Felsentempel finden, wovon der eine über 150 F. Länge hat. Der Hauptort des ganzen Landes ist Derr, unter 22° 44′ N. B., mit etwa 200 Häusern und einigem Handel. — Das Gebiet von Dongola breitet sich am Nil, südlich von Nubien, etwa 5 Tagereisen lang aus. Die Ufer erweitern sich hier beträchtlich, lassen viel Raum für den Anbau, und außerdem ist der Fluß mit vielen großen und fruchtbaren Inseln bedeckt. Hier giebt es befruchtende Ueberschwemmungen, wie in Aegypten, auch regnet es zuweilen mehrere Tage hinter einander. Die Einwohner reden die nubische Sprache und gehen fast ganz nackt. Der Feldzug des Pascha von Aegypten gegen die hierher geflüchteten Mamelucken hat das Land sehr verödet. Das Hauptproduct sind die trefflichen Pferde, welche aus Arabien stammen, aber hier noch schöner gedeihen, sie werden fast nur mit Stroh gefüttert. Die vielen kleinen Häuptlinge (Kaschefs) des Landes sind vom Pascha von Aegypten abhängig. Der Hauptort ist Neu-Dongola, am westlichen Ufer; er hat durch die hierher geflüchteten Mamelucken sehr an Bevölkerung zugenommen. — Weiter südlich am Nil wohnen die Scheigya-Araber, deren Gebiet etwa 20 Meilen lang ist. Sie zerfallen in mehrere Stämme und sind ein höchst tapferes Volk, deren Reiterei besonders vortrefflich. Dennoch mußten sie, vom Pascha von Aegypten angegriffen, dem Feuergewehr unterliegen und sind jetzt abhängig. Auch in ihrem Gebiete findet man schöne Tempelruinen, und besonders viele, wenn gleich kleinere und sehr verfallene Pyramiden.

Die Gegenden östlich vom Nil, im Ganzen trockne unfruchtbare Bergebenen und Schluchten, werden dennoch jährlich von vielen Karawanen aus Sennaar und dem innern Afrika, so wie aus Aegypten besucht. Dadurch hat man einige der dort vorhandenen Völkerschaften kennen gelernt. Das Gebiet der Berbern breitet sich im O. der angebauten Nilufer aus. Die Einwohner sind Araber von dunkler Farbe und schönen Zügen, aber sie werden uns als höchst verworfen, verrätherisch, habsüchtig und un-

sittlich geschildert. Sie sind theils Hirten, theils haben sie etwas Ackerbau, vorzüglich aber sind sie wandernde Kaufleute. Sie leben in mehreren Dörfern und ihre Häuser sind geräumig und gut gebaut. Sie haben einen Melek oder Fürsten, dessen Macht sich darauf beschränkt, von den durchziehenden Kaufleuten Abgaben zu erheben; sonst war er von Sennaar abhängig, jetzt vermuthlich vom Pascha von Aegypten. — Südlich von den Berbern liegt die Stadt Damer am Nil, deren Bewohner einen kleinen unabhängigen Staat bilden, und mehr Bildung haben als die meisten ihrer Nachbarn; viele von ihnen studiren in Aegypten und werden dann als Fakys, Gelehrte und Heilige, sehr geehrt. — Südlich davon liegt der Distrikt von Shendy, eine sehr große fruchtbare Ebene, deren Bewohner Araber sind. Die Stadt Shendy liegt eine halbe Stunde vom Nil und hat an 6000 Einw., worunter viele Kaufleute aus Dongola, Sennaar u. s. w.; sie ward 1822 von den Aegyptiern fast ganz zerstört. Sie ist ein Hauptpunkt für den Handel dieser Gegenden und das Ziel aller Karawanen aus Süden und Norden, vorzüglich ist der Sklavenhandel bedeutend. Auch in diesem Gebiete hat man viele kleine Pyramiden und Trümmer von Städten und Tempeln gefunden. — Das im Alterthum hochberühmte Meroë, Hauptstadt eines Priesterstaates, von wo aus vermuthlich Aegypten seine Bildung empfing, lag wahrscheinlich unterhalb Shendy, bei der Insel Kurgos. — Die Handelsstraße von Shendy nach Suakim, am rothen Meere, führt meist durch Gebirg und Wüste, doch giebt es auch hier einige fruchtbare Niederungen, wie die von Taka; an der Küste ist das Gebirge nicht mehr so dürr wie bei Aegypten, sondern hat Quellen und Bäume. Suakim selbst, unter 19° 4′ N. B., im Hintergrunde einer tiefen Bai, liegt auf einer Insel und hat mit der am Lande befindlichen Vorstadt an 8000 Einw., welche bedeutenden Handel, vorzüglich Sklavenhandel, mit Sudan und Arabien treiben; die Aegyptier halten hier einen Aga, der aber wenig zu sagen hat. — Zwei Hauptstämme der Beduinen bewohnen die Wüsten und die Gebirge zwischen dem Nil und dem Meere, nördlich bis Kosseir die Ababdes, von Suakim südlich bis nach Habesch die Bischaryes.

Südlich von den bisher genannten Districten, an der Ostseite des Nils, liegt Sennaar, welches, wie Nubien selbst, bald in in weiterer bald in engerer Bedeutung genommen wird, indem bis auf die neueste Zeit viele angränzende Gebiete dem Sultan von Sennaar Tribut zahlten. Jetzt sind die Waffen des Pascha von Aegypten auch bis hierher gedrungen und haben ihm das Land unterworfen. Südlich stößt es an Habesch und an fast ganz unbekannte Gegenden, welche reich an Gold seyn sollen, und von Negern, die sich Fungi, aber auch Nuba nennen, bewohnt werden. Sennaar bildet eine Hochebene. Es wird vom Nil, oder vielmehr

von den beiden Flüssen, aus welchen er gebildet wird, dem Bahr el Abiad und dem Bahr el Azrek, und mehreren Nebenflüssen derselben durchströmt. Es ist zum Theil fruchtbar wo Bäche und Quellen sind, aber nicht sonderlich gesund, wegen häufigen Temperaturwechsels; Gewitter, Stürme und Regen sind hier gewöhnlich. Die Dattel wird hier nicht mehr reif; Durrah und Mais sind die Haupterzeugnisse. Da es hier schon wieder Wälder giebt, so finden sich Rhinocerosse, Löwen, Hyänen; auch Giraffen sind häufig; der Strauß findet sich in den Ebenen. — Die Haupteinwohner sind Neger, die sich aber zum Islam bekennen. Beduinen ziehen als Nomaden umher; alle sprechen arabisch. Der Handel mit Durrah, Sklaven, Elephantenzähnen, Straußfedern, Gummi und Hippopotamus-Häuten, die zu Schilden, Peitschen u. s. w. verarbeitet werden, beschäftigt mehrere Karawanen nach Shendy und nach Aegypten. Die Hauptstadt Sennaar, unter 13° 36′ N. B., liegt auf einer Anhöhe, am linken Ufer des Bahr el Azrek, in einer fruchtbaren Ebene. Sie soll an 100,000 Einw., nach Andern aber nur an 10000 enthalten und hat eine schöne Moskee und einen großen Pallast des Sultans. Im Westen des Nils, liegt von Wüsten umgeben die Oase oder das Land Kordofan, zwischen 12° — 16° N. B. Die nördlichen Gegenden sind wenig fruchtbar und haben mehr Viehzucht als Ackerbau; im Süden erhebt sich das Land zu bewaldeten Gebirgen und ist höchst fruchtbar; die Einwohner sind ein Gemisch von heidnischen Negern, Nubiern und Arabern. Sie waren früher von dem weiter westlich liegenden Reiche Darfur abhängig, jetzt hat sie der Pascha von Aegypten 1820 unterworfen, wobei die Hauptstadt Obeit oder Ubeid zerstört worden. Der Handel dieses Landes, besonders mit Sklaven, ist sehr bedeutend. — Die südlich von Kordofan und Sennaar gelegenen Gebirge und Völker, wilde Negerstämme, sind uns so gut als unbekannt. Kein europäischer Reisender hat hier noch bis über den 12° N. B. vordringen können. — Die Länder südlich und westlich von Sennaar sind uns nur durch dunkle Gerüchte höchst unvollkommen bekannt, es herrscht große Verwirrung in den Namen der Länder, der Flüsse und der Dörfer. Nur das weiß man mit Gewißheit, daß man von Sennaar aus nach Süden bedeutend emporsteigt zu dem Gebirge Fazuglo, welches östlich an Habesch stößt, und daß man in diesem Lande viel Gold in Blättchen und Körnern in der Dammerde findet. Die meisten Einwohner dieser südlicheren Gegenden sind noch heidnische Neger.

III. Habesch.

Habesch, Habessinien, (Abyssinien), ist der arabische Name des Landes, welches im Alterthum Aethiopien im engeren Sinne genannt wurde; im weiteren umfaßte es bei den Alten das ganze Innere von Afrika, welches von Negern bewohnt wird. Die Einwohner sollen sich selbst Itjopjawan nennen, woraus jener Name entstanden scheint. — Habesch, früher ein Reich von viel bedeutenderm Umfange, ist in der neuern Zeit durch die Einbrüche roher Horden sehr beschränkt worden, und umfaßt jetzt die Länder zwischen dem 9° und 15° N. B. und dem 53° bis 58° O. L. Ganz Habesch ist ein Gebirgsland, welches aus einem schmalen sandigen Saum, hohen Gebirgen, Hochebenen und Thälern besteht; gegen S. erheben sich die Berge am meisten, und hier kommen Schnee und Frost zwischen September und März vor, welches auf eine Höhe von 10000 F. etwa schließen läßt. Ein großer Theil der inneren Gebirge besteht aus jener in senkrechte Wände und isolirte steile Kegel zerfallenen Sandsteinformation, welche in Deutschland an der Elbe, an der böhmischen Gränze vorkommt Solche fast unersteigliche Felsenkegel, deren obere Fläche oft bewohnt und angebaut ist, werden in Habesch Ambas genannt. — Das Land ist sehr reich an Quellen, Bächen und Flüssen, welche größtentheils dem Nil zufließen. Der bedeutendste unter ihnen ist der zweite Stammfluß des Nils, der Bahr el Azrek oder blaue Fluß. Er durchströmt bald nach seinem Ursprunge den bedeutenden See Tzana oder Dembea, welcher etwa 9 Meilen lang und 2 bis 7 breit ist, verläßt ihn in südöstlicher Richtung und wendet sich nach einem großen Bogen durch W. nach N. W. Ein andrer bedeutender Fluß ist der Takazze, welcher ebenfalls dem Nil zufällt. Nach S. fließt der Hawasch, welcher sich außerhalb Habesch im Sande verliert; andre unbekannte Flüsse strömen dem Meere zu. Diese Bewässerung beweist schon, daß Habesch sich einer guten Vegetation und schöner bewaldeter Berge erfreuen müsse. Am Fuße des Gebirges breiten sich in W., N. und O. sandige Ebenen aus, im S. Sümpfe. Das Klima dieser Niederungen ist glühend, es wird gemäßigter und schöner je höher man steigt; auf den Hochebenen ist es sehr erquickend, in den Thälern jedoch drückend, und überall sind die Nächte kühl. Vom April bis October herrschen oft Stürme, Gewitter und außerordentlich heftige Regengüsse, wodurch viele Flüsse ihre Ufer überschwemmen. — In dem sandigen Gürtel am Fuße der Gebirge gedeihen nur Mimosen und Schlingpflanzen, welche aber wohl 40 F. Höhe erreichen. Hier findet sich der Strauß, die Giraffe,

das Zebra, der Löwe, die Hyäne, und viele Antilopen. Die Wälder der niedrigeren Berge bestehen aus Mangobäumen, Tamarinden und Sykomoren, auch der Kaffeebaum kommt hier wild vor; diese Wälder sind mit Elephanten, Rhinocerossen, Zibethkatzen, wilden Schweinen und unzähligen Affen bevölkert. Die höheren Gebirgswälder bestehen aus Cedern. In den größeren Gewässern findet sich der Krokodil und der Hippopotamus; auch soll es viele Schlangen und darunter die Boa-Schlange geben. Heuschrecken sind oft eine Plage des Landes, werden aber auch gegessen. — Man baut die meisten unserer Getreidearten, vorzüglich aber Mais; in den heißeren Gegenden gedeiht der Ingwer und das Zuckerrohr; in den milderen: Orangen, Citronen, Granaten, Bananen, Baumwolle. Der Wein wird hier nur beim Abendmahl getrunken. Die Hausthiere sind die gewöhnlichen, und die herrlichen Bergwiesen veranlassen eine bedeutende Viehzucht. Gold wird in den Flüssen gesammelt, auch in Gruben gebaut. Alles Salz wird auf einer im S. O. des Landes gelegenen Ebene gewonnen, wo es in 3 F. dicken Schichten mehrere Tagereisen weit auf der Oberfläche liegt.

Die Einwohner, jetzt mit mancherlei fremden Stämmen untermischt, sind wohl ein uraltes afrikanisches Stammvolk, mit den ältesten Bewohnern Aegyptens, welche vielleicht von ihnen abstammten, nahe verwandt; Andre wollen mit minderer Wahrscheinlichkeit eine Verwandtschaft der Habessinier mit den Arabern behaupten. Sie sind schön gebildet, dunkel, fast schwarz in den Niederungen, fast weiß auf den Berghöhen. Ihren Geistesfähigkeiten fehlt nur die Ausbildung, und unter dem Druck langer Anarchie sind sie falsch und verrätherisch geworden. Ihre ältere Geschichte ist fabelhaft: sie leiten das Geschlecht ihrer Könige von der Königin von Saba ab, welche den Salomo besuchte; aber alt ist diese Dynastie gewiß, denn schon im 10ten Jahrhundert ward sie von Usurpatoren, welche 340 Jahre herrschten, vom Throne verdrängt, bestieg ihn aber ums J. 1300 wieder. Im 15ten Jahrh. fanden sich die Portugiesen hier ein und erregten manche Unruhen durch ihr Bestreben, die hiesige Kirche dem römischen Stuhl zu unterwerfen, welches im 17ten Jahrh. auf einige Zeit gelungen schien, bis ein König Facilides (Basilides?), 1632—75, die Jesuiten und ihre Anhänger gänzlich vertrieb und ausrottete. Seit dem 16ten Jahrh. haben die Stämme der Gallas den Umfang des Reichs sehr beschränkt. — Die Sprache der Habessinier, Lezāna-Gees, die Gees-Sprache, soll mit der arabischen verwandt seyn; Gees bedeutet Auswanderung, Freiheit, so wie Habasch, wovon Habesch, einen aus mehreren Stämmen zusammengelaufenen Haufen bedeutet. Beides scheint eine in einer unbestimmbaren Vorzeit Statt gefundene Auswanderung aus Arabien anzudeuten. Diese ältere Sprache wird seit dem 14ten Jahrh.

Jahrh. nicht mehr gesprochen, wohl aber ist sie noch Sprache des Cultus und der Schrift; der amharische Dialect, welcher die ältere verdrängt, wird selten geschrieben. Die Gees-Sprache bedient sich eines den semitischen Sprachen sehr nahe verwandten Alphabets, wird aber von der Linken zur Rechten geschrieben. Ihre Literatur ist eine blos kirchliche, sie enthält eine vollständige Uebersetzung des Alten und des Neuen Testaments, worin aber die Apokryphen unter den übrigen Büchern vertheilt sind und sich auch noch andere Apokrypha finden. Es soll auch einheimische Chroniken und Annalen geben. — Habesch ist ein christliches Land, das einzige dieser Art in Afrika; das Christenthum ward hier ums J. 330 von Frumentius eingeführt, und schließt sich noch jetzt in Glauben und Gebräuchen an die älteste alexandrinische Kirche; mehrere jüdische Gebräuche sind beibehalten; so die Beschneidung, welche indeß nicht als religiöser Gebrauch, sondern nach der Sitte vieler Morgenländer beobachtet wird. Die Habessinier essen kein Schweinefleisch, doch ebenfalls nicht aus religiösen Gründen; sie feiern den Sabbath neben dem Sonntage, doch nur durch Feier des Abendmahls und der Agapen oder Liebesmahle, wie es auch im Orient bis ins 4te und 5te Jahrhundert geschah. Von neueren Dogmen der abendländischen Kirche, wie Fegefeuer, Prädestination, wissen sie nichts, dagegen beten sie viele Heilige, vorzüglich aber die Maria an. Werden Erwachsene getauft, so werden sie ganz untergetaucht, Kinder werden nur besprengt. Die Beichte ist blos eine allgemeine. Beim Abendmahl, womit sie nicht die Idee der Transsubstantiation verbinden, bedienen sie sich gesäuerten Brotes, nur am Charfreitag des ungesäuerten; der Wein wird dem Genießenden in einem Löffel gereicht. Keine christliche Kirche hat so viele und so strenge Fasten; jeder Mittwoch und Freitag sind Fasttage, wo bis Sonnenuntergang gar nichts genossen wird. Wird die Ehe kirchlich eingesegnet, so gilt sie für unauflöslich; dies geschieht aber in der Regel nicht, und die Polygamie ist sogar unter den höheren Ständen herrschend. — Der König ist zugleich das geistliche Oberhaupt, indeß steht doch ein Metropolitan an der Spitze der Geistlichkeit, er ist gewöhnlich ein Kopte und wird von dem Patriarchen von Kairo eingesetzt, sein Titel ist Abuna. Alle Geistliche dürfen heirathen, aber nur einmal, die Mönche nicht. Alle sind höchst unwissend, wie denn überhaupt diese Kirche sich im traurigsten Verfall befindet; von Lehren und Predigen ist hier keine Spur, äußere abergläubische Gebräuche vertreten die Stelle der Religion. Die Kirchen sind äußerst zahlreich, aber schlecht gebaut, meist haben sie nur ein Strohdach, alle sind mit rohen gemalten Bildern geziert, Statuen werden nicht geduldet; jedermann steht in der Kirche, zum Ausruhen dienen Krücken, worauf man sich stützt. Der neuere Zustand des Landes ist sehr traurig: statt des Königs, dessen Titel Negus ist, sollen jetzt mehrere Ober-

Oberhäupter sich um den Besitz der Gewalt streiten. Der höchste Titel nach dem königlichen ist der des Ras oder Statthalter, Anführer des Heers. Willkühr, Unterdrückung und Fehden herrschen jetzt überall. Der Gebrauch des Feuergewehrs ist sehr beschränkt und von Kriegszucht hat man keinen Begriff. Der Handel beschränkt sich fast nur auf Tauschhandel im Innern.

Eintheilung und Topographie.

Man kann das jetzt so zerrüttete Land am besten in 3 Theile theilen: Tigré, Amhara, und Schoa mit Efat.

Tigré begreift den nordöstlichen Theil. Die jetzige Hauptstadt ist Adowa, unter 14° N. B., am Abhange eines Hügels, an mehreren Bächen. Sie mag an 8000 Einw. haben, welche etwas Tuch verfertigen und viel Handel treiben. In der Gegend zeigt man einige alte, ungeschickt gebaute Kirchen und künstlich gehauene Felsengrotten. Die Trümmer der alten Hauptstadt des ganzen Reichs, Axum, liegen westlich von der vorigen am Ausgange einer Bergschlucht. Die Gegend ist durch viele Ruinen aus einem hohen Alterthum ausgezeichnet, vorzüglich stehen noch zwei sehr schöne, 60 F. hohe Obelisken, mehrere andre liegen zertrümmert umher. — Antalo, unter 12° 48′ N. B., mit etwa 1000 Häusern, hoch am Abhange eines Berges gelegen, ist ebenfalls die Residenz eines Ras. — Zu dieser Provinz gehört die Salzebene Assa Durua, 4 Tagereisen lang und an 5 St. breit, welche ganz Abyssinien mit Salz versieht; es wird in 10 Zoll lange, 5 Zoll breite Stücke zerschlagen und dient so auch als Münze.

Das Gebirge Samen, welches die Provinz Tigré von Amhara scheidet, wird von einem jüdischen Stamm bewohnt, welcher Falascha genannt wird.

Amhara heißt das Land westlich von Tigré. Der Hauptort ist Gondar, unter 12° 34′ N. Br., auf einem Hügel in einem großen Thale, Sitz eines Ras und lange Zeit die gewöhnliche Residenz der Könige.

Schoa und Efat sind der südliche Theil von Habesch, und jetzt ganz von den Gallas besetzt. Kein Ort von einiger Bedeutung ist darin zu nennen.

In den dichten ungesunden Wäldern, welche zwischen dem Gebirge von Habesch und den Sandebenen sich befinden, leben mehrere Negerstämme, welche die Habessinier Schangalla's nennen; sie sind größtentheils Heiden, nur zum Theil Muhammedaner und Christen. Sie haben sich bis zum Bahr el Abiad ausgebreitet und leben fast einzig von der Jagd, welche in diesen von Elephanten und Rhinocerossen bevölkerten Wäldern sehr ergiebig ist. Die Habessinier verfolgen sie wie wilde Thiere und verkaufen die Gefangenen als Sklaven.

Die größten Feinde der Habessinier sind die Gallas, welche eigentlich das Reich zertrümmert und sich mehrerer Provinzen desselben bemächtigt haben; sie wohnen vorzüglich auf der Südseite von Habesch. Im J. 1537 erschienen sie zuerst von S. her, ihre Abstammung kennt man nicht. Sie sind nach den Gegenden, die sie bewohnen, braun oder beinahe schwarz, aber nicht Neger, sondern haben langes Haar. Früher gingen sie fast ganz nackt und hatten keine andre Nahrung, als von ihren Heerden, und keine andre Waffen, als Schild und Lanze. Jetzt haben sie zum Theil Ackerbau kennen gelernt und bewohnen sogar Städte. Ein Theil von ihnen hat den Islam angenommen. Sie zerfallen in mehr als 20 Stämme, wovon jeder sein eignes Oberhaupt hat und welche häufig mit einander Krieg führen.

Noch weniger kennt man die südlicher gelegenen Gegenden; aus den Berichten der Habessinier hat man erfahren, daß mitten unter den Gallas, etwa unter 9° bis 10° N. B., ein eignes Reich Hurrur, von Muhammedanern bewohnt, sich befinde. Im S. von Habesch werden uns ferner zwei Gebirgsländer genannt: Narea, dessen Bewohner Christen, welche ihre Freiheit tapfer gegen die Gallas behaupten, und Kaffa, dessen Wälder aus Kaffeebäumen bestehen sollen. Die Einwohner beider sollen von sehr heller Farbe seyn. Oestlich von beiden liegt ein Reich Gingiro.

Die Küste endlich, im O. von Habesch, Samhara genannt, ist eine glühendheiße Sandebene, nur an einigen Punkten erreicht das Gebirge das Meer. Diese Gegenden werden von verschiedenen Nomaden-Stämmen durchzogen, welche alle Eine Sprache reden und von den Habessiniern Dankali oder Dannakil genannt werden. Auf der kleinen Insel Massuah, unter 15° 36′ N. B., welche einen guten Hafen hat, liegt eine kleine Stadt von etwa 2000 Einw., welche Muhammedaner sind und Handel mit Arabien und Habesch treiben. Die Insel erhält Wasser und Lebensmitel vom festen Lande.

Die eigentliche Nordküste von Afrika, zu welcher wir uns jetzt wenden und deren Beschaffenheit wir schon im Allgemeinen kennen gelernt, umfaßt 4 Staaten: die 3 sogenannten Raubstaaten Tripoli, Tunis und Algier, und das Kaiserthnm Marokko. Die ursprünglichen Bewohner dieser Küste, die Berbern, woher zum Theil der Name Barbarei, welchen man auch wohl dieser ganzen Küste giebt, wurden im 7ten Jahrhundert von den im ersten Eifer des Fanatismus vordringenden Arabern überwältigt, welche hier mehrere Reiche gründeten. Die Nachkommen der Berbern haben zwar den Islam angenommen, leben aber in den Gebirgen und auf den südlichen Abhängen derselben nach der Wüste zu als Nomaden zurückgedrängt; sie zerfallen in mehrere Stämme, wovon die Tuariks und die Tibbos die zahlreichsten sind, und reden außer dem Arabischen, der allgemeinen Sprache

dieser Küste, noch ihre eigene Sprache. Die Araber, hier auch wohl, vorzüglich in den Städten, Mauren genannt, machen die Hauptmasse der ansässigen Bevölkerung aus; die Herrschaft aber ist in den Händen der türkischen Milizen der Deys. Diese ganze Nordküste Afrika's, einst so blühend zur Zeit des alten Karthago, noch mit unzähligen Städten und Dörfern bedeckt selbst in den späteren Zeiten des römischen Reiches, wurde dann von den Vandalen im 5ten, und mehr noch von den Arabern, welche bald unter sich uneins sich befehdeten, Jahrhunderte lang verwüstet, und bietet jetzt kaum noch einen Schatten von ihrem ehemaligen Flor dar, obgleich es wenigstens dem westlichen Theil der Küste, vom Cap Bon an, weder an fruchtbarem Boden, noch an Bewässerung, noch an einem glücklichen, dem der schönsten Länder des südlichen Europa ähnlichen Klima fehlt. Die türkische Herrschaft, welche sich im 16ten Jahrhundert bis Marokko verbreitete, hat vollends jede Spur einer bessern Bildung verdrängt. Jetzt ist die Abhängigkeit dieser Gegenden von dem Sultan eine überaus lose; er bestätigt zwar den jedesmaligen Bey oder Dey der Raubstaaten, hat aber kein Mittel diese Wahl selbst zu bestimmen, oder sonst den geringsten Einfluß auf die Verwaltung und die Politik dieser Länder. Mit den europäischen Mächten stehen sie in sehr unzuverlässigen Verhältnissen, die größeren Seemächte zwar fürchtend, aber doch nicht selten auch diesen trotzend; die minder mächtigen suchen sich den Frieden und die Sicherheit für ihre Schifffahrt durch schimpfliche Geschenke, einen wahren Tribut, zu verschaffen, und zur Schande Europa's treiben diese rohen Korsaren noch immer ihr schändliches Handwerk ungestraft, machen einen großen Theil des mittelländischen Meeres, selbst die Küsten und Inseln von Spanien und Italien unsicher, und stürzen die unglücklichen Gefangenen, die sie auf den geraubten Schiffen machen oder bei ihrem Landungen fortschleppen, in die elendeste Sklaverei. Das Gesetz, welches Englands Uebermacht diesen Barbaren abgepreßt, daß sie künftig die geraubten Christen nicht als Sklaven, sondern als Kriegsgefangene behandeln sollen, möchte leicht diesen letzteren noch verderblicher werden, als ihr früherer Zustand, da das Leben des Sklaven doch seiner Arbeit wegen einen Werth in den Augen seines Herrn hatte, das eines Kriegsgefangenen aber, den sie wieder herausgeben sollen, ihrer grausamen Willkühr ganz rücksichtslos preisgegeben ist.

IV. Tripoli.

Der Staat des Pascha von Tripoli, denn dies ist der Titel dieses Fürsten, erstreckt sich von der Insel Jerbi im W. bis an die nicht genau zu bestimmende Gränze von Aegypten, im eigentlichsten Sinne indeß nur bis Cap Razatin im O., also vom 29° bis zum 41° O. L. Im S., wo sich die Gränze ebenfalls nicht bestimmen läßt, stößt er an die große Wüste, im W. an das Gebiet von Tunis, im N. an das mittelländische Meer; er umfaßt an 9 bis 10000 □ M.

Die Küstengegend im W. ist ziemlich fruchtbar, im S. streicht von W. nach O. das Gebirge Ghuriano, eine Fortsetzung des kleinen Atlas, etwa eine Tagereise vom Meere entfernt, verliert sich aber in der Nähe des Meerbusens von Sidra in sandige Hügel. Hier tritt die Wüste bis ans Meer; weiter gegen O. erhebt sich das Land wieder und bildet die fruchtbare Gegend des alten Kyrenaïka. Südlich vom Gebirge Ghuriano ist alles Sand mit einigen fruchtbaren Oasen. Das ganze Land hat keinen einzigen Fluß von einiger Bedeutung, die meisten versiegen gänzlich im Sommer, wie man auch an der Küste keine Quellen kennt. Das Klima ist indeß sehr gesund, nur wenn der Wind aus der Wüste weht, ist es erstickend heiß, sonst ist die Hitze mäßig und die Nächte kühl. Schnee und Frost kommen an der Küste selten oder nie vor. Die meisten Regen fallen im October und November. Dies Land ist reich an den herrlichsten Obstsorten des südlichen Europa, die Orangen übertreffen alle europäische, dazu kommt noch die Dattelpalme. Außer der Hyäne und dem Schakal giebt es nur selten hier größere wilde Thiere; der Strauß lebt in den südöstlichen Wüsten.

Die Hauptmasse der Bevölkerung besteht aus Mauren und Arabern, jene ansässig, diese nicht. Die Mauren sind Kaufleute, geschickte Handwerker und Ackerbauer, die Araber leben in Famillien und Stämme getheilt unter ihren Scheiks in den Gebirgen, haben wenig Ackerbau, treiben Viehzucht, Krieg und Raub und gehorchen dem Pascha nur so weit, als er die Abgaben mit Gewalt einzutreiben vermag. Die Mauren gelten für höchst betrügerisch und falsch, dabei für fanatische Muselmänner.

Seit 1714 haben sich die Paschas von Tripoli von der unmittelbaren Abhängigkeit von der Pforte befreit und ihre Würde erblich gemacht, doch sendet jeder neue Pascha Geschenke nach Constantinopel und erhält dafür die Bestätigung des Sultans. Die Regierung ist zwar völlig despotisch, doch milder als in Tunis und Algier. Verbrecher werden nie von Muhammedanern, sondern von Juden hingerichtet. An regelmäßigen Truppen ist nur eine Leibwache von 300 Türken und etwa 100 Mammelucken vorhan-

den, nöthigenfalls aber muß jeder Unterthan die Waffen ergreifen. Der Pascha ist der einzige Besitzer aller bewaffneten Fahrzeuge, deren er etwa 12 bis 13 ohne die Kanonenböte hat, und darunter nur 1 Fregatte von 24 Kanonen. Sie werden auf Raubzüge ausgeschickt, und die Beute gehört dem Pascha.

Die Hauptstadt Tripoli, unter 32° 54′ N. B. und 31° O. L., liegt auf einer ins Meer hervorspringenden Landzunge. Sie ist mit Mauern und Basteien umgeben, der Hafen liegt auf der Ostseite; die Zahl der Einwohner mag an 15000 betragen. Im südwestlichen Theile der Stadt liegt der mit einer Mauer umgebene Pallast des Pascha, welcher aus vielen unordentlichen neben einander liegenden Gebäuden und Höfen besteht. Oeffentliche Gebäude sind von Stein, Privathäuser meist nur von Erde erbaut und haben keine Fenster nach der Straße. Nur eine von den Moskeen ist ein bedeutendes Gebäude. Von den Denkmählern des Alterthums hat sich ein schöner Triumphbogen erhalten. Die Straßen der Stadt sind zwar enge, aber reinlich, und es herrscht vollkommene Sicherheit, selbst des Nachts. Für Europäer giebt es drei von Franken unterhaltene Wirthshäuser. Die Gegend in der unmittelbaren Nähe der Stadt ist höchst fruchtbar und mit Gärten und Landhäusern bedeckt, weiter südlich aber beginnt der öde Sand. — Die Küste östlich von Tripoli bis zum Meerbusen von Sidra ist noch hin und wieder fruchtbar, dort aber besteht das ganze Ufer aus Sand, unter welchem, so wie auch in einigen Lachen, sich schönes Salz befindet, welches einen bedeutenden Handelsartikel ausmacht. — Oestlich vom Meerbusen beginnt die Gegend, welche man Barka nennt, ein schönes hügeliges, zum Theil sogar bewaldetes Land, welches einst angebaut und bevölkert, jetzt nur noch von Beduinen-Horden durchzogen wird; es ist die alte Provinz Kyrenaïka. Der Hauptort an der Küste ist jetzt Bengasi, mit einem Hafen und einigen tausend Einwohnern, die etwas Handel treiben. Der Ort liegt auf den umher zerstreuten Trümmern der alten Berenike. Die ganze Küste weiter östlich ist mit Trümmern alter Städte, zum Theil im ägyptischen Styl gearbeitet, bedeckt. — Das alte Kyrene selbst, jetzt Grenne oder Kuren, lag auf einem 1500 F. hohen Kalkberge einige Stunden vom Meere. Noch stehen ganze Straßen, zum Theil in den Felsen selbst gehauen, viele Gräber, Bruchstücke von Statuen und Säulen und unzählige Inschriften. Bäume und Gesträuch bedecken die Ruinen. Auch weiter östlich ist noch alles voll Ruinen bis nach Derne, einem kleinen schlechten Orte an der Küste.

Südlich von Tripoli, und von diesem Staate abhängig, liegt das Land Fezzan, zwischen dem 30° und 37° O. L. und dem 24° und 31° N. B. Es wird fast von allen Seiten von Gebirgen umgeben, besonders im N., wo der Harutsch es von Tripoli

scheidet; im W. scheint es gegen die Wüste offen. Nördlich von Fezzan wohnen arabische Stämme, westlich und südlich Tuariks, östlich Tibbos. Das ganze Land ist eigentlich nur eine große Oase der Wüste; der Boden ist meist sandig und trocken, es giebt nur wenige Quellen und gar keine Flüsse. Palmen sind daher fast der einzige Baum, und nur wo man bewässern kann, wird etwas Weizen, Mais und Gerste gewonnen. Man hat wenig Pferde und Kühe, weil es an Weide fehlt; desto mehr Kameele und Ziegen. Außerdem hat das Land viel Salz, Salpeter und Schwefel. Das Klima ist sehr unangenehm, große Hitze und empfindliche Kälte wechselt oft, Stürme erfüllen die Luft mit Sand; der Regen ist äußerst selten. Die Einwohner, deren Zahl etwa 70000 beträgt, sind häßlich, dunkelbraun, unkriegerisch und höchst schmutzig. Sie leben im höchsten Elend; doch ist ihr Land die größte Hauptstation für alle Karawanen aus Aegypten, Tripoli und Sudan. Die Fezzaner sind Muhammedaner, haben aber außer dem Koran noch den Pentateuch, die Psalmen und die Bücher Salomonis. Ein Sultan regiert das Land despotisch, er zahlt Tribut nach Tripoli und unterhält etwa 15000 bewaffnete Araber, denn der Fezzaner führt nicht die Waffen. Der Hauptort ist **Murzuk**, unter 25° 54′ N. B., eine elende Stadt, mit einer Erdmauer umgeben; der sogenannte Pallast des Sultans hat auch nur Erdwände; doch sind hier 15 Moskeen und vielleicht 2500 Einw. **Sockna**, unter 29°, ist berühmt wegen seiner Palmenwälder, deren Datteln für die besten in Nordafrika gelten. Im nördlichen Theile des Landes trifft man die Ruinen einer römischen Stadt.

V. Tunis (Numidia).

Das Gebiet von Tunis, weit kleiner aber fruchtbarer als das vorige, wird im W. von Algier, im N. und O. vom mittelländischen Meere und im S. von Tripoli und der Wüste begränzt; es mag an 3—4000 □ M. enthalten. Der nördliche Theil wird von Zweigen des Atlas durchzogen, welche bei Cap Bon das Meer erreichen, die südlicheren Gegenden sind ebener; der Hauptzug des Atlas, hier **Zeah** genannt, trennt, von W. nach O. streichend, das angebauete Land von **Biledulgerid** oder dem Dattellande, ein Name, womit man die wenig bekannten und schwach bewohnten Gegenden im S. des Atlas bis zur großen Wüste, im S. von Marokko, Algier, Tunis und Tripoli bezeichnet. Tunis hat wenigstens einen nicht unbedeutenden Fluß, den **Medsierda** (Bagrada), welcher aus dem Atlas kommt und sich in

den Meerbusen von Tunis ergießt. Das Klima und die Producte dieses Staates sind die nemlichen, wie die des vorigen, und auch hier besteht die Bevölkerung aus den nemlichen Bestandtheilen. Die Volksmenge wird auf 3 bis 4 Millionen geschätzt. Der Handel ist nicht unbedeutend: es kommen und gehen von hier Karawanen nach Sudan, Marokko und Aegypten. Das Oberhaupt des Staats ist der Bey, welcher von der türkischen Miliz erwählt wird; nur selten gelingt es dem Sohne, seinem Vater in dieser Würde zu folgen; er regiert durchaus unumschränkt. Die Landmacht besteht vorzüglich aus 5 bis 6000 Türken und Renegaten, so nennt man Christen, welche den Islam angenommen; die Seemacht ist unbedeutend. Mit Tripoli lebt der Bey von Tunis im Frieden, mit dem mächtigern Algier hingegen war sonst häufig Krieg. Auch hier zahlen die zahlreichen Stämme der nicht angesessenen Araber nur dann den Tribut, wenn sie mit den Waffen dazu gezwungen werden, welches jährliche Kriegszüge des Beys veranlaßt, wobei das Land immer mehr verödet.

Die Hauptstadt Tunis (Tunes), unter 37° N. B., liegt an dem westlichen Ufer des großen Meerbusens, der von ihr seinen Namen hat, und westlich vom Cap Farina, östlich vom Cap Bon eingeschlossen wird. Zwischen der Stadt und dem Meere dehnt sich ein großer salziger Landsee Boghaz, 7½ M. im Umfange, aus, welcher nur durch einen schmalen Landstrich vom Meere getrennt ist, wenig Tiefe hat, und dessen Ausdünstungen im Sommer gefährlich sind. Die Stadt ist zwar groß, aber eng und schmutzig. Zu den besten Gebäuden gehört außer einigen Moskeen der neue Pallast des Beys; ein andrer befestigter Pallast, el Bardo genannt, liegt ½ Stunde von der Stadt. Tunis ist zwar mit Wällen und Forts umgeben, würde aber, da diese überall von Höhen bestrichen werden können, bei einer Belagerung wenig Widerstand leisten. Die Gegend um die Stadt ist mit vielen schönen Landhäusern bedeckt. Die Zahl der Einwohner soll 130,000 betragen, worunter an 30000 Juden und etwa 1500 Christen. Man verfertigt hier Mützen, Scheschiar genannt, welche im ganzen Orient berühmt sind. 1½ M. nördlich von Tunis liegt am Meere der stark befestigte Hafen la Goletta, wo sich die Seemacht des Beys aufhält, und wo Schiffswerfte und Becken zur Aufnahme der Schiffe so wie auch ein Leuchtthurm sich befindet. 1¼ M. nördlich von Goletta kommt man zu den Ruinen von Karthago, wovon aber nichts mehr als einige große Cisternen, Bogen einer Wasserleitung, Spuren eines Kanals und einiges Gemäuer sichtbar ist, und auch dies gehört wohl nicht dem alten, sondern dem später von den Römern wieder erbauten Karthago an, welches dann von den Arabern zerstört wurde. Nordwestlich davon will man aus dort gefundenen Statuen und Münzen auf die Lage des alten Utika schließen. Weiter

westlich an einer Bucht liegt Biserta, an einem Kanal, welcher einen bedeutenden See mit dem Meere verbindet. Sie hat einen großen Hafen und 8000 Einw. — Das ganze Land zwischen Tunis und der Gränze von Algier ist voll Ruinen ehemaliger Städte, wovon aber noch wenig genauer untersucht worden ist. — Die Küste vom Vorgebirge Bon bis zum Busen von Cabes ist mit Dörfern und Städten besetzt, unter welchen Susa, wo vortreffliches Oel wächst, Monastir mit 12000 Einw., und Cabes mit über 30000 Einw. die bedeutendsten sind. Das Innere des Landes ist wenig bekannt, doch sollen auch dort sich viele Trümmer alter Herrlichkeit finden. Nur eine Stadt, Kairwan, mit 50000 Einw., welche bedeutenden Handel treiben, ist bekannt. Der größte Theil des Binnenlandes ist unangebaut. Die Insel Dsjerbi, 29° O. L., nur durch einen schmalen, nicht schiffbaren Kanal vom Lande getrennt, hat fleißige Einwohner, welche schöne Shawls und wollene Tücher verfertigen. Sie bildet den östlichen Gränzpunkt von Tunis. — Der äußerste Süden, Biledulgerid, soll keinesweges unfruchtbar seyn, er bringt schöne Datteln hervor und soll Städte und Dörfer enthalten, welche sich nach eigenen Gesetzen regieren und nur dem Bey eine Abgabe zahlen. In dieser Gegend liegt der große aber seichte See Schiskal el Low Dea (See der Kennzeichen, weil eingerammte Palmstämme den Weg der Karawanen durch denselben bezeichnen) (Tritonis lacus), er ist 15 Meilen von SW. nach NO. lang und etwa 5 M. breit. Auch in dieser Gegend hat man römische Ruinen gefunden.

VI. Algier (Mauritania Caesariensis).

Das Gebiet von Algier, das bedeutendste der drei Raubstaaten, erstreckt sich an der Küste des mittelländischen Meeres vom 16° bis zum 26° O. L., mit sehr unbestimmten Gränzen gegen S., so daß es wenigstens 5000 □ M. umfaßt. Das Land hebt sich von der Küste gegen S., wo der Atlas die Gränze gegen die Wüste macht, er bedeckt außerdem das Land mit seinen Zweigen, so daß nördlich von ihm die Ebenen und Thäler einer großen Fruchtbarkeit genießen. Im W. tritt die Wüste bis auf 8 M. der Küste nahe, im O. ist das fruchtbare Land wohl an 24 M. breit. Was jenseits des Atlas liegt, ist zwar noch nicht Sahara, aber doch größtentheils sandig und wenig bewohnt. Die meisten Berge sind schön bewaldet; eben deshalb ist auch das Land gut bewässert. Der Hauptfluß ist der Schellif, welcher den Tittery-See durchströmt und etwa unter 18° O. L. ins Meer fällt; er nimmt

in seinem Laufe von 40 M. viele Nebenflüsse auf. Fast eben so bedeutend sind der Zowah und Zeibuse, weiter östlich. Im Innern befindet sich ein großer Salzsumpf, der Schatt, welcher im Sommer austrocknet und eine Salzrinde zurückläßt. Im S. des Atlas fließt von W. nach O. der ansehnliche Fluß Dsjiddi, welcher sich im Sande verliert. Das Klima ist schön und gesund, selten nur fällt das Thermometer auf den Gefrierpunkt, und nur dann ist die Hitze unerträglich, wenn der Wind aus der Wüste weht, was indeß selten mehr als 5 Tage hinter einander geschieht. — Die Gebirge und die angränzende Wüste ernähren Löwen, Panther, wilde Schweine; Strauße finden sich in den Sandebenen. Die Pferde sind trefflich, zum Reiten bedient man sich aber lieber der Maulthiere. Das Kameel vertritt die Stelle des hier unbekannten Lastfuhrwerks. Die Bevölkerung ist sehr gering und beträgt vielleicht nicht 2 Millionen; der Druck des Despotismus und die Pest sind die Hauptursachen. Die Türken waren hier das allein herrschende Volk, sie strömten jährlich aus allen Theilen der Türkei hierher, um angestellt zu werden; nur sie konnten Staatsämter verwalten, Kriegsdienste thun, waren frei von persönlichen Abgaben und durften ungestraft in Gärten und Weinbergen nehmen was ihnen gefiel. Die von Türken und Maurinnen gebornen Cologlis wurden zwar mit zur Miliz genommen, konnten aber nur geringe Aemter erhalten. Die Mauren in Städten und Dörfern lebten unter beständigem Drucke und suchten sich immer den Schein der Armuth zu erhalten, auch wenn sie Reichthümer erwarben. Sie sind fanatisch, falsch und höchst abergläubig, die Marabuts oder sogenannte Heilige genießen einer großen Verehrung, während die Türken sie verachten. Die Araber, welche in den Gebirgen vom Ackerbau und der Viehzucht leben, wissen sich freier zu erhalten. Am wenigsten gedrückt, oder vielmehr ganz frei, aber auch sehr arm, sind die Kabylen, wie man hier die Berbern nennt, und welche in den Gebirgen und Wüsten hausen. Sie sind als Räuber gefürchtet. Die Juden, die alle Geldgeschäfte machten und in Gold und Silber nicht ungeschickt arbeiten, waren äußerst verachtet und gedrückt. Die Zahl der Negersklaven ist sehr groß, sie werden im Ganzen gut behandelt. Viel trauriger war ehemals das Loos der Christensklaven, d. h. solcher, welche man auf eroberten Schiffen gefangen, theils fielen sie Privatpersonen anheim, die sie kauften, wo dann ihr Schicksal verschieden ausfiel, theils gehörten sie dem Dey und wurden bei elender Nahrung und viehischer Behandlung zu öffentlichen Arbeiten gebraucht, des Nachts aber in einen dumpfigen Kerker, Bagno genannt, eingesperrt. Nach den neuesten Traktaten mit England sollten künftig alle gefangene Christen als Kriegsgefangene behandelt werden. — Die allgemeine Sprache des Landes ist die arabische, die türkische war Hof- und Kanzlei-Sprache, in den Seestädten wird

auch wohl die lingua franca gesprochen. Der Handel des Landes ist unbedeutend, da der Dey fast den alleinigen Kaufmann machte und Bedrückungen aller Art den Verkehr hemmten. — Die Verfassung von Algier war ein militärisch-aristokratischer Despotismus. Der Dey wurde von den vornehmsten Beamten und Befehlshabern der Truppen erwählt, aber häufig brachen Revolutionen aus, welche einen Regierungswechsel herbeiführten. Die Militärmacht bestand in etwa 24000 Mann Infanterie, meistens Türken und einigen Cologlis, und in 4 — 5000 M. Cavallerie, meist Mauren. Diese Truppen wurden theils zur Bewachung des Landes und zur Besetzung der Raubschiffe gebraucht, theils zur Eintreibung der Abgaben, welche ohne Zwang nicht erfolgten. Die Raubschiffe, deren Zahl zuletzt nicht bedeutend, wurden gewöhnlich von Privatleuten ausgerüstet und zur Bemannung Freiwillige aus der türkischen Miliz genommen; der Dey erhielt ein Fünftel der gemachten Sklaven und einen Antheil an der übrigen Beute. Zur See minder mächtige europäische Staaten suchten durch Geschenke sich den Frieden zu erhalten. Schon oft hatten die Räuberrien der algierischen Korsaren den Unwillen der europäischen Seemächte erregt. Ludwig XIV. ließ Algier zweimal, 1683 und 1687, beschießen; Spanien versuchte 1775 eine Landung, und in neuerer Zeit hatten die Nordamerikaner 1815 und die mit den Holländern verbundenen Engländer 1816 Algier mehr oder weniger empfindlich gestraft: dennoch wäre dem Seeräuber-Wesen auf die Länge nicht abgeholfen worden, wenn nicht endlich Frankreich 1830 eine Flotte mit einer bedeutenden Armee von 32000 Mann abgesendet hätte, welche am 14. Juni landete und nach mehreren blutigen Gefechten die Stadt am 5. Juli in Besitz nahm. Die türkische Miliz ward nach Asien transportirt. So ist denn jetzt freilich Algier und einige andre Küstenstädte von den Franzosen besetzt, aber noch ist nicht abzusehen, wie sie zum ruhigen Besitz des Landes gelangen wollen; da die ganze muhammedanische Bevölkerung sich noch immer feindselig zeigt und zu keiner bleibenden Unterwerfung zu bringen ist.

Das Land wird in das Gebiet der Stadt Algier und 3 Provinzen getheilt, Tlemsan oder Oran im W., Tittery in der Mitte, und Constantine im O., wovon jede von einem abhängigen Bey verwaltet wurde.

Die Stadt Algier, Aljezire, unter 36° 48′ N. B. und 20° 41′ O. L., liegt an einer Bucht des Mittelmeers am Fuß eines Hügels. Sie ist mit einer starken Mauer und mehreren Citadellen umgeben; der Hafen, weder groß noch tief, wird noch durch eine vorliegende befestigte Insel beschützt, welche durch einen Damm mit dem Lande verbunden ist. Ein Theil dieser Festungswerke war durch die Belagerung der Engländer 1816 zerstört, aber seitdem stärker wiederhergestellt worden. Das sogenannte

Kaiserfort, in geringer Entfernung von der Stadt, wurde beim Angriff der Franzosen von den Türken selbst gesprengt. Die Stadt selbst hat nur wenige breite Straßen, die übrigen sind uneben, winkelig, finster und schmutzig; sie hat zwar 60 Moskeen, 12 öffentliche Bäder und große Kasernen, aber kein einziges bedeutendes Gebäude; selbst das Residenzschloß des Dey, die sogenannte Casauba, ist nichts als ein unregelmäßiger Haufen unbedeutender Gebäude, von einer hohen Mauer umgeben. Die Zahl der Einwohner soll 80000 betragen, worunter an 8000 Juden. Die schöne hügelige Gegend ist mit mehreren Tausenden von Landhäusern bedeckt. Das Gebiet der Stadt erstreckt sich 6 bis 8 Meilen um dieselbe.

In der Provinz Tlemsan liegt die gleichnamige Hauptstadt, auch Tremesen genannt, am Fuß eines Berges, von mehreren Bächen bewässert; mehrere Ruinen zeugen von ihrer ehemaligen Größe. Sie ist etwas befestigt. An der Küste liegt Oran mit zwei Häfen, sie soll an 20000 Einw. haben, und wurde erst 1792 von Spanien an den Dey abgetreten, jetzt ist sie von den Franzosen besetzt.

Die Provinz Tittery ist wenig angebaut und wird meist von arabischen Stämmen bewohnt; die wenigen unbedeutenden Städte enthalten noch manche Ueberreste römischer Gebäude.

Die Provinz Constantine ist die größte, aber nicht so gut bewässert als Tlemsan. Die Hauptstadt Constantine, zum Theil auf einem hohen Felsen, an einem Flusse, welcher in den Kibir fällt, ist auf den Ruinen einer schönen römischen Stadt gebaut, wovon man noch Thore, Triumphbogen, Altäre und viele Säulen sieht, zum Theil als Baumaterial der elendesten Häuser benutzt. Sie soll an 30000 Einw. haben. — Im Innern dieser Provinz finden sich bis in den Atlas viele Ruinen römischer Städte, zum Theil jetzt vom Sande verschüttet. Oestlich von Constantine, am Flusse Seibuse, finden sich in einem Thale viele heiße Quellen, welche Kalksinter absetzen, und dabei die Ruinen eines römischen Bades. — An der Küste ist der Busen von Bona zu bemerken, mit der gleichnamigen Stadt, unter 26° O. L., an der Mündung des Seibuse, welche ein Kastell und 8000 Einw. hat. Oestlich davon lag ein 1560 von den Franzosen erbautes Kastell, **Bastion de France** genannt, welches aber wegen der ungesunden Luft wieder verlassen werden mußte. Weiter östlich liegt der noch jetzt den Franzosen gehörige kleine befestigte Ort **La Calle**, auf einer Landzunge, mit 3 — 400 Einw.; in dieser Gegend wird die Korallenfischerei von Franzosen und Italiänern mit einigen hundert Schiffen eifrig betrieben. — Die im S. des Atlas wohnenden Kabylen haben wenig Ackerbau, aber viel Datteln, und sind fast ganz unabhängig.

VII. Marokko
(Mauritania Tingitana).

Das Kaiserthum Marokko, oder nach seinen beiden Hauptbestandtheilen auch wohl Fez und Marokko genannt, umfaßt die nordwestliche Ecke von Afrika; nördlich wird es vom mittelländischen Meere und der Straße von Gibraltar, westlich vom atlantischen Ocean, östlich von Algier begränzt; im S. ist die Gränze unbestimmbar; die Fürsten von Marokko nehmen den Wady Nun, etwa unter 28° N. B., als die Gränze ihres Gebietes an, doch reicht ihre wirkliche Macht nicht über den 30° oder den Fluß Sus hinaus. Der große Atlas, auch Tedla genannt, streicht parallel mit der Westküste von S. W. nach N. O. und bildet die östliche Gränze; was darüber hinaus nach O. liegt, ist meist unfruchtbare Thon- und Sandsteppe; die höchsten Gipfel sind mit ewigem Schnee bedeckt, müssen also an 11000 F. hoch seyn; der nördliche Theil des Landes am mittelländischen Meere ist felsig und gebirgig, eben so der südliche, wo ein Arm des Atlas bei Cap Geer das Meer erreicht; dazwischen liegt am atlantischen Meere eine weite und so fruchtbare Ebene, daß dreißigfältige Ernten des Weizens nur für mittelmäßig gelten. Weiter östlich am Atlas sind herrliche Thäler. Die Päffe, welche von W. nach O. über den Atlas führen, sind äußerst eng und beschwerlich. Dem Mittelmeere fließt zu der Muwia oder Maludscha (Mulucha), welcher oft als Gränzfluß gegen Algier betrachtet wird; obwohl er viele Nebenflüsse aufnimmt, ist er doch zuweilen im Sommer trocken. Ins atlantische Meer ergießen sich der Sebu (Lixus), unter 34° N. B.; der Morbeya, tief und reißend; der Tensif; der Sus, welcher seine Ufer häufig überschwemmt und befruchtet. Die Flüsse an der Ostseite des Atlas verlieren sich alle im Sande. Das Klima ist im Ganzen schön, in den nördlichen Gegenden fällt wohl zuweilen Schnee, der aber nie liegen bleibt; der Winter besteht nur in einer Regenzeit; nur wenn der Wind aus der Wüste weht, ist es zuweilen unleidlich heiß. Die Gegenden östlich vom Atlas leiden an großer Hitze. Die Producte dieses Landes sind im Ganzen die nemlichen, als die der ganzen Nordküste; vorzüglich gedeiht hier der Oelbaum; der Korkbaum bildet ganze Wälder; verschiedene Pflanzen liefern Gummi, das sogenannte arabische wird aus einem Baume gezogen, welcher im Atlas häufig ist; Rosen von dem herrlichsten Geruche, die auch zu Rosenöl benutzt werden; Hyacinthen, Jonquillen, wachsen hier wild. Der Atlas enthält gewiß Gold und Silber, es darf aber nicht gewonnen wer-

den, nur auf Eisen, Kupfer und Blei wird hin und wieder gebaut. Salz kommt sowohl als Steinsalz wie auch in vielen Salzseen und Lachen vor. Oestlich vom Atlas finden sich Schwefelgruben. — Die Zahl der Einwohner dieses Reichs läßt sich so wenig genau bestimmen, daß die Angaben zwischen 5 und 15 Millionen schwanken, letztere offenbar ungeheuer übertrieben. Außer einigen größeren Hauptstädten und den Seestädten giebt es nur wenige Städte im Lande; die meisten Einwohner leben unter Zelten und verändern häufig ihre Dörfer oder vielmehr ihre Lagerungsplätze. Die Mehrzahl der Einwohner besteht aus Mauren und Arabern; diejenigen, welche aus Spanien vertrieben sich hier niedergelassen, wohnen meist in den Städten und werden Maranen oder Andalusi genannt; die auf dem Lande wohnenden und umherziehenden Araber zerfallen wie überall in viele Stämme. Die Bukharis sind Abkömmlinge von Negern und machen den größten Theil des stehenden Heeres aus. Die Berbern, vorzüglich im Atlas, sind ein äußerst wildes und räuberisches Volk, etwas sanfter sind die ihnen verwandten weiter gegen S. wohnenden Schillus; beide hassen die Araber. Die Juden, wie überall so auch hier in den Städten wohnend, sind äußerst verachtet und gedrückt und müssen eine schwarze Kleidung tragen, auch dürfen sie, wenigstens in den Städten, weder Pferde noch Maulthiere reiten. — Der Handel ist, wie in allen muhammedanischen Despotieen, gedrückt und unbedeutend; mit Europa geht der Hauptverkehr über Mogador nach Marokko; nach Sudan, vorzüglich nach Timbuktu, gehen regelmäßig Karawanen, welche von daher Gold, Gummi und Sklaven bringen. — Das Reich Marokko ist eine unumschränkte Despotie; der Fürst nennt sich Chalifat Allah, Statthalter Gottes, auch wohl Emir Elmumenim, Fürst der Gläubigen; die Mauren nennen ihn Sultan. Das Reich soll zwar auf den ältesten Sohn vererben, allein fast immer entscheiden nur Bürgerkriege unter den Brüdern. Zweimal die Woche giebt der Sultan jedermann Audienz und entscheidet augenblicklich die ihm vorgetragenen Rechtshändel, wo es denn an Willkühr und Grausamkeit nicht fehlt; überhaupt herrscht die größte Unsicherheit des Besitzthums im Lande, da jeder Beamte ohne Besoldung und auf Erpressungen angewiesen ist. — Die Kriegsmacht ist unbedeutend, sie beträgt höchstens 10000 M., größtentheils Cavallerie, die aus Negern und Mauren besteht. Alle Raubschiffe gehören dem Sultan, welcher daher auch den größten Theil der Beute und alle Sklaven erhält; übrigens sind die Marokkaner schlechte Seeleute.

Die Eintheilung des Reichs wird sehr verschieden angegeben; wir wählen der bequemen Uebersicht wegen die in 3 Theile: den nördlichen oder Fez, den südlichen oder Marokko, und den östlichen jenseits des Atlas.

Der nördliche Theil, vom Mittelmeer bis zum Fluß Morbeya, oder das Reich Fez.

An der nördlichsten Küste liegen: Tanger (Tingis), an einer Bucht mit einem schönen Hafen und an 10000 Einw. Nur die Häuser der europäischen Consuln sind etwas besser gebaut, das Uebrige schlecht. An der Ostseite der nemlichen Bucht liegen die Ruinen einer römischen Stadt. — Ceuta, Gibraltar gegenüber, eine befestigte, den Spaniern gehörende Stadt, mit etwa 7000 Einw. Sie treibt etwas Handel und wird als Verbannungsort für Verbrecher benutzt. Zu eben diesem Zwecke dienen die kleinen Festungen Peñon de Velez, Melilla und Alhucemas, weiter östlich an der nemlichen Küste, welche ebenfalls den Spaniern gehören. — Tetuan, eine Meile vom Meere, östlich von Tanger. Die Bevölkerung, etwa 16000 Seelen, besteht aus Mauren und Juden, es darf kein Christ hier wohnen. Die Stadt ist schlecht gebaut, hat aber einige schöne Moskeen; der Handel mit Spanien und England ist nicht unbedeutend, die Gegend äußerst fruchtbar und wegen der trefflichen Orangen berühmt. — An der Küste des atlantischen Meeres liegen Larache, El Araisch (Lixa), unter 35° N. B., eine ehemals blühende, jetzt sehr herabgekommene Handelsstadt, mit 3000 Einw. Etwas nördlicher ist eine Bucht, wo die Flotte des Sultans überwintert. — Salle oder Salée, unter 34° N. B., eine mit einer starken Mauer versehene, ehemals wegen ihrer Raubschiffe gefürchtete Stadt; der Hafen ist aber jetzt versandet. Sie hat noch 16000 Einw., welche größtentheils aus Spanien stammen sollen. Eine römische Wasserleitung versieht noch jetzt die Stadt mit Wasser. Gegenüber, auf dem andern Ufer des Flusses, liegt Rabat oder Neu-Salée, mit einem Kastell und 25000 Einw. — Im Innern des Landes liegen: Fez oder Fes, unter 34° N. B. und beinahe 13° O. L., die beste Stadt von ganz Nord-Afrika, an einem gleichnamigen Flusse, welcher sie in mehreren Armen durchströmt; sie wird in die alte und die neue Stadt getheilt, jene ist 806 erbaut. Die Stadt hat viele Moskeen, Palläste der Großen mit herrlichen Springbrunnen und Gärten, öffentliche Bäder, Hospitäler für Kranke und für Irre, und an 200 Karawanserais. Der Pallast des Sultan besteht aus vielen Häusern und Höfen; in der westlich von der Stadt gelegenen Citadelle befindet sich ein älterer Pallast, welchen jetzt der Gouverneur bewohnt. Die Zahl der Einwohner mag über 100,000 betragen. — Von Fez gelangt man in 9 Stunden in südwestlicher Richtung durch eine schöne Ebene nach Mequinez; auf dem Wege trifft man sehr weitläuftige Ruinen in ägyptischem Styl, wovon noch zwei Porticus stehen, und viele Säulen zur Ausschmückung der Moskeen und Palläste sind früher weggebracht worden. Mequinez, in einem schönen

Thale, mit einem kaiserlichen Pallast, hat 15000 Einw.. Die Gegend bringt einen Ueberfluß von edlen Früchten, vorzüglich viel Oliven hervor.

Im südlichen Theile, oder im Reiche Marokko, liegen: Marokko, Merakasch, unter 31° 37′ N. B. und 10° O. L., in einer überaus fruchtbaren, Obst aller Art und Blumen in größter Fülle hervorbringenden Ebene, mit etwa 30000 Einw. Man sieht von hier aus die schneebedeckten Gipfel des Atlas, welcher den Ort gegen die Winde aus der Wüste schützt. Die Stadt ist 1052 erbaut, hat aber sehr von ihrer ehemaligen Pracht verloren; die Stadtmauern von Erde schließen viele Ruinen, Gärten und verödete Plätze ein. Die meisten Straßen sind verfallen. Der Pallast des Sultan liegt an der Ostseite der Stadt, eben da auch viele Lusthäuser, wo er den Sommer zubringt. An Gebäuden hat die Stadt mehrere große Moskeen und die Kafferia oder das Kaufhaus, ein mit Buden umgebenes Gebäude, wo der Verkehr am lebhaftesten ist. Das Judenviertel, Millah, wird alle Nächte geschlossen. — An der Küste liegt Mogador, von den Eingebornen Suera genannt, unter 31° 28′ N. B., ein erst 1760 angelegter und meist von europäischen Consuln und maurischen Kaufleuten bewohnter Ort, welcher regelmäßig gebaut und befestigt ist. Die Stadt liegt auf einer Halbinsel und hat nur eine Rhede, treibt aber bedeutenden Handel mit Europa. Die Gegend ist sandig und öde, daher hier nur Cisternenwasser, und die Lebensmittel von weit her gebracht werden müssen. Der Stadt gegenüber liegt die gleichnamige kleine Insel, worauf sich Magazine und Batterieen befinden. Das Ganze hat etwa 30000 Einw. — Der südliche Theil dieser Gegend zwischen Santa Cruz und Cap Geer ist ein wildes Gebirgsland von Schellus bewohnt, welche in ummauerten Oertern wohnen, aber ihre Unabhängigkeit fast immer behaupten. Sie sind fleißige Landbauer, aber auch gefürchtete Räuber, welche den Verkehr mit dem innern Afrika erschweren. — Am Meere liegt Santa Cruz, bei den Arabern Agadir, auf einer befestigten Höhe, mit einem guten Hafen. Bis 1773 waren hier viele europäische Handelshäuser, auf Befehl des Kaisers mußte aber S. Cruz verlassen und der Handel nach Mogador verlegt werden, doch ist er jetzt auch hier wiederhergestellt. — Im Innern des Landes liegt am Flusse Sus die Stadt Tarudant, eine alte einst mehr bevölkerte Stadt. Im äußersten S., unter 28°, liegt Wednun oder Nun, ein Ort, wo großer Handel mit Sudan getrieben wird.

Oestlich vom Atlas bildet das Land eine ununterbrochene mit Salz geschwängerte Ebene; die Flüsse, die der Wüste zulaufen, versiegen bald im Sande. Diese wenig bekannten Gegenden werden im S. Darra, weiter nördlich Tafilelt, und noch nörd-

licher Sedjelmessa genannt. Der einzige bekannte Ort ist Tafilelt, mit einem kaiserlichen Pallast; es wird von hier aus Handel mit dem Innern Afrika's getrieben.

VIII. Die Sahara, oder die Wüste.

Wenn man die große afrikanische Wüste, ohne Rücksicht auf mancherlei Verschiedenheit des Bodens, als ein Ganzes betrachtet, so erstreckt sie sich vom atlantischen Meere bis an das Nilthal, 600 M. lang und an manchen Stellen 200 M. breit; im N. wird sie durch die Berberei, im S. durch Sudan begränzt und mag dann leicht einen Flächeninhalt von 80000 □ M., also mehr als ein Drittel von Europa, umfassen. Die Araber geben ihr den allgemeinen Namen: Sahara bela ma (Wüste ohne Wasser), auch Sahel, welches Ebene bedeutet; im engern Sinne werden diejenigen Theile der Wüste Sahel genannt, welche aus feinem Sande bestehen, Sahara dagegen die, wo der Boden aus grobem Kies und Steinen besteht. Sonst nennt man auch wohl den größern westlichen Theil Sahara, den östlichen aber die libysche Wüste. Ihre Ausdehnung von N. nach S. ist nicht überall gleich. Am breitesten ist sie im W., vom Meere bis zum 20° O. L., wo sie stellenweise vom 15° bis zum 30° N. B. sich erstreckt; am schmalsten ist sie in der Mitte, zwischen dem 20° und 40° O. L.; im O. erstreckt sie sich wieder vielleicht vom 12° N. B. bis ans Meer. Die Beschaffenheit des Bodens in der Wüste ist sehr verschieden; obgleich, wie es scheint, sie im Ganzen sich immer mehr erweitert und selbst dem Nilthal gefährlich wird, so scheint doch die Hauptrichtung des Windes und also des Sandes von O. nach W. zu gehen; wenigstens sind die östlichen Gegenden der Wüste schon sehr vom Sande entblößt, der Boden besteht hier meist aus Kalkflächen und niedrigen Felsen; man findet häufiger Quellen und Bäche, und Wasser wenn man nur in geringe Tiefe gräbt. Im westlichen Theile ist fast nichts als loser feiner Flugsand, welcher ewig vom Winde bewegt wird; hier entstehen und verschwinden Hügel nach jedem Sturme, Quellen kennt man hier gar nicht, erst in sehr großer Tiefe findet sich Wasser, und auch dies ist meist salzig und bitter. In allen Theilen der Wüste finden sich zwar Stellen, welche durch Felsen geschützt kleinere und größere, oft sehr fruchtbare Thäler, Oasen, bilden; in allem soll es deren 32 geben, wovon aber nur 17 bewohnt sind, und diese befinden sich meist im östlichen Theile und in der Mitte; die

die Oasen des westlichen sind oft nur kleine Niederungen, in welchen sich Wasser sammelt, oder wo man Brunnen gegraben hat. Ueberall, man komme von N. oder von S., steigt man zur Wüste herab. Bei Tage ist die Hitze im dürren Sande fürchterlich und nur der abgehärtete Fuß der Wüstenbewohner vermag ihn dann ohne Schmerz zu betreten; die Nächte aber sind dennoch empfindlich kühl, so daß man gern Feuer macht, wo man es haben kann. Die Schrecken der Wüste erreichen aber ihren Gipfel, wenn Stürme und der tödtliche Samiel sich erheben; ein feiner Staub erfüllt dann die Atmosphäre, und die unglücklichen Reisenden sind in Gefahr davon erstickt oder vom Sande verschüttet zu werden. Eine andre Erscheinung der Wüste, die nicht wenig zur Quaal der Reisenden beiträgt, ist die bei großer Hitze sehr gewöhnliche Kimmung oder Luftspiegelung, bei den Arabern Schrab, wo der getäuschte Wanderer in der Ferne Seen und Flüsse zu sehen glaubt, die aber immer vor ihm fliehen; auch vergrößert diese Beschaffenheit der Luft alle Gegenstände in einiger Entfernung, so daß eine unbedeutende Staude wie ein Baum erscheint. In der eigentlichen westlichen Wüste soll es beinahe nie regnen. Trotz aller dieser Gefahren wird die Wüste dennoch jährlich in allen Richtungen von zahlreichen Karawanen des Handels wegen durchzogen. So weit bis jetzt unsre Nachrichten reichen, kann man die Karawanenstraßen welche die Wüste durchziehen, nach dem Ziele wornach sie streben, in drey Hauptrichtungen theilen. Die einen gehen nach Timbuktu und zwar auf wenigstens 5 Hauptstraßen, theils von Marokko, theils von Tunis und Tripolis aus. Diese Straßen sind die längsten und wegen der Seltenheit der Oasen und Brunnen, wie auch des tiefen Sandes wegen, die gefährlichsten. Die Karawanen brauchen zu einer solchen Reise zum wenigsten 2, oft aber auch 5 bis 6 Monat, wobei denn freilich viele und zum Theil 20 Tage lange Rastzeiten mitgerechnet werden, während welcher das Hauptproduct der Wüste, Salz, und andre Handelswaaren eingetauscht werden. Die andern haben den See Tschad und die östlich und westlich davon liegenden Länder Sudans zum Ziel. Man kennt hier drei Hauptstraßen, welche von Fezzan ausgehen, wovon die westliche über mehrere große Oasen nach Kaschna, unter 13° N. B., die mittlere zum Tschadsee, die östliche über viele ziemlich bewohnte Gegenden nach Darfur führt. Eine dritte Karawanenstraße führt von Sudan über Darfur nach Aegypten. Außerdem ziehen noch am Nordrande der Wüste Karawanen aus Aegypten nach Fezzan, Tripolis u. s. w. Oft sind die Karawanen genöthigt, die Nacht durch zu ziehen, immer aber werden die frühen Tagesstunden zum Wandern gebraucht, Nachmittags und Abends wird geruht. Da der Sand so beweglich ist und es an allen festen Merkmalen des Weges fehlt, so können sich die Karawanen nur nach den Gestirnen richten.

Sie ziehen nicht in gerader Richtung, sondern von einer Oase zur andern, wo sie Wasser zu finden hoffen und etwas dürres Laub für die Kameele; obgleich sie nun Wasser in Schläuchen bei sich führen, so geschieht es doch, daß diese, wenn der Samiel weht, schneller austrocknen, oder sie an den Brunnen kein Wasser finden und ganze Karawanen zu Grunde gehen. Außerdem haben sie noch Gefahren zu bestehen von den Raubthieren am Rande der Wüste, mehr aber von den räuberischen Nomaden, welche die Wüste als ihr Eigenthum betrachten und jede Karawane, die nicht ihren Schutz erkauft hat, plündern. — Bei dieser Beschaffenheit der Wüste läßt sich nicht viel von ihren Producten sagen. Einige Disteln und Mimosen, der Mannastrauch und wilder Thymian nebst einigen Zwiebelgewächsen und Trüffeln ist alles, was sich in den begünstigsten Gegenden findet. Dagegen ist die Wüste reich an Steinsalz, welches häufig nach Sudan gebracht wird, wo es fehlt. Nur am Rande der Wüste finden sich Löwen, Panther, wilde Schweine, selten wagen sie sich hinein, selbst Vögel halten sich nur in der Nähe der Oasen auf, daher ihr Erscheinen das fröhliche Zeichen der Nähe fruchtbarer Orte ist. Nur die schnellsten aller Thiere, der Strauß und die Antilope, dringen in das Innere der Wüste.

Die Bewohner der Wüste bestehen vorzüglich aus zwei Hauptvölkerschaften, Mauren und Berbern. Die **Mauren** haben den ganzen westlichen Theil der Wüste inne; sie bestehen aus einem Gemisch von Arabern, Berbern und Negern, und zerfallen wiederum in viele Stämme, wovon jeder ein Oberhaupt hat, dessen Macht aber sehr unbedeutend. Im Norden des Senegal kennt man vorzüglich die Stämme **Trarzas** und **Braknas**. Alle sind wandernde Hirten, gelegentlich Kaufleute, vor allen Dingen aber Räuber. Jede Karawane, welche das Gebiet eines Stammes durchzieht, muß sich Schutz und Führer erkaufen, oder läuft Gefahr ausgeplündert zu werden. Fanatische Anhänger des Islam, behandeln sie die durch Schiffbruch zuweilen in ihre Hände fallenden Europäer mit der äußersten Härte und Gefühllosigkeit, womit die Pünktlichkeit und scheinbare Andacht, mit welcher sie ihre täglichen Gebete verrichten, einen wunderlichen Contrast bilden. Statt des Wassers bedienen sie sich des Sandes zu ihren gesetzlichen Abwaschungen. Sie leben unter Zelten, gehen fast unbekleidet und können Hunger und Durst mit bewunderungswürdiger Ausdauer ertragen. Kameelmilch macht oft lange Zeit ihre einzige Nahrung aus, und dabei werden sie alt und wissen wenig von Krankheiten. Sie treiben Handel mit Salz, welches sie in der Wüste finden und nach Sudan führen, mit Straußfedern und Sklaven; diese letzteren verschaffen sie sich oft durch Gewalt, indem sie mit unwiderstehlicher Schnelligkeit die Dörfer ihrer südlichen Nachbarn, der Neger, überfallen. Sie sind im ganzen

westlichen Theile von Afrika gehaßt und gefürchtet und haben sich sogar mehrere kleine Negerstaaten am südlichen Rande der Wüste unterworfen. Es soll auch in diesem Theile der Wüste fruchtbare Oasen geben, allein die Mauren machen ein Geheimniß daraus, und man weiß nur aus dem Berichte der Karawanen, daß es einige nicht angebaute Plätze giebt, wo man Wasser findet. Eben so weiß man die Lage der Gummi-Wälder, wahrscheinlich an den Norduferen des Senegal, noch nicht mit vollkommener Gewißheit.

Das zweite die Wüste bewohnende Volk sind die Berbern, welche wiederum in 2 Hauptstämme zerfallen, die Tuariks und die Tibbos. Die Tuariks bewohnen das Land im N. der Wüste, im S. von Algier und Tripoli, etwa zwischen dem 20° und 30° O. L.; sie sind ein wohlgebautes, oft schönes und sehr kriegerisches Volk; einige von ihnen sind so weiß wie die Küstenbewohner; andre fast schwarz, doch nie negerartig. Eine Eigenheit ihrer Bekleidung besteht darin, daß sie stets den untern Theil des Gesichts, bis an die Augen, mit einem Tuche verhüllen. Ihre Waffen bestehen meist nur in Schwert und Lanze; sie haben keine Pferde, wohl abrr sehr schnelle Kameele, womit sie die Wüste durchziehen und aus Sudan Sklaven rauben. Nicht alle sind Muhammedaner. Sie sind Nomaden, besitzen aber auch fruchtbare Stellen im S. von Algier und Tripoli und mehrere Oasen. So werden uns Ganat, Asouda, Agades u. a. Puncte, auf der Straße von Fezzan nach Kaschna, als von Tuariks bewohnte Plätze genannt. Die Tibbos wohnen östlicher; sie werden uns als ein wohlgebautes, äußerst gewandtes Volk geschildert. Man fürchtet sie aber wegen ihrer Falschheit und ihrer Räubereien. Sie leben größtentheils von ihren Palmen und ihren Heerden. Ihre Waffen bestehen in Lanze, Schwert und Messer. Durch die von ihnen bewohnten Gegenden führt die Straße von Fezzan nach dem Tschadsee, auf welcher man die Karawanenstationen Kisbi, Bilma, Aghadem u. a. kennt. Die meisten von ihnen sind noch Heiden. — Der näher an Aegypten und an der Nordküste gelegene Theil der libyschen Wüste ist jetzt in der Abhängigkeit des Pascha von Aegypten. Die ganze Küste von Aegypten bis an die Gränze von Tripoli ist bis 10 — 15 Stunden vom Meere sandig und öde, ohne Baum, ohne Bach, ohne Dörfer; das ist die Wüste Barka; doch findet man darin viele Ruinen alter Städte. Beduinen durchziehen diese Wüste und leihen den Karawanen ihre Kameele. Erst etwa 15 St. vom Meere findet man Sand und Kalkhügel und thonige aber ganz unfruchtbare Ebenen. Die Oasen, welche südlicher liegen, sind vorzüglich folgende: Siwah, unter 29° N. B. und 44° O. L., 60 St. vom Meere, 12 Tagereisen von Kairo. Sie ist vorzüglich im N. von 4 — 500 F. hohen Kalkbergen umgeben

und mag etwa 6 Meilen lang und 3 breit seyn; aber nur ein Theil dieses Raumes besteht aus fruchtbarem Boden und wird von 20 Quellen süßen Wassers und fast eben so vielen salzigen bewässert. Die Vegetation ist hier vortrefflich; Wiesen, Palmwälder und Saatfelder wechseln mit einander ab; man hat überdieß in den Gärten einen Ueberfluß der edelsten Früchte. Nur den Kameelen ist das hiesige Wasser schädlich. Die Einwohner, welche über 3000 streitbare Männer stellen können, bestehen hauptsächlich aus Berbern mit Negern untermischt. Sie sind eifrige Muhammedaner, dem Pascha von Aegypten unterworfen. Da sie häufig von Karawanen besucht werden, so treiben sie einen lebhaften Tauschhandel. Es giebt in dieser Oase mehrere Ortschaften, alle ummauert und auf Felsen gebaut, aus Furcht vor feindlichen Einfällen; alle bestehen aus elenden Häusern und engen finstern Gassen. Siwah wird der Hauptort genannt. Von dem einst so berühmten Tempel des Jupiter Ammon ist keine recht sichere Spur mehr vorhanden, und die Eifersucht der Einwohner hat die europäischen Reisenden an genauen Untersuchungen sehr gehindert. Man findet einen kleinen ägyptischen Tempel, dessen Wände mit schönen Sculpturen bedeckt sind; ferner einen kleinen dorischen Tempel, an 4 Orten Katakomben in den Felsen, und Ruinen mehrerer Städte. Westlich von Siwah liegt das fruchtbare Thal Schiatha, wo die Kalkfelsen von Natur oft in Pyramiden-Gestalt gebildet sind. — Neun bis zehn Tagereisen von Siwah liegt die fruchtbare Oase Augila, etwa 4 M. von O. nach W. lang. Sie enthält drei Ortschaften. Die Einwohner vernachlässigen den Anbau, weil sie durch Handel und als Karawanen-Führer mehr verdienen; sie sind dem Pascha von Tripolis unterthan. Von hier kommt man zu dem schwarzen oder Harutsch-Gebirge, welches zum Theil Fezzan von Tripolis scheidet und ganz vulkanischer Natur zu seyn scheint. — Parallel mit dem Nilthale, in einer Entfernung von 20 bis 30 M. von demselben, liegen zwischen 25° und 29° N. B. die vorzugsweise sogenannten Oasen. Ihre Zahl ist unstreitig im Alterthum viel größer gewesen als jetzt, wo man deutlich sieht, daß mehrere ehemals bewohnte Gegenden vom Sande überschüttet worden sind. Die wichtigsten dieser Oasen sind: die kleine Oase oder El Ouah, etwa 6 Stunden von N. nach S. lang und 3 breit; sie enthält 4 Ortschaften und mehrere Quellen, ist aber ungesund. Die mittlere, **Dakel**, zwischen 26° und 27°, 30 M. vom Nil, und wenig besucht, hat indeß kalte und heiße Quellen und schönen Baumwuchs. Nordwestlich davon liegen noch einige kleinere, wenig bekannte Oasen, wie **Tarafré** und **Hair**. Die größere Oase El Ouah el Kebir, südlich von der vorigen, ist etwa 12 Meilen lang und 3 breit. Sie enthält mehrere heiße und kalte Quellen und an 4000 Einwohner arabischen Stammes. Der Hauptort

ist El Kargeh; nördlich davon finden sich 2 sehr schöne ägyptische Tempel und die Ruinen eines römischen Kastells. — Außer diesen bekanntesten giebt es noch mehrere kleinere Oasen westlich von Aegypten, bis nach Nubien hinauf. Die größte aller bis jetzt bekannten Oasen ist das sogenannte Reich Dar- (d. h. Land) Fur, zwischen 12° — 16° N. B. und 43° — 46° O. L. Es hat keine Flüsse, aber Seen und Bäche, welche im Sommer jedoch meist austrocknen. Die ursprünglichen Bewohner waren Neger, allein die Berbern sind hier das herrschende Volk geworden und durch sie steht Dar-Fur in einer lebhaften Karawanen-Verbindung mit Sudan und mit Aegypten. Die Gegenstände des Handels sind Elfenbein, Gummi, Straußfedern und vor allem Sklaven, welche die Einwohner auf förmlichen Jagden gegen die benachbarten Negerstämme sich verschaffen. Die Einwohner sind Muhammedaner und werden von einem Sultan beherrscht. Als Hauptstadt wird uns Kobbé genannt. Die Wüste Bahiuda trennt Dar-Fur von Aegypten.

IX. Die Westküste.

Obgleich die Europäer an dieser sehr ausgedehnten Küste, von der Mündung des Senegal bis an die Gränze der Cap-Colonie, zahlreiche Niederlassungen besitzen, so ist es ihnen doch nur auf wenigen Punkten geglückt, in das Binnenland zu dringen, und unsere Kenntniß von diesen, meist ganz von Negern bewohnten, höchst volkreichen Gegenden ist bis jetzt äußerst dürftig. Im Allgemeinen weiß man nur, daß meistens in geringer, oft nur wenige Meilen betragender Entfernung von der Küste sich sehr bedeutende aber noch unerforschte Gebirge erheben, welche nur an wenigen Punkten das Meer selbst erreichen. Der Küstensaum ist theils sandig, theils im höchsten Grade fruchtbar, aber sehr heiß, feucht und den Europäern höchst verderblich. Man kann die ausgedehnte Küste am besten in 3 Hauptabtheilungen betrachten: Senegambien, Ober-Guinea und Unter-Guinea.

a) Senegambien. Im engsten Sinne versteht man unter diesem Namen nur die Länder, welche an der Küste zwischen dem Senegal und dem Gambia liegen, denn aus diesen beiden Namen ist jener allgemeinere zusammengesetzt; in einem etwas weitern Sinne umfaßt er den ganzen Küstenstrich vom 18° bis zum 10° N. B.; endlich begreift man wohl auch noch unter diesem Namen die Küstenstrecke von Cap Verga bis zum Vor-

gebirge der Palmen, unter 10° O. L., und in diesem weitesten Sinne wollen auch wir diesen Namen hier nehmen, um unnütze Unterabtheilungen zu vermeiden, doch aber so, daß wir Senegambien nördlich durch den Senegal begränzen, indem die Küste nördlich von diesem Flusse bis zum weißen Vorgebirge offenbar zur Sahara gehört, und nur deshalb von Einigen zu Senegambien gerechnet wird, weil die Franzosen ehemals auf der Insel Arguin, unter 20° 30′ N. B., unweit der Küste und zu Portendik, unter 18° N. B., an der Küste selbst Factoreien unterhielten; die letztere befindet sich jetzt in den Händen der Engländer. Man bezeichnet Senegambien auch wohl mit dem Namen West-Nigritien, westliches Negerland, so wie man das innere Afrika oder Sudan auch wohl Nigritien nennt. Die wichtigsten Punkte dieser Küste sind: die Mündung des Senegal, das Grüne Vorgebirge (C. Verde), wegen des schönen Anblicks so genannt, welchen es darbietet, die Mündung des Gambia, das Vorgebirge Roxo (das rothe), die Mündungen des Geba und des Rio grande, Cap Verga. Bis hieher ist die Küste tief ins Land hinein eben; von Cap Verga an treten die letzten Terrassen eines hohen Gebirges bis dicht ans Meer und lassen nur einen schmalen Küstenstrich übrig, und etwas weiter südlich beginnt die steile Sierra Leona-Küste, welche nun ohne bedeutende Unterbrechung in südöstlicher Richtung bis zum Vorgebirge der Palmen, der Gränze von Ober-Guinea, fortläuft. Der nördliche Theil dieser Küste, besonders zwischen dem Senegal und Gambia, ist bis zum 4° O. L. ein durchaus ebenes, von jenen Flüssen häufig überschwemmtes, daher zwar äußerst fruchtbares, aber auch ungesundes, zum Theil sumpfiges, zum Theil sandiges Land. Bei friedlicheren Verhältnissen und besserm Anbau könnte es eins der reichsten Länder der Erde werden. Die Europäer besuchen es nur des Handels wegen, dessen Hauptgegenstände Gummi, Elfenbein, Gold und Sklaven sind. Dieses Gummi, besser als das arabische, jedoch ihm ähnlich, wird von einer ächten Akazien-Art (Mimosa senegalensis) gewonnen, theils durch Einschnitte in die Rinde des Baums, theils durch Sammlung dessen, was von selbst ausschwitzt. Es giebt ganze Wälder dieser Baumart; die bedeutendsten liegen nördlich vom Senegal, an der Gränze der Wüste, und werden von den Mauren benutzt; das Gummi wird von ihnen auch häufig als Nahrungsmittel gebraucht. Das Gold findet sich nicht an der Küste, sondern kommt aus den weiter östlich liegenden Gebirgen, die auch sehr reich an Eisen sind, und vielleicht aus Sudan. Die europäischen Niederlassungen an diesem nördlichen Theile der Küste sind folgende:

Die Insel St. Louis, im Senegal, 2 Meilen von seiner Mündung, den Franzosen gehörig. Der Strom ist hier 1/2 Meile

breit und bildet viele Inseln; vor seiner Mündung hat er aber eine Sandbank oder Barre gebildet, welche die Einfahrt sehr erschwert. Die Insel selbst ist sandig und hat nur wenige Palmen und kein Trinkwasser; die blos mit dem Handel beschäftigten Europäer verschmähen den Anbau der übrigen fruchtbaren Inseln. Acht Monate hindurch ist das Klima heiter und schön, aber während der Regenzeit, vom August bis Ende November, ist es den Europäern höchst nachtheilig. Ein Kastell und einige 20 steinerne Häuser werden von Europäern bewohnt, das Uebrige besteht aus Rohrhütten der Neger. Auf einer Insel in einer südlichen Bucht des grünen Vorgebirges besitzen die Franzosen das Fort Gorée. Unweit der Mündung des Gambia, an seinem südlichen Ufer, haben die Engländer das Fort St. James und gegenüber den Ort Gellifrey (dschellifri), so wie noch einige Factoreien im Innern des Landes am Gambia und auf der Insel Ste. Marie an seiner Mündung. Die Portugiesen besitzen an der Mündung des Geba die Insel Bissao, mit einem Fort; tiefer im Lande am nemlichen Flusse eine befestigte Factorei im Dorfe Geba und einige Niederlassungen am Flusse Cazamanza. Die der Mündung des Geba gegenüber liegenden Bissagos-Inseln werden von unabhängigen und tapfern Negern bewohnt, welche unter ihren eigenen Fürsten stehen und mit den Portugiesen Handel treiben. — Einzelne französische Reisende sind schon oft von St. Louis aus in das Land zwischen Senegal und Gambia, bis in die östlichen Gebirge und an die Quellen beider Flüsse gedrungen, und das dürftige Resultat ihrer gefahrvollen Untersuchungen ist etwa folgendes gewesen. Beide Flüsse stehen etwa zwischen dem 6° und 7° O. L. während der Regenzeit durch einen alsdann schiffbaren Fluß, den Neriko, in Verbindung, welcher sonst sich nur in den Gambia ergießt. Die Einwohner zwischen beiden Flüssen sind, obgleich schwarz, keine wahre Neger, sie selbst behaupten, daß sie in älterer Zeit die nördlichen Gegenden Afrika's bewohnt hätten, aber von den Arabern seyen vertrieben worden. Sie zerfallen in 2 Hauptstämme, Fuhlas oder Poulens, und Jolofs; die ersteren sind tapfer und stolz und leben meist in Wäldern; die Jolofs sind wegen der schönen Schwärze ihrer Haut berühmt, sie sind sanfter und menschenfreundlicher als die ersteren. Beide sind größtentheils Muhammedaner, hassen aber und fürchten die Mauren. Auffallend ist es, daß fast in allen Gegenden, wo der Islam eingedrungen, sich Staaten gebildet haben, wo aber die Neger noch Heiden sind, sie meist in einzelnen Dörfern unter kleinen Oberhäuptern leben. Es werden uns zwischen diesen Flüssen viele solcher kleinen Reiche genannt, wie Howal, südlich von den Mündungen des Senegal; weiter östlich Futatoro. Im Süden des Gambia finden sich in der Ebene die Biafaren. Weiter östlich im Innern herrschen die viel gebildeteren Mandingos im Nor-

den und die **Fulas** im Süden; diese letzteren bewohnen die höchsten Theile des Gebirgslandes, wo sich die Quellen des Senegal und des Gambia befinden. Eine Menge kleiner Staaten sollen sich hier finden, wie **Bonnbuk** im N., **Dentila**, **Konkodu**, **Jallonkadu** und **Futa**: (welches Land zu bedeuten scheint) **Dschallon** weiter gegen Süden.

Der südliche Theil dieser Küste, auch wohl die **Sierra Leona-Küste** genannt, beginnt bei 10° N. B. und geht etwa bis zum Vorgeb. **Mesurado**. Ausgenommen am Vorgebirge Sierra Leona selbst ist die Küste nördlich und südlich davon äußerst flach. Sie wird vorzüglich von 2 Haupt-Negervölkern, den **Susuern** und den **Bulamern** bewohnt, welche Fetisch-Anbeter *) und äußerst abergläubisch sind: jedes Stück Papier, von einem Weißen beschrieben, gilt ihnen für ein wichtiges Amulet oder Bewahrungsmittel gegen jedes Unglück. So wie alle Neger, tragen sie stets mannigfaltige Amulete bei sich, die sie **Grigris** nennen. Das Vorgebirge Sierra Leona liegt am südlichen Ufer des gleichnamigen Flusses, welcher den Schiffen einen schönen und sichern Ankerplatz bietet; hier steigt von der über 100 Fuß hohen Küste ein schön bewaldetes mahlerisches Gebirge nach NO. und NW. empor; es führt den Namen **Sierra Leona**, **Löwen-Gebirge**, von der falschen Meinung, als ob es Löwen daselbst gebe. Die Entstehung der englischen Neger-Colonie auf dieser Küste war folgende: Ein wackerer Engländer, Granville Sharp, ergriffen von dem Elende vieler in den Straßen von London bettelnden Neger, faßte den Gedanken, diesen Unglücklichen eine Niederlassung in ihrem eigenen Vaterlande zu verschaffen und sie wo möglich zu fleißigen, freien Menschen zu bilden. Sein Plan fand Unterstützung, und 1787 wurden die ersten Neger dieser Art hierher gebracht, wo sie eine Stadt, **Freetown**, gründeten. Allein die Eifersucht der benachbarten Negerfürsten und der Sklavenhändler gegen diese Colonie freier Neger veranlaßte die Zerstörung der Stadt 1789, welche jedoch 1791 unter dem Namen **Granvilletown** unter Englands Schutze wieder errichtet ward. Eine andre Stadt, **Freetown**, ward bald darauf von solchen Negern angelegt, welche in Amerika Kriegsdienste geleistet hatten und hier dafür Ansiedelung erhielten. Allein auch diese Stadt ward 1794 von den Franzosen im Revolutionskriege zerstört. Sie ist aber wieder aufgebaut worden 1¼ M. von der Mündung des Flusses, widerstand 1801 einem Anfall der

---

*) Dieser Ausdruck, welcher von allen heidnischen Negern gebraucht wird, um ihre Neigung zum Aberglauben, zur Vergötterung irgend eines Gegenstandes, sey es Stein, Baum, Schlange u. s. w., anzudeuten, denen sie übernatürliche, gewöhnlich beschützende Kräfte beilegen, ist ursprünglich ein portugiesisches Wort: feticos, Zauberei, gleich dem Spanischen hechizos, beides von facere (Hexerei?).

benachbarten Neger und ward 1803 befestigt. Jetzt ist diese Colonie so emporgeblüht, und die Zahl der Einwohner hat sich vorzüglich auch durch solche Neger vermehrt, welche man auf Sklavenschiffen gefunden und befreit hat, daß jetzt Freetown 6000 Einw. zählt und mehrere andre Städte, wie Regentstown, Kissey, Wellington u. a. von 1000 bis 1500 Einw. entstanden sind. Die Gesammtzahl dieser freien Schwarzen mag jetzt schon 20000 betragen. Sie sind zum Christenthum bekehrt und im Ackerbau und allerlei Handwerken unterwiesen worden. Die Lage dieser Colonie ist reizend, die schönsten Berge und Wälder erheben sich hinter ihr, sie hat Ueberfluß an gutem Quellwasser und ein nur nicht für Europäer gesundes Klima. Die Regenzeit dauert hier vom Mai bis zum September. — Weiter südlich vom Vorgeb. Mesurado bis zum Vorgeb. der Palmen heißt die Küste Malaghetta-, Körner- oder Pfeffer-Küste, wegen der Menge Paradieskörner oder Malaghetta-Pfeffer, welcher hier erzeugt wird. An dieser Küste haben die N. Amerikaner seit 1821 etwa unter 6° N. B. ebenfalls eine freie Negerkolonie Liberia oder Monrowia gegründet, die bereits einige tausend Einw. hat. Kleinere Ansiedelungen dieser Art erstrecken sich schon bis nach Tradestown, 140 M. vom C. Mesurado.

b) Ober-Guinea, oder die von W. nach O. in verschiedenen Krümmungen vom Vorgebirge der Palmen bis zur Mündung des Del Rey sich erstreckende Küste, von wo sie sich fast im rechten Winkel nach S. wendet; gewöhnlich nimmt man aber die Gränze von Ober-Guinea erst beim Vorgeb. Lopez Gonsalvo unter 1° S. B. an, wie auch wir thun werden. Sie wird nach einer alten merkantilischen Benennung, die von den vorzüglichsten Handelsgegenständen entlehnt ist, in die Zahnküste, Goldküste, Sklavenküste und in die Küste Benin eingetheilt.

Im Allgemeinen ist diese Küste vom Vorgeb. der Palmen bis zum Del Rey sehr niedrig; nur weiter im Innern erheben sich mehrere Gebirgsreihen über einander und treten hin und wieder als Vorgebirge ins Meer. Der Boden ist nur stellenweise sandig, meist äußerst fruchtbar, aber auch sumpfig und für Europäer höchst ungesund; selten wird einer von ihnen hier über 50 Jahre alt, und von den neu Angekommenen bleiben nach etwa 3 Jahren kaum mehr als 1/3 am Leben; die Neger hingegen sind gesund und werden alt. Bösartige Fieber überfallen beinahe jeden im ersten Jahre nach seiner Ankunft, und auch die, welche sie überstehen, bleiben bleich und schwächlich; aber brustkranken Europäern soll das Klima günstig seyn. Zu den hier herrschenden Krankheiten gehört auch der sogenannte Guineawurm, welcher sich an jedem Theile des Leibes unter der Haut erzeugt, oft sehr lang wird und mit äußerster Vorsicht langsam herausgewunden werden muß; er findet sich nur im W. des Flusses Volta, wo das Wasser meist schlecht ist, dessen

Genuß man daher diese Krankheit zuschreibt. Zu den Sonderbarkeiten der hiesigen Witterung gehört die sogenannte Harmattan-Zeit, etwa um Weihnachten, wo dieser Ostwind weht. Die Sonne ist alsdann blaß wie der Mond, die Atmosphäre mit feinem Staube gefüllt und die Trockenheit der Luft außerordentlich groß, während sonst hier die Luft so feucht ist, daß man das Eisen nicht vor dem schnellsten Rosten verwahren kann. An dieser ganzen Küste ist die Brandung, welche selbst Booten nur eine schwierige Landung gestattet, äußerst gefährlich, auch fehlt es, mit Ausnahme der Flußmündungen, durchaus an guten Häfen. Die ganze Küste wird von sehr vielen Negervölkern bewohnt, welche alle auf einer niedrigen Stufe der Cultur stehen und durch das Verkehr mit den Europäern und den Genuß des Branntweins viel schlechter geworden sind, als die Bewohner der tiefer im Lande liegenden Gegenden. Alle sind Heiden, voll Aberglauben, meist unzuverlässig und grausam. Durch die Europäer sind sie alle mit Feuergewehren versehen und wissen sie gut zu brauchen. Die Portugiesen, welche diese Küste zuerst besucht, waren einst hier überall verbreitet, und noch wird ihre Sprache von vielen Negern gesprochen, welche überhaupt mit großer Leichtigkeit fremde Sprachen erlernen. Da die Niederlassungen der Europäer an dieser Küste keinen andern Zweck als den Handel haben, sie auch in der Regel wenig oder gar kein Gebiet außer ihren Forts besitzen, so ist uns nicht allein das Innere, sondern auch der Küstenstrich selbst sehr wenig bekannt. Wenn wir vom Vorgeb. der Palmen im W. beginnen, so finden wir zuerst die Zahn- oder Elfenbeinküste, welche bis fast zum Vorgebirge der 3 Spitzen reicht. Sie wird in einen westlichen Theil oder Küste der bösen Leute, und einen östlichen oder Küste der guten Leute getheilt; der Fluß Laho macht die Scheidung; die Benennung bezieht sich übrigens nur auf die verschiedene Aufnahme, welche die ersten europäischen Seefahrer einst hier gefunden. Die Europäer haben keine Niederlassung an dieser Küste, wohl aber wird sie von vielen Schiffen des Handels vorzüglich mit Elfenbein wegen besucht. Dicht am Vorgeb. der 3 Spitzen giebt es indeß ein kleines, jetzt holländisches Fort S. Antonio, und in der Nähe das von den Holländern verlassene Fort Hollandia, früher Friedrichsburg oder Brandenburg genannt, weil es zuerst von Brandenburgern unter dem großen Kurfürsten angelegt worden, 1720 aber an Holland abgetreten wurde. Vom Innern dieser Küste weiß man so gut als nichts. — Oestlich vom Vorgebirge der 3 Spitzen bis zum bedeutenden Flusse Volta erstreckt sich die Goldküste, an welcher fast alle europäische Niederlassungen liegen. Sie bestehen fast alle nur aus einem viereckigen, thurmartigen, sehr fest gebauten Fort, in dessen starken Wänden Schießscharten für Kanonen sich befinden; im Innern wohnt der Gouverneur und gewöhnlich nur wenige Mann Be-

sitzung; um dies Gebäude her liegen dann, oft noch von einem Erdwall umgeben, die übrigen Wohnungen, Magazine und Hütten der Neger, welche Leibeigene der Europäer; die Bevölkerung ist in den meisten äußerst schwach und auch die Festungswerke nur gut genug, um Negerangriffe auszuhalten. Bei allen diesen Niederlassungen übersteigen die Unkosten der Regierung bei weitem die Einnahmen, und manche möchten wohl, wenn einmal der Sklavenhandel ernstlich abgeschafft werden sollte, ganz eingehen. Unter den Negervölkern, welche man an dieser Küste kennen gelernt hat, zeichnen sich die Fanti's und die Aschanti's aus. Die ersteren bewohnen einen Theil dieser Küste selbst, hatten eine Art republikanischer Verfassung und waren einst mächtig. Seit 1806 sind sie aber von den im Innern wohnenden Aschanti's fast ganz vernichtet worden, welche sich in diesem Augenblick zu einer bedeutenden Macht emporgeschwungen haben und sogar den englischen Besitzungen im höchsten Grade gefährlich zu werden drohen. Die Aschanti's sind ein sehr kriegerisches Volk; ihrem Könige, unumschränkt in allen innern Angelegenheiten, stehen einige Häuptlinge und seine vornehmsten Heerführer als Räthe in politischen Dingen zur Seite. Sie haben in vielen Kriegen seit einem Jahrhundert mehrere benachbarte kleine Staaten unterjocht oder zinsbar gemacht, und 1824 sogar die Engländer vor Cape Coast geschlagen und das Fort selbst, wiewohl vergeblich, belagert. Sie sollen über 100,000 Bewaffnete stellen können. Ihre Religion und ihre Sitten sind äußerst blutdürstig: unaufhörlich werden Menschen geopfert, an Festen oft mehr als 100 zugleich, eben so bei Beerdigungen von Vornehmen, noch weit mehr bei denen von Personen der königlichen Familie. Stirbt der König selbst, so müssen über 100 seiner Diener und noch viel mehr Weiber ihm folgen. Ja bei Gelegenheit eines Sieges über die Fanti's wurden 3000 Mann geopfert, worunter 2000 gefangene Fanti's. Die Aschanti's bewohnen mehrere Städte, worunter jetzt Kumassi mit etwa 15000 Einw. die Hauptstadt ist. Sie liegt an einem Hügel von einem Sumpfe umgeben, hat breite Straßen und soll beinahe 1 Meile im Umfange haben.

Die Niederlassungen der Europäer an dieser Küste folgen von W. nach O. so auf einander, wobei wir indeß nur die wichtigsten nennen. St. Georg della Mina, gewöhnlich Elmina genannt, gehört den Holländern und ist der Hauptort ihrer hiesigen Besitzungen; es ward 1484 von den Portugiesen angelegt und 1637 von den Holländern erobert. Capo Corso oder Cape Coast Castle, die Hauptbesitzung der Engländer in dieser Gegend; die Schweden hatten es 1652 unter dem Namen Karlsburg angelegt, verloren es 1658 an die Dänen, 1659 eroberten es die Holländer und 1664 die Engländer. Anemabu, Winnebah und St. James Castle gehören ebenfalls den Engländern.

Crèvecoeur, dicht bei der Negerstadt Akra, ist holländisch. Christiansburg, von den Holländern erbaut und von den Dänen erobert, ist jetzt der Hauptort dieser letzteren; weiter östlich besitzen sie noch Friedensburg und einige kleine Factereien.

Vom Flusse Volta östlich bis zum Fl. Formosa oder Benin erstreckt sich die Sklavenküste; sie ist niedrig, sumpfig, ungesund, aber fruchtbar. Hier wird kein Gold mehr gefunden; der Hauptverkehr bestand bisher im Sklavenhandel. Die Europäer haben an dieser Küste nur wenige Niederlassungen; Fort William unter 20° O. L. gehört den Engländern. Das wenig bekannte Innere gehört zum Theil zu einem mächtigen Negerreiche, Dahome, dessen Beherrscher eine Leibwache von bewaffneten Weibern unterhält und in der Stadt Abomeh mit 24000 Einw. wohnt. Südlicher und an der Küste liegt das Reich Lagos, mit den Städten Lagos und Badagri, beide an der Küste. Von dieser letztern Stadt aus trat Clapperton 1827 seine letzte Reise nach dem Innern an, auf welcher er zu Sakkatu starb, und sein damaliger Diener Richard Lander nahm 1830 den nemlichen Weg und entdeckte die lange vermuthete Identität des Quorra mit den im Lande Benin mündenden Strömen. Auf diesen Reisen sind uns im Innern die Negerstaaten Jarriba, Borgu mit der Hauptstadt Boussa, am Quorra, wenigstens dem Namen nach bekannt geworden. Am letztern Orte fand Mungo Park 1805 im Schiffbruch den Tod. Der Sklavenhandel an dieser und den benachbarten Küsten war bis vor kurzem so bedeutend, daß man jährlich an 96000 Menschen rechnen konnte, welche von den Europäern dort abgeholt wurden, wovon etwa 60000 auf die Engländer, 20000 auf die Holländer, 12—14000 auf Spanier, Portugiesen und Schweden, 3000 auf die Dänen kamen. Sie wurden gegen Tabak, Rum, Branntwein, Zeuge und Gewehre nebst Pulver, Blei und Flintensteinen eingetauscht. Tief aus dem Innern wurden die Unglücklichen einzeln und in Haufen, dann zusammengeschlossen unter großen Mißhandlungen an die Küste gebracht. Hier kauften sie schwarze und weiße Sklavenhändler, welche ihre Agenten weit umher im Lande hatten; nach den empörendsten Untersuchungen, um ihren Gesundheitszustand zu erkunden, wurden sie nun in Kerkern aufgehäuft, bis die Schiffe kamen, sie zu kaufen. Auf den Schiffen selbst, in den engsten, ungesundesten Raum zusammengepreßt, oft gefesselt, schlecht genährt und gemißhandelt, starben nicht selten ein Drittel, ja die Hälfte dieser Unglücklichen auf dem Transport, zuweilen auch wohl brachen sie die Fesseln, und wenn sie nicht überwältigt wurden, war die Mannschaft des Schiffs das gerechte Opfer ihrer Wuth. Am schonendsten wurden sie noch von den Portugiesen aus Brasilien behandelt, am schlechtesten von den Amerikanern und Holländern, von den übrigen Europäern zeigten sich die Engländer als die mensch-

lichsten. Nimmt man noch dazu, daß unter diesen Unglücklichen die Meinung allgemein verbreitet war, die Weißen kauften sie nur, um sie zu fressen, so begreift man das Gräßliche ihrer Lage. Mag auch der Sklavenhandel in ganz Afrika allerdings seit Jahrtausenden bestanden haben, so ist doch die Zahl derer, die von andern als den Europäern gekauft werden, ungleich geringer, und ihr Loos bei den Muhammedanern, wo sie gewöhnlich nur als Hausdiener gebraucht werden, unendlich milder als das derjenigen, welche in den europäischen Plantagen in Westindien zu den schwersten ihr Leben verkürzenden Arbeiten unter den empörendsten Mißhandlungen, fern von ihrem Vaterlande, verurtheilt werden. Auch haben die ewigen Kriege unter den kleinen Negerfürsten erst seitdem die Europäer an diesen Küsten erschienen ihren rechten Anfang genommen, weil alle nur darauf bedacht waren, sich Gefangene und für diese europäische Waaren zu verschaffen. Dieser die Christen brandmarkende Handel ist nun zwar, zuerst durch die rastlosen Bemühungen des edlen Wilberforce, von allen europäischen Regierungen verboten, von den Nordamerikanern kürzlich für Seeräuberei erklärt worden, allein aufgehört hat er noch keinesweges. Unter spanischer Flagge wird er von einzelnen Amerikanern, Engländern, Franzosen und Portugiesen noch mit so traurigem Erfolge geführt, daß in einem Berichte an das englische Parlament die Zahl der aus Afrika in einem der letzten Jahre ausgeführten Neger noch immer auf 80000 angegeben wurde; die meisten davon gehen nach Kuba, Brasilien, Buenos Ayres und das südliche Amerika überhaupt.

Auf die Sklavenküste folgt östlich die Küste Benin vom Ausfluß des Benin oder Formosa bis zur Biafra-Bai. Diese flache, ungesunde, von vielen Flüssen durchschnittene Küstengegend, wird wahrscheinlich bald als das Delta des Quorra oder Joliba erkannt werden, welcher hier, wie viele andre große Ströme, sich durch viele Mündungen ins Meer ergießt. Die Europäer haben keine Niederlassungen an dieser Küste, sie soll aber gerade jetzt des Sklavenhandels wegen am stärksten besucht werden. Ein mächtiges Negerreich, Benin, beherrscht diese ganze Gegend; die Hauptstadt Benin liegt am linken Ufer des gleichnamigen Flusses, 18 M. von seiner Mündung, in einer sumpfigen Gegend; die Menschenopfer sind hier eben so häufig als in Dahome und bei den Aschanti's. Am linken Ufer des Benin wird ein von Benin abhängiges Reich, Awerri, genannt, welches im 17ten Jahrhundert eine Zeitlang sich zum Christenthum bekannt haben soll. Andre Negerstädte im Innern sind Boni, Neu-Kalabar und Funda. Oestlich von der Bai von Biafra bis zum Del Rey wird das Land Alt-Kalabar genannt; die Engländer haben hier die Factorei Dukestown. Das Land zwischen dem Del Rey wo die Küste eine ganz südliche Richtung annimmt, und dem Kamerones ist ein hohes Gebirgsland, das Land der Amboser genannt.

Südlich vom Camerones, bis zum Cap St. Johann erstreckt sich das ganz unbekannte Land Biafara. Die Küste ist höchst ungesund und wird daher von Europäern selten besucht. Vor dieser Küste liegen verschiedene größere Inseln, die Guinea-Inseln genannt; es sind folgende: Fernando Po, in dem Winkel, welchen hier die Küste bildet; sie hat ihren Namen von ihrem ersten Entdecker 1471 erhalten. Sie soll 13 M. im Umfang halten, ein gesundes Klima und sehr fruchtbaren Boden haben; die Einwohner stammen zwar zum Theil von Portugiesen ab, sind aber fast ganz zu Negern geworden. Diese Insel wurde 1777 von Portugal an die Spanier abgetreten, welche sie indeß nicht benutzt haben. Seit 1827 haben die Engländer hier eine Niederlassung Clarence Cove gegründet. Unter dem 2° N. B. liegt die Prinzen-Insel, kleiner als die vorige, aber höchst fruchtbar und reich an gutem Wasser; sie soll 40000 Einw. haben; die Hauptstadt St. Anton, mit einem guten Hafen, dient den Schiffen als Erfrischungspunkt. Sie gehört den Portugiesen. Zwischen 0 und 1° N. B. liegt die etwas größere Insel St. Thomas, mit einem 8000 F. hohen Berge, die Luft ist aber hier sehr ungesund. Sie hat 15000 Einw. und gehört den Portugiesen. Unter 1° 30′ S. B. liegt die kleine Insel Annabon, nicht ganz so ungesund, wie St. Thomas, aber mit einer geringen Bevölkerung; sie ist zwar 1777 an Spanien von den Portugiesen abgetreten worden, soll aber unbesetzt seyn.

c. Unter-Guinea, auch wohl die Küste Congo genannt, vom Vorgebirge Lopez Gonsalvo, oder vom Aequator bis zum Cap Negro, unter 16° S. B. Diese seit 300 Jahren von Portugiesen, Franzosen und Engländern des Handels wegen sehr stark besuchte Küste gehört dennoch zu den unbekanntesten Gegenden der Erde. Im Allgemeinen ist die Küste flach, sandig und sumpfig, die Hitze ist sehr groß und daher die Luft für den Europäer höchst ungesund. Weiter nach O. erheben sich terrassenförmig sehr hohe Gebirge, wo das Klima milde und gesund, der Boden höchst fruchtbar und die Bevölkerung sehr stark seyn soll. Weiter östlich liegt das hohe Bergland Matemba. Die Einwohner sind Neger, aber weniger schwarz als olivenfarbig und weniger kraftvoll gebaut als die von Ober-Guinea. Der Grundzug ihres Chrakters scheint Gutmüthigkeit zu seyn; an der Küste sind sie durch Sklavenhändler, Matrosen und Branntwein höchst verderbt.

Als die Portugiesen zuerst hier landeten, soll fast die ganze Küste nur Ein Reich, Congo, ausgemacht haben, welches aber seitdem in drei zerfallen: Loango im N., Congo in der Mitte, und Angola und Benguela im S. Im S. des Zaire, des Hauptstroms dieser Küste, war sonst der Einfluß der Portugiesen sehr mächtig; sie hatten eine Menge Missionen zur Verbreitung des Christenthums, und 1490 soll bei Gelegenheit eines Krieges ein

König von Congo mit vielen Hunderttausenden seiner Unterthanen die Taufe empfangen haben. Noch jetzt nennen sich viele Neger dieser Küste Christen; ihr Christenthum besteht aber nur darin, ein Kreuz und Reliquien bei sich zu tragen; übrigens sind sie Fetisch-Anbeter wie die übrigen, und eben so sittenlos. Im N. des Zaïre, oder im Lande Loango, haben die Portugiesen an der Küste Factoreien zu Malimba und Kabinda. Im S. des Zaïre liegt das von den Portugiesen abhängige Land Congo, mit der großen Stadt S. Salvador, im Innern des Landes. Weiter südlich, im Lande Angola liegt die portugiesische Hauptstadt S. Paolo de Loanda. Im südlichsten Theile dieser Küste, oder dem Lande Benguela, liegt S. Felippe de Benguela. Auch in dem noch gänzlich unbekannten Innern des Landes sollen die Portugiesen Factoreien besitzen, deren Handel sich bis zur O. Küste von Afrika ausdehnt. — Die Küste endlich von C. Negro bis zum Oranje-Riwer, oder vom 16° — 30° S. B., ist eine unbekannte dürre Wüste.

X. Die Südspitze, oder das Capland.

Wenn gleich die Landcharten gewöhnlich den großen Orangefluß, welcher unter dem 29° S. B. von O. nach W. fließt und unter 28° 30′ in den atlantischen Ocean mündet, als die nördliche Gränze des Caplandes angeben, so fehlt doch viel, daß die europäischen Ansiedelungen diese Gränze wirklich erreichen. Die wahre nördliche Gränze ist westlich die Mündung des Sandflusses, unter 29° 45′ N. B.; von hier nach O. zu senkt sie sich aber bedeutend gegen S., etwa bis zum 32°, und steigt dann wieder gegen O. bis zu 30° 40′ S. B. Im O. machte bisher der große Fischfluß die Gränze, sie ist aber seit 1820 einige Meilen weiter bis zum Keisikamma vorgerückt worden. Die Länge der europäischen Besitzungen beträgt hier von W. nach O. etwa 120 M., von N. nach S. aber im W. etwa 63 M., meistentheils aber nur 33 M. Das ganze Gebiet der Cap-Colonie mag an 1000 □ M. betragen. Die wichtigsten Punkte der Küste sind folgende: An der Westküste die St. Helena-Bai, unter 32° 40′ S. B.; die Saldanha-Bai, unter 33° 10′; die Tafelbai, woran die Capstadt liegt, unter 33° 54′ S. B., sie wird östlich durch das feste Land, westlich durch ein kleines nach N. vorspringendes Vorgebirge geschützt. An der südwestlichsten Ecke des Welttheils erstreckt sich eine bergige Halbinsel nach S., deren südlichste Spitze, 34° 2′ S. B., das Vorgebirge der guten Hoffnung oder

das Cap bildet; ihr zur Seite östlich, an der Südküste, öffnet sich die sehr große falsche Bai. Weiter östlich ist das südlichste Vorgebirge von Afrika, das Cap Agulhas (aguljas). Hierauf folgen an der Südküste mehrere große aber nicht tiefe Busen, wie die Sebastians=Bai, die Muschel=Bai, die Plettenbergs=Bai, die Algoa=Bai. — Drei Gebirgszüge streichen von W. nach O. parallel mit der Küste; der südlichste in einer Entfernung von 4—10 M. von der Küste hat keinen allgemeinen Namen; der südlich daran gelegene Küstensaum ist der fruchtbarste und am besten bewässerte Strich dieser Gegend. Die zweite Parallele wird durch die Zwarte=(schwarze) Berge gebildet; sie sind höher und schroffer als die vorigen, und zwischen ihnen und den vorhergehenden liegen schon große Ebenen, hier Karro's genannt, welche thonig und unfruchtbar wahre Steppen sind; nur an den Flüssen ist Vegetation und Anbau. Die dritte nördlichste Gebirgsreihe, die höchste von allen, sind die Nieuwevelds=Berge; ihre östlichen nach N. O. streichenden Theile heißen die Schneeberge. Einige ihrer Gipfel sind über 10000 F. hoch. Zwischen ihnen und den schwarzen Bergen dehnt sich eine ungeheure, an 3000 F. hoch liegende und ganz unfruchtbare Ebene aus, der große Karroo oder die große Steppe genannt. Die meisten dieser Gebirge sind waldlos und höchst schroff und öde. Im W. werden diese drei Ketten durch verschiedene von S. nach N. streichende Gebirgszüge, worunter die Roggevelds=Berge die höchsten sind, verbunden; auch zwischen diesen sind viele sandige und thonige Steppen. So steigt man also vom Meere oder von S. aus über mehrere immer höhere Terrassen, bis man endlich im N. der Nieuweveldsberge die höchste Terrasse, das eigentliche Hochland des südlichen Afrika, eine an 6000 F. hohe Ebene erreicht, welche wüst und unbekannt ist. — Die Hauptflüsse der Colonie sind folgende: a) nach W. fließende, der Oranjeriwer, Orangefluß oder Gariep, er entspringt in unbekannten, nordöstlichen Gegenden des Hochlandes, fast unter dem Wendekreise und ergießt sich unter 28 ½° durch eine fast versandete Mündung in den atlantischen Ocean; der Sandfluß oder Koussin; der Elephantenfluß, er mündet unter 31° 40′ S. B.; der große Bergfluß, er kommt von den Roggevelds=Gebirgen und mündet in die St. Helena=Bai. b) Nach S. fließen: der Breede=(breite) Fluß, er fällt in die Sebastians=Bai; der Gauritz=Fluß, er kommt zum Theil von den schwarzen Bergen und nimmt von W. her den Büffels=Fluß, von O. den Elephanten=Fluß (vom vorigen verschieden) auf; sein Hauptarm aber, der große Löwen=Fluß, kommt von den Nieuwevelds=Bergen. Der Camtuhs=Fluß kommt von den Nieuweveldsbergen und fällt in die Bai, die nach ihm benannt wird; der Sontags=Fluß kommt von den Schneebergen und fällt in die Algoa=Bai; der große Fisch=

Fisch-Fluß; ebenfalls aus den Schneebergen; endlich der Keiskamma, welcher jetzt die östliche Gränze des Capgebiets bezeichnet. Sie sind fast alle nicht sehr fischreich, durch Sandbänke und Felsen unfahrbar, auch trocknen viele in der heißen Jahreszeit gänzlich aus. — Ein sehr großer Theil des Bodens, die Karroo's, ist gänzlich unfruchtbar und auch das angebaute Land ist meist thonig und nur nach starkem Regen zu bearbeiten, dann aber auch äußerst fruchtbar. Die Hauptproducte bestehen in Wein, Getreide, allen europäischen und den meisten Südfrüchten, Rindvieh und Schaafen. Der Holzmangel ist sehr empfindlich und bis jetzt hat man nur noch wenige Spuren von Steinkohlen oder Braunkohlen gefunden; nur in der Nähe der Pleitenbergs-Bai finden sich noch einige spärliche Wälder. Der Reichthum an Blumen, besonders Zwiebelgewächsen, Geranien und schönen Heiden ist sehr groß. An wilden Thieren giebt es Elephanten, Rhinocerosse, Löwen, Panther, Hyänen, Schakals, Zebra's, Gnu's und viele Antilopen, natürlich nur in den entlegeneren Gegenden; eben so Strauße, Pelikane und viel wildes Geflügel. An Fischen und Austern ist Ueberfluß.

Das Klima des Caps gilt für sehr gesund, aber angenehm ist es nicht. Man kann hier fast unsere vier Jahreszeiten erkennen. Der Frühling vom September bis December, der Sommer bis zum März, der Herbst bis zum Juni und der Winter bis wieder September. Dieser Winter besteht aber nur in sehr starken und häufigen Regen und heftigen Nordwest-Stürmen; 6 Monate des Jahres fällt kaum ein Tropfen Regen, und in dieser heißen Jahreszeit weht fast beständig der Südostwind, wenigstens bei Tage mit großer Heftigkeit, und ist für alle Vegetation verderblich. Das Unangenehmste ist der plötzliche, fast täglich durch Stürme und Gewitter herbeigeführte, sehr große Wechsel der Temperatur. Im Winter verträgt man hier ein Kaminfeuer wie in England. Eigentlich einheimische Krankheiten kennt man nicht, mit Ausnahme der unausbleiblichen Folgen der trägen Lebensweise und der zu häufig genossenen Lebensmittel und hitzigen Getränke, denen die Colonisten sehr ergeben sind.

Die Eingebornen dieser Gegenden sind die Hottentotten und die Kaffern. Die Hottentotten, eben so verschieden von ihren nordwestlichen Nachbarn als von ihren östlichen, den Kaffern, welche in ihren Gesichtszügen eine auffallende Aehnlichkeit mit den Chinesen haben. Sie selbst nennen sich Quaiquà. Von den Holländern auf das schmähligste unterdrückt, schlimmer als die Negersklaven behandelt, hat ihre Zahl sich außerordentlich vermindert, es mag ihrer kaum noch 28000 im ganzen Umfange der Colonie geben. Die Kinder eines Europäers und einer Hottentottin werden Baastards genannt und bilden einen nicht unbedeutenden Theil der Bevölkerung. Die Haut der Hottentotten ist gelb-

lich braun, sie schmieren sie gern mit Fett ein und bestreuen sich mit Staub, wodurch sie ganz schwarz scheinen. Ihre Haare sind dünn und äußerst hart. Im Ganzen sind sie schwach. Die Weiber, in der Jugend oft schön gebaut, werden ungestalt, sobald sie Kinder geboren haben. Ihre Bekleidung besteht fast nur in einem Gürtel, einem Schaaffell gegen die Kälte und einer Art von Schurz, welchen sie wie unsere Bergleute den ihrigen tragen. Ihre Waffen bestehen in einem Wurfspieße, Hassagai, einem Bogen und Pfeile, welche meist vergiftet sind. Sie können lange hungern, essen dann aber auch wieder unglaublich viel auf einmal, auch die ekelhaftesten Nahrungsmittel verschmähen sie nicht. Durch die Europäer haben sie den Tabak und den Branntwein kennen gelernt, welche sie leidenschaftlich lieben. Alle Spuren ihrer ursprünglichen Religion sind ihnen verloren gegangen. Obgleich sie als stumpfsinnig verschrieen werden und in der That selten nur bis 5 zählen können und fast nie ihr Alter anzugeben wissen, sind sie doch äußerst gutmüthig und gelehrig. Man hat sehr gute und sogar reinliche Soldaten aus ihnen gebildet, und die von christlichen Missionaren gestifteten Gemeinden zeichnen sich durch Reinlichkeit, Fleiß und Sittsamkeit aus. Ihre ganz eigenthümliche Sprache hat das Besondere, daß fast jedes Wort mit einem gewissen Schnalzen begleitet ist, wodurch oft der Sinn des Wortes sehr modificirt wird. Die Buschmänner sind kein eignes Volk, sondern ein Stamm der Hottentotten, welche frei geblieben; die Holländer haben ihnen diesen Namen gegeben, weil sie in Büschen versteckt auf ihre Beute lauern. Sie sind sehr klein von Gestalt, haben weder Ackerbau noch Viehzucht, und leben, außer vom Raube, von Ameisen, von Heuschreckenlarven und einigen Zwiebelarten. Sie leben oft in kleinen Dörfern oder Kraals vereinigt, ihre Hütten sind nur 3 Fuß hoch und rund. Gereizt durch die Grausamkeiten der Colonisten gegen sie, sind sie selbst äußerst blutdürstig und raubsüchtig geworden, und da sie unglaublich schnell sind und sich stets vergifteter Waffen bedienen, so sind sie gefährliche Feinde. Sie hausen im Norden der Colonie. — Die Kaffern, jetzt die östlichen Nachbarn der Colonie, sind zum Theil aus ihren früheren westlicheren Wohnsitzen verdrängt worden, und eingedenk der Ungerechtigkeiten der Europäer, jetzt ihre erbitterten Feinde. Auch sie machen einen eigenthümlichen Menschenschlag aus. Sie sind fast schwarz, aber durchaus nicht negerartig, schlank und kräftig gebaut; die Weiber sind schön und dabei sittsam; es scheint, ihr Haß gegen die Europäer hat sie vor deren Lastern bewahrt. Sie sind ehrlich, wahr und tapfer: nie greifen sie im Hinterhalt an, nie sind ihre Waffen vergiftet; diese bestehen außer dem Wurfspieß in einer 2½ F. langen Keule Kaussi, und einem Schilde von Büffelfell. Sie gehen fast ganz nackt, nur die Weiber tragen Mäntel von Thierhäuten. Den Ackerbau lieben sie nicht, nur die Weiber bauen etwas

Tabak und Hanf, Mais und Hirse; dagegen halten sie viel schönes Rindvieh, womit sie auch mit den Colonisten Handel treiben. Ihre Sprache soll sehr sanft und wohlklingend seyn. Merkwürdig ist, daß die Beschneidung bei ihnen, doch nicht als religiöser Gebrauch, Sitte ist. Sie haben eine monarchische Verfassung und erbliche Könige, deren Macht aber sehr unbedeutend ist.

Die Colonisten kann man in 3 Klassen theilen. Die Weinbauern, meist in der Nähe der Capstadt, sind die wohlhabendsten von allen. Sie sind meist französischer Abkunft, haben aber ihre Sprache längst vergessen, doch zeichnen sie sich durch Lebhaftigkeit und Bildung vor den übrigen vortheilhaft aus. Ihr größter Stolz ist, mit 6—8 schönen Pferden nach der Capstadt zu fahren. Sie versehen das Land nicht allein mit Wein, sondern auch mit Branntwein, und ihre Haushaltung ist auf europäischen Fuß eingerichtet. Nach ihnen sind die Kornbauern die reichsten; es sind meist Holländer. Sie bauen das fruchtbare Land höchst nachlässig; statt der Pferde bedienen sie sich der Ochsen, welche auch das Getreide ausdreschen. Obgleich gewöhnlich groß und stark, sind sie unglaublich träge; alles müssen die Sklaven verrichten; dreimal des Tages sehr nahrhafte Speisen genießen und viel Branntwein trinken, beständig Tabak rauchen und still sitzen, ist ihr höchstes Glück; in den entfernteren Gegenden können viele nicht lesen und schreiben. Die Gras- oder Viehbauern endlich bestehen größtentheils aus verlaufenem Gesindel, Matrosen, Deserteurs, Flüchtlingen aus allen Weltgegenden, welche in den abgelegenen Districten mit ihrem Vieh umherziehen, selten eine feste Wohnung haben und meist in ihren gegen den Regen durch eine Lehmdecke nothdürftig geschützten Wagen in der größten Unreinlichkeit und Trägheit leben. Sie sind es besonders, welche durch ihre Grausamkeit gegen Hottentotten und Kaffern die Europäer dort so verhaßt gemacht haben. — Obgleich die Holländer bei ihrer Ankunft auf dem Cap das zahlreiche, gutmüthige und gelehrige Volk der Hottentotten fanden, deren Dienste sie um eine Kleinigkeit erlangen konnten, so wurden doch nach und nach viel Sklaven, theils Malaien, theils Neger eingeführt. Die Malaien sind zwar bei weitem die geschicktesten, aber auch boshaft und unzuverlässig; die Neger werden theils zur Feldarbeit benutzt, theils als Haussklaven, deren jede wohlhabende Familie in der Hauptstadt mehrere hat, denen dann gewöhnlich die Pflege der Kinder übergeben ist, was nicht wenig zum Verderben der Jugend beiträgt. Indeß werden die Sklaven in der Regel milder behandelt als die Hottentotten, weil sie Geld gekostet haben und man sie verkaufen kann, was mit den Hottentotten nicht der Fall ist. Die Zahl der Neger in der ganzen Colonie beträgt an 32000, wovon etwa ein Viertel in der Hauptstadt.

Die Portugiesen, obgleich die Entdecker des Caps, haben nie sich hier niedergelassen. Erst 1610 errichteten die Holländer hier ein Fort, und 1652 wurden die ersten Colonisten hier angesiedelt. Sie erkauften für allerhand Tand den Grund und Boden, gingen aber bald so betrügerisch und gewaltsam zu Werke, daß zwischen 1659 und 1661 ein allgemeiner Angriff der Hottentotten erfolgte, der jedoch zurückgewiesen wurde und den Holländern ein Gebiet von 3 Meilen in jeder Richtung von der Stadt verschaffte. Die Widerrufung des Edicts von Nantes führte mehrere französische Réfugiés hierher, welche die nachher so berühmt gewordenen Weinberge anlegten. Obgleich sich die Colonie seitdem immer mehr erweiterte, ward sie doch von der holländischen Regierung fast argwöhnisch behandelt, weil man fürchtete, sie möchte den Handel nach Ostindien beeinträchtigen. Im Jahre 1795 ward die Capstadt nach leichtem Widerstande von den Engländern erobert, aber 1803 im Frieden zu Amiens zurückgegeben. Allein als der Krieg aufs neue ausbrach, eroberten die Engländer diese wichtige Besitzung 1806 zum zweiten Mal und haben sie seitdem behalten. In der That scheint es, als ob sich seitdem der Zustand der Colonie sehr gehoben habe; denn während die ganze Bevölkerung noch 1818 nur 99000 Menschen betrug, ist sie 1827 schon auf 140,000 gestiegen, worunter 84000 Holländer und 35000 Sklaven.

Die ganze Colonie wird jetzt in eine westliche und eine östliche Provinz und jede derselben in mehrere Districte getheilt. Zur westlichen Provinz, deren östliche Gränze der Gauritzfluß ist, gehören:

1. Der Cap-District. Er erstreckt sich von der Helena-Bai bis zur falschen Bai, und ist zwar der kleinste aber der angebauteste und fruchtbarste Theil der Colonie. Am südlichen Ufer der Tafel-Bai, unter 33° 55′ S. B., liegt die Capstadt, eine nette, wohlgebaute Stadt, deren Gassen alle rechtwinklig, die Plätze geräumig, die Häuser meist von Stein sind. Sie wird von einem Bache bewässert und von einigen mit Bäumen besetzten Kanälen durchschnitten. Sie hat fünf Kirchen und eben so viele Moskeen für die zahlreichen Malaiensklaven, einen Justizhof und ein Theater. Die Zahl der Einwohner beträgt 19000, worunter 8000 Neger. Die Gouverneurswohnung liegt im S. der Stadt am Fuße des Tafelberges. Oestlich von der Stadt liegt die Citadelle, mit großen Kasernen, Magazinen und einem Waisenhause; viele Batterien beschützen die Bai. Die Tafel-Bai gewährt den Schiffen nur im Sommer, wo der Südostwind herrscht, Sicherheit; im Winter suchen sie die falsche Bai auf, auch wohl die Saldanha-Bai, der es aber an frischem Wasser und an Holz fehlt. Im S. der Stadt erhebt sich äußerst schroff der Tafelberg, er besteht bis auf zwei Drittel seiner Höhe aus Granit, der obere Theil aus quarzigem Sandstein, die Höhe seiner verschiedenen Gipfel beträgt 3300 bis 3500 F. Der westliche Gipfel ist der eigent-

liche Tafelberg, der östliche wird der Teufelsberg genannt. Im W. der Capstadt liegt der Löwenberg, dessen südlichster Gipfel das Löwenhaupt, der nordöstliche Theil aber der Löwenrumpf genannt wird. Beide sind nur mit Heidekraut und niedrigem Gesträuch spärlich bewachsen. Nach S. zu fällt der Tafelberg terassenförmig ab und bildet die Kette, welche sich in das Vorgebirge der guten Hoffnung endet. Zwischen der falschen Bai und der Tafel-Bai liegen die Berge, welche den ächten Constantia-Wein hervorbringen, es werden 50—100 Stückfaß, zu 600 Maaß, jährlich gewonnen, die Trauben sind Muskateller und sollen aus Persien herstammen; im Ganzen werden aber im District der Capstadt an 2 Mill. Maaß Wein gewonnen und viel Branntwein bereitet. Eine neu entstandene Anlage von etwa 200 Häusern an der Simons-Bai droht dem Handel der Capstadt gefährlich zu werden.

2. Der District Stellenbosch, im O. des Cap-Districts, hat ebenfalls starken Weinbau. Der Hauptort Stellenbosch hat etwa 1700 Einw. In der Herrenhuter-Colonie Gnadenthal befinden sich an 1400 meist hottentottische Einw., welche sich durch Fleiß, Reinlichkeit und gute Sitten auszeichnen. Diese Niederlassung entstand 1737, mußte aber mancher Hindernisse wegen 1744 wieder aufgegeben werden. Eine ähnliche Colonie ist 1808 zu Grönekloof, im N. der Capstadt, angelegt worden.

3. Der District Zwellendam; er enthält das meiste zusammenhängende Fruchtland der ganzen Colonie. Nördlicher zwischen beiden Gebirgsketten werden noch viele Antilopen und Zebra's angetroffen; auch hat man hier noch die besten Wälder. Hauptorte sind Zwellendam und der Hafen Beaufort.

4. Der District Worcester, im N. der vorigen, umfaßt die ehemaligen Districte Bokkeveld und Tulbagh. Der Hauptort ist Tulbagh.

Zur östlichen Provinz rechnet man die Districte: 1) George, an der Küste östlich vom Gauritz. Sie hat nur etwa 6000 Einw., aber noch bedeutende Waldungen. Der Hauptort ist das erst 1811 am schwarzen Flusse angelegte Georgetown. Nicht weit davon liegt die Herrenhuter-Colonie Pakaltsdorf, mit etwa 300 Einw. 2) Uitenhage (euten—), an der Küste östlich von George, bis zum Sontagsflusse, mit dem Hauptorte gleiches Namens und der Herrenhuter-Colonie Bethelsdorp. 3) Albany, weiter östlich an der Küste, bis zum Kaffernlande. Die Oerter Grahamstown, Bathurst und die Herrenhuter-Colonieen Enon und Theopolis, sind alle erst in der neuesten Zeit angelegt. 4) Somerset, mit dem Hauptort gleiches Namens, liegt nördlich von Albany, und ist, wie 5) Graaf Reynett, welcher sich nördlich bis zu den Schneebergen erstreckt, fast nur für Viehzucht geeignet. Der Ort Graaf Reynett liegt am Sontagsflusse.

Nördlich von den Capländern dehnt sich die ungeheure Hochebene S. Afrika's, ohne bedeutende Gebirge, aus und ist uns bis zum 24° S. B. einigermaßen bekannt. Dem Eifer christlicher Missionäre, welche mit gutem Erfolg sich der Bildung der verschiedenen hier hausenden Völkerschaften angenommen und überall Ackerbau und ein friedliches und wohlgeordnetes Leben verbreiten, verdanken wir die wenigen Nachrichten über diese Gegenden. Bis zum Oranjefluß leben im W. bis zur Küste verschiedene Hottentotten-Stämme, worunter die Kleinen Namaquas und die Koranas die bekanntesten sind; im O. die schon vorhin erwähnten Buschmänner. Im N. des Oranjeflusses, hausen westlich die Großen Namaquas und nördlich die Beetjuanen, ein viel schönerer Menschenstamm als die Hottentotten. Sie hatten schon vor der Ankunft der Missionäre etwas Ackerbau und höchst bedeutende Viehzucht und leben in reinlich gehaltenen Flecken und kleinen Städten. Man fand bei ihnen die Beschneidung und die Pockenimpfung, welche sie an der Stirn verrichten. Es sind hier eine ganze Reihe von Missionsniederlassungen entstanden, wovon Griquatown oder Klaarwater unter 28° 40' S. B., Neu-Littaku unweit des Flusses Krumann, und Alt-Littaku am Flusse Maklareen die bedeutendsten sind. Noch weiter nördlich wird uns eine Stadt Maschow genannt, welche mit den umliegenden Dörfern 12000 Einw. haben soll.

XI. Die Ostküste.

Diese Küste, von den Gränzen der Cap-Colonie bis zum Vorgebirge Guardafui, obgleich seit 300 Jahren von Europäern wegen des Handels mit Gold, Elfenbein und Sklaven häufig besucht, zum Theil sogar von ihnen besetzt, gehört dennoch zu den am wenigsten bekannten Ländern der Welt. Wir können daher hier nur das Wenige, was wir von älteren und neueren Reisenden darüber erfahren, kurz zusammenstellen.

Die ganze Küste wird von S. nach N. von den Europäern in folgende 5 Küstenstriche getheilt.

1. Die Kaffernküste oder Natalküste; letztern Namen führt sie von drei Vorgebirgen, welche die erste, zweite und dritte Natalspitze (Weihnachtspitze) genannt werden; nach Einigen erstreckt sie sich bis zum Cap Corrientes, nach Andern nur bis zur da Lagoa-Bai, welche einen schönen und geräumigen Ankerplatz darbietet. Diese Küste, wegen der Strömmungen gefähr-

lich, ist noch nie untersucht worden, sie wird indeß des Fischfanges, vorzüglich des Wallfischfanges wegen besucht. Das Innere bewohnen die Kaffern, welche einst an dieser Küste bis Quiloa oder bis zu 9° S. B. verbreitet waren, aber von der Küste ins Innere zurückgedrängt worden sind. Sie zeichnen sich vor den meisten Süd-Afrikanern durch Kunstfertigkeit aus und sollen gute Eisen- und Goldarbeiter seyn. Die Kaffern sind zwar ein negerartiges Volk, aber von brauner Farbe und oft schöner Gesichtsbildung. Sie leben fast einzig und allein von der Rindviehzucht, in Dörfern und Städten, unter vielen kleinen Häuptlingen oder Fürsten. Der schmale Küstensaum ist heiß und fruchtbar, das Gebirge, welches im Innern sich an das große Hochland S. Afrika's anschließt, leidet oft an Dürre. Auch unter diesem Volke sind mit gutem Erfolge Missionsanstalten errichtet worden.

2. Die Küste Sena oder Sofala, von der da Lagoa-Bai bis zu den Mündungen des Zambese oder Sena. Dieser größte Fluß der Ostküste entspringt in den hohen, unbekannten Gebirgen des Innern, welche das Lupata-Gebirge, auch wohl Spina mundi (Rückgrat der Welt) genannt werden, und durchbricht in vielen Wasserfällen und gefährlichen Stromschnellen die Gebirge, bis er die Ebene erreicht, wo er häufige Ueberschwemmungen veranlaßt und durch ein großes Delta und unter 18° bis 19° S. B. ins Meer fällt. Diese Küste zeigt zwar wegen der Ueberschwemmungen eine schöne Vegetation, ist aber höchst ungesund. Das Innere des Landes ist durchaus waldig. Als die Portugiesen hier zuerst landeten, herrschten die Araber an der Küste, diese vertrieben sie und drangen sogar zweimal mit den Waffen tief in das Innere, 1570 und 1600, um die goldreichen Gegenden aufzusuchen, beide Male jedoch mit unglücklichem Erfolge; doch besitzen sie noch Factoreien im Innern und an der Küste von Cap Corrientes bis Cap Delgado, also vom südlichen Wendekreise bis zum 10° S. B. Im Innern wird uns in älterer Zeit ein mächtiges Reich, Monomotapa, genannt, welches aber nie der Name eines einzelnen Landes, sondern eines Reichs war, welches indeß schon 1600 in viele unabhängige Provinzen zerfallen war. Was jetzt noch so genannt wird, liegt etwa zwischen dem 16° und 20° S. B. Die Portugiesen besitzen darin noch ein Fort Tete am Zambeze, die nordwestlichste ihrer Ansiedelungen, und einige Factoreien. Im S. von Monomotapa liegt die goldreiche Gegend Manika, wo das Gold in allen Bächen, vorzüglich aber in der Dammerde gefunden wird. An der Küste besitzen die Portugiesen Inhambane, unter dem Wendekreise, die südlichste ihrer Ansiedelungen; Sofala, ein elendes Dorf mit einem Fort, 21° S. B., und Quilimance, am nördlichsten Arme des Zambese, ihr Haupthafen in dieser Gegend. Andre europäische Schiffe werden aber in allen diesen portugiesischen Besitzungen höchst ungern zugelassen. Der

Hauptort der Portugiesen ist Sena am Zambeze mit 2000 Einw., 30 Meilen von der Mündung des Flusses.

3. Die Küste Mozambique (—ke), vom Ausfluß des Zambese bis zum Cap Delgado, 10° S. B. Sie wird als das Eigenthum der Portugiesen betrachtet. Sandbänke, welche sich parallel mit der Küste hinziehen, machen die Annäherung gefährlich. Die Meerenge zwischen dem festen Lande und Madagaskar ist ungefähr 60—80 M. breit, sie wird häufig von Wallfischen besucht und hat viele über die Meeresfläche hervorsprudelnde süße Quellen. Die Küste selbst ist von unzähligen kleinen Flüssen trefflich bewässert, aber sehr ungesund. Die Bewohner des Innern werden uns Maquas genannt, und sind Neger, häßlich von Gestalt, aber kriegerisch und treu; sie sollen sich bis in die Gegend von Melinde unter 4° S. B. ausdehnen. Der einzige portugiesische Platz an dieser Küste, zugleich aber ihr Hauptort an dieser Seite Afrika's, ist die Stadt Mosambique auf einer kleinen sandigen, unfruchtbaren Insel, welche dicht vor einer Bai liegt, unter 15° S. B. Sie wurde 1510 angelegt, hat einen trefflichen Hafen und ein sehr starkes Fort. Alles aber ist hier so sehr im Verfall, daß die Stadt europäischen Truppen wohl nur wenig Widerstand leisten dürfte; ja selbst räuberische Völker aus dem Innern haben es schon gewagt, die Ansiedelung der Portugiesen auf dem festen Lande der Insel gegenüber zu verwüsten, woher die Stadt Lebensmittel und Wasser erhält. Sie hat hohe finstere Häuser und enge schmutzige Gassen. Die Bevölkerung besteht aus etwa 600 Europäern und Abkömmlingen von Europäern, 600 freien farbigen Menschen und an 5000 Sklaven; die Schwarzen bewohnen einen eignen Stadttheil, welcher nur aus Hütten besteht. Der Handel mit Goldstaub, Elfenbein und Sklaven ist noch immer bedeutend; ehemals wurden an 10000 Sklaven jährlich ausgeführt.

4. Die Küste Zanguebar (Sanghebar), mit unbestimmten Gränzen gegen N., indem Einige sie nur bis Melinde rechnen, Andre sie weiter gegen N. ausdehnen. Diese ganze Küste ist jetzt in den Händen der Araber, welche zum Theil sich unabhängig behaupten, zum Theil vom Imam von Maskate abhängen. Das Land ist voll undurchdringlicher Wälder, in welchen zahlreiche wilde Thiere hausen; die Küste selbst zeigt Spuren einer ehemals größern Bevölkerung. Im südlichen Theile an der Küste liegt die kleine Insel Quiloa, ehemals Mittelpunkt eines mächtigen Reiches; jetzt steht hier nur ein Dorf, dessen Sultan sich zwar berühmt, daß seine Vorfahren seit 1200 Jahren hier geherrscht haben, aber von Maskate abhängig ist. Weiter nördlich liegt der Staat von Mombaza, welchen die Portugiesen zwar 1505 und 1508 zerstört, der sich aber dennoch wieder erhoben und jetzt unter englischem Schutze stehen soll. Zwischen Quiloa und Mombaza liegen mehrere kleine Inseln an der Küste, wie Monfia und Zanzi-

bar, beide dem Imam von Maskate zinsbar, letztere ist der Haupthandelsplatz der Araber in dieser Gegend; weiter nördlich liegt die Insel Pemba. Die Stadt Melinde, unter 4° S. B., wird zwar noch immer als portugiesisch angegeben, soll aber nach den neuesten Nachrichten von den Portugiesen verlassen seyn und sich unabhängig und feindselig gegen Europäer behaupten. Weiter nördlich kennen wir nur noch den arabischen Handelsplatz Magadoxo, 3° N. B. Von hier aus bis zum Vorgeb. Guardafui erstreckt sich eine durchaus öde und unbewohnte Wüste, welche man auch wohl die Küste Ajan nennt und die wegen der Stürme schwer zu untersuchen ist. Gegen Guardafui erhebt sich das Land zum Gebirge, dessen nordöstlicher Punkt eben Cap Guardafui ist; ein westlicher Vorsprung dieses Vergebirges ist Cap Fellis. Von C. Guardafui bis zur Meerenge von Babel-Mandeb ist die Küste, welche die Küste Adel genannt wird, von einem Handelsvolke, den Samaulis oder Samalis, bewohnt, welche sich bis nach Habesch erstrecken und bedeutenden Handel sowohl mit dem Innern Afrika's als mit Arabien treiben; ihr Hauptort an der Küste ist Berbera. Obgleich dies Volk schwarz ist und Wollhaar hat, so unterscheidet es sich doch durch eine edlere Gesichtsbildung von den Negern. Das Innere ihres Landes ist ganz unbekannt.

XII. Das Innere von Afrika.

Wir sind bisher den Küsten dieses Welttheils gefolgt, und selbst wenn wir die Sahara mit zu den bekannten Ländern zählen, nur etwa bis zum 15° N. B. von N. her eingedrungen, von O., W. und S. her aber konnten wir den schmalen Küstenstreif nur wenig Meilen überschreiten. Alles nun was die bisher beschriebenen Länder umschließen, ein Raum von mehr als 40000 □ M., ist ein fast gänzlich unbekanntes Land, welches größtentheils noch nie von dem Fuße eines Europäers betreten ward; Ungesundheit des Klima, Fanatismus und Raubsucht der Einwohner haben jedes Bereisen desselben bisher unmöglich gemacht. Die meisten Europäer, welche es versucht, diese Gegenden zu erforschen, sind das Opfer ihrer Unternehmung geworden: so Mungo Park, welcher, nachdem er Timbuktu erreicht und den Niger beschifft, auf diesem Flusse im Schiffbruch umkam, nach ihm Denham, Clapperton, Laing. Glücklicher waren die Franzosen Mollien, welcher aber nur die Quellen des Senegal und des Niger berührte, und Caillié, welcher selbst in Timbuktu war. Die neuesten und bedeutendsten Nachrichten verdanken wir den Brüdern Lander, welche

jetzt auf einer Entdeckungsreise vermittelst Dampfschiffe auf dem Quorra, Joliba oder Niger, begriffen sind. Alle diese Reisen haben uns indeß nur noch ein sehr unvollständiges und verworrenes Bild von dem westlichen Theile des Innern Afrika's, so weit es vom Niger bewässert wird, gegeben. Diese Gegenden, etwa zwischen dem 10° und 15° N. B. und dem 10° bis 25° O. L., werden unter dem Namen Sudan, auch wohl Nigritien, begriffen; es besteht aus dem nördlichen Abhange der noch wenig bekannten Küstengebirge von Ober Guinea und senkt sich allmählig bis zur Sahara herab. Die westlichsten Theile dieser Gegenden gehören noch dem Gebirgslande der Mandingo's an, wo der Senegal, der Gambia und der Niger ihre Quellen haben; ob weiter südlich etwa unter dem 10° N. B. ein noch höheres, zum Theil mit Schnee bedecktes Gebirge, das Kong-Gebirge, sich befinde, ist noch zweifelhaft. Verfolgen wir den Lauf des Niger, hier Joliba, von seinen Quellen nach Osten zu, so treffen wir, noch auf dem östlichen Abhange der Mandingo-Gebirge, das Negerreich Bambarra, mit dem Hauptort Sego mit 30000 Einw., und die Handelsplätze Bammaku, Jamina und Sansanding, sämmtlich am Niger. Weiter östlich liegt das Reich Timbuktu, mit der Hauptstadt gleiches Namens, eine Meile nördlich vom Niger, in einer Sandwüste; am Flusse selbst liegt der Hafen Kabra. Dies lange gesuchte Timbuktu ist eine elende Stadt, die aus Lehmhütten besteht und höchstens 12000 Einw. hat, bald vom Sultan von Sego, bald von den Fellatas, bald von den räuberischen Tuariks bedroht und erobert, so daß sich nicht entscheiden läßt, wer jetzt dort Herrscher ist; allein der Platz ist dennoch als der Zielpunkt fast aller Karawanen aus N. W. Afrika, von der größten Wichtigkeit (vergl. S. 353.). Die Karawanen bringen Salz, Tabak, Opium, Pulver, Blei, Flinten, Leinwand, feine Tücher, Seidenwaaren, Messer, Schwerter und andere Eisenwaaren, und empfangen dafür Goldstaub, Elfenbein, Sklaven, Gummi, Straußfedern und Gurunüsse, eine in ganz Afrika gesuchte Frucht, deren bitterlicher Geschmack dazu dient, das brackige Wasser zu verbessern. Der weitere südöstliche Lauf des Joliba, zwischen dem 20° und 24° O. L., ist noch ganz unbekannt, erst von Boussa unter 11° N. B., wo Mungo Park seinen Tod fand, bis zu seiner Mündung ist er durch die Brüder Lander einigermaßen bekannt. Sie fanden an seinen Ufern eine Menge kleiner Negerstaaten, wie die von Burgu, Jaouri, Wawa, Nyffe, Yarriba, Funda, alle mehr oder weniger von den kriegerischen, östlicher wohnenden Fellatas bedrängt, welche hier die Rolle der Aschantees zu spielen scheinen. Die Fellatas, deren Hauptsitz das Reich Haussa unter 13—14° N. B., scheinen ein noch unbekanntes Gebirgsland zu bewohnen; sie sind keine Neger, sondern scheinen aus einer Mischung von Mauren

und Negern entstanden zu seyn, und sind eifrige Muhammedaner. Ihre Hauptstädte sind Sakkatu, an einem sich in den Quorra ergießenden Flusse, und Kaschna, unter 13° N. B. Die weiter östlich gelegenen Theile von Sudan, zwischen 30 und 40° O. L. und 10 – 15° N. B., sind noch viel weniger bekannt. Man weiß nur, daß hier ein sehr großer Landsee, ein wahres Binnenmeer, der Tschad-See, liegt, welcher wenigstens 50 M. in jeder Richtung lang ist und mehrere Flüsse, vom W. den Yaou, vom S. den Schary aufnimmt. An seinen Ufern kennt man mehrere Reiche, so im N. das noch zur Wüste gehörende Land Kanem; im W. das Reich Bornu mit den ziemlich volkreichen Städten Kauka am Yaouri, und Engornu, am See selbst. Im S. O. des Sees liegt das noch ganz unbekannte, von feuchten Wäldern bedeckte Land Begharmi. Alles weiter östlich bis nach Darfur liegende Land ist vollkommen unbekannt. Eben so verhält es sich mit dem ganzen Innern von S. Afrika. Die ungeheure Ausdehnung vom 10° N. B. bis zum 26° S. B. ist in neueren Zeiten wenigstens von keinem Europäer betreten worden. Aeltere Nachrichten in Verbindung mit den Aussagen der Küstenbewohner lassen zwischen dem Aequator und dem 10° N. B. ein hohes Gebirge, Gebel al Komri, oder das Mond-Gebirge vermuthen, vielleicht mit den abyssinischen Gebirgen zusammenhängend; im O. desselben breiten sich die Galla-Stämme aus; von den Ländern weiter südlich fehlen uns alle Nachrichten, doch sollen sie angebaut und zum Theil stark bevölkert seyn. Im S. O. etwa zwischen dem 8° und dem 12° S. B. soll sich ein langer See Zambre oder Zembere befinden. Ueber den 26° S. B. nördlich hinaus scheint sich eine sehr große wüste Hochebene zu verbreiten.

XIII. Die Inseln um Afrika.

Da die Nordküste dieses Welttheils keine dazu gerechnete größere Inseln hat, so theilt man die Inseln um Afrika gewöhnlich in a) westliche, und b) östliche.

a) Westliche Inseln. Hier treffen wir, im N. beginnend,

1. die Azorischen Inseln. Nur der Gewohnheit folgend zählen wir diese Inseln zu Afrika, welche man ihrer Lage und ihrem Charakter nach eben so gut und besser zu Europa rechnen könnte. Die Azoren wurden, der gewöhnlichen Meinung nach, 1432 von dem Portugiesen Gonzalo Velho Cabral zuerst entdeckt, obgleich es wahrscheinlich, daß sie im Alterthum den Karthagern bekannt gewesen; sie erhielten 1449 die ersten Einwohner, und

1466 ward eine niederländische Colonie hier begründet, weshalb die Inseln auch den Namen flandrischer Inseln führten; Azoren wurden sie wegen der Menge von Habichten, spanisch Azor, genannt, welche sich bei der Entdeckung hier fanden. Sie liegen zwischen dem 37° und 40° N. B. und dem 7° und 14° W. L. und bilden eine Gruppe von 9 Inseln von etwa 52 □ M. Flächeninhalt. Sie sind wahrscheinlich vulkanischen Ursprungs, wie die Beschaffenheit ihres Bodens und die noch sehr häufigen Erdbeben beweisen. Das Klima ist höchst milde und gesund, nur auf den höchsten Bergen sieht man im Winter Schnee; der Boden ist überaus fruchtbar und gut angebaut: trefflicher Weizen, alle europäische Südfrüchte, guter Wein und manche afrikanische Pflanzen gedeihen hier, und an Fischen ist großer Reichthum. Das Einzige, was den Inseln fehlt, ist ein guter Hafen, besonders da sie einen Theil des Winters in Nebel gehüllt, ihre Annäherung daher gefährlich und die Brandung an den Ufern fürchterlich ist. Die Zahl der Einwohner mag an 200,000 betragen, meist portugiesischer Abkunft. Der Sklaven sind wenige und sie werden sehr milde behandelt, wie denn überhaupt die Einwohner sich durch Gutmüthigkeit und religiöse Toleranz auszeichnen. Die Inseln sind im Besitz der Portugiesen. Die beiden nordwestlichen, Cuervo und Flores, sind klein und unbedeutend; in der Mitte liegen Fayal und Pico. Fayal, obgleich nicht Sitz der Regierung, ist die bedeutendste, weil sie die einzige ist, welche einen, jedoch sehr unsichern Hafen besitzt. Sie ist voll hoher Berge, aber äußerst fruchtbar. An der östlichen Seite liegt der Hafen und die Stadt Horta, auch Fayal genannt, welche nach der See zu durch eine kleine Festung vertheidigt wird, übrigens offen ist. Sie hat viele Kirchen und Klöster, die Häuser sind gut gebaut, aber die Straßen eng und krumm. Rings umher liegen viele hübsche Landhäuser. Die Stadt mag an 6000 Einw. haben, welche sich meistens mit dem Handel beschäftigen. Pico, mit dem in ihrem westlichen Theile liegenden, über 7000 Fuß hohen ehemaligen Vulkan, wie jeder kegelförmige Berg Pik genannt. Sein Fuß ist mit den schönsten Weinbergen bedeckt, höher folgt eine Waldregion, und der kahle Gipfel trägt im Winter Schnee und Eis. — Oestlicher liegen: Graciosa, mit etwa 7000 Einwohnern und schönem Weizenboden. Terceira, die größte von allen und der Sitz der Regierung; sie ist sehr fruchtbar, aber häufigen Erdbeben unterworfen. Die Zahl der Einwohner soll nach Einigen 30000 seyn. Die Hauptstadt ist Angra. — S. Miguel, die schönste und reichste von allen, mit 85000 Einw.; vorzüglich geschätzt sind die hier wachsenden Orangen. Die Insel hat berühmte heiße Quellen. Der Hauptort ist Punta Delgada, mit 13000 Einw. Sta Maria ist klein, aber sehr fruchtbar; ebenso S. Jorge oder St. Georg.

2. Die Gruppe von Madeira (Insulae Purpurariae), den Portugiesen gehörend; sie besteht aus den beiden Inseln Madeira und Porto Santo und den unbewohnten südlicher liegenden Selvages (die Wilden). Madeira unter 1° O. L. und 32° 30' N. B. mag etwa 25 □ M. mit 100,000 Einw. umfassen. Die ganze Insel besteht aus einem ausgebrannten 5000 F. hohen Vulkan, dessen schroffe Abhänge von Gießbächen zerfurcht sind. Bei der Entdeckung 1420 fanden die Portugiesen die Insel unbewohnt und ganz mit Cederngehölz bedeckt, daher ihr Name (Madeira Holz). Dies wurde aber zum Behuf des Anbaues so sinnlos verbrannt, daß jetzt kein Waldbaum mehr auf der Insel; sieben Jahre soll nach den Berichten der Portugiesen das Niederbrennen gedauert haben. Die herrlichsten Südfrüchte haben die Stelle des Holzes eingenommen; vor allem aber ist die Insel dem Weinbau günstig, welcher hier so stark getrieben wird, daß man jährlich 30000 Faß zu 240 Maaß gewinnt, wovon etwa die Hälfte nach England geht; der Madeira-Malvasier ist die beste Sorte. Außerdem werden alle edle Obstsorten und Zuckerrohr angebaut; nur an Getreide ist Mangel, weil der Boden keine Ebenen darbietet. Schädliche Thiere und Insecten kennt man hier nicht; das Klima ist außerordentlich schön und die Einwohner des Landes sind stark und gesund, die der Städte weniger, weil sie eine zu träge Lebensweise führen. Bei allem Reichthum der Insel sind die Einwohner arm, mit Ausnahme einiger Weinhändler. Die Hauptstadt Funchal (funtschal) liegt an einer schönen, durch vorspringende Felsen trefflich geschützten Bai, und ist ein viel besuchter Erfrischungsort für alle Ostindienfahrer; die Stadt selbst ist schmuzig, eng und schlecht gebaut, sie hat viel Kirchen und Klöster und etwa 20000 Einwohner; ein schöner öffentlicher Spaziergang, mit Orangerie bepflanzt, befindet sich bei der Wohnung des portugiesischen Gouverneurs. — Porto Santo, mit 1200 Einw., bringt ebenfalls viel Wein hervor.

3. Die Kanarischen Inseln, welche aus sieben Hauptinseln und einigen Eilanden bestehen, liegen zwischen 0° und 4° O. L. und 27° 40' bis 29° 30' N. B. Sie waren den Alten unter dem Namen der glückseligen Inseln (Insulae fortunatae) bekannt, und da die Insel Ferro die westlichste dieser Gruppe, zugleich die äußerste westliche Gränze der Erdkenntniß der Alten ausmachte, so wurde der Meridian dieser Insel als der erste gezählt. Sie sind ganz vulkanischer Natur, mit einigen noch rauchenden Vulkanen und häufigen Erdbeben; das Klima derselben rechtfertigt im Ganzen zwar ihren alten Namen, indeß leiden sie häufig durch höchst gewaltsame Regengüsse und Stürme; die Ostseite dieser Inseln, dem aus Afrika herüberwehenden glühenden Winde ausgesetzt, ist meist dürr und verbrannt, nicht selten sind auch alles verheerende Heuschreckenschwärme; die Nord- und West-

seite dagegen ist anmuthig. Der Boden obgleich meist aus Lava bestehend, ist, wo er des Anbaues fähig, überaus fruchtbar an Getreide, Südfrüchten und edlem Wein, unter dem Namen Kanarien-Sekt bekannt. Unter den Vögeln zeichnet sich durch Gesang und Gefieder der bekannte Zeisig aus, den man von diesen Inseln Kanarienvogel nennt. Diese Inseln, obwohl den Alten schon bekannt, blieben dennoch im Mittelalter lange Zeit vergessen, und als die Kunde von ihnen im 14ten Jahrhundert wieder erwachte, strebten spanische und französische Abenteurer nach ihrem Besitz. **Don Louis de la Cerda**, mit dem Königshause von Frankreich verwandt, erhielt 1344 vom Papst Clemens VI. diese Inseln unter dem Titel eines Königreichs zum Geschenk, kam aber nie dahin. Später schenkten sie die Päpste den Spaniern, deren erste Versuche der Besitznahme tapfer zurückgeschlagen wurden. Glücklicher war ein französischer Abenteurer, ein Herr v. **Bethencourt**, welcher in Verbindung mit Normännern und Spaniern 1402 auf Lanzerotta landete und 1405 auch Fortaventura eroberte. Nach seinem Tode herrschten hier verschiedene Abenteurer auch über Gomera und Ferro unter ewigen Kriegen mit den Eingebornen, bis endlich 1478 Spanien eine bedeutende Macht aussandte und nach sehr blutigen Kämpfen bis 1496 — 1497 alle Inseln unterjochte; die unglücklichen Einwohner, welche dem Schwert entrannen, kamen in den folgenden Jahrhunderten zum Theil durch die Inquisition um, so daß sie schon im 17ten gänzlich ausgerottet waren. Diese Ureinwohner, die Guanchen, gehörten wahrscheinlich zum Stamme der Berbern, sie waren schön, stark und tapfer und unterlagen nur ihrer eignen Uneinigkeit und den überlegenen Waffen der Europäer, da sie den Gebrauch des Eisens nicht kannten. Man findet noch häufig auf diesen Inseln in Felsenhöhlen Leichname, welche mumienartig zubereitet gewesen, aber an der Luft in Staub zerfallen.

Allegranza, Clara und Graciosa, die drei nördlichsten Eilande, sind unbewohnte meist nackte Felsen, wo sich viel Kanarienvögel und wilde Ziegen finden. Lanzerota, die nördlichste von den größeren, mit etwa 17000 Einw., leidet Mangel an Quellen und ist wenig fruchtbar. Sie hat einen Vulkan, welcher noch 1730 und 1824 einen fruchtbaren Ausbruch veranlaßte. Die Hauptstadt ist Teguisa; der Hafen Naos ist einer der besten auf diesen Inseln. — Fortaventura (**Pinturia?**), südlich von der vorigen, hat zwar auch kein Quellwasser, bringt aber sehr schönen Wein hervor. Sie hat etwa 13000 Einw. — Kanaria (**Canaria**). im W. der vorigen, gehört zu den schönsten dieser Gruppe, sie besteht fast nur aus einem einzigen Berge, dessen Gipfel oft Schnee trägt, dafür hat sie aber reichliche Quellen, viel Palmen und Bananenbäume und ist äußerst fruchtbar an Wein, Oel, Getreide und Seide. Sie mag an 70000 Einw. ha-

ben. Die Hauptstadt Ciudad de las Palmas ist der Sitz eines Bischofs; sie ist ziemlich hübsch und hat über 9000 Einw. — Teneriffa (Convallis, Nivaria?), im N. W. der vorigen, die Hauptinsel dieser Gruppe. Ihr Boden eignet sich wenig für Getreide, desto reicher ist sie an Wein und Südfrüchten. Die Hauptstadt Santa Cruz, am nordöstlichen Ufer, liegt in einer überaus öden, verbrannten Gegend; die Stadt selbst, der Sitz des Gouverneurs, hat gerade, breite, reinliche Straßen und wird durch mehrere Forts geschützt; die Rhede ist gut; die Stadt hat über 8000 Einwohner. Im Innern liegt Laguna in einer fruchtbaren Ebene, eine finstere, traurige Stadt, mit 12000 Einw. Viel schöner ist Orotava, an der Nordküste, die ehemalige Hauptstadt der Guanchen, in einer reizenden Gegend. Die ganze Insel hat an 85000 Einw. Der höchste Berg der Insel, der berühmte Pic de Tende, (letzteres ist der Name, den er zur Zeit der Guanchen führte), erhebt sich im südlichen Theile der Insel, 11—12000 Fuß hoch, er ist ein noch immer etwas dampfender Vulkan, dessen letzter Ausbruch 1707 die Stadt und den Hafen Guarachico gänzlich vernichtete; noch 1798 erfolgte ein Ausbruch an einem Seitenabhange. Der Gipfel des Berges besteht ganz aus Lava, und der Krater hat 1325 Fuß im Durchmesser. Während des Winters ist er mit Schnee bedeckt.

Gomera (Capraria), im W. der vorigen, ist von der Natur mit schönen Waldungen, Quellen und einem fruchtbaren Boden begabt; sie besteht aus einem großen Gebirge und mag an 9000 Einw. haben. Die Hauptstadt ist St. Sebastian. — Palma (Junonia), im N. W. von Gomera, besteht ebenfalls aus waldgekrönten Bergen und ist sehr reich an Obst, Wein, Seide und Zuckerrohr; sie hat einige 30000 Einw. Die Hauptstadt ist Santa Cruz de las Palmas, mit 3000 Einw. Die Insel Ferro, richtiger Hierro (Ombros oder Pluvialia), die südwestlichste von allen, ist nur klein, ohne Quellwasser, wenig fruchtbar und schwach bevölkert. Der nach ihr benannte erste Meridian ist eigentlich nicht durch die Insel selbst, sondern fast 30′ östlicher gezogen.

4. Die Inseln des grünen Vorgebirges oder Capverdische Inseln (Hesperidum Insulae?). Sie liegen zwischen dem 4° 30′ und 7° 30′ W. L. und dem 14° 30′ bis 17° 45′ N. B. und gehören den Portugiesen. Im Ganzen sind sie unfruchtbar, wasserarm und ungesund, besonders leiden sie oft an einer 2—3jährigen Dürre, wo sich dann Hungersnoth und Krankheiten einstellen, wie dies eben jetzt, 1833, der Fall gewesen ist, wo einige dieser Inseln 1/3, andre gar die Hälfte ihrer Bewohner verloren haben sollen. Getreide wird hier nicht gebaut, wohl aber Reiß und Mais, wenn es nicht an Regen fehlt; außerdem ist kein Mangel an trefflichen Orangen, Bananen, Kokosnüssen; Indigo

und Baumwolle gedeihen sehr gut. Ein Hauptproduct ist das Salz, welches aus dem Meere gewonnen wird und wovon die eine Insel den Namen Do Sal hat. Es sind ihrer 18—20, wenn man auch die kleinsten mitrechnet, und doch haben sie zusammen nur 40—50000 Einw., ein Gemisch von Portugiesen und Schwarzen. Portugal pflegt seine Verbrecher hierher zu senden. Die Hauptinsel ist S. Jago (St. Jakob), deren ehemalige gleichnamige Hauptstadt fast ganz verlassen ist. Der Gouverneur der Inseln wohnt jetzt in Praya, welches zwar nur aus einigen Reihen elender Häuser und einem verfallenen Fort besteht, aber einen guten Hafen hat. Das Wasser auf der ganzen Insel ist schlecht und selbst das Meer zu Zeiten mit Seegrase bedeckt, welches von Insekten wimmelt. Die übrigen sind ganz unbedeutend.

5. Die Insel Ascension oder Himmelfahrts-Insel, unter 4° O. L. 8° S. B. Sie ist nichts als ein ausgebrannter Vulkan, ohne Quellen und fast ohne Vegetation, hat aber einen guten Hafen. Seit 1816 ist sie von den Engländern besetzt worden, vorzüglich um das 90 Meilen davon entfernte St. Helena besser zu bewachen. Die wenigen Einwohner müssen vom Cap aus mit Lebensmitteln und Wasser versehen werden.

6. St. Helena, unter 11° 51′ O. L. 16° S. B. Dieser einsame Felsen im Ocean, 340 Seemeilen von Afrika, 400 von Brasilien entfernt, hat durch den letzten Aufenthalt und den Tod Napoleons ein allgemeines Interesse erhalten. Die Insel hat höchstens 12 Stunden im Umfang und besteht aus einem einzigen Basaltberge, in dessen Schluchten indeß schöne Quellen und eine herrliche Vegetation Statt findet. Die Ufer sind überall 8—1200 F. hoch bis auf den einzigen Landungsplatz in der Bai von Jamestown. Der höchste Punkt der Insel, der Dianen-Pic, ist etwa 2700 F. hoch. Das Klima ist sehr gesund, der Himmel fast immer heiter, Orkane und Erdbeben sind hier unbekannt; dagegen regnet es oft in 2—3 Jahren nicht, welcher Umstand, verbunden mit den unzähligen Ratten, welche sich hier aufhalten, den Getreidebau fast unmöglich machen; alle edle Früchte Europas und Indiens aber, auch der Kaffeebaum und viele Gemüse gedeihen trefflich in den Thälern. Einheimische Thiere giebt es kaum, außer einigen Singvögeln und Repphühnern; aber alle europäische sind eingeführt. Die Zahl der Einwohner betrug mit der, als Napoleon noch lebte, sehr starken Besatzung etwa 6900 Mann. St. Helena ward 1503 von den Portugiesen entdeckt und einige Anpflanzungen von ihnen angelegt; 1600 eroberten sie die Holländer, welche sie 1650 den Engländern abtraten; denen sie als ein Erfrischungspunkt für ihre zurückkehrenden Ostindienfahrer höchst willkommen war, und welche daher an dem einzigen Landungspunkte das Fort St. James anlegten. Seit dem 18ten October 1815, wo Napoleon hier landete, war die Insel allen Seefahrern ver-

verschlossen, Batterieen deckten jeden Punkt, wo auch nur ein Boot hätte landen können, Telegraphen und Signale waren auf allen Höhen errichtet, um die Erscheinung jedes Schiffes zu melden, welches sogleich von den beständig um die Insel kreuzenden Wachtschiffen untersucht wurde. Alle diese den Einwohnern sehr lästigen und nachtheiligen Maaßregeln sind natürlich seit dem Tode Napoleons am 5ten May 1821 aufgehoben worden. Die einzige Stadt der Insel, Jamestown (Jakobsstadt), liegt im Hintergrunde einer schönen Bai in einem Thale, und wird durch ein Fort und 7 Batterieen vertheidigt. Sie ist sehr nett gebaut, besonders schön ist das Haus des Gouverneurs am Strande, mit einem ausgezeichneten Garten; auch hat sie ein Theater. Die meisten Einwohner leben aber zerstreut auf der Insel und kommen nur in die Stadt, wenn die Flotten aus Ostindien, im März und April, erwartet werden. Die einzige, etwa 1 Stunde im Umfang habende, 2000 F. hoch gelegene Ebene der Insel, zu welcher man nur durch einen einzigen äußerst steilen und schwierigen Fußsteig gelangt, ist die von Longwood, wo die kleinen Gebäude liegen, in welchen Napoleon, überall von Schildwachen umgeben, lebte und wo er starb. Ein einfacher Stein bezeichnet bis jetzt den Platz unter einigen Bäumen, wo seine Gebeine ruhen.

7. Die Erfrischungs-Inseln (Isles of refreshment), unter 5° 38′ O. L., 37° 30′ S. B. So heißen jetzt die Inseln, welche früher nach dem Namen ihres ersten Entdeckers Tristan d'Akunha hießen. Sie sind lange unbeachtet geblieben, aber seit 1811 hatte sie ein Nordamerikaner, Namens Lambert, feierlich in Besitz genommen, Anpflanzungen aller Art besorgt, und die Seefahrer aller Nationen eingeladen, hier friedlich Lebensmittel einzukaufen. Jetzt werden sie von einigen englischen Matrosen mit ihren Familien bewohnt, welche die hier häufigen See-Elephanten und Seehunde jagen. Sie sind zwar bergig, haben aber gute Häfen, frisches Wasser, Schweine und wilde Ziegen; die Anpflanzungen von Kaffee und Zucker gedeihen gut. Die größte der Inseln heißt die Erfrischungs-Insel, zwei andre benachbarte Pintades- und Lowells-Inseln. Einige unbewohnte Inseln liegen noch umher.

Die näher an der Küste von Afrika liegenden Inseln sind schon früher erwähnt.

b) Oestliche Inseln.

1. Madagaskar, früher von den Portugiesen St. Lorenz-Insel, von den Franzosen Dauphins-Insel genannt, bei den Eingebornen Madekasse (Monds-Insel), ist die größte der afrikanischen Inseln. Sie liegt in der Richtung von N. O.

nach S. W., zwischen dem 12° und 25° S. B. und dem 62° bis 68° O. L. Die ganze Insel, deren Inneres aber noch ganz unbekannt, scheint von einem hohen waldigen Gebirge in der Richtung ihrer Länge durchzogen, aus welchem sich im N. der Vigagora und im S. der Bostimeni über 10000 F. hoch erheben; die Ostküste ist flach und seicht, die Westküste hat mehrere gute Häfen. Die Insel ist außerordentlich gut bewässert, die Flüsse wimmeln aber von Krokodilen. Der Boden ist außerordentlich fruchtbar, besonders im nördlichen Theile. Das Klima ist gemäßigt, aber an vielen Stellen der Küste den Europäern höchst verderblich. Die Einwohner, Madegassen, scheinen aus mehreren Völkerstämmen zu bestehen, unter welchen man deutlich negerartige und malayische und arabische Abkömmlinge unterscheidet, und hierauf beruht auch eine Art von Kasten-Unterschied, welcher hier herrscht und in welchem die Schwarzen die niedrigsten Stufen einnehmen. Im Ganzen ist das Volk gut gebaut, fröhlich, gastfrei und gutmüthig: der Sklavenhandel ist erst durch die Nachfrage der Europäer hier entstanden. Die Madegassen sind die freiesten Menschen, jede Dorfschaft ist unabhängig und hat ein eignes Oberhaupt mit sehr beschränkter Macht. Nur im nordwestlichen Theile der Insel scheinen größere Verbindungen zu bestehen, welche unter gemeinsamen Anführern verheerende Einfälle auf die Komoro-Inseln und die Küsten des festen Landes machen. Nach andern Nachrichten soll es an 22 verschiedene kleine Staaten geben und das Christenthum seit 1816 nicht unbedeutende Fortschritte gemacht haben. Die Zahl der Einwohner wird sehr verschieden geschätzt, von Einigen auf 4, von Andern nur auf 1 Million, in jedem Fall wenig für einen Flächenraum von mehr als 10000 □ M. Das unbekannte Innere der Insel enthält unermeßliche Waldungen: alle Arten Palmen, Ebenholz, Bambus und schönes Holz zum Schiffbau sind überflüssig vorhanden. In den Gebirgen findet man gutes Eisen, welches die Eingebornen geschickt zu bearbeiten wissen, Spuren von Zinn, und einige Edelsteine, wie Granaten, Rubine, Smaragde, Sapphire und sehr große Bergkrystalle. Alle tropische Gewächse würden hier herrlich gedeihen und finden sich zum Theil schon im wilden Zustande vor. Den Europäern sind Ansiedelungen auf dieser Insel nie sonderlich gelungen. Schon die Portugiesen, welche hier 1506 zuerst landeten, und nach ihnen die Holländer, haben die Insel häufig besucht, ohne Niederlassungen zu gründen. Den Franzosen war dies wegen der benachbarten ihnen zugehörigen Inseln, die der Lebensmittel bedürfen, von jeher sehr wünschenswerth, und sie haben es auch seit 1665 in verschiedenen Zeiten versucht, allein die Ungesundheit des Klima und die durch Ungerechtigkeit erregte Erbitterung der Einwohner hat diese Ansiedelungen nie aufblühen lassen. Gegenwärtig be-

schränken sich die französischen Ansiedelungen auf der Ostküste auf folgende Punkte: Im Süden Port Dauphin, 25° S. B., welches aber ganz zu Grunde gerichtet seyn soll; Tamatavi, 18°, früher der Hauptsitz der französischen Factoreien, ist 1829 ganz zerstört worden. Weiter nördlich haben sie dergleichen auf Foul Point, 17° 30′, auf der unfruchtbaren Insel Sainte Marie, 17°, und in der schönen geräumigen Bai Anton Gil, zwischen 15—16°; hier war es, wo der Abenteurer Benjowsky, nachdem er aus Kamtschatka entsprungen, zuerst 1772 für die französische Regierung, zuletzt in seinem eignen Namen eine Niederlassung gründen wollte, wobei er, von den Franzosen angegriffen, den Tod fand. — Die Westküste wird von Europäern wenig besucht; im nördlichsten Theile derselben scheinen die Araber einst mächtig gewesen zu seyn, auch finden sich noch Spuren des Islams mit Heidenthum vermischt, und die arabische Sprache ist ziemlich gewöhnlich.

2. Die Comorischen Inseln, eine Gruppe von 4 Inseln im nördlichen Theile des Kanals von Mozambique, zwischen 11° und 13° S. B. Sie sind schön, fruchtbar und gesund, aber jetzt fast ganz entvölkert durch die räuberischen Einfälle der Madegassen, welche viele Städte zerstört und eine große Zahl Einwohner als Sklaven weggeführt haben. Die größte dieser Inseln ist Comoro oder Anzagaye, die 3 andern heißen Hinzuan oder Johanna, Mohilla oder Molallé und Mayotte. Auf Hinzuan befindet sich noch eine kleine befestigte Stadt mit etwa 3000 Einw.

3. Die Maskarenhas (—renjas)-Inseln, im O. von Madagaskar, haben ihren Namen von ihrem Entdecker, dem Portugiesen Maskarenhas, 1505, erhalten. Sie gehörten sonst sämmtlich den Franzosen, denen jetzt nur die südlichste, Ile Bourbon, geblieben ist. Sie liegt unter 73° O. L. 21° S. B. und hieß eine Zeitlang während der Revolution, Ile de la réunion, später Ile Bonaparte. Sie ist seit 1642 im Besitz der Franzosen. Die ganze Insel bildet ein nach der Mitte sich erhebendes Gebirge, wovon der höchste Berg, Gros Morne, an 9000 F. hoch, im nördlichen Theile liegt; im südlichen befindet sich ein noch brennender Vulkan. Die mittlere Region dieser Berge ist schön bewaldet und es stürzen sich viele Bäche von ihnen herab. Nur die Küsten der Insel sind einigen Anbaues fähig; einen eigentlichen Strand giebt es nicht, sondern man steigt vom Meere unmittelbar in die Höhe, auch hat die Insel keinen Hafen, sondern nur einige unsichere Rheden. Das Klima ist äußerst mild und gesund, aber die Orkane sind häufig und verheerend. Die Hauptproducte sind

Kaffee, Tabak, Muskatnüsse, Zuckerrohr, Baumwolle, Indigo, Pfeffer, allein die Lebensmittel reichen nicht zu. Die Zahl der Einwohner wird auf 100,000 geschätzt, wovon 16000 Europäer und Kreolen, d. h. Abkömmlinge von Europäern, 5—6000 freie Neger und 70000 Sklaven. Seit 1829 hat man auch chinesische Ansiedler hergebracht. Der Hauptort der Insel, St. Denys an der Nordküste, mit 9000 Einw., ist nur ein bloßer Flecken mit hölzernen Häusern; die Rhede ist unsicher und das Landen höchst beschwerlich.

Nordöstlich von der vorigen, unter 74° O. L., 20° 15′ S. B., liegt **Ile de France**, oder wie sie seit der Besitznahme der Engländer wieder mit dem alten Namen heißt, die Insel Mauritius oder Moritz-Insel. Auch sie ist vulkanisch, ihre Ufer steil, allein die Mitte der Insel bildet eine Ebene, um welche herum sich einzelne Berge erheben, wovon der höchste etwa 2500 F. hoch ist. Sie ist gut bewässert und hat noch stellenweise schöne Waldungen. Das Klima ist wie das der vorigen und der Boden eben so fruchtbar. Außer den schon genannten Gewächsen hat man hier noch glückliche Versuche mit Thee gemacht. Die Insel leidet häufig von heftigen Orkanen, wovon der von 1818 die 1816 fast ganz abgebrannte Stadt **Port Louis** vollends verwüstete; Erdbeben aber sind selten und unbedeutend. Die Insel ward 1505 zugleich mit der vorigen entdeckt, aber von den Portugiesen nicht benutzt, so wenig als von den Holländern, welche seit 1598 hier oft landeten. Erst 1715 ward sie von einigen Franzosen von Madagaskar aus bevölkert, und seitdem hat ihr Anbau reißend zugenommen; vorzüglich wichtig ist sie wegen ihrer zwei guten Häfen. Die Zahl der Einwohner mag an 100,000 betragen, wovon 14000 Weiße; seit 1815 haben die Engländer angefangen Verbrecher aus Calcutta zur Sklavenarbeit hierher zu senden. Der Hauptort ist **Port Louis**, eine Zeitlang **Port de la montagne**, später **Port Napoléon**, an der Nordwestküste. Vor dem Brande von 1816 war sie eine sehr hübsche Stadt, deren Häuser zwar nur von Holz, zur Vermeidung der Hitze, aber deren öffentliche Gebäude schön und die Straßen gerade und mit Bäumen besetzt waren; den öffentlichen Platz ziert ein Springbrunnen. Der Hafen ist schön und mit allem versehen, was zur Ausbesserung der Schiffe nöthig ist. — **Port Bourbon**, früher **Port fraternité** und dann **Port impérial** genannt, ist ein großer Hafen an der Südostseite der Insel; an der gegenüberliegenden Seite des Hafens ist die neue Stadt **Port Mahé** entstanden. — Im N. O. dieser Insel liegen noch verschiedene kleinere, meist nur des Schildkrötenfanges wegen besuchte, worunter die Insel Rodrigo, worauf sich einige Familien niedergelassen haben.

4. Im N. von Madagaskar liegen unter 4 bis 8° S. B. viele kleine Inseln, welche man in zwei Gruppen, die Amiranten und die Sechellen, theilt. Die Amiranten, die südwestliche Gruppe, obgleich reich an Wasser und Wäldern, sind unbewohnt. Die Sechellen, die nördlicheren, etwa 12 an der Zahl, gehören seit 1814 den Engländern. Die bedeutendste ist Mahé, 4° 38′, mit schön bewaldeten Bergen, gutem Wasser, vielen Schildkröten und einem trefflichen Hafen, wird seit 1780 zum Anbau von Muskatennüssen und Gewürznelken benutzt.

5. Ganz einsam im südlichen Ocean, und nur zuweilen von Wallfischfängern besucht, liegen unter 40° S. B. und 85° O. L. die öden, unbewohnten Inseln Amsterdam und St. Paul, deren Klima schon sehr rauh ist.

E. Amerika.

Ueber die Zeit der ersten Entdeckung Amerika's herrschen verschiedene Meinungen. Daß dieser Welttheil den Alten unbekannt geblieben, ist wohl ausgemacht, eben so, daß Europa erst durch die kühne Unternehmung Christoph Colons oder Columbus zur Kenntniß dieses Welttheils gelangt ist; allein eben so gewiß scheint es auch, daß einzelne Theile desselben schon längere Zeit vorher von Europäern besucht worden, ohne daß sie die Wichtigkeit ihrer Entdeckung geahndet und ohne daß ihre Entdeckungen zur allgemeinen Kunde gekommen. Wollte man Island zu Amerika rechnen, wozu es seiner Lage nach unstreitig gehört, so wäre ein Theil dieses Welttheils schon 861 entdeckt worden. Doch auch abgesehen davon, ist gewiß, daß die Normänner, welche Island besetzt hatten, von da aus theils absichtlich, theils durch Sturm verschlagen, wo nicht die Küste des festen Landes selbst, doch unstreitig die von Grönland besucht haben. Einer isländischen Sage nach sollen schon 878 oder 895 die ersten Ansiedelungen auf der Ostküste von Grönland erfolgt seyn, welche sich bald auch über die Westküste verbreiteten, von wo aus dann 1001 Biörn eine andre Küste entdeckte, welche er wegen des dort gefundenen wilden Weines oder einer diesem ähnlichen Pflanze Winland (Weinland) nannte. Ob dies Neu-Foundland, oder die Küste von Labrador, oder eine südlichere Gegend gewesen, möchte sich schwerlich ausmachen lassen. Auch von einigen Italiänern geht die Sage, daß sie am Ende des 14ten Jahrhunderts, durch Sturm verschlagen, Kenntniß von den Küsten Amerika's erhalten hätten, wie denn auch allerdings auf alten noch vorhandenen Karten vom Jahre 1422 sich im westlichen Ocean eine Insel Antilia verzeichnet findet; mehr als wahrscheinlich aber ist dies entweder später eingetragen, oder nach dunkeln Gerüchten und Vermuthungen aufgenommen worden. Der wahre Entdecker Amerika's bleibt dennoch immer für uns Christoph Colon, welcher, nachdem er seine Dienste vergeblich der Republik Genua, Portugal und England angetragen, endlich von der Königin Isabella von Spanien 3 kleine

Schiffe erhielt, womit er am 3ten August 1492 aus dem Hafen Palos in Andalusien segelte und nach einer nur durch die Muthlosigkeit und die Meuterei seiner Gefährten gefahrdrohenden Reise am 7ten October die Insel Guanahani, eine der Bahama-Inseln, entdeckte, worauf noch in derselbigen Reise Kuba und Haity endeckt wurden. Auf einer zweiten Reise 1495 entdeckte er die Karaïben, 1496 Porto-Rico und Jamaika. Im folgenden Jahre besuchte schon der Engländer Cabot die Küsten von Nordamerika. Auf einer dritten Reise 1498 fand Colon die Mündungen des Orinoko und die angränzenden Länder, so daß ihm der Ruhm, das feste Land von Amerika entdeckt zu haben, wohl nicht streitig gemacht werden kann. Erst 1499 kam der Florentiner Amerigo (Haimerich) Vespucci an die Küsten von Nordamerika, und 1501 nach Brasilien, welches indeß der Portugiese Cabral schon 1500 entdeckt hatte, und dennoch haben die Zeitgenossen und die Nachwelt die Ungerechtigkeit begangen, den neuen Welttheil nicht nach dem Namen des wahren Entdeckers, sondern nach dem des Amerigo Vespucci zu benennen. Auf seiner vierten Reise endlich 1502 untersuchte Colon die Küsten von Honduras und Panamà.

Es scheint ausgemacht, daß Colon bei seiner ersten Fahrt nicht sowohl die Idee hatte, es müsse im W. ein großes Land sich befinden, als vielmehr die, auf dem von ihm versuchten Wege mit weniger Gefahren zu den Ostindischen Inseln zu gelangen, welche durch die früheren Entdeckungen der Portugiesen der allgemeine Gegenstand der Begier und des Neides geworden waren. Ja selbst die späteren Bemühungen aller Seefahrer hatten weniger den Zweck, das neugefundene Land zu untersuchen, als den, eine Durchfahrt nach Ostindien, sey es im N. oder in der Mitte desselben, oder endlich im S. zu finden. Es war, als sey das neugefundene Land ihnen im Wege, sie suchten es auf alle Weise zu umgehen oder zu durchbrechen. Nuñez (nunjes) Balboa war der erste, welcher 1513 von den Höhen des Isthmus von Panamà herab den großen australischen Ocean erblickte; Magelhaens fand 1520 die nach ihm benannte Straße, und war der erste, welcher auf diesem Wege das eigentlich begehrte Ziel, Ostindien, erreichte. Die Spanier Gomez und Aylon suchten 1524 eine ähnliche Durchfahrt vergebens im Norden Amerika's. Erst Anfangs des 17ten Jahrhunderts wurden die nördlichen Meere Amerika's, die Hudsons-Bai und die Baffins-See, erforscht; im 18ten setzten Cooks Untersuchungen außer Zweifel, daß Amerika durch eine Meerenge von Asien getrennt sey, und unserm Jahrhundert scheint es vorbehalten, wenn auch nicht eine fahrbare nordwestliche Durchfahrt zu finden, doch wenigstens die Gewißheit festzustellen, daß nur Eis, nicht Land, die nördliche Umschiffung Amerika's verhindert. Für die Erforschung des Nordens von Amerika haben Britten und Nordamerikaner, für die Südamerika's sich unser Landsmann

v. Humboldt die größten Verdienste erworben, und im Ganzen ist uns Amerika ungleich besser bekannt, nicht allein als Afrika, sondern selbst als Asien, vorzüglich deshalb, weil hier nicht wie dort die Eifersucht mächtiger Reiche, verbunden mit einem feindseligen Klima, dem Reisenden im Wege stehen.

Lage, Gestalt, Gränzen, Größe.

Amerika bildet eine Insel, welche aus zwei größeren, durch eine Landzunge verbundenen Halbinseln, Nord- und Südamerika, besteht. Im äußersten N. scheint es von vielen zum Theil sehr großen Inseln, wie Grönland, umgeben; eben so liegen viele Inseln im O. der verbindenden Landzunge; im S. und W. finden sich nur wenige und unbedeutende Inseln. Das feste Land erstreckt sich von 16° bis zu 150° W. L. und von 54° 20′ S. B. bis zu 73° N. B. Wie weit aber die Insel Grönland gegen N. reiche, wahrscheinlich bis über den 80°, ist noch unbekannt. Die ganze Länge des Welttheils von N. nach S. beträgt über 1900 Meilen; Nordamerika, die größere Hälfte, ist 650 M. von O. nach W. breit, Südamerika etwa 670. Wegen der noch nicht ganz aufgehellten Unbestimmtheit der nördlichen Gränze weichen die Angaben über den Flächenraum Amerika's von 6 bis 750,000 □ M., auf jeden Fall weicht es nur Asien an Größe. Im N. wird es begränzt von dem nördlichen Polarmeere, wie im S. vom südlichen; im O. vom atlantischen Meere, im W. vom Austral-Ocean.

Klima und Boden.

Abgesehen von der großen klimatischen Verschiedenheit, welche in einem Lande Statt finden muß, welches von einem Pol zum andern reicht, kann man nur sagen, daß Amerika unter allen bekannten Theilen der Welt der kälteste ist, d. h. daß es hier unter gleichen Graden der Breite kälter ist, als in irgend einem andern Lande. Der Anbau unserer Getreidearten, welcher in Europa über den 60° N. B. hinaus geht, reicht hier nicht über den 50° hinaus, in Südamerika vielleicht nicht viel über den 40°. Gegenden von Nordamerika, welche mit Süd-Deutschland unter gleicher Breite liegen, zwischen 45° und 50°, haben unendlich strengere Winter, zwar einen heißen Sommer, aber, wie im nördlichen Rußland, einen plötzlichen Uebergang vom Winter zum Sommer, ohne Frühling. Die unendlichen Eisflächen des nördlichen Polarmeers und die von daher wehenden Winde, welche durch kein bedeutendes Gebirge gebrochen werden, scheinen diese ungünstige Temperatur hervorzubringen, denn die besser geschützte Westküste von Nordamerika ist ungleich milder als die Ostküste. Dagegen haben die Gegenden zwischen den Wendekreisen zwar auch hier

ein schönes tropisches Klima, doch nirgend die brennende Gluth afrikanischer Sonne, weil diese Länder hier theils von geringer Breite vom Ocean bespült werden, theils sich zu einer bedeutenden Höhe über das Meer erheben, theils endlich mit ungeheuren Waldungen bedeckt und von den größten Strömen der Welt bewässert werden. Ueberfluß an Wasser und daher überwiegende Kraft der Vegetation scheint der Hauptcharakter Amerika's zu seyn. Der Boden erfreut sich einer fast ganz allgemeinen Fruchtbarkeit; Amerika hat auch nicht eine große Sandwüste, und selbst die unermeßlichen Ebenen sind mit dem üppigsten Pflanzenwuchs bedeckt. Wo das Klima nicht zerstörend einwirkt, kann überall der schönste Anbau gedeihen. Dagegen ist die Thierwelt in Amerika unläugbar zurückgedrängt; die ursprünglichen Thiere dieses Welttheils erscheinen alle nur als die schwachen Abbilder der edlen und kräftigen Thiere der alten Welt, und nur die der Vegetation verwandten Insekten und die dem Wasser angehörenden Amphibien finden sich hier in unendlicher, höchst lästiger Menge. Vergl. I. Th. S. 86.

Gebirge.

Wie in keinem andern Welttheil, zeichnet sich hier eine von S. nach N. fast von einem Ende des Landes bis zum andern ununterbrochen fortziehende Gebirgskette aus, die Anden, auch wohl Cordilléra de los Andes (Kette der A.) genannt. Sie beginnt an der Südspitze Amerika's in niedrigen Hügeln, erhebt sich aber bald bis zur Schneelinie und durchzieht, sich immer dicht an der Westküste haltend, ganz Südamerika. Zwischen 40° und 30° S. B. erreichen die Anden schon eine sehr bedeutende Höhe, die meisten Gipfel sind mit ewigem Schnee bedeckt, und man zählt über 20 noch brennende Vulkane. Vom 20° S. B. bis 0° zieht das Gebirge, wie die Küste, in nordwestlicher Richtung, und bildet mehr als einen Zug, zwischen welchen in Peru die reichsten Bergwerke sich befinden. Seine größte Höhe erreicht es zwischen 15 und 16° S. B. wo der Nevado (Schneegipfel) de Sorata über 23600 F. und der etwas südlicher liegende Nevado de Illimani 22700 F. hoch sich erheben. Fast eben so hoch ist eine zweite Gebirgsgegend, zwischen 0 und 2° S. B., wo sich der sonst fälschlich für den höchsten Berg der Erde gehaltene Chimborazo (tschimborasso) 20150 F. und die Vulkane Cotopaxi (—chi) 17790 F., Antisana 17900 F. u. a. befinden. Vom Aequator aus theilt sich die Kette in 3 Richtungen, der Hauptstamm verlängert sich in nordwestlicher Richtung durch die Landenge von Panama, wo er indeß nur 3 bis 900 F. hoch ist; eine zweite Kette streicht in nördlicher Richtung zwischen den Flüssen Cauca und Magdalena, und erreicht zuweilen eine Höhe von 15—16900 F. Ein dritter Arm endlich verbreitet sich östlich in mehrere Zweige und erhebt sich bis

zu 12000 F. Die Hauptkette, welche auf dem Isthmus von Panamà zu einem nicht bedeutenden Granitrücken gesunken war, erhebt sich bald wieder und bildet die große Hochebene von Mexiko; doch so, daß der Hauptrücken der Westküste nahe bleibt. In der Mitte der Ebene erheben sich in der Gegend der Stadt Mexiko wieder viele hohe Gipfel und Vulkane, wie der Popoca-Tepetl, 16800 F. hoch, der Iztaccihuatl 14700 F., der Citlal-Tepetl, 16000 F., und andre. Vom 30° N. B. an scheint die Kette die Westküste zu verlassen, sie streicht mehr in der Mitte des Landes bis zum 42°. Von hier bis etwa zum 60° bildet sie die Rocky mountains (felsigen B.), im Ganzen von mittlerer Höhe (doch soll der Gipfel des Chippeway die Höhe von 15000 F. erreichen), welche sich endlich als unbedeutende Hügel in die Polar-Ebenen verlieren. — Außer diesem Hauptgebirge hat Amerika noch mehrere isolirte Gebirgssysteme: so im nördlichen die Apallachen oder Aleghani-Geb., welche parallel mit der Ostküste von der Mündung des Missisippi bis zu der des St. Lorenz in mehreren parallelen Gebirgszügen streichen, welche, der Küste am nächsten, die blauen Berge heißen. Die Aleghani bestehen meistens aus Sandstein und erreichen nur selten die Höhe von 6000 F. In Südamerika füllt das noch wenig bekannte Guyana-Gebirge den Raum zwischen dem Orinoko und dem Marañon, und ganz Brasilien ist von vielen zusammenhängenden Gebirgsketten in mannigfaltigen Richtungen durchzogen, welche indeß ebenfalls kaum die Höhe von 6000 F. erreichen und deren genauere Bildung und Zusammenhang noch nicht bekannt ist.

Gewässer.

An Zahl und Größe der Seen und Flüsse übertrifft Amerika alle übrige Welttheile bei weitem. Wir betrachten zuerst die verschiedenen Theile des Oceans, welche seine Küsten bespülen. Das nördliche Polarmeer. Seit dem Jahre 1819 und 1820, wo der kühne Parry bis zum 90° W. L. in diesem Ocean, und der durch seinen Muth Bewunderung verdienende Franklin zu Lande bis an die Küste dieses Meeres unter 68° N. B. und beinahe dem nemlichen Meridian vorgedrungen, wissen wir mit ziemlicher Gewißheit Folgendes: Die sogenannte Baffins-Bai, im W. von Grönland, wird künftig die Davis- oder Baffins-Straße genannt werden müssen, indem es nunmehr erwiesen, daß Grönland eine Insel ist. Von diesem Baffins-Meere gelangte Parry unter 74° in eine nach W. führende Straße, den Lancaster-Sund, von welchem aus nach S. eine neue noch nicht verfolgte Straße, die Prinz-Regent-Einfahrt, sich unter 72° W. L. öffnete. Er setzte seinen Weg weiter westlich, eine Reihe Inseln im Norden lassend, fort, und gelangte so zur Melville-

Insel unter 90° W. L. 75° N. B., wo er zu überwintern und 1820 auf dem nemlichen Wege zurückzukehren gezwungen wurde. Neuere Reisen, namentlich die des Kapitän Roß, welcher nach großen Mühseligkeiten 1833 zurückgekehrt ist, haben uns nichts wesentlich Neues über diese Gegenden gelehrt. So viel ist indeß schon ausgemacht, daß diese Nordküste bei weitem nicht so hoch nach N. sich erstreckt, als man früher glaubte, meistens nur bis 65—68° N. B. reicht und gewiß nirgend den 70° bedeutend überschreitet. So wie Grönland gewiß, so ist wenigstens wahrscheinlich auch Baffins-Land, auch wohl Cumberland genannt, ebenfalls eine Insel. An der nördlichen Küste kennt man jetzt im W. die Mündung des Mackenzie-Flusses 110° W. L. und 68° N. B., weiter östlich die Mündung des Kupferminen-Fl. und Cap Hearne 97° W. L. und 67° N. B., den Melville-Sund und Cap Turnagain (kehre zurück) 92° W. L. 68° N. B. Die Nordküste von 110° bis 140° W. L., so wie die östlich von Cap Turnagain, bleibt noch zu erforschen übrig. So bliebe denn der einzige große Meerbusen am Nordpolar-Ocean die Hudsons-Bai, seit 1610 näher bekannt. Sie hängt mit dem Ocean im O. durch die Hudsons-Straße zusammen, welche durch Inseln in mehrere Kanäle, wovon der nördlichste die Cumberland-Straße, getheilt wird, wahrscheinlich auch im N., obgleich es Parry auf seiner zweiten Reise 1822 und 1823 nicht gelungen ist, einen offenen Durchgang zu finden. Die Hudsons-Bai hat mehrere große Buchten, wovon westlich die Chesterfield-Bai und südlich die große James-Bai die bekanntesten sind. — Der atlantische Ocean bespült die ganze Ostküste Amerika's; er bildet, von N. beginnend, den großen St. Lorenz-Meerbusen, an der Mündung des gleichnamigen Flusses, zu welchem man, wegen der vorliegenden Insel Neu-Fundland, durch eine nördliche und eine südliche Einfahrt gelangt; die Fundy-B., die Delaware-B., die Chesapeak-B. und andre minder bedeutende an den Küsten Nordamerika's. Eine merkwürdige Erscheinung an dieser Küste ist der sogenannte Golf-Strom, eine mächtige, etwa 6 Meilen breite Strömung im Meere, deren Wasser sich durch dunkelblaue Farbe und höhere Temperatur unterscheidet. Sie strömt aus dem mexikanischen Meerbusen in nordöstlicher Richtung bis 41° 30′ N. B., wendet sich dann nach S. O., strömt an der afrikanischen Küste bis gegen den Aequator, von wo sie wieder nach W. dem mexikanischen Meerbusen zufließt und so ihren Kreislauf vollendet. Der größte Meerbusen Amerika's im atlantischen Ocean ist der von Mexiko, welchen die vorliegende Reihe der Antillen vom Ocean trennt. Er zerfällt in eine nördliche Hälfte, den eigentlichen Meerbusen von Mexiko, und eine südliche, das karaibische Meer; der erstere bildet im S. die große Kampesche-Bai, das letztere zu 12000 F. Die Hauptkette, welche auf dem Isthmus von Pa-

die Honduras-Bai und den Meerbusen von Darien. Die südamerikanische Küste hat dagegen nur unbedeutende Buchten, wie die Mündungen des Marañon und des Para, die Bahia- oder Allerheiligen-Bai, die Mündung des La Plata, die B. von St. Matthias und den Meerbusen von St. Georg. — An der Südspitze Amerika's verbindet die Magelhaens-Straße den atlantischen und den australischen Ocean. Letzterer, welcher die Westküste Amerika's bespült, bildet bei weitem nicht so viele und so tiefe Buchten, als das atlantische Meer. Von S. nach N. gehend finden wir hier: an der etwas zerrissenen Südwestküste die Busen von Trinidad, von Peñas und von Chiloe; dann fast keinen Einschnitt, bis 4° S. B. den Meerbusen von Guayaquil; nördlich vom Aequator die Bai von Panamà, die von Nicoya, die von Fonseca, die von Tehuantepec, den großen Meerbusen von Californien, den Königin-Charlotten-Sund, den Großen Sund, und über die Halbinsel Alaschka hinaus die Bristol-Bai und den Norton-Sund, worauf die Behrings-Straße folgt, welche den australischen Ocean mit dem Nord-Polarmeer verbindet, in welchem letztern noch der Kotzebue-Sund bekannt ist.

Wir wenden uns nun zu den Binnen-Gewässern, woran vorzüglich Nordamerika überreich ist. So groß die Zahl der Seen in Amerika, so erreicht doch keiner die Größe des caspischen Meeres, und vielleicht ist nur ein einziger von bedeutendem Umfange in Südamerika, welcher nicht durch Flüsse mit dem Meere in Verbindung stände. Amerika zeigt deutlich drei Hauptabdachungen seines Bodens, eine nach N., eine nach O. und eine nach W.; denn die nach S. des Missisippi und des La Plata ist offenbar der östlichen untergeordnet.

Die nördliche Abdachung umfaßt blos die Länder vom 50° N. B. nach N. zu. Hier sehen wir im größten Maaßstabe das nemliche, was einige Gegenden Deutschlands, Mecklenburg und die Marken, uns im Kleinen zeigen, nemlich ein äußerst flaches Land mit unzähligen Seen übersäet, welche fast alle durch Flüsse unter sich und mit dem Meere verbunden sind; ja die meisten Flüsse selbst bestehen nur aus einer Verbindung kleinerer Seen. Wir können nur die wichtigsten angeben. Zwischen dem 90° und 100° W. L. liegt der große Sklaven-See, welcher nordwestlich durch den Mackenzie-Fluß sich ins Polarmeer ergießt; nicht ganz unwahrscheinlich ist, daß auch der etwas östlichere Kupferminen-Fluß durch kleinere Seen mit dem Sklavensee zusammenhängt. Dieser steht südlich durch den Sklaven-Fluß in Verbindung mit dem Athapeskow-See, welcher von S. W. her den großen Friedens-Fluß aufnimmt und südöstlich durch kleinere Seen wieder mit dem größten Flusse dieser Gegenden, dem Missinipi- oder Churchill-Fluß, der der Hudsons-B. zuströmt, verbun-

den ist. Unter dem 80° W. L. zwischen 40° und 45° N. B. liegt der große See Winipeg oder Bourbon, dessen Hauptabfluß nach N. der Nelson=Fl. und weiter östlich die Sewern ist; beide ergießen sich in die Hudsons=Bai. Der Winipeg aber nimmt von W. her einen bedeutenden Fluß, den Saskashawan= oder Bourbon=Fluß auf, welcher selbst nördlich mit dem Missinipi zusammenhängt. Von S. her empfängt der Winipeg den Rothen Fluß, dessen Quellen unter 47° bis 48° N. B. vielleicht gar mit denen des Missisippi in Verbindung stehen. Wären diese Gewässer nicht einen so großen Theil des Jahrs hindurch mit Eis belegt, so hätte wohl kein andres Land eine so mannigfaltige, natürliche Wasserverbindung, wie dieses, besonders wenn man bedenkt, daß einige dieser Flüsse und Seen einerseits dem in den Austral=Ocean fallenden Columbia=Fluß, andrerseits dem Missisippi und Missouri sich bis auf wenige Meilen nähern. Oestlich von der Hudsons=B. unter 54° N. B. liegt der große Seewolf=See, welcher südlich mit dem St. Lorenz und westlich mit der Hudsons=Bai in Verbindung steht. — Die östliche Abdachung. Südlicher beginnt die von W. durch S. nach O. gekrümmte Reihe der größten Seen Nordamerika's, deren gemeinsamer Abfluß der St. Lorenz=Fluß ist. Der westlichste dieser Seen ist der Obere See, zwischen 46° und 48° N. B., 1980 □ M. groß; er strömt östlich durch die Straße Santa Maria in den Huron=S., 760 □ M. groß, an welchen sich südwestlich der 744 □ M. große Michigan=See anschließt. Der Huron=See fließt südlich ab durch den Clair=Kanal in den kleinen Clair=See, und aus diesem in gleicher Richtung durch den Kanal Detroit in den Erie=See. Dieser, 500 □ M. groß, ergießt sich nördlich durch den Niagara, welcher hier den weltberühmten 164 F. hohen Wasserfall bildet, in den Ontario=See, 582 □ M. groß, aus welchem endlich der St. Lorenz=Fluß in nordöstlicher Richtung und noch mehrere kleine Weitungen bildend, dem atlantischen Ocean zuströmt. Von S. her empfängt der St. Lorenz noch einen bedeutenden Zufluß aus dem von S. nach N. sich streckenden Champlain=See. — An der Nordostküste von Amerika ergießen sich in den atlantischen Ocean eine große Menge Flüsse, wovon mehrere in Europa schon zu den bedeutendsten gezählt würden, hier aber kaum dritter Größe sind, wie der Hudson=Fl., welcher bei Neu=York mündet; der Delaware, der Susquehanna, welcher in die Chesapeak=B. mündet, der Potomac und mehrere andre. Der wichtigste Fluß von Nordamerika ist indeß der Missisippi. Er entspringt 47° 38′ N. B. aus einem kleinen See, erhält von W. den St. Peter= und den Moine=Fl., von O. den Illinois=Fl., und vereinigt sich unter 38° 35′ mit dem viel mächtigern Missouri. Dieser entspringt unter 44° N. B. und 95° W. L., fließt erst eine Zeitlang nördlich, dann östlich,

zuletzt südlich und südöstlich, und empfängt den Yellowstone, den kleinen Missouri, den Platte-Fl., den Kanzas und den Osages-Fluß. Mit dem Missouri vereint strömt nun der Missisippi in südlicher Richtung, und nimmt von W. den St. Franzis, den White, den sehr bedeutenden Arkansas und den eben so großen Rothen Fluß; von O. den Ohio (oheio), mit dem Cumberland, und dem Tennessee u. a. auf, und ergießt sich unterhalb Neu-Orleans, große Inseln bildend, durch drei Hauptmündungen in den mexikanischen Meerbusen. Der Lauf des Missisippi, ohne den Missouri, beträgt an 400 Meilen, der des Missouri allein an 600 M.; der ganze Lauf des Missisippi beträgt an 646 M.; er ist der längste Strom Amerika's, aber an Wassermasse weicht er dennoch dem St. Lorenz und dem Marañon. Das ganze Stromgebiet dieser beiden Flüsse umfaßt über 60000 □M. — In den Meerbusen von Mexiko mündet ferner der Rio grande del Norte, welcher unter 42° N. B. entspringt und in südöstlicher Richtung dem Meere zuströmt. An Seen hat Mittel-Amerika noch den bedeutenden Nikaragua-See, 168 □M. groß, durch den Fluß St. Juan steht er mit dem mexikanischen Meerbusen in Verbindung. — Südamerika hat nicht so bedeutende Seen, aber eben so wichtige Ströme. Hier finden wir, an der Nordküste, den See von Marakaibo, eigentlich nur ein wahrer Meerbusen mit einer, nur im Verhältniß zu seiner Größe, engen Mündung; den See von Titicaca, unter 15° — 17° S. B., östlich zwischen den beiden höchsten Zweigen der Anden, er liegt in einer Höhe von 12700 F., ist über 100 □M. groß und der einzige in Amerika bekannte See von einigem Umfange, welcher keinen Abfluß nach dem Meere hat, sein Wasser ist zwar etwas trübe, aber gesund und trinkbar; den See von Xarayes, welcher indeß nur zur Zeit der Ueberschwemmungen des Paraguay-Flusses Wasser hat; einige mit dem Meere zusammenhängende Lagunen in Brasilien und einige wenig bekannte Seen in Patagonien.

An Flüssen dagegen ist Südamerika desto reicher. An der Nordküste ergießen sich: der Magdalena-Fluß, welcher die fast eben so große, ihm parallel nach N. fließende Cauca aufnimmt; der Orinoko, ein mächtiger Strom, dessen Lauf und Verbindungen mit andern Flüssen höchst auffallend sind. Er entspringt unter 5° 5′ N. B., und 48° 37′ W. L., strömt zuerst nach N. O., wendet sich dann mit einem großen Bogen nach S., nach W., nach N., und endlich, nachdem er den Guaviare, die Meta und den Apure aufgenommen, strömt er in nordöstlicher Richtung und ergießt sich, in unzähligen Armen, der Insel Trinidad gegenüber in den Ocean. Zugleich aber steht er durch den Cassiquiare mit dem Rio Negro und durch diesen mit dem Marañon in Verbindung. Die Länge seines Laufes beträgt 330 Mei-

len. Der an Länge und Wassermasse mächtigste Strom, der Marañon (—njon) oder Amazonen-Fluß, entspringt aus dem kleinen See Lauricocha (—otscha), an der Ostseite der Anden, unter 10° 30' S. B., begleitet anfänglich das Gebirge in nordwestlicher Richtung und wendet sich dann nach O.; von N. empfängt er den Tigre, von S. den Huallaga und den Ukayale; dieser, mächtiger als der Marañon bis hierher, entspringt aus zwei Quellflüssen am Fuße der Anden, dem Apurimac und dem Beni, unter 13° S. B. Nachdem der Marañon den Ukayale aufgenommen, empfängt er von N. den Napo, Yapurá und den Negro; von S. den Yavari, Yurva, Purus, die sehr bedeutende Madeira, den Topayos, Xingu und an seiner Mündung noch die Vereinigung des Araguay und des Tokantins. Die Mündung des Marañon unter 0° wird von Inseln, worunter die große Insel S. Juan, in 2—3 Hauptarme getheilt, (der südlichste, vorzüglich durch den Tokantins gebildet, heißt der Pará), und seine Gewässer sind so mächtig, daß sie sich weithin noch vom Seewasser unterscheiden lassen. Der ganze Lauf des Marañon beträgt über 750 Meilen. Das ungeheure Wassersystem dieses Flusses ist, besonders in seinem mittlern Laufe, uns erst unvollkommen bekannt. Zu seinen Merkwürdigkeiten gehört, daß er, wie schon erinnert, durch den Negro mit dem Orinoko zusammenhängt; eben so steht er mit vielen Landseen und mit manchen seiner Zuflüsse durch Seitenarme in Verbindung, wovon manche nach den Jahreszeiten und der größern oder kleinern Wassermasse abwechselnd nach verschiedenen Richtungen fließen. — Der letzte Fluß an der Nordküste von Südamerika ist der Parnaiba. An der Ost- und Südostküste münden: der San Francisco, unter 11°, der Belmonte unter 16°, der Rio Doce unter 19° 30', der Paraiba unter 22°, der Rio grande de S. Pedro unter 32° und der Plata-(Silber-) Fluß, der fünfte von den großen Flüssen Amerika's, welchen Namen er indeß nur bei seiner Mündung führt; er entsteht aus der Vereinigung zweier großen Flüsse, des Uruguay und des Paranà. Der Uruguay (—gua-i), kommt aus Brasilien und ist sehr reißend. Der Paranà entspringt ebenfalls in Brasilien, in der Provinz Minas Geraes und nimmt in Brasilien von N. den Pardo, von O. den Curitiba und später den mächtigen Paraguay (—gua-i), auf. Dieser entspringt unter 14° S. B., fließt fast durchaus in südlicher Richtung. Der Paranà vereinigt sich endlich an seiner Mündung mit dem Uruguay, und hier erst, wo die vereinigten Flüsse sich zu einem Meerbusen erweitern, heißen sie Rio de la Plata. Südlich vom Plata ergießen sich noch ins atlantische Meer der Colorado, der Negro, der Camarones und endlich unter 52° S. B. der Gallego.

Die ganze Westküste von Amerika kann nur unbedeutende Flüsse haben, indem die Anden fast immer in geringer Entfernung vom Ufer streichen. In Südamerika sind kaum andre zu nennen, als der Guayaquil und der Esmeraldas; in Mexiko der San Jago, der Martyres und Colorado, welche vereinigt in den Meerbusen von Californien fallen, der St. Felipe und endlich der bedeutendste von allen, der Columbia, welcher aus der Vereinigung des von N. kommenden Oregan und des von S. O. kommenden Lewis (luis) entsteht und dann gegen W. sich wendend, unter 45° 30′ N. B. in den Austral-Ocean mündet. Sein Lauf beträgt etwa 120 Meilen.

Producte.

Fast alle unsere Hausthiere, das Pferd, der Esel, der Ochs, das Schaaf, das Schwein, der Hund, die Katze, viele europäische Gewächse, der Weinstock, der Oelbaum, alle unsere Getreidearten, Hanf und Flachs, Reiß, Zucker, Kaffee, die meisten unserer Obstarten, alles dies ist erst von Europa und andern Welttheilen nach Amerika verpflanzt worden. Von den ursprünglich einheimischen Producten können wir hier nur die wichtigsten angeben, und zwar aus dem Thierreiche: viele ihres Pelzwerks wegen geschätzte, vorzüglich in Nordamerika, wie Land- und Eisbären, Seeottern, Fischottern, Biber, Wölfe, Füchse, Hermeline, Hasen, Waschbären im mittlern Amerika; Raubthiere, wie: Jaguar und Tigerkatzen, wilde Katzen. An Hausthieren waren bei der Entdeckung nur Guanako's, Llama's und Vicuña's in Südamerika, Rennthiere in Grönland vorhanden. Ihres Fleisches und zum Theil auch des Fettes wegen werden gejagt in Nordamerika der Bison, eine sehr große Art wilder Ochsen, die Antilope, mehrere Arten Hirsche, Elennthiere, Eichhörnchen; in Südamerika vorzüglich der Tapir von der Größe eines Maulesels mit einem großen, langen, in einen Rüssel endigenden Kopfe, das Faulthier, mehrere Arten Gürtelthiere oder Armadille, Beutelthiere. Die Wälder Südamerika's sind voller geschwänzter Affen oder Meerkatzen, Papagaien, Fledermäuse. Die Amphibien sind zahlreich und zum Theil lästig: so eine große Menge großer Frösche und Kröten in den warmen Gegenden; viele Arten Schlangen, worunter die gefährliche Klapperschlange und die Boa. Viele Arten Eidechsen, wovon einige, wie der Leguan in Südamerika, gegessen werden; in den Flüssen der heißen Zone ist der Alligator oder Kaiman, das amerikanische Krokodil, häufig. Die größten Schildkröten finden sich bei den westindischen Inseln. Die Insektenwelt ist sehr zahlreich, zum Theil höchst lästig: so die Erdflöhe oder Tschiken, welche sich unter die Nägel der Füße einbohren und Geschwüre veranlassen; die alles zerstörenden Ameisen;

sen; die in manchen wasser- und holzreichen Gegenden unaussprechlich plagenden Moskiten und andre stechende Insekten; ferner das Koschenille-Insekt, mehrere Arten schöner leuchtender Käfer und unzählige der schönsten Schmetterlinge. — Amerika ist reich an eigenthümlichen Pflanzen. Unter den Waldbäumen giebt es an 26 verschiedene Arten Eichen, Tannen, Fichten, Cypressen, Cedern, Ahorn, Nußbäume, Birken, Buchen, Pappeln, Weiden; ferner viele, welche edle Holzarten liefern, als der Mahagony-Baum; andere, deren Holz zum Färben dient, wie das Brasilienholz und das Kampesche-Holz. An Medicinal-Pflanzen giebt es den Guajac, den von den Chinesen so hoch geschätzten Ginseng in Nordamerika, die Chinarinde, Sassaparille, Jalappe und Ipekakuanha. Eßbare oder sonst nützliche Pflanzen sind: die Kartoffel, der Mais, die Maniokwurzel, deren giftiger Saft erst ausgewaschen werden muß, die Kakaobohne, die Vanille, der Tabak, der Paraguay-Thee. An Mineralien der edelsten Art ist bekanntlich Amerika einer der reichsten Welttheile; Diamanten, die indeß den ostindischen an Schönheit etwas nachstehen, findet man in Brasilien, und Smaragde in Perù; Platina vorzüglich im Gebiet von Columbien, Gold, Silber und Quecksilber vorzüglich in Columbien, Mexiko, Perù und Chile; auch die minder edeln Metalle fehlen nicht, so wie Stein- und Braunkohlen, Schwefel, Salz u. s. w.

Einwohner.

Höchst wahrscheinlich hat Amerika seine ersten Bewohner von Asien aus erhalten, wenigstens spricht dafür die Aehnlichkeit der amerikanischen mit der mongolischen Menschenrasse. Am deutlichsten tritt diese in den Bewohnern der Polargegenden heraus, welche unter dem allgemeinen Namen Esquimo's begriffen werden und eine auffallende Aehnlichkeit mit den Samojeden zeigen. Die übrigen Ureinwohner Amerika's gewöhnlich Indianer genannt, bilden bei aller klimatischen Verschiedenheit doch auffallend nur eine und die nemliche Menschenart. Der Indianer ist meist von kräftiger, oft, wie die Patagonen, selbst hoher Statur. Die Hautfarbe ist bei allen zimmtbraun oder lohfarben, wie Eisenrost oder angelaufenes Kupfer; der Kopf etwas eckig mit stark hervortretenden Augenknochen, das Gesicht nicht sehr platt, doch die Nase stumpf, die Stirn kurz, die Lippen etwas aufgeworfen und die Augen etwas schief gespalten. Das Haar ist schlicht und schwarz, der Bart dünn und der übrige Haarwuchs überhaupt schwach. Gesunden Verstand, sogar Scharfsinn, kann man ihnen nicht absprechen, bei den nördlichen Indianern zeigt sich eine unglaubliche Schärfe der Sinne, eine unbegränzte Freiheitsliebe, Verachtung des Todes, übermenschliche Ertragung der fürchterlichsten Quaalen

ohne einen Laut der Klage. Grausamkeit scheint ein Hauptzug ihres Charakters. So lange sie Hunger und Entbehrungen ertragen können, so unglaublich schwelgerisch und unbekümmert um die Zukunft sind sie im Ueberfluß. Zur Zeit der Entdeckung gab es nur höchstens zwei bis drei etwas civilisirte Volksstämme in Amerika, die Mexikaner, die Peruaner und vielleicht auch die Araukaner im südlichen Chile. Alle übrige lebten wie noch jetzt in unzählige kleine, unter einander feindselige Stämme gespalten, von der Jagd, dem Fischfange und von dem, was die Natur ihnen von selbst darbot; schwerlich möchte daher die damalige Bevölkerung Amerika's der jetzigen gleichgekommen seyn. Die Zahl der Indianer hat indeß unglaublich abgenommen, und es ist möglich, daß nach wenig mehr als einem Jahrhundert sich kaum noch Spuren derselben zeigen. Merkwürdig ist, daß von den unzähligen Stämmen der Indianer fast jeder eine eigne Sprache redet. Außer bei den Peruanern und Mexikanern, wo sich schon ausgebildetere aber höchst grausame Religionsbegriffe fanden, hatten und haben noch jetzt die eigentlich wilden Indianerstämme eine höchst einfache, bei den nördlichen Indianern sogar nicht unwürdige Vorstellung eines höchsten Wesens. In den spanischen Besitzungen sind fast alle Indianer zum Christenthum bekehrt, weniger im portugiesischen und fast gar nicht in Nord-Amerika. Die Zahl der untergegangenen Indianer ist überreichlich durch Fremdlinge ersetzt worden. Dies sind Europäer von allen Nationen, vorzüglich Spanier, Portugiesen und Britten, dann Niederländer, Deutsche und Franzosen. In ganz Amerika unterscheidet man weiße und farbige Menschen: die ersteren, wenn sie geborne Europäer, heißen in ganz Südamerika Chapetons (tschapetons), die in Amerika gebornen Kreolen, die Mischlinge der Europäer und Indianer Mestizen, die der Europäer und Neger Mulatten, doch giebt es noch andre Lokal-Unterscheidungen. Die Neger machen einen bedeutenden Theil der Bevölkerung Amerika's aus, vielleicht an 5 Millionen; sie sind am zahlreichsten in Westindien und in den spanischen und portugiesischen Ländern. Ehemals wurden jährlich über 100,000 eingeführt, und jetzt wenigstens noch die Hälfte. Sie dienen als Arbeiter in den Plantagen oder als Haussklaven. Die Indianer sind, wo sie Christen, meistens unsern Bauern zu vergleichen, die heidnischen leben noch in ihrem ursprünglichen Zustande. — Die Gesammtzahl der Einwohner Amerika's läßt sich zwar nicht genau bestimmen, übersteigt aber leicht 35 — 36 Millionen, wovon Weiße 12 — 13 Mill., Indianer 11 Mill., Mischlinge 7 Mill. und Neger 5 Mill. Diese Bevölkerung ist aber theils in sich selbst, theils durch zahlreiche Einwanderungen aus Europa in einem sehr schnellen Steigen begriffen. Bis jetzt ist Amerika, nächst Australien, am schwächsten bevölkert und zählt noch nicht 60 Menschen auf die □M.

Eintheilung.

Obgleich Amerika auf der Charte nur in zwei deutliche Hälften zerfällt, so wird es für uns bequemer seyn, es in drei Abtheilungen, a. Nord-Amerika, b. Mittel-Amerika, und c. Süd-Amerika, zu betrachten.

A. Nord-Amerika.

Unter diesem Namen werden wir I. von den Nord-Polarländern, II. von dem englischen Nord-Amerika, III. von den Nord-Amerikanischen Freistaaten handeln.

I. Nord-Polarländer von Amerika.

Sie umfassen alle jenseits des 66° N. B. gelegenen Länder, von welchen uns indeß nur einige Inseln und einige Punkte der Küste bekannt sind. Das ewige Eis, welches den größten Theil dieser Meere bedeckt und oft schwimmende Eisberge von 5—600 F. Höhe bildet, die ungeheure Kälte, welche den größten Theil des Jahres hier herrscht, so daß das Quecksilber zu einer hämmerbaren Masse gefriert, die lange Nacht vom October bis Januar, der beinahe gänzliche Mangel an genießbaren Pflanzen und Thieren: alles dies erschwert die genauere Untersuchung dieser Länder. Und doch ist es dem Handelsgeiste gelungen, unter tausend Gefahren, auf einzelnen Punkten bis zum 83° vielleicht selbst 85° vorzudringen, und kühne Wallfischfänger treiben sich jährlich zwischen diesen Eismassen herum. Bis jetzt führen nur drei bekannte Straßen zu den höchsten Polargegenden: die eine zwischen Grönland und Spitzbergen, die zweite die Behringsstraße, die dritte die Baffinsstraße, von wo aus eben jetzt die nordwestliche Umschiffung Amerika's versucht wird. Die einzigen Bewohner dieser traurigen Einöden sind die Eskimo's, ein schwacher Menschenstamm von zwergartiger Gestalt, aber gutmüthigem Charakter. Da ihr trauriges Vaterland, welches sie indeß über alles lieben und auch nicht leicht ohne bald zu sterben mit einem andern vertauschen dürfen, ihnen fast keine andre Pflanzen als Moose und einige Zwergbirken darbietet, der Hund ihr einziger Begleiter ist und sie noch nicht einmal gelernt haben das Rennthier zu zähmen, so leben sie allein von der Fischerei, welche hier an Wallfischen, Robben und Fischen aller Art sehr ergiebig ist. — Die wichtigsten dieser Länder sind:

Spitzbergen, eine Inselgruppe, zwischen dem 26° bis 40° O. L. und 76° bis 80° 40′ N. B., also das am nördlichsten gelegene unter allen bekannten Ländern und seiner Lage nach eigentlich zu Europa gehörig, da es unter den Meridianen von Deutschland liegt. Es besteht aus drei größeren und vielen kleinen Inseln und Felsen, das eigentliche Spitzbergen im W. und den beiden Inseln Nordost-Insel und Südost-Insel. Der Anblick des Ganzen ist überaus abschreckend; man sieht nichts als 3 — 4000 F. hohe, mit ewigem Schnee und Glättschern bedeckte Berge und Thäler, selbst in diesen zeigt sich im hohen Sommer nur eine dürftige Vegetation, welche einige Rennthiere ernährt; Einwohner hat das Land nicht, ein ewiger dichter Nebel hüllt es ein, und nur im Sommer wird ein Theil der Küsten vom Eise frei und wird dann von den Wallfischfängern besucht. Spitzbergen ward zuerst 1553 von dem Engländer Willoughby entdeckt; 1764 versuchten die Russen hier einen Wachtposten einzurichten, mußten ihn aber bald wieder aufgeben, doch rechnen sie die Insel zu ihren Besitzungen.

Zwischen 70° und 71° N. B. und unter 10° O. L. liegt die eben so wüste unbewohnte Insel Jan Mayen, von einem Holländer dieses Namens 1611 entdeckt. Sie hat einen brennenden Vulkan und Berge von 6000 F. Höhe; auch sie wird nur von Wallfischjägern im Sommer besucht.

Grönland, d. h. Grünes Land, wie es von den ersten Entdeckern, dem Erich Rauda und seinen Gefährten, von Island aus 895, nach Andern aber erst 982, genannt ward, weil sie auf der Ostküste zu ihrem Erstaunen Wälder und schöne Wiesen gefunden. Grönland ist höchst wahrscheinlich eine Insel, nächst Neu-Holland die größte auf Erden; vielleicht besteht es sogar aus einer Menge von dicht bei einander liegenden Inseln; nur wenige Punkte der Ostküste und fast die ganze Westküste sind uns bekannt. Es erstreckt sich vom südlichsten Vorgebirge Cap Farewell unter 59° 45′ N. B., in unbekannter Ferne nach N. und vom 0° bis 60° W. L.; so daß der Flächenraum nur muthmaßlich über 20000 □M. beträgt. Die Mitte des Landes erfüllt ein Eisgebirge voller Abgründe und Glättscher, welches jede Gemeinschaft der Ost- mit der Westküste verhindert. Zwischen 70° und 77° N. B. senkt sich das Gebirge und man hat viel Basalt und Spuren von Vulkanen gefunden. Der Winter ist lang und fürchterlich, der Sommer kurz, mit häufigen Nebeln und Stürmen, doch ohne Gewitter und mit seltenem Regen, dabei steigt die Hitze zuweilen auf 24° und die Mücken sind unerträglich lästig. An Thieren hat Grönland wilde Rennthiere, Eisbären, Füchse, Schnee- und Repphühner und viele Seevögel, vorzüglich aber viel Wallfische, Seehunde und Fische, welche den Einwohnern Nahrung und Kleidung geben. An Pflanzen hat man nur an sehr begünstigten Stellen einige ganz

verkrüppelte Birken, Erlen und Weiden, aber viele Beerenarten und das gegen den Skorbut so heilsame Löffelkraut. Treibholz ersetzt den Mangel des Holzes. Die Europäer haben Rindvieh und Schaafe eingeführt, welche aber klein bleiben und mühsam erhalten werden; man hat auch Kartoffeln, Grünkohl, Kerbel, Kresse und Rüben gepflanzt; Gerste und Hafer gedeihen nur zuweilen. Im Ganzen aber ist die Luft gesund und man kennt fast keine Krankheiten. — Die Einwohner, Eskimo's, gehören augenscheinlich zur mongolischen Rasse, sie sind nur zwischen 4—5 F. hoch, von dunkelgelber Farbe, aber ein friedliches, gutmüthiges, leicht lenksames und ehrliches Völkchen, in allem vielleicht 20000 Seelen, wovon 6—7000 zum Christenthum bekehrt sind. Sie leben alle ohne Spur von gemeinsamer Regierung, familienweise friedlich neben einander, nur der Branntwein, welchen ihnen die Schiffer bringen, veranlaßt zuweilen Streit. Im Winter leben sie in geräumigen Erdhütten, an geschützten Stellen des Ufers, 30 bis 40 beisammen; eine große Lampe erhellt und erwärmt den überaus schmutzigen ekelhaften Raum. Im Sommer wohnen sie unter Zelten von Robbenfellen. Ihre Angekoks oder Priester und Zauberer sind auch ihre Aerzte; bei den christlichen Grönländern ist der Missionar der Rathgeber in allen Dingen; doch auch bei diesen, obgleich Dänemark das Land als sein Eigenthum betrachtet, ist keine Regierungsanstalt. — Die erste Entdeckung soll an der Ostküste stattgefunden haben, und hier sollen seit 1121 von C. Farewell bis 5—6° nördlicher nach und nach 190 Ansiedelungen, in 12 Kirchspiele unter einem Bischof vertheilt, gegründet worden seyn, welche in lebhaftem Verkehr mit dem Mutterlande standen. Der letzte Bischof, Andreas, konnte 1408 das Land wegen des an der Küste aufgehäuften Eises nicht mehr erreichen, und seitdem ist bis 1822 nie wieder ein Europäer an diesem Theile der Küste gelandet: alle Versuche im 16ten, 17ten und 18ten Jahrhundert, Ost-Grönland wieder aufzufinden, waren vergeblich, und obgleich der Engländer Skoresby 1822 die Ostküste vom 69°—75° vom Eise frei fand und auch Spuren menschlicher Wohnungen entdeckte, so bleibt das Schicksal der viel südlicher gelegenen alten christlichen Colonieen doch noch immer gänzlich unbekannt. Noch neuere, auf Befehl der dänischen Regierung angestellte, Nachforschungen haben eben so wenig Spuren jener früheren Ansiedelungen entdeckt, und Manche sind daher der Meinung, daß sie überall nicht auf der Ostküste, sondern auf den südlichsten Theilen der Westküste, welche man im Verhältniß zu den nördlicheren wohl auch die östlichen nennen konnte, stattgefunden haben möchten; nur freilich, da sich, auch hier keine Spuren von ihnen finden, bleibt die Frage, was aus jenen Ansiedlern geworden? immer noch unbeantwortet. Die Westküste hingegen steht in beständigem Verkehr mit Europa. Im Jahre 1721 führte

der treffliche Geistliche Hans Egede eine kleine Colonie nach diesem Theile von Grönland, und es gelang ihm, bis 1736 viele der Eingebornen zum Christenthum zu bekehren. Seitdem hat Dänemark Missionare dort unterhalten, welche etwa 6000 Grönländer unterrichten und leiten; auch die Herrnhuter haben hier Missionen, zu welchen über 1000 Eingeborne gehören. Solcher von Missionaren begründeten Ansiedelungen bestehen hier in allem 18. Sie werden in die südlichen, von C. Farewell bis 68°, und die nördlichen, von da bis 73°, getheilt. Unter den südlichen ist jetzt Julianeshaab, 60° 40′ die wichtigste, sie enthält über 1800 Menschen und ist die einzige, bei welcher etwas Vieh gehalten werden kann, auch besitzt sie ein kleines Birkengehölz. Godthaab, 64° 30′, ist die älteste 1721 angelegte Colonie. Die beiden Herrnhuter-Colonieen Lichtenfels und Neu-Herrnhut bestehen seit 1758. Unter den nördlichen ist Egedesminde, 68° 20′, 1759 angelegt, die wichtigste; sie besteht aus mehreren kleinen Inseln, zwischen welchen sich ein guter Hafen befindet. Die Dänen besuchen jährlich diese Küste wegen des Wallfischfanges, des Robbenschlages und um Fische, Eiderdaunen und Seehunds-Speck einzutauschen. — Die weiter nördlich gelegenen Theile der Küste sind völlig unwirthbar und nur äußerst selten von Europäern besucht; die Eskimo's dieser Gegend unterscheiden sich wenig von denen in den Missionen.

Im W. von Grönland liegen eine Reihe erst neuerlich durch Parry entdeckter Inseln; zuerst Nord-Devon, von welchem es fürs erste noch unausgemacht bleiben muß, ob es nicht im N. mit Grönland zusammenhängt, was indeß unwahrscheinlich. Von hier führt der Lankaster-Sund zu einer Reihe Inseln, die nördlichen Georgs-Inseln, nemlich: Cornwallis-Insel, Bathurst-Insel und vorzüglich Melville-Insel, wo Parry überwintern mußte. Alle diese Gegenden sind unbewohnt, starren von ewigem Eise und zeigen nur eine kümmerliche Vegetation; doch fand man Hirsche, Rennthiere, Rehe, Bisamthiere und Eisbären, auch waren im Sommer die Mücken sehr lästig. Das diesen Inseln gegenüber liegende Land, Nord-Somerset, ist nur gesehen, nicht untersucht worden, es ist entweder ein Theil der Nordküste von Amerika, oder auch nur eine Insel; übrigens ist es unbewohnt und von gleicher Beschaffenheit wie die vorigen.

Im W. der Baffins-, im S. der Lankaster- und im N. der Cumberland-Straße erstreckt sich ein großes, Grönland parallel laufendes Land, welches noch nicht einmal einen allgemeinen Namen hat: am besten könnte man es Baffins-Land nennen, der südliche Theil wird auch wohl Cumberland genannt. Es ist ungewiß, aber wahrscheinlich, daß es eine Insel; die östliche Küste scheint wirthbarer als die westliche, auch hat man Spuren von menschlichen Wohnungen gefunden.

II. Das brittische Nord-Amerika.

Im Allgemeinen kann man den 48—49° N. B. als die südliche Gränze der englischen Besitzungen quer durch ganz Nordamerika annehmen; nur im östlichen Theile erstreckt sich ihr Gebiet bis an den Erie-See, oder bis zum 42°, von da an meistens dem Laufe des St. Lorenz folgend. Nur die Südostgränze, wo die britischen Besitzungen an die angebauten Theile der Vereinigten Staaten stoßen, ist genau bestimmt und zieht sich quer durch den Obern-, den Huron-, den Erie- und den Ontario-See, alle übrige Gränzen, wo nicht das Meer sie bildet, sind noch sehr unbestimmt, so daß man den Flächeninhalt des britischen Gebiets nur muthmaßlich auf etwa 122,000 □M. angeben kann. Mit Rußland, welches die äußerste NW. Küste von Amerika in Anspruch nimmt, ist 1825 der Vertrag geschlossen, daß der 124° W. L. die Trennungslinie des englischen und russischen Gebietes machen soll. Mit den Vereinigten Staaten ist noch kein solcher Vertrag abgeschlossen, und obgleich im Ganzen der 49ste Breitegrad als Gränze angenommen wird, so ist dies doch an der Westküste noch streitig. England theilt in administrativer Hinsicht das Land in 8 Gouvernements von sehr verschiedener Ausdehnung. Wir werden uns eine leichtere Uebersicht verschaffen, wenn wir 1) den einzigen wahrhaft angebauten Theil dieser Länder, nämlich Kanada, 2) die nordöstlichen, 3) die westlichen Gegenden betrachten.

1) Kanada. Es umfaßt die nördlichen Ufer der großen vorhin genannten Seen, und vom 56° W. L. an die beiden Ufer des St. Lorenz bis zu seiner Mündung. Diese Gegenden wurden zuerst von Cabot, einem Venetianer in englischen Diensten, 1497 gesehen, von dem Franzosen Cartier 1534 näher untersucht und 1608 zuerst von französischen Ansiedlungen besetzt, welche durch den Pelzhandel blühend wurden und sich bald über die Seen hinaus ausbreiteten. Im Frieden 1763 mußten die Franzosen ganz Kanada an England abtreten. Das Ganze besteht aus den nördlichen Uferländern der Seen und des St. Lorenz, und aus einem schmalen südlichen Uferrand des St. Lorenz. Im N. und S. ziehen sich mäßige Gebirgsreihen hin und schließen das Lorenzthal ein, welches selbst eine schöne Abwechselung von Berg und Thal darbietet. Nur die Flußufer und einige Seitenthäler sind vollkommen angebaut; im W. und N. liegen noch unendliche Strecken wüste und sind mit den schönsten Wäldern bedeckt. Das Klima ist viel rauher als unter gleicher Breite (Frankreich und Süddeutschland) in Europa; der Winter dauert im O. 5 Monate, wo alles unter Eis und Schnee begraben ist und die Kälte gewöhnlich 20°—25° beträgt; im W. dauert er nur 3 Monate. Der Sommer, welcher

lästig heiß, tritt so schnell ein und verschwindet wieder so plötzlich, daß es keinen eigentlichen Frühling und Herbst giebt; aber die Luft ist durchaus gesund und der Boden äußerst fruchtbar, nur über 50° hinaus findet kein Anbau mehr Statt. Das Ganze enthält etwa 11,500 □M. mit nahe an 1 Million Einw. Kanada wird in Unter- und Ober-Kanada getheilt; der in den St. Lorenz fallende Utawa macht die Grenze.

Unter-Kanada erstreckt sich zu beiden Seiten des St. Lorenz, und diese Ufer sind vorzüglich angebaut. Die ersten Einwanderer waren Franzosen, und ihre Nachkommen, welche die Sprache, die Religion und viel von den Sitten und dem Charakter ihrer Vorfahren beibehalten haben, machen noch jetzt den größten Theil der Bevölkerung aus. Das Land ist noch jetzt aus früherer Zeit her in Seigneuries oder Herrschaften getheilt, deren Bauern indeß dem sogenannten Grundherrn nur einen äußerst geringen Zins entrichten. Alles Land, welches nicht zu den Herrschaften gehört, wird von der Regierung vertheilt. Die Bevölkerung hat sich in neueren Zeiten schnell vermehrt durch Auswanderer aus England und Deutschland, doch gehen die meisten davon nach Ober-Kanada, wo sie Landsleute finden. Im Jahre 1827 betrug die Einwanderung an 29000 M. Von den Urbewohnern, den Indianern, sind vielleicht keine 20000 mehr vorhanden; ein Theil von ihnen ist katholisch und wohnt in Dörfern; die meisten aber behaupten ihre Freiheit in Wäldern und erhalten sogar Geschenke von der Regierung, um sie in Ruhe zu erhalten. Sie gehören zu den Stämmen der Schippiwäer oder Algonkins und der Mohaks, zu welchen auch die fast ganz verschwundenen Irokesen und Huronen gehörten. — Das Klima gestattet nur den Anbau von Sommergetreide; unsere Obstsorten kommen zwar fort, sind aber schlechter als bei uns. Weizen wird vorzüglich gebaut und ausgeführt. In den Wäldern finden sich sehr viele Zuckerahornbäume, aus deren Saft, welcher wie der Birkensaft bei uns gewonnen wird, aller Zucker, den man im Lande braucht, bereitet wird. Die Viehzucht ist bedeutend, die Fischerei höchst ergiebig; nur Salz fehlt dem Lande gänzlich. Die Jagd ist mehr ein Vergnügen als eine Beschäftigung der Kanadier; die Zunahme der Bevölkerung und die allzu häufige Verfolgung hat das Wild in entlegnere Gegenden verscheucht. Dennoch ist Unter-Kanada der Hauptsitz des amerikanischen Pelzhandels. Eine Gesellschaft von Kaufleuten, die nordwestliche Gesellschaft, unterhält, fast bis an den Austral-Ocean, an 3000 Agenten, welche auf einzelnen Punkten des unermeßlichen Binnenlandes zerstreut wohnend mit den wilden Indianer-Stämmen in Verkehr stehen und von ihnen die Pelzwaaren einsammeln und an den allgemeinen Lagerplatz am westlichen Ende des Obern See befördern. Von Montreal aus ziehen nun jährlich viele Kähne mit Waaren für die Indianer,

Branntwein, Gewehren, Munition, Tabak u. s. w. und mit Lebensmitteln beladen, zuerst den Utawa hinauf; von da werden die Kähne und Waaren durch Träger nach dem Huron-See geschafft und über diesen bis zum Lagerplatz am Obern-See, theils zu Wasser, theils wo Wasserfälle hindern, zu Lande transportirt. Hier nimmt ein Theil von ihnen die schon gesammelten Pelzwaaren in Empfang und eilt damit nach Montreal zurück; die andern dringen, bald schiffend, bald die Kähne tragend, von Fluß zu Fluß, von See zu See, bis in die Nähe des Polar- und des Austral-Oceans, um neue Waare einzutauschen. Auch viele einzelne Kaufleute treiben diesen vortheilhaften Handel, so wie weiter nördlich eine andre Handelsgesellschaft, die Hudsonsbai-Gesellschaft. Vorzüglich sind es Felle von Bibern, Bären, Fischottern, Mardern, Luchsen, Füchsen, und Häute von Elennthieren, wilden Stieren und Hirschen, welche in den Handel kommen. — Unter-Kanada wird von einem königl. Statthalter regiert, dessen Aufsicht sich über alle nördliche und westliche Binnenländer erstreckt, in militärischer Hinsicht aber über das ganze brittische Nordamerika. Ihm zur Seite steht ein gesetzgebender Rath, welchen der König ernennt, und Deputirte des Volks, ganz nach Art des Ober- und Unterhauses im brittischen Parlament.

Die wichtigsten Städte in Unter-Kanada sind: **Montreal**, 45° 31′ N. B., auf einer sehr fruchtbaren Insel im St. Lorenz, welcher hier noch für große Seeschiffe tief genug ist. Sie wurde 1640 angelegt und zählt jetzt über 25000 Einw. Sie ist gut gebaut, auf dem Marktplatze steht auf einer 30 F. hohen Säule eine Statue Nelsons. Der größte Theil der Einwohner sind französischer Abkunft und reden auch nur französisch. Montreal ist, wie schon erwähnt, der Hauptstapelplatz für den Pelzhandel und hat außerdem großen Handel mit Ober-Kanada und mit den vereinigten Staaten, vermittelst des reißenden, aus dem Champlain-See strömenden **Sorel**, an welchem eine ganz von Engländern bewohnte gleichnamige Stadt liegt. Auf der Westspitze der Insel liegt das Dorf **China**, dessen Hafen der Sammelplatz aller Schiffe von und nach Ober-Kanada ist; ein Kanal zur Vermeidung der gefährlichen Stromschnellen verbindet diesen Hafen mit Montreal. Weiter abwärts, an der Mündung des kleinen Flusses S. Maurice, liegt die Stadt **Trois rivières** oder **Three rivers**. Die Hauptstadt von Unter-Kanada, **Quebec**, liegt 46° 47′ am nördlichen Ufer des St. Lorenz, welcher gleich unter der Stadt sich zum Meerbusen erweitert und Linienschiffe aufnimmt. Die Stadt besteht aus einer sehr stark befestigten und hoch gelegenen Oberstadt und einer Unterstadt, wovon letztere eng und schmutzig ist. Quebec ist der Sitz der Regierung und eines katholischen und eines anglikanischen Bischofs und hat an 20000 Einw. Doch steht ihr

Handel dem von Montreal etwas nach. Sie wurde 1608 angelegt und 1759 von den Engländern erobert. Man spricht hier Englisch und Französisch.

Ober-Kanada, im W. des Vorigen, breitet sich nördlich an den Ufern der Seen und des St. Lorenz aus. Das Klima ist bedeutend milder; hier gedeiht schon der Mais, vorzüglich die Kartoffeln, viele Obstsorten und Winterfrüchte, aber das Land ist nur schwach bewohnt, etwa 240,000 M., welche vorzüglich zwischen dem Huron, Erie und Ontario wohnen; der westliche Theil der Provinz ist noch fast ganz mit Wäldern bedeckt. Die Einwohner sind meistens Amerikaner, aus den vereinigten Staaten ausgewandert, Britten und Deutsche, und man findet hier alle christliche Religionsparteien mit völlig gleichen Rechten; die Verfassung ist gleich der von Unter-Kanada. Die hier noch wohnenden Indianer, meist vom Stamme der Schippewäer und der Huronen, sind zum Theil Christen und wenig zahlreich. Die Viehzucht und die Jagd sind hier noch bedeutend, aber nur die nothwendigen Handwerker, sonst wenig Kunstfleiß, vorhanden. Zwei neu angelegte Kanäle sind für den Handel von großer Wichtigkeit; der eine, Rideau-Kanal genannt, geht 32 M. lang vom Kingston am Ontario nach dem Flusse Uttawa; der andre, der Welland-Kanal, 9 M. lang, führt vom Erie in den Ontario und umgeht den Niagara-Fall. — Der Hauptort der Provinz ist York, am Ontario, eine gut gebaute, etwas befestigte Stadt, mit 4000 Einw.; sie ist der Sitz der Regierung und des Parlaments. Bedeutender aber ist Kingston, mit einem trefflichen Hafen und über 5000 Einw.; sie liegt am Lorenzfluß, welcher hier aus dem Ontario tritt. Außerdem hat Ober-Kanada nur noch eine Menge im Werden begriffener Städte, wovon wenige über 1000 Einw. haben, und mehrere befestigte kleine Plätze. Die Hauptmerkwürdigkeit ist der Niagara-Fall; er befindet sich in dem, den Erie mit dem Ontario verbindenden, etwa 7 Meilen langen Niagara-Fluß, etwa in der Mitte seines Laufes, wo das Wasser in einer Breite von beinahe 4000 F. sich 150—160 F. tief senkrecht hinabstürzt; die Linie des Absturzes geht schräg durch den Fluß, und der Fall wird durch eine Insel in 2 Arme getheilt, wovon der westliche, der Hufeisenfall, der bei weitem schönste ist; es steigt aus ihm beständig eine Dampfsäule empor, und das Geräusch wird bei Nacht 8 Meilen weit gehört. Die Gewalt des Wassers zerstört immer mehr die nicht sehr feste Felsbank, über welche sie hinabstürzt, und man hat bemerkt, daß seit etwa 40 Jahren der Fall schon um 150 F. zurückgewichen ist. Bald wird man nicht mehr wie bisher zwischen dem herabstürzenden Wasser und dem etwas überhängenden Felsen, von welchem es herabstürzt, gehen können.

2) Die nordöstlich von Kanada gelegenen Länder. Es sind folgende:

Neu-Braunschweig, im N. von Unter-Kanada, im O. von dem St. Lorenz-Busen, im S. von der Fundy-Bai und Neu-Schottland, im W. von den vereinigten Staaten begränzt, wo die Gränze aber noch streitig ist; es enthält 13—1500 □ M. Dieses Land, voll schön bewaldeter Berge von geringer Höhe, vom **St. Johns**-Fl. durchströmt, ist nur erst an den Küsten angebaut, das Innere wenig bekannt. Das Klima ist das von Unter-Kanada. Die Ostküste ist viel rauher und noch ganz wüste. Der Fischfang ist überaus ergiebig. Die Einwohner, an 80000, stammen theils aus den vereinigten Staaten, theils aus Großbritannien, und Englisch ist hier die alleinige Sprache. Im Innern leben vielleicht kaum noch tausend Indianer vom Stamme der Algonkinen, sie haben meist das Christenthum angenommen und leben in eignen Dörfern. Die Verfassung ist wie die in Kanada: Die Hauptstadt **Frederikstown**, Sitz der Regierung, am St. John, 20 M. von der Mündung, zählt nur erst 1080 Einwohner. Wichtiger ist **St. Johns**, an der Mündung des gleichnamigen Flusses mit 1500 Einwohnern.

Neu-Schottland, eine große Halbinsel im S. von Neu-Braunschweig, durch die **Fundy-Bai** von diesem getrennt; ehemals wurde das Land **Akadia** genannt. 1623 ward hier die erste bleibende Niederlassung von Schotten gegründet; lange war das Land ein Gegenstand des Krieges zwischen England und Frankreich, und wechselte mehrmals seine Beherrscher, bis es 1713 den Engländern verblieb. Der Flächeninhalt beträgt 670 □ M. Das Innere ist noch mit Wäldern bedeckt und gebirgig; das Klima zwar milder als in Neu-Braunschweig, aber die Winter doch noch streng. Die Küsten sind meist sandig, aber tiefer im Lande ist der Boden sehr ergiebig. Nächst der Landwirthschaft beschäftigt die sehr reiche Fischerei die Einwohner; Heringe und Stockfische werden in großer Menge gefangen. Die Einwohner, etwa 125,000, bestehen vorzüglich aus ausgewanderten Anglo-Amerikanern und Engländern und etwa 1500 Indianern. Die Verfassung ist wie in Kanada. Die Hauptstadt ist **Halifax**, an der Südküste, mit einem trefflichen Hafen, einem Fort und 20000 Einw. **Annapolis**, an der Fundy-Bai, mit 1500 Einw., hat ebenfalls einen ausgezeichneten Hafen.

In und vor dem St. Lorenz-Busen liegen die Inseln:

St. Johns oder Prinz Eduards Insel, mit einem fruchtbaren, nur zum kleinsten Theile angebauten Boden und 30000 Einw. theils französischer, theils englischer Abstammung. Dennoch bildet sie ein eignes Gouvernement mit einer Verfassung wie in Kanada. Die kleine Stadt **Charlottetown** ist der

Hauptort. — Die Insel Cap Breton, jetzt auch wohl zu Neu-Schottland gerechnet, im O. der vorhergehenden, etwa 112 □ M. groß. Wegen ihrer Lage, welche den Meerbusen von St. Lorenz beherrscht, und wegen der außerordentlich reichen Fischerei in ihrer Nähe, wurde sie von den Franzosen besetzt, welche sie indeß 1763 an England abtreten mußten. Das Klima ist sehr rauh und der Boden nicht besonders fruchtbar. Häfen sind nur an der Ostseite, die Westküste ist steil und unzugänglich. Die Einwohner, etwa 22000, beschäftigen sich fast ausschließlich mit dem Fischfange; außerdem werden reiche Steinkohlengruben bearbeitet. Die kleine Stadt Sidney ist der Hauptort. — Die große Insel Neu-Fundland (New Foundland, (nju faundlend) (Terre neuve), zwischen 35° und 42° W. L. und 46° 50′ bis 51° 38′ N. B., trennt den St. Lorenz-Busen vom atlantischen Meere. Sie ward 1497 von Cabot entdeckt, 1583 von England in Besitz genommen, und ist diesem Staate verblieben, obgleich Frankreich lange darum gestritten. Der Flächeninhalt beträgt 1650 □ M. Die Küsten der Insel sind höchst zerrissen, gewähren aber eben deshalb den Schiffen vielen Schutz. Das Innere besteht aus schlecht bewaldeten Bergen und sumpfigen Thälern. Kartoffeln, Kohl und Rüben sind fast die einzigen Gewächse, welche den Anbau lohnen; die Strenge der Winter, die anhaltenden Nebel und die fürchterlichen Stürme verhindern den Ackerbau. Steinkohlen sollen in unerschöpflicher Menge vorhanden seyn. An Hausthieren hat man Pferde, Rindvieh, Schaafe und die bekannte dicht behaarte Hunderasse, mit einer Art Schwimmhaut zwischen den Zehen, welche nach dieser Insel benannt wird; im wilden Zustande sind diese Thiere den Heerden sehr gefährlich. Die Einwohner, etwa 80 bis 90000, sind meist englischer Abstammung; ob sich noch Wilde auf der Insel finden, ist zweifelhaft. Die Insel bildet zwar ein eignes Gouvernement, hat aber keine eigne Verfassung, weil die Bevölkerung zu sehr zerstreut ist. Die hohe Wichtigkeit dieser noch so ganz wüsten Insel beruht allein auf dem in ihrer Nähe betriebenen Fischfange. Wie reich auch der Fang der Lachse, Aale, Dorsche, Häringe in den Flüssen und an den Küsten ist, so kommt dies doch kaum in Betracht gegen den größern Fischfang, welcher vorzüglich im S. O. der Insel getrieben wird. Hier und im S. von Neu-Fundland ziehen sich nemlich auf einen Raum von 16 Längen- und 10 Breitengraden Sandbänke hin, auf welchen das Meer eine wechselnde Tiefe von 10 bis 60 Klafter hat, und auf welchen im Sommer der außerordentlich reiche Fischfang, vorzüglich der Stockfische, Statt findet. Ueber tausend Schiffe finden sich aus Europa ein, mehr noch aus den Vereinigten Staaten, und senden täglich von der Mitte Juni an ihre Boote auf den Fang; in jedem Boote befinden sich 4 Menschen mit 16 Angelschnüren; so wie ein Fisch angebissen, wird er ins Boot geworfen, und sobald

dies seine Ladung hat, eilt es zur Küste, wo in eigens dazu eingerichteten langen Gebäuden, Bühnen genannt, den Fischen die Köpfe abgeschnitten, sie gespalten und das Rückgrat und die Eingeweide herausgenommen werden, worauf sie eingesalzen und dann an der Luft getrocknet werden, wobei aber kein Tropfen Regen darauf fallen darf, weil sonst der Fisch verdirbt; diese ganze Operation dauert 14 bis 20 Tage. Der Fang an den westlichen und nördlichen Küsten der Insel, so wie an der Küste Labrador, ist weniger ergiebig. An diesem Geschäft haben vorzüglich die Engländer, als Besitzer der Insel, dann die Nordamerikaner und endlich die Franzosen Theil; letztere jedoch nur an der Westseite, wo ihnen zu diesem Behuf die kleinen sonst unbedeutenden Inseln, Fischer-Inseln, Miquelon und St. Pierre, an der Südküste eingeräumt sind. Die Engländer beschäftigen bei diesem Fange in manchen Jahren 1500 Schiffe mit 14500 Matrosen, und es werden von ihnen wohl 46 Millionen großer Fische gefangen; die Nordamerikaner über 2000 Schiffe mit mehr als 24000 Matrosen; im Ganzen kann man annehmen, daß jährlich an 2 Millionen Centner Fische dort gefangen werden. Weniger bedeutend, obgleich noch immer sehr wichtig, ist der Robbenschlag, auf welchen die Schiffe in der stürmischen und kalten Zeit im März auslaufen und 4 bis 6 Wochen lang den auf den Eisschollen ruhenden Seehunden nachstellen, deren Felle und Speck, woraus Thran gesotten wird, mitgenommen, die Leiber aber in die See geworfen werden. — Von ganz Neu-Fundland sind nur die südliche Halbinsel Avalon und einige Stellen der Süd- und Ostküste mit Niederlassungen besetzt. Die beiden einzigen Städte liegen auf der Halbinsel. St. Johns, auf der östlichen Seite durch einige Forts geschützt, zählt an 12000 Einw. Die Stadt ist meistens von Holz gebaut und überall herrscht darin der widrige Geruch von Fischen und Seehundsfett. Placentia, auf der westlichen Seite, mit etwa 5000 Einw. Beide, vorzüglich die erstere, haben geräumige und treffliche Häfen. — Der Mündung des St. Lorenz nahe gegenüber liegt die 120 □ M. große, aber fast gar nicht bewohnte Insel Anticosti; sie ist mit schönen Waldungen bedeckt, welche viel Wild enthalten, hat aber keinen Hafen.

Labrador, der nordöstlichste Theil des amerikanischen Festlandes; es erstreckt sich von 38° bis 62° W. L. und von 50° 50′ bis 63° N. B., der Flächenraum beträgt über 24000 □ M. Im N. und W. stößt Labrador an die Hudsons-Bai und die Hudsons-Straße, im O. ans atlantische Meer, im S. an den St. Lorenz-Busen und im S. W. an Unter-Kanada und Neu-Wales. Nur die Küsten dieses großen Landes sind uns einigermaßen bekannt; das Innere, welches sehr gebirgig scheint, ist noch nie erforscht. Der größte Theil des Landes hat ganz arktische Natur; über 56° hinaus verschwindet alle Vegetation, nur im südwestlichen und

südlichen Theile finden sich Waldungen; alles Uebrige ist unter Eis und Schnee begraben. Die einzigen Producte des Landes bestehen in Pelzwild, welches zwar nicht mehr sehr häufig, aber für das beste in ganz Nordamerika gehalten wird, und in einem unendlichen Reichthum an Seehunden an den Küsten. An der Ostküste wird der Stockfischfang wie bei Neufundland betrieben, an der Nord- und Westküste der Robbenschlag. Die Einwohner bestehen im größten Theile des Landes aus Indianern, welche von Jagd und Fischfang leben, und vorzüglich mit den Pelzhändlern der Hudsonsbai-Gesellschaft an der Westküste in Verkehr stehen, und aus Eskimo's in den nördlicheren Gegenden, Todfeinde der Indianer, wovon indeß mehrere zum Christenthum bekehrt und zu einer bessern Lebensweise gewöhnt sind. Sie treiben vorzüglich den Robbenschlag. An der Ost- und Südküste giebt es nur einige wenige europäische Fischerwohnungen, an der Westküste einige Factoreien englischer Kaufleute. An dem nördlichen Theile der Ostküste endlich, unter 56° 10′ N. B., haben die Herrnhuter seit 1765 drei Niederlassungen, Nain, Okkak weiter nördlich, und Hoffendal weiter südlich, in welchen über 600 christliche Eskimo's sich angesiedelt haben. — Obgleich England keine weitere Besitzung im Lande hat, so betrachtet es dieses Land doch als sein Eigenthum und zählt es zum Gouvernement von Neu-Fundland.

3. Die westlich von Kanada gelegenen Länder. Die Engländer pflegen alles nördlich und westlich von Kanada liegende Land Neu-Britannien zu nennen und es in Labrador, Neu-Südwales, Neu-Nordwales und die Binnenländer zu theilen. Neu-Südwales begreift dann die Südküste, Neu-Nordwales die Westküste der Hudsonsbai; da aber alle diese Länder ohne europäische Ansiedelungen und ohne bestimmte Gränzen und in ihrer Beschaffenheit und ihren Bewohnern sich vollkommen gleich sind, so umfassen wir hier ohne weitere Trennung alle westlich von Labrador und Kanada gelegene Gegenden unter der Bezeichnung westliche Binnenländer. Sie erstrecken sich von dem Felsengebirge (rocky mountains) im W. bis etwa zum 60° W. L., und von den noch größtentheils unbekannten Küsten des Polar-Oceans bis an das Gebiet der vereinigten Staaten, wo etwa der 49° N. B. die Gränze macht. In diesem ungeheuern Landstriche von mehr als 100,000 □ M. befinden sich bis jetzt keine andre europäische Niederlassungen, als einige sogenannte Forts oder Handlungs-Comptoirs der nordwestlichen und der Hudsons-Gesellschaft für den Pelzhandel, und doch wird gestritten über die Gränzen, in N. W. mit Rußland, welches sein Gebiet bis an den Mackenzie-Fl. ausdehnen möchte, und mit den Freistaaten, welche über Eingriffe der Pelzhändler in ihr Gebiet klagen. — Das Klima aller dieser Länder ist kalt, vorzüglich an

der Hudsonsbai, wo mit dem 55° die Vegetation verkrüppelt und arktisches Klima beginnt; etwas milder ist es in den westlichen Gegenden, wo die schönsten Wälder bis zum 60° reichen; am südlichen Rande würde europäische Cultur so gut als in Kanada gedeihen. Der größte Theil des Landes ist eine nach N. gesenkte Hochebene, auf welcher sich nur einige Bergrücken von höchstens 1500 F. Höhe erheben, und welche mit unzähligen Seen und unter einander verbundenen Flüssen und mit Wäldern bedeckt ist. Hier ist das rechte Vaterland des Pelzwildes und vieler größeren Thiere. Der Eisbär und einige Arten Landbären, das zum Hirschgeschlecht gehörige Musethier, von der Größe eines Pferdes, der Moschus-Ochs, dessen schwarzes seidenartiges Haar bis auf die Hälfte der Beine herabfällt, der Bison, das größte der hier wohnenden Thiere mit einem Höcker auf dem Nacken, das Elennthier, das Rennthier, Hirsche verschiedener Art, der Biber, dessen schönes Fell 12 bis 15 Thaler gilt, der Wolf, der Fuchs, der Luchs, der Marder, der Dachs, das Hermelin, der Hase und das Kaninchen werden theils des Pelzes, theils der Haut, theils des Fleisches wegen gejagt. Außerdem findet man unzählige Schneehühner und Repphühner. Das Fleisch dieser Thiere und der Fische macht fast die einzige Nahrung der Einwohner aus, denn nur aus Noth genießt der Indianer einige Beeren und wild wachsende Pflanzen; Anbau kennt er nicht. — Diese großen Länder haben zusammen vielleicht nicht 150,000 Einwohner, theils Indianer, theils Eskimo's. Die Indianer, die bei weitem zahlreichsten, nehmen das ganze Land mit Ausschluß der Küste ein, überall leben sie in völliger Freiheit von Jagd und Fischfang, nirgend haben sie feste Wohnsitze, sondern schlagen ihre Hütten und Zelte auf, wo sie gute Jagd vermuthen; der Hund ist ihr einziges Hausthier. Vielweiberei herrscht bei allen, und das Weib muß die härtesten Arbeiten übernehmen und wird überhaupt so hart behandelt, daß viele Mütter ihre Töchter bei der Geburt tödten, um sie dem künftigen Elend zu entziehen. Bei allen feierlichen Zusammenkünften, Friedensschlüssen, Berathungen geht eine Tabakspfeife, Kalumet, herum. Nächst der Jagd ist Krieg eine Hauptbeschäftigung der Indianer; er wird mehr durch List und Ueberfall, als durch offnen Kampf geführt. Das Loos der Gefangenen, wenn sie auch nicht mehr so häufig als sonst unter entsetzlichen Martern getödtet werden, ist traurig, sie werden als Sklaven verkauft. Die Sitte des Skalpirens, das Abziehen der Haut von der Stirn und dem Kopfe mit allen Haaren, wird jetzt meist nur noch an getödteten Feinden geübt. Durch den Umgang mit Europäern sind die Indianer mit manchen Bedürfnissen und mit ihren beiden Hauptfeinden, dem Branntwein und den Blattern, bekannt geworden; dem Genuß des erstern opfern sie alles und zerstören ihre Gesundheit; die Blattern haben fürchterliche Verwüstungen unter ihnen

angerichtet, und nebst den ewigen Kriegen und der nicht selten aus Mangel an Vorsicht eintretenden Hungersnoth, am meisten zur Entvölkerung dieser Gegenden beigetragen. Die Indianer dieser nördlichsten Theile von Amerika, obgleich in sehr viele Stämme getheilt, gehören vorzüglich zu zwei Hauptnationen, wovon die Schipiwä's mehr im Norden, die Knistino's mehr im S. wohnen. Die Eskimo's, auch hier von den ihnen überlegenen Indianern wüthend verfolgt, haben sich an die unwirthbaren Gestade des Meeres zurückgezogen, wo es wenig Wild, dafür aber desto mehr Fische, Seehunde u. s. w. giebt. Auch sie haben das Rennthier nicht zähmen gelernt und besitzen kein andres Hausthier als den Hund. — Obgleich dieses Land seit dem 17ten Jahrhundert erst von französischen, dann von englischen Pelzhändlern in allen Richtungen ist durchzogen worden, so kennen wir doch davon kaum etwas mehr als die fast gleichen Wege, welche Mackenzie, Hearne und zuletzt Franklin in ihren Reisen zum nördlichen Polarmeer nach den Mündungen des Mackenzie-Flusses und des Kupferminen-Flusses angeben. Die Handelsgesellschaften haben auf verschiedenen Punkten sogenannte Forts, hölzerne mit Pallisaden und einigen Kanonen umgebene Häuser, wo die Indianer ihre Pelzwaaren zum Tausch bringen; aber die wenigen darin wohnenden Personen wechseln ihren Aufenthalt nach Verlauf einiger Jahre, und kaum mag es mehr als 4 — 500 solcher Europäer im ganzen Lande geben; Anbau haben sie nirgend versucht. Die Hauptniederlassungen der Hudsonsbai-Gesellschaft sind Yorks-Fort, 75° W. L., 57° N. B., am Ausfluß des Nelson in die Hudsonsbai, und Churchill (tschortschill) unter 59°, an der Hudsonsbai; die der nordwestlichen Gesellschaft ist Schippiwyan, 58° 42′ N. B., am westlichen Ende des Athapeskow-Sees.

Zu den Besitzungen der Engländer in Nordamerika gehört auch noch ein Theil der Küste am Austral-Ocean, nur sind die Gränzen im N. gegen die russischen Besitzungen, im S. gegen die vereinigten Staaten nicht völlig berichtigt; man kann annehmen, daß die Küste vom 48° oder von der Mündung der Kaledonia bis zum 56° oder zur Prinz Wales Insel für englisches Besitzthum gilt. Das Land, östlich von dem Felsengebirge begränzt, von den Engländern auch wohl West-Kaledonia genannt, besteht aus mehreren Gebirgsreihen, welche parallel der Küste streichen und nur einen schmalen Uferrand lassen, welcher viele tiefe Einschnitte mit vorliegenden Inseln hat. Die Küste selbst wird in drei Theile von N. nach S. in Neu-Cornwales, Neu-Hannover und Neu-Georgien getheilt. Das Klima ist hier milder als an der Ostküste unter gleicher Breite, und der Boden nicht unfruchtbar. Man findet hier schöne Waldungen und alle die Wildarten, welche wir schon im Binnenlande gesehen; hier kommt

nur

nur noch die Seeotter hinzu, ein Thier von 3 F. Länge mit einem ausgezeichnet schönen schwarzen Pelze, sie ist der Hauptgegenstand der Jagd am Ufer, ist aber schon ziemlich selten geworden. An Fischen und Seethieren ist das Meer außerordentlich reich. Die Einwohner, Indianer, sind zahlreicher als die im Binnenlande; alle Gefangene, die sie in ihren beständigen Kriegen machen, werden getödtet und gefressen. Die Wohnungen der an der Küste lebenden weichen ganz von denen der andern Indianer ab; es sind außerordentlich große hölzerne Schuppen, worin oft an 800 M. beisammen wohnen. Die im Innern blos von der Jagd lebenden haben keine feste Wohnung. Der einzige von Europäern besetzte Punkt ist West-Kaledonia, ein Fort und Factorei der nordwestlichen Gesellschaft aus Montreal; es liegt im Innern des Landes am Flusse Takutsche-Tesse, und mag 150 Bewohner haben, welche einiges Vieh halten und Kartoffeln bauen.

Endlich gehören den Engländern noch im Bereiche von Nordamerika die Bermudas-Inseln, im atlantischen Meere, zwischen 43° und 44° W. L. und 32° bis 32° 50′ N. B. Sie wurden 1503 von dem Spanier Bermudas entdeckt und 1612 von den Engländern besetzt. Ihre Zahl soll, wenn man alle Klippen mitrechnet, an 400 betragen, wovon aber nur 8 bewohnt sind; sie sind mit so vielen Felsenriffen und Klippen umgeben, daß die Annäherung sehr gefährlich ist. Sie bestehen sämmtlich aus Felsen, welche nicht allzu reichlich mit Dammerde bedeckt sind, haben daher keine Quellen, sondern blos Cisternen. Das Klima ist höchst milde, ohne Winter, aber mit sehr heftigen Gewittern und Orkanen. Der spärliche Boden erlaubt nur geringen Anbau von Mais, Hülsenfrüchten, Gemüsen, Obst und etwas Baumwolle. Der Hauptreichthum der Inseln besteht in der sogenannten Ceder, Juniperus bermudensis, eine Art Wachholder, die 40—50 F. hoch wird, deren leichtes und festes Holz zum Schiffbau vortrefflich ist, auch wird die Fassung der Bleistifte davon gemacht, und aus den Beeren ein heilsamer Syrup bereitet. Die Einwohner, etwa 13000, sind theils Weiße, Abkömmlinge von Engländern, farbige Freie, theils Neger, etwa 4000. Der Schiffbau gehört zu den Hauptbeschäftigungen der Einwohner. — Die größte Insel ist Bermuda, die wichtigste aber St. Georg, nordöstlich von Bermuda, mit der Hauptstadt St. Georg und etwa 2500 Einwohnern.

Das russische Nordamerika, wovon jetzt hier gesprochen werden müßte, haben wir schon S. 62 kennen gelernt.

III. Die vereinigten Staaten von Nord-Amerika.

Obgleich die ganze Ostküste von Nordamerika schon 1497 von Cabot entdeckt worden war, so wurden doch diese Länder, weil sie nur undurchdringliche Wälder und Wildnisse, aber keine edeln Metalle darboten, lange vernachlässigt. Erst 1584 erhielt Walther Raleigh von der Königin Elisabeth den Auftrag, mit 2 Schiffen dorthin zu segeln und das Land zu untersuchen: er gab seiner Königin zu Ehren dem Theile der Küste, wo er landete, den Namen Virginia; allein die ersten Ansiedler kehrten schon 1586 nach England zurück, weil sie zu schwach waren, den Indianern zu widerstehen; nicht besser erging es den 1587 und 1590 gemachten Versuchen. Erst in dem Zeitraume von 1603 bis 1625 gelang es, bleibende Ansiedelungen in Virginien zu gründen und 1618 die Holländer, welche sich am Hudson niedergelassen hatten, zu vertreiben. Um dieselbe Zeit hatten sich Franzosen in Kanada angesiedelt, und Schweden in dem später Pennsylvanien genannten Lande, diese unterwarfen sich den Engländern, die Holländer aber wurden erst 1664 gänzlich aus Nordamerika entfernt. Unter der drückenden Regierung der letzten Stuarts flohen viele Puritaner und andre Mißvergnügte nach Amerika, um hier Glaubensfreiheit zu genießen, und Abenteurer und Verbannte, auch wohl Verbrecher aus allen Ländern, eilten diesem neuen Lande zu. 1713 besetzten die Engländer Akadien (Neu-Schottland), und 1763 ward ihnen noch Kanada abgetreten, so daß sie nun die einzigen Beherrscher von Nordamerika waren. Indeß hatte die Bevölkerung bedeutend zugenommen, und mehrere Districte hatten von der Krone Freibriefe und Privilegien erhalten, so daß sie ihre innern Angelegenheiten fast selbstständig beriethen; so zuerst Virginien 1612, Massachusets 1628, Maryland 1632 u. s. f., bis sie nach dem Frieden von 1763 aus 13 Provinzen bestanden. Mancherlei Beschränkungen des Handels und willkührliche Maaßregeln Englands hatten schon seit einiger Zeit Mißvergnügen unter die ihre Rechte mit Eifersucht bewahrenden Einwohner Nordamerika's verbreitet; die Einführung des Stempelpapiers 1765 veranlaßte so ernsthafte Gährungen, daß das Parlament diese Einrichtung wieder aufhob; als aber 1773 ein, wenn gleich nur geringer Zoll auf den Thee gelegt wurde, welcher in England abgabefrei war, brach in Boston ein Aufstand aus. Harte Maaßregeln des englischen Parlaments erbitterten die Gemüther so sehr, daß am 5. September 1774 die 13 Staaten in einem Congreß zu Philadelphia allen Verkehr mit England abzubrechen beschlossen, und als die gewaltsame Verhinderung des Congresses von Massachusets zu Lexington am 19. April 1775 das erste Blutvergießen veranlaßt hatte, brach der Krieg zwischen dem Mutterlande und der Colonie aus. England strengte vergebens alle seine Kräfte an, erkaufte vergebens von Hessen-Cassel, Braun-

schweig, Waldeck, Anhalt und Anspach 12000 Soldaten, es veranlaßte nur die Unabhängigkeits-Erklärung der 13 vereinigten Staaten am 4. Jul. 1776, und erlitt überall Verlust und Niederlagen. Nachdem der General Bourgoyne am 16. Oct. 1777 bei Saratoga in New-York vor den von Washington angeführten Amerikanern mit 6000 M. die Waffen strecken mußte, ward man in England zu gelinderen Maaßregeln bereit, und bot sogar den Amerikanern das Recht an, Deputirte ins brittische Parlament zu senden; allein nun war es zu spät. Frankreich 1778 und Spanien 1779 schlossen Bündnisse mit dem neuen Freistaate; Lafayette, Kosziuczko und andere später berühmt gewordene Männer fochten mit französischen Hülfstruppen für die Amerikaner, und nachdem am 18. Oct. 1781 auch der General Cornwallis bei Yorktown in Virginia mit 6000 Mann gefangen worden, erfolgte am 30. Nov. 1782 die Anerkennung der Unabhängigkeit der 13 Staaten von Seiten Englands und der allgemeine Friede zu Paris 1783. Eine neue, festere Verfassung des jungen Staats ward 1787 in Vorschlag gebracht und 1789 angenommen. Seitdem erst ist Nordamerika mit Riesenschritten seiner jetzigen Größe zugeeilt. Beim Pariser Frieden zählten die 13 vereinigten Staaten kaum mehr als 3 Millionen Einwohner, 1790 schon beinahe 4 Mill., 1800 über 5, 1810 über 7, 1820 an 10 Mill.; und 1832, seitdem 1803 Louisiana von Frankreich erkauft, Florida 1820 von Spanien abgetreten und das Gebiet des Staats bis an den Austral-Ocean ausgedehnt worden, ist die Zahl der Staaten auf 24, und die der Einwohner auf 13 Millionen gestiegen.

Lage. Gränzen. Größe.

Die vereinigten Staaten von Nordamerika (united [juneitet] states of N. America), auch wohl, aber nicht so richtig, der Nordamerikanische Freistaat genannt, erstrecken sich vom 50° bis zum 107° W. L. und vom 25° bis zum 49° N. B., an einigen Punkten im W. sogar bis zum 52°, dafür aber senkt sich auch Kanada unter 65° W. L. bis zum 42° N. B. herab. Im N. stößt das Gebiet der vereinigten Staaten überall an das englische Gebiet, aber nur vom Obern See östlich bis an Neu-Braunschweig ist die Gränze durch die Seen, den St. Lorenz und verabredete Punkte fest bestimmt; im O. an das atlantische Meer; im S. an den mexikanischen Meerbusen und Neu-Spanien oder Mexico, wo aber ebenfalls die Gränzen mehr durch gerade Linien auf den Charten als in der Wirklichkeit bestimmt sind; im W. an den Austral-Ocean, und zwar nach den neuesten Bestimmungen wird die Küste vom 42° bis zum 48° N. B. als ein Theil der vereinigten Staaten betrachtet, so daß hier der Meerbusen von Georgia die Gränze gegen die englische Küste macht. Innerhalb dieser Gränzen enthalten die vereinigten Staaten über

112,000 □ M. und stehen daher an Ausdehnung nur dem russischen und dem chinesischen Reiche nach, würden aber beide an wahrer innerer Kraft unendlich übertreffen, wenn jemals der Zeitpunkt kommen sollte, wo diese Ländermasse beisammen geblieben und durchaus angebaut wäre, denn Nordamerika hat in diesen Gränzen kein Sibirien und keine unwirthbaren asiatischen Hochebenen.

Das ganze Gebiet der vereinigten Staaten ist von der Natur durch zwei Gebirgsreihen in drei Hauptthelle gesondert: die Ostküste oder der östliche Abfall des Landes von den unter mehreren Namen und in verschiedenen Reihen von S. W. nach N. O. streichenden Alleghany-Gebirgen oder den Apalachen; es ist der kleinste aber bei weitem der angebauteste und bevölkertste Theil. Zwischen den Alleghany im O. und dem Felsengebirge im W. breitet sich das unermeßliche nach S. gesenkte Flußgebiet des Mississippi und des Missouri aus. Es besteht zum Theil aus hügeligem Lande, zum Theil aus unendlichen, wellenförmigen, nur mit wenigen Waldungen bedeckten Ebenen, Savannen oder Prairies, deren Boden aber äußerst fruchtbar ist; nur einige höhere Theile der Ebene haben sandigen und steinigen Boden. Endlich der westliche Abfall, im W. des Felsengebirges, welcher aber durch ein niedriges von Kalifornien an der Küste nach N. ziehendes Gebirge vom Meere noch getrennt wird, so daß der Raum zwischen beiden Gebirgen das weite Thal der Columbia bildet; es soll der fruchtbarste und reizendste Theil des ganzen Landes seyn. Im N. zieht sich zwar von den Seen bis zu dem Felsengebirge ein schlängelnder Höhenzug, welcher die Wasserscheide zwischen dem Mississippi und den dem Polar-Ocean zuströmenden Gewässern ausmacht, er ist indeß von den beiden Nachbarstaaten nicht als Gränze angenommen worden.

Von den Gewässern ist das Nöthige schon in der allgemeinen Einleitung zu diesem Welttheil berührt worden; zu bemerken ist nur noch, daß von den großen Seen an der nördlichen Gränze nur der Michigan ganz in das Gebiet der vereinigten Staaten fällt, von den übrigen nur die südliche Hälfte; eben so gehört der Champlain-See, 56° W. L. 43°—45° N. B., ganz hierher. Zur Erleichterung des Handels sind in neuerer Zeit mehrere bedeutende Kanäle angelegt worden, so der Erie-Kanal, 71 M. lang, welcher den Hudson-Fluß mit dem Erie-See verbindet; der Morris-Kanal, 19 M. lang, zwischen dem Hudson und dem Delaware; der Kanal von Middlesex, 6 M. lang, von Boston zum Merrimak; der Kanal von Charleston zum Flusse Santen in S. Carolina, 22 M. lang; der große Kanal von Washington nach Pittsburg, 74 M. lang, welcher den Potomak mit dem Ohio verbindet, und mehrere andre weniger bedeutende, oder noch nicht vollendete. Eben so sind in den letzten Jahren viele Landstraßen und selbst Eisenbahnen angelegt worden.

Klima.

Mit Ausnahme Florida's, welches sich dem tropischen, und des nördlichen Theils des Gebiets Oregan, welches sich dem kanadischen Klima nähert, ist die Temperatur, bei aller Verschiedenheit, welche in solcher Ausdehnung des Landes herrschen muß, im Ganzen gemäßigt, kälter jedoch an der Ostküste als im Innern. Auffallend hat die Ausrottung großer Wälder und der Anbau des Landes das Klima mancher Gegenden gemildert. Zweierlei charakterisirt vorzüglich das Klima dieser Gegenden: der große und schnelle Wechsel der Temperatur oft an einem und demselben Tage, und die viel größere Menge des Regens und Thaues, welche hier fällt. Im Ganzen ist das Land gesund, mit Ausnahme Louisiana's, welches feucht und sumpfig; die einzige Hauptplage dieser Gegenden ist das furchtbare gelbe Fieber, welches nicht blos häufig die Küsten verheert, sondern auch tief ins Innere gedrungen ist.

Producte.

Zu den einheimischen nutzbaren Pflanzen gehören außer den Waldbäumen, Sträuchern, Beeren u. s. w. kaum andre als der Tabak, die Kartoffel und die süße Batate (Convolvulus batates). Alle europäische Obstarten gedeihen hier zwar, sind aber von geringerm Geschmack als bei uns; ausgenommen die Pfirsiche und die Aepfel, welche letztere vorzüglich zum Cider benutzt werden. Der Weinstock gedeiht herrlich, allein noch ist es nicht gelungen, einen guten Wein davon zu gewinnen. Alle europäische Gemüsearten schnell aus und müssen aus europäischem Saamen gezogen werden. Sehr bedeutend ist der Anbau der Baumwolle, des Indigo's und Zuckers in den südlichen Gegenden, wie des Flachses in den nördlichen. Unsere Getreidearten gedeihen überall, doch herrscht im S. mehr der Plantagenbau vor. Das Gras ist zwar fett, aber grob, und scheint den Schaafen am wenigsten zu bekommen, welche bald ausarten. An Mineralproducten hat man Stein- und Quellsalz, viel Steinkohlen, welche schon häufig benutzt werden müssen, weil in manchen östlichen Gegenden der Holzmangel schon empfindlich geworden ist. Eisen, Blei in ungeheurer Menge am Missisippi und Missouri, Kupfer, Zink, Reißblei werden gefunden und bearbeitet; neuerdings hat man in N. und S. Carolina mächtige Goldsandlager entdeckt.

Einwohner.

Die Zahl der Einwohner beträgt jetzt schon über 13 Millionen, worunter vielleicht höchstens 300,000 Indianer. Kein Land der Welt hat jemals eine so schnelle Zunahme der Bevölkerung.

gezeigt, wie dieses. Im Jahre 1753 waren in diesen Gegenden wenig über 1 Mill. vorhanden, 1810 über 7 Mill., 1820 schon nahe an 10 Mill., und diese Zunahme beruht keinesweges auf der Einwanderung Fremder, obgleich diese wohl auf 20000 Menschen jährlich angeschlagen werden kann, sondern wird vorzüglich durch die Leichtigkeit bewirkt, womit hier noch ein Jeder Grundeigenthum erwerben und eine Familie gründen kann. Man hat berechnet, daß, wenn die Bevölkerung in dem nemlichen Maaße auch künftig zunimmt, die vereinigten Staaten in hundert Jahren weit über 200 Mill. Einw. zählen müssen. Die Einwohner zerfallen in Europäer und deren Nachkommen, Indianer und Neger. Die europäische Bevölkerung ist die unendlich überwiegende, vorzüglich in den nördlichen Staaten, wo es nur noch sehr wenige Indianer und fast gar keine Neger giebt. Die Britten machen wiederum die große Mehrzahl, vorzüglich in den sechs nördlichen Staaten aus; die Deutschen mögen etwa ein Viertel der Bevölkerung in Pennsylvanien ausmachen; Niederländer findet man vorzüglich in New-York, Franzosen in Louisiana, welches lange französisch, so wie Spanier in Florida, welches früher spanisch war. Die allgemeine Sprache des Landes ist die englische, doch haben auch andre Völker, besonders die Deutschen, da, wo sie in Menge bei einander wohnen, den Gebrauch ihrer Muttersprache erhalten. Wenn irgendwo, so ist es hier unmöglich, den Charakter eines so gemischten Volkes anzugeben. Im Allgemeinen wirft man den Nordamerikanern Gewinnsucht, Unreinlichkeit und den Südländern Trägheit vor; allein auch hier muß man die Küste, wo im Gefolge des Handels mehr Verderbtheit herrscht, von dem Innern unterscheiden, wo sich mehr Einfachheit und Rechtlichkeit zeigt. Ein edles Selbstbewußtseyn der Freiheit leuchtet aus allen hervor, und giebt selbst dem Aermsten eine Ungezwungenheit und Selbstständigkeit, die man in andern Ländern nicht findet und den Nordamerikanern schon oft mit Unrecht als Stolz und Grobheit ausgelegt hat. Im größten Theile des Landes herrscht noch große Sittenreinheit, Arbeitsamkeit, Einfachheit des Lebens und frommer Sinn, der nicht selten sogar in Pietismus ausartet. Neben diesen allgemeinen Zügen haben die Abkömmlinge jedes Volks noch manche ihrer Eigenthümlichkeiten bewahrt. Auch hier sind Handel, Fabriken und Gewerbe vorzüglich in den Händen der Britten; der Deutsche zeichnet sich durch Ordnungsliebe, Arbeitsamkeit und Genügsamkeit aus, er ist der beste Landbauer; der Franzose haßt die schwereren Arbeiten des Landbaues, verfertigt Luxus-Artikel, treibt Sprachen, Musik, Tanz, und liebt Jagd und Geselligkeit. — Die Neger, in allem vielleicht $1^1/_2$ Million, sind vorzüglich in den südlichen Staaten zahlreich, wo sie beim Plantagenbau gebraucht werden und sich, obgleich die Einfuhr verboten, aus sich selbst vermeh-

nen; je weiter man gegen Norden kommt, je weniger findet man Neger. Manche von ihnen haben die Freiheit erhalten oder erkauft, und man rechnet über 300,000 freie, farbige Menschen. — Die Indianer, welche noch in geringer Zahl sich in den angebauten Gegenden aufhalten, haben zum Theil eine ansässige Lebensweise angenommen; im W. des Missisippi leben sie noch in ursprünglicher Wildheit, und wir werden sie dort näher kennen lernen. — Die europäische Bevölkerung wohnt in Städten, welche meist nett gebaut, im N. mehr von Holz, im S. mehr von Stein sind; eigentlich bedeutende Werke der Baukunst hat Amerika noch nicht aufzuweisen. Dörfer findet man weniger, meist liegen die Besitzungen vereinzelt. Gewöhnlich wird das anzubauende Land von der Regierung in Townships (Ortschaften) von 1³/₄ □ M. Umfang getheilt und ein solcher Raum in 63 Loose vertheilt, wovon eins für den künftigen Prediger, eins für die Kirche und eins für die Schule vorbehalten, die übrigen an die sich meldenden Familien gegeben oder verkauft werden. Man kennt hier keinen andern Standesunterschied, als den der Freien und der Sklaven; solche Europäer sind am meisten zu beklagen, welche zu arm, um die Ueberfahrt zu bezahlen, sich dafür auf 2 — 7 Jahre als Arbeiter verkaufen müssen. Der Unterschied der Religion begründet nirgend besondere Rechte oder Nachtheile, daher man auch hier Bekenner aller vorhandenen christlichen Religionsparteien, vorzüglich aber solcher, die in England gewöhnlich sind, findet. Die Hauptbeschäftigungen der Einwohner sind Landbau und Handel. Schon jetzt sind die Nordamerikaner im Handel die ersten nach den Engländern, sie beschiffen alle Meere und besuchen Westindien, Europa und China. Ihr Pelzhandel, dem der Kanadier ähnlich, ist sehr bedeutend, und der Stapelplatz dafür ist Michillimakinak, an der Straße welche den Michigan mit dem Huron-See verbindet. Bedeutender noch ist der Fischfang, welcher theils an den Küsten und bei Neu-Fundland auf Stockfisch, theils in entlegenen Meeren und selbst im Süd-Polar-Ocean auf Wallfische und Seehunde getrieben wird. Der Bergbau fängt erst an bedeutend zu werden; auch die Fabriken sind zwar erst im Entstehen, allein durch die sehr verbreitete Anwendung der Dampfmaschinen werden sie vielleicht die europäischen überflügeln. Die Dampfschifffahrt auf den großen Strömen des Landes, obwohl erst 1807 begonnen, hat so reißend zugenommen, daß auf dem Ohio allein 1827 62 Dampfbote beschäftigt waren, auf dem Missisippi aber und seinen Nebenströmen zusammen über 220. — Die allgemeinste Münze ist der Dollar, eine Silbermünze 1 Rthlr. 8 Groschen an Werth, er wird in 100 Cents getheilt; der einzelne Cent ist von Kupfer. An Goldmünzen hat man Adler (Eagle's) zu 10, ¹/₂ Adler (Half Eagle's) zu 5, und ¹/₄ A. (Quarter E.) zu 2¹/₂ Dollar. — Die

wissenschaftliche Cultur hat in diesem neuen Lande noch wenig bedeutende Fortschritte gemacht; noch giebt es nicht eine allgemeine Landes-Universität, wohl aber über 40 sogenannte Universitäten und höhere Schulen, eigentlich nur Specialschulen für die einzelnen Fakultäten, nach Art der englischen Colleges, und hinreichend viel Volksschulen. Der bedeutendste Schriftsteller Nordamerika's ist unstreitig der auch durch seine Verdienste um die Begründung der Freiheit unsterbliche Benjamin Franklin, geboren zu Boston in Amerika 1706. Lange Zeit mußte er als Buchdrucker mit Armuth kämpfen, bis seine Schriften, anfänglich nur moralische und politische Aufsätze für Zeitschriften, ihm Ansehen und Wohlstand erwarben. Als Erfinder des Blitzableiters ist er weltberühmt geworden. Noch im höchsten Alter nahm er lebhaften Antheil an den Berathungen über die politischen Verhältnisse seines Vaterlandes und schloß 1783 den Pariser Frieden, welcher die Unabhängigkeit Nordamerika's sicherte. Er starb 1790 als Präsident der Versammlung von Pennsylvanien. Von noch lebenden Schriftstellern haben Cooper und Washington Irving durch Romane und Erzählungen sich einen ehrenvollen Ruf erworben. — Verhältnißmäßig hat kein Land der Welt so viele Journale und Zeitungen als Nordamerika, man zählte 1755 ihrer 37, und 1830 über 800.

Verfassung.

Das Grundgesetz, worauf die Verbindung der einzelnen Staaten zu einem Ganzen beruht, ist die Constitution von 1787, welche 1789 vollständig angenommen und bestätigt worden. Nach diesem Gesetze besteht der Staat aus der politischen Verbindung einer unbestimmten Zahl von Staaten; sobald nemlich ein Gebiet (territory) eine Bevölkerung von 60000 Seelen nachweist, ist es berechtigt, in die Zahl der Staaten (States) einzutreten. Die allgemeinen Angelegenheiten, Krieg und Frieden, Bündnisse, Auflagen, Finanzen, Heer und Marine, werden vom Congreß geleitet. Der Congreß besteht aus dem Senat und dem Hause der Repräsentanten, an der Spitze des Ganzen steht der Präsident. Zum Hause der Repräsentanten sendet jeder Staat von jeden 50000 Seelen seiner Bevölkerung Einen auf zwei Jahre, er muß wenigstens 25 Jahr alt und seit 7 Jahren im Staate ansässig gewesen seyn. Die Repräsentanten erwählen aus ihrer Mitte ihren Vorsteher, den Sprecher. Zum Senat sendet jeder Staat zwei Mitglieder auf 6 Jahre; sie müssen wenigstens 30 Jahr alt und seit 9 Jahren Bürger der vereinigten Staaten gewesen seyn: der Vicepräsident des Congresses ist jedesmal Vorsitzer im Senat und seine Stimme entscheidet, wenn die Stimmen gleich getheilt sind. Der Präsident muß wenigstens 35 Jahr alt, seit 14 Jahren an-

sässig seyn und wird auf 4 Jahre gewählt. Zur Wahl eines Präsidenten ernennt jeder Staat zuerst so viele Wähler, als er Senatoren und Repräsentanten sendet, und diese Wähler ernennen für jeden Staat zwei Candidaten, wovon einer ein Bürger eines andern Staates der Union seyn muß. Diese Listen werden an den Congreß gesandt, und wer die Mehrheit der Stimmen hat, wird zum Präsidenten ernannt. Im Congreß ruht die ganze gesetzgebende Macht, der Präsident ist mit der vollziehenden bekleidet. Wird ein Gesetzentwurf in beiden Häusern genehmigt, so wird er dem Präsidenten zur Unterschrift vorgelegt, wodurch er Gesetzeskraft erhält. Weigert er sich zu unterzeichnen, so wird der Entwurf dennoch Gesetz, sobald in beiden Häusern zwei Drittel der Stimmen ihn genehmigen. Der Congreß versammelt sich einmal des Jahres, im December, in der Bundesstadt Washington, wo der Präsident einen eignen Pallast bewohnt. Der Präsident, welcher das Prädicat Excellenz erhält, hat nur 25000 Dollars Besoldung, der Vicepräsident 10000, die Senatoren und Repräsentanten werden vom Staate entschädigt. Der Präsident ist das Oberhaupt der Land- und Seemacht und ernennt zu den wichtigsten Aemtern. Ihm zur Seite stehen 4 Minister, der Staatssecretair, der Minister des Schatzes, der des Krieges und der der Marine. Der Präsident kann wegen Untreue und Verrath abgesetzt werden. Die Justizverfassung ist im Wesentlichen die englische. Unbeschränkte Preßfreiheit geht aus solcher Verfassung nothwendig hervor. Jeder freie Bürger ist berechtigt, seine Stimme bei den Wahlen zu geben, jeder fremde Ankömmling nach Verlauf von 5 Jahren. Jeder Einwohner ist zur Vertheidigung des Vaterlandes von 16ten bis zum 45sten Jahre verpflichtet; niemand darf von fremden Staaten einen Titel annehmen. Das Wappen der vereinigten Staaten besteht aus so vielen weißen Sternen in blauem Felde, als es Staaten giebt; die Flagge in eben so vielen roth und weißen Streifen. Zur Belohnung für bürgerliche und kriegerische Verdienste giebt es den Cincinnatus-Orden, welchen der Präsident ertheilt. Neben dieser allgemeinen hat jeder einzelne Staat seine besondere Verfassung, welche aber der Raum uns nicht gestattet aufzuführen. Das Demokratische herrscht in allen, ein Ober- und ein Unterhaus und ein auf mehr oder weniger Jahre erwählter Gouverneur leiten die innern Angelegenheiten jedes einzelnen Staates; jeder besteuert sich selbst, nur allgemeine Landessteuern ordnet der Congreß an *). Die

*) Zwischen den südlichen und nördlichen Staaten herrscht schon lange eine gewisse Spannung, welche jetzt mehr als je der Eintracht gefährlich zu werden droht. Die südlichen behaupten der Sklaven nicht entbehren zu können, und dulden ungern das Verbot des Sklavenhandels,

Abgaben sind gegenwärtig nicht ganz unbedeutend, da jeder Bürger für die Union, für seinen Staat und für den Wohnort besonders zu steuern hat, dennoch decken die Staatseinnahmen nicht die Ausgaben, und dieser noch so junge Staat ist doch schon mit mehr als 25 Millionen Dollars Schulden belastet. — Das stehende Heer beträgt nicht viel über 6000 Mann, welche an der Küste und in den Forts an den Seen vertheilt sind. Die allgemeine Miliz aber, deren Zahl mit der Bevölkerung zunimmt, mag jetzt leicht an 2 Millionen betragen; sie erhält im Frieden keinen Sold. Die Seemacht bestand 1829 aus 7 Linienschiffen (das erste wurde 1814 erbaut), 10 Fregatten und 50 kleineren Fahrzeugen, wovon 4 Linienschiffe und 37 kleinere auf den Seen liegen.

Eintheilung und Topographie.

Die ganze Union besteht jetzt aus 24 Staaten (States), 6 Gebieten (Territories) und 1 District. Jeder Staat ist in Counties (kauntihs) Districte, und Townships (taunschips), Stadtgebiete eingetheilt. Wir werden nun in möglichster Kürze zuerst die Staaten der Ostküste, dann die Binnenstaaten, und dann die Gebiete betrachten.

α) Staaten an der Ostküste. Vom N. beginnend treffen wir zuerst

1. den Staat Maine, der nordöstlichste von allen. Er gränzt im N. an Kanada, im O. an Neu-Braunschweig, im S. ans Meer, im W. an New-Hamshire, und enthält auf 1500 □ M. an 400,000 Einw., worunter etwa 700 Indianer und an 100 farbige Menschen. Die Indianer sind die einzigen Katholiken im Lande und treiben neben Jagd und Fischerei etwas Ackerbau. Das Land steigt vom Meere bedeutend empor, ist gut bewässert, im Innern ein großer Wald, aber fruchtbar, an der sehr zerrissenen Küste weniger. Das Klima ist sehr strenge im Winter, heiß im Sommer, aber gesund. Die Küste ist äußerst fischreich. Erst seit 1820 ist Maine als Staat in die Union getreten, bis dahin war es ein Theil von Massachusets. Es giebt hier wenig Städte: die bedeutendste ist Portland an der Casco-Bai, sie hat über 12000 Einw. und wird durch einige Forts geschützt; der Hafen ist gut, aber nicht groß. Sie ist die Hauptstadt des Staats und der Sitz der höchsten Behörden.

2. Der Staat New- (nju) Hamshire, zwischen Maine im O. und Vermont im W., wo der Connecticut die Gränze

---

welches der Congreß ausgesprochen hat, und finden sich bedrückt durch die Besteuerung ausländischer Fabrikate, welche zu Gunsten der gewerbfleißigen nördlichen Staaten vom Congreß eingeführt worden ist.

macht, nördlich stößt er an Kanada, südlich an Massachusets und südöstlich ans Meer. Auf 440 □ M. leben hier 270,000 Einw., worunter 970 Neger, aber keine Indianer. Das Land ist hoch und voller Berge, worunter die weißen Berge, die höchsten Gipfel der großen Kette, namentlich den Washington 6000 F. hoch, enthalten; das Innere bedeckt noch Wald und viele Seen, nur die südlichen Theile sind angebaut. Der Boden ist fruchtbar, das Klima wie im vorigen. Die Küste bietet nur einen Hafen dar, und unter den Städten verdient nur eine diesen Namen: Portsmouth, mit einem sehr guten Hafen und über 8000 Einw.; doch ist der Handel dieser Stadt und der ganzen Provinz nicht bedeutend. Die eigentliche Hauptstadt Concord, am Merrimak, zählt erst 3000 Einw. New-Hamshire besteht seit 1679 als eigne Provinz.

3. Der Staat Vermont, zwischen New-Hamshire und New-York, Kanada und Massachusets, besteht erst seit 1791 als eigner Staat. Wichtig für diese Provinz ist der Champlain-See, welcher einen Theil der Westgränze macht und die Verbindung mit Kanada und New-York gewährt. Vor 80 Jahren war Vermont noch ein bloßer Wald; der Anbau hat aber große Fortschritte gemacht, obgleich der Staat, von der See getrennt, vorzüglich auf Ackerbau und Viehzucht angewiesen ist. Auf 490 □ M. leben hier an 280,000 M., worunter etwa 700 freie Neger, (denn Sklaverei wird hier nicht geduldet), und keine Indianer. Bis jetzt sind alle Städte noch erst im Entstehen; als Hauptstadt gilt Montpellier, in der Mitte des Landes, mit etwa 2 — 3000 Einw.

4. Der Staat Massachusets, im N. von Vermont und New-Hamshire, im W. von New-York, im S. von Connecticut und Rhode-Island begränzt, enthält auf etwa 370 □ M. über 600,000 Einw. Dieser Staat gehört zu den ältesten der Union: schon 1643 erhielt er seine provinzielle Einrichtung, und von jeher hat er sich durch Betriebsamkeit ausgezeichnet; seine Fischerei ist die bedeutendste, er hat die meisten Fabriken und dabei die meisten Schulen, gute Landstraßen und Kanäle und mehrere gut gebaute Städte. Die Küste ist äußerst zerrissen und bildet vorzüglich die große Cap-Codsbai. Der Boden, an der Küste flach, tiefer im Lande hügelig und bergig, eignet sich mehr zur Viehzucht als zum Ackerbau; auch wird etwas Eisen, Blei und Schwefel gewonnen. Unter den Einwohnern befinden sich an 7000 meist freie Neger und über 700 christliche und ansässige Indianer. Der Hauptort ist Boston, an der Massachusets-Bai, mit mehreren schönen öffentlichen Gebäuden, worunter 28 Kirchen, eine Bibliothek, eine Sternwarte und mehrere Fabriken, mit einem trefflichen Hafen, mehreren gelehrten und frommen Gesell-

schaften und einem sehr bedeutenden Handel. Durch einen Kanal steht sie mit dem Merrimak, der aus New-Hamshire kommt, in Verbindung, und durch Brücken mit Charlestown und Cambridge, wo sich die älteste Universität (college) der vereinigten Staaten befindet. Sie ist der Geburtsort Franklins und die Wiege der amerikanischen Revolution, durch den Aufruhr von 1773. Jetzt hat sie über 60000 Einw.

5. Der Staat Rhode-Island (eiland), besteht aus 3 größeren und einigen kleineren Inseln in und vor der Narraganset-bai und einem schmalen Küstenstrich an beiden Ufern. Das Ganze umfaßt 60 — 70 □ M. und liegt zwischen Massachusets und Connecticut. Auch hier eignet sich der Boden besser für Viehzucht als für den Ackerbau; die Hauptbeschäftigung der Einwohner sind Fabriken und Handel; auf Schulen ist bis jetzt wenig gewendet. Dieser kleine Staat zählt 5 gute Häfen, 2 ansehnliche Städte und über 97000 Einw., worunter 400 Indianer, aber keine Negersklaven. Die beiden Hauptorte sind: Providence, auf dem festen Lande, mit über 17000 Einw., und die eigentliche Hauptstadt Newport, auf der Insel Rhode-Island, mit 8000 Einwohnern.

6. Der Staat Connecticut, zwischen Massachusets, Rhode-Island, New-York und dem Meere, enthält etwa 220 □ M. mit über 300,000 Einw., worunter etwa 350 Indianer, aber keine Negersklaven. Der Boden ist sehr fruchtbar, das Klima etwas milder. Ackerbau und Viehzucht sind blühend, und da das ganze Land angebaut ist, so wandern jährlich Viele nach andern Staaten der Union aus. Die Einwohner sind fleißig, haben Fabriken und Handel und zeichnen sich durch ihre Sorgfalt für gute Schulen aus. Der Hauptort ist Newhaven, an der Newgate-Bai, mit einem mittelmäßigen Hafen und 11000 Einwohnern.

Diese 6 nördlichsten Staaten, welche unter dem gemeinsamen Namen Neu-England begriffen werden, bilden ein durch ihre Lage und den eigenthümlichen, ernsten und strengen Charakter ihrer Bewohner abgeschlossenes Ganzes, welches leicht in der Folge als ein für sich bestehender Staat auftreten könnte.

7. Der Staat New-York. Er gränzt im N. W. und N. an den Erie, den Ontario, den St. Lorenz und Kanada, im O. an Vermont, Massachusets und Connecticut, im S. an New-Jersey und Pennsylvanien; den Ocean berührt er nur mit seiner südöstlichen Ecke, wo an der Mündung des Hudson sich die Insel Longisland längs der ganzen Küste von Connecticut erstreckt. Der Flächeninhalt beträgt über 2000 □ M. Das Land ist sehr wasserreich; außer den großen kanadischen Seen und dem St. Lorenz, die ihm zum Theil gehören, hat es viele große Binnenseen,

namentlich den Champlain, einen großen ihm ganz gehörenden Fluß, den Hudson, welcher von W. den Mohawk aufnimmt, und den obern Lauf des Susquehannah. Durch Kanäle ist der Hudson mit dem Erie-See und mit dem Champlain-See verbunden. Im Innern wird der Staat von den Apalachen durchzogen. Das Klima ist milder an den Seen, als an der Küste, diese ist nicht ganz gesund. Der Boden eignet sich vorzüglich zum Ackerbau, welcher auch hier die Hauptbeschäftigung ausmacht; Gewerbe und Fabriken sind untergeordnet, aber der Handel sehr bedeutend. Bis jetzt wird nur auf Eisen gebaut und einige Salinen benützt. New-York ist der bevölkertste Staat, er zählt über 2,000,000 Einw., wovon 2/3 englischer Abkunft, nächst diesen sind die Deutschen die zahlreichsten; am Hudson leben noch viele Holländer, die ersten Anbauer dieser Ufer. Man zählt etwa 40000 farbige Menschen, worunter doch jetzt noch höchstens 4000 Neger, aber freie, und etwa 4000 Indianer, welche alle Christen, ansässig, aber völlig unabhängig sind. Die Schulen sind zahlreich und gut. Im Verhältniß zur Bevölkerung hat New-York noch wenig Städte; nur 2 sind von Bedeutung: New-York, auf der vom Hudson unweit seiner Mündung gebildeten Insel Manhattam, die größte Stadt und der wichtigste Handelsplatz der Union. Bei ihrer Gründung durch Holländer 1633 ward sie Neu-Amsterdam genannt. Sie ist im Ganzen nett gebaut und gut gepflastert und erleuchtet; das 1812 vollendete Stadthaus, city hall, ist ein wahres Prachtgebäude von Sandstein und Marmor. Sie hat 97 Kirchen und vier Theater, ein großes Hospital, ein Armenhaus und mehrere Wohlthätigkeitsanstalten, mehrere Akademieen, eine medizinische Fakultät und viele Schulen. Die Zahl der Einwohner beträgt 213,000 (1697 erst 4300). Ihr Hafen, von mehreren Inseln gedeckt und durch Batterieen und eine Dampf-Fregatte geschützt, ist äußerst geräumig und trefflich. Das Klima ist nicht ganz gesund und das gelbe Fieber hat hier oft geherrscht. — Die Hauptstadt des Staats ist Albany am Hudson, unweit der Mündung des Mohawk, eine sehr nett gebaute Stadt, Sitz der Staatsbehörden, welche sich im Capitol versammeln, und Mittelpunkt des Binnenhandels; sie zählt über 25000 Einw. — Weiter nördlich liegt Saratoga mit 3000 Einw., wo 1777 der General Bourgoyne sich mit 6000 Mann den Amerikanern ergeben mußte. In der Nähe befinden sich vielbesuchte Mineralquellen.

8. Der Staat New-Jersey (njudscherßi), zwischen New-York, Pennsylvanien und Delaware: eigentlich eine Art Halbinsel, vom Delaware, die westliche Gränze, und dem Ocean gebildet. Der Flächenraum beträgt etwa 325 □ M., worauf 320,000 M. wohnen, worunter vielleicht noch 10000 Sklaven

und 7000 farbige Freie. Das Klima wird hier schon bedeutend milder, der Sommer dauert von Anfang März bis Ende October, ist aber großem Temperaturwechsel unterworfen, so daß man wohl im Juni und Juli noch zuweilen Reif findet. Ackerbau und Viehzucht sind Hauptgewerbe. Etwas Eisen und Kupfer wird gewonnen; am Seehandel nimmt der Staat aber nur geringen Antheil. Der Hauptort Trenton, am Delaware, hat etwa 6000 Einw. Der beste Hafen ist Amboy, an der Rariton-Bai, mit vielleicht 1000 Einwohnern.

9. Der Staat Pennsylvanien. Er hat seinen Namen von William Penn, welchem Carl II. 1681 diese Gegenden überließ, und welcher von den Indianern Land kaufte, worauf er eine Quäkercolonie ansiedelte; später hat der Staat seine Gränzen erweitert und stößt jetzt im N. an New-York, im O. an New-Jersey, im S. an Delaware, Maryland und Virginien, im W. an Ohio und den Erie-See. Der Flächenraum beträgt 2117 □ M. Die Alleghany-Gebirge durchziehen das Land in vielen waldigen Zügen; diesseits ist der Boden meist sandig, jenseits etwas felsig. Hauptströme sind: der Delaware, die Ostgränze, und der Susquehannah, welcher fast ganz diesem Staate angehört; auch liegen hier die Quellen des Ohio. Das Klima ist milde, die Winter veränderlich, die Sommer oft sehr heiß und nicht ganz gesund. Nur die östlichen Gegenden sind ganz angebaut. Man findet viel Eisen und Steinkohlen, etwas Kupfer und mehrere Salzquellen. Der Gewerbfleiß ist bedeutend und der Handel steht nur dem von New-York und Massachusets nach. Die Einwohner, über 1,300,000, bestehen fast zur Hälfte aus Deutschen und Schweizern, ⅓ sind Engländer. Ackerbau und Viehzucht beschäftigen die meisten. Es giebt keine Sklaven mehr, wohl aber an 23000 farbige Freie. Der Hauptort des Staats, Philadelphia, von W. Penn gegründet, liegt am Zusammenfluß des Schuylkill mit dem Delaware; sie ist an Größe die zweite, an Regelmäßigkeit und Schönheit der Gebäude und Straßen die erste Stadt der Union. Sie hat außer dem weitläuftigen Staatenhause und mehreren Regierungsgebäuden 165 Kirchen und Kapellen, eine Universität, mehrere gelehrte Gesellschaften, eine Sternwarte, eine Münze für die ganze Union, einen botanischen Garten, verschiedene Wohlthätigkeitsanstalten, 2 Theater und über 175,000 Einw., welche verschiedene Gewerbe, Schifffahrt und Handel treiben. Ganz besonders bedeutend ist hier die Bierbrauerei und das Mahlen des Getreides, zur Ausfuhr. Die meisten Anstalten dieser Art werden durch Dampfmaschinen betrieben. Der Delaware trägt in der Stadt noch Linienschiffe. Der Hafen im Flusse ist sehr geräumig und hat gute Schiffswerfte. Das gelbe Fieber hat zuweilen hier große Verwüstungen angerichtet. —

Die zweite Stadt des Staats ist Pittsburg, im W. der Allegham-Gebirge am Zusammenfluß des Alleghany und der Monongahela, zweier schiffbaren Quellströme des Ohio, wodurch die Stadt mit dem Mississippi, so wie durch Kanäle mit Philadelphia und mit Washington, in Verbindung steht. Sie hat nicht allein bedeutenden Handel, sondern ist auch die wichtigste Fabrikstadt der Union; man hat hier eine Kanonengießerei, 5 Glashütten u. s. w. Die Stadt ist sehr regelmäßig gebaut und zählt gewiß schon über 18000 Einw.

10. Der Staat Delaware (— wehr), ein schmaler Küstenstrich am rechten Ufer des Flusses und der Bai gleiches Namens, von Pennsylvanien und Maryland umgeben, welcher nicht ganz 100 □ M. umfaßt. Das Klima ist wegen vieler Sumpfgegenden eben nicht gesund. Der Ackerbau ist bei weitem die wichtigste Beschäftigung der Einwohner, deren Zahl an 80000 beträgt, worunter wohl noch ein Paar tausend Negersklaven und 13000 freie Farbige. Der Staat hat keine höhere Lehranstalt. Die Hauptstadt Dover, liegt ungesund und hat nur 800 Einw.; bedeutender ist Wilmington, unweit des Delaware, mit etwa 7000 Einw. und einigen Fabriken.

11. Der Staat Maryland besteht fast nur aus den beiden Ufern der Chesapeak-Bai; Delaware und der Ocean begränzen ihn im O., Pennsylvanien im N., Virginien im S. O., wo der Potomak die Gränze macht: die Bai im S. Diese, eigentlich die Mündung des Susquehannah, bildet in einer Länge von 39 M. einen Wasserspiegel von 125 □ M. und mehrere gute Häfen. Das Ganze enthält über 500 □ M.. Das Klima ist schon bedeutend milde, der Sommer in den Thälern erstickend heiß, doch friert zuweilen der Potomak; die Ostküste der Bai ist wegen Sümpfe ungesund. Neben dem Ackerbau wird hier schon Tabak und Baumwolle gezogen. Der Handel ist sehr bedeutend. Unter den 450,000 Einw. befinden sich noch etwa 100,000 Negersklaven und etwa 50000 freie Farbige. Die bedeutendste Stadt ist Baltimore an der Patapsco-Bai, welche in die Chesapeak-Bai mündet und einen zwar großen, aber nicht sehr tiefen Hafen bildet; an Volksmenge ist sie jetzt die 3te, an Handelswichtigkeit die 2te Stadt der Union. Sie ist nicht sehr regelmäßig aber gut gebaut; auf einem Hügel ist Washington ein marmornes Denkmahl errichtet; ein andres den 1814 bei Vertheidigung der Stadt gefallenen Kriegern. Baltimore hat an 40 Kirchen, einen katholischen Bischof, einige gelehrte Schulen, 4 Theater und an 85000 Einw. — Annapolis, die eigentliche Hauptstadt, ist unbedeutend, ohne Handel und Gewerbe, und hat nur etwa 2600 Einwohner.

12. Der Staat Virginien, die erste englische Besitzung in Nordamerika, wird von Pennsylvanien im N., von Maryland und dem Ocean im O., von Nord-Carolina und Tennessee im S. und von Kentucky und Ohio im W. begränzt und enthält etwas über 3000 □ M. Die Küste ist äusserst zerrissen, der östliche Theil des Landes steigt gegen das Gebirge empor, der westliche ist von Gebirgsreihen durchzogen; im Ganzen gehört Virginien zu den fruchtbarsten Provinzen. Nur die Flußmündungen, wie die des Potomak, des James u. a., bilden Häfen. Der Ohio macht einen Theil der Westgränze. Das Klima ist sehr milde, aber auch sehr unbeständig; bleibender Schnee ist selten, an der Küste ist die Luft ungesund. Kaum $^1/_{10}$ des Landes ist angebaut, der Ackerbau unbedeutend, desto wichtiger der Bau des Tabaks, Mais, der Baumwolle und etwas Reiß; man findet hier schon Pfirsich, Mandeln, Feigen und Granatäpfel. Die Pferdezucht ist bedeutend. Der Bergbau geht bis jetzt nur auf Kupfer, Eisen und Blei, Steinkohlen und Quellsalz. Seit einigen Jahren hat man an den östlichen Fuß der Alleghany-Gebirge sehr ausgedehnte Goldsandlager entdeckt, ähnlich denen am Ural. Gewerbfleiß und Handel sind nicht von Bedeutung. Die Bevölkerung beträgt über 1 Million, worunter aber über 300,000 Sklaven und 30000 farbige Freie. Deutsche giebt es, vorzüglich in den Gebirgsgegenden, an 100,000. Der Virginier ist gastfrei, aber träge und dem Trunke ergeben. Hier verschwindet schon die schöne Farbe der nördlichen Amerikaner, die Gesichtsfarbe ist bleich und bräunlich. — Virginien hat keine bedeutende Stadt; Richmond, am James, die Hauptstadt des Staats, hat zwar 16000 Einw., aber der Handel ist erst im Aufblühen; auf einem freien Platze vor dem sogenannten Capitol oder Regierungsgebäude steht eine marmorne Statue Washingtons, welcher in diesem Staate, auf dem Landsitze Bridge-Creek, geboren wurde und auf seinem Gute Mount (maunt) Vernon, in eben dieser Provinz starb. Die alte Hauptstadt Williamsburg hat zwar eine gelehrte Schule, aber nur 1500 Einw., und Petersburgh etwas über 8000. Norfolk, an der Küste, hat schon jetzt über 9000 Einw. und dürfte leicht die bedeutendste von allen werden. Unweit des kleinen Ortes Lexington befindet sich zwischen den steilen Felsenufern eines Baches eine natürliche Felsenbrücke von etwa 150 F. Höhe und 60 F. Breite; die Dicke des mit Wald bewachsenen Felsenstückes, welches die beiden Ufer verbindet, beträgt etwa 50 F.; die Länge der Brücke, welche wirklich als solche dient, ist etwa 90 F. Eine ähnliche noch viel höhere, sie wölbt sich 339 F. über einen Bach, liegt im südwestlichen Winkel dieser Provinz; beide sind im Kalkgebirge.

Zwischen Virginien und Maryland, am Potomak, liegt der District Columbia, ein Quadrat von 4 □ M., welcher 1790 von den beiden angränzenden Staaten der Union zur Anlegung einer

einer gemeinsamen Bundesstadt überlassen wurde. Der nicht sonderlich fruchtbare Boden ist gartenmäßig angebaut. Die Regierung liegt in den Händen des Präsidenten der Union. Die Zahl der Einwohner beträgt ungefähr 40000, worunter etwa 5000 Sklaven und 2500 freie Farbige. — Die Bundesstadt Washington liegt am linken Ufer des Potomak und wird von der Tiber durchflossen. Bis jetzt besteht fast nur noch die Anlage zu einer Stadt, alle Straßen durchschneiden sich rechtwinklig und sollen nach den Namen der Staaten benannt werden; da, wo sie sich schneiden, sind Plätze, worauf Statuen und Denkmähler errichtet werden sollen. Washington ist der Sitz des Congresses, des Präsidenten, der höchsten Behörden und der fremden Gesandten. Hauptgebäude sind: das Capitol, seit 1814, wo es die Engländer zerstörten, prächtiger wieder hergestellt; es steht in der Mitte der Stadt, auf einem Hügel und hat 362 F. Front; der Pallast des Präsidenten, vier Ministerialwohnungen, das General-Postamt, 20 Kirchen, eine Sternwarte, ein Theater, eine Kaserne und ein Fort. Zu einer gelehrten Anstalt ist ebenfalls ein schönes Gebäude errichtet. Die Zahl der Einwohner beträgt etwa 19000, und es scheint nicht, als ob die Stadt schnell aufblühen werde. Bedeutender für den Handel sind Georgetown im W. dicht an Washington, mit 8000 Einw., und Alexandria auf dem rechten Ufer des Potomak, mit 9000 Einwohnern.

13. Der Staat Nord-Carolina wird im N. von Virginien, im O. vom Ocean, im S. von Südcarolina, im W. von Tenessee begränzt und enthält über 2000 □ M. Der Küstenstrich ist flach, sandig, voller Sümpfe und ungesund. Die Küste selbst hat keinen Hafen, aber eine Menge sandiger Nehrungen. Weiter westlich erhebt sich der Boden und wird fruchtbarer, der W. ist mit schön bewaldeten Bergen bedeckt. Das Klima ist südlich; die Sommer sehr heiß. Schnee ist selten, doch ist die Kälte zuweilen empfindlich. Im W. herrscht der Ackerbau, im O. der Plantagenbau, dessen Hauptproduct der Reiß ist; im W. wird Weizen, Mais gebaut, Tabak und Baumwolle überall. Die Südfrüchte gedeihen zwar, aber nicht der Weinstock im Großen. Im W. ist die Viehzucht bedeutend; die Moskiten sind überall höchst lästig, zuweilen auch die Heuschrecken. Der Bergbau wurde bisher fast nur auf Eisen und Kupfer betrieben; seit einigen Jahren aber hat man in den blauen Bergen auf beiden Seiten, zum Theil sehr ergiebige Goldbergwerke angelegt; auch Wasserblei ist in Menge gefunden worden. Die Zahl der Einwohner beträgt an 740,000, worunter über 200,000 Sklaven und etwa 14000 freie Farbige; die Pflanzer wohnen meist isolirt. Der Staat hat keine große Stadt, wenig Handel und wenig Schulen. Der Hauptort Raleigh ist noch im Werden; er ist ganz regelmäßig angelegt, mit schönen breiten Straßen und Plätzen, hat aber nur erst 2800 Einw.

und doch ein Theater. Bedeutender ist New=Bern an der Mündung der Newse (njuse), mit 6500 Einwohnern und einigem Handel.

14. Der Staat Süd=Carolina wird im N. von Nord-Carolina, im SO. vom Ocean, im W. von Georgia begränzt und enthält etwa 1134 □M. Die Beschaffenheit des Bodens, des Anbaues und der Producte ist ganz wie im vorigen Staate, nur sind die Küstengegenden noch ungesunder und heißer. Das Gebirge macht den besten und fruchtbarsten Theil aus, auch hier ist in der neuesten Zeit viel Gold gefunden worden. Die Bevölkerung besteht aus beinahe 600,000 Menschen, worunter aber über 258,000 Sklaven, etwa 6—7000 farbige Freie und 450 Indianer. Der Südcaroliner ist träge und sinnlich, besonders liebt er den Trunk und das Spiel. Die Schulen sind unbedeutend. Die Hauptstadt ist Columbia, in einer gesunden Gegend, hat aber nur 1500 Einw. Weit bedeutender ist der Hafenort Charleston, mit 30000 Einw., wovon aber mehr als die Hälfte Sklaven; obgleich der Hafen schlecht, so ist der Handel doch bedeutend. Die Stadt liegt aber so niedrig, daß sie schon oft durch ungewöhnlich starke Springfluthen bedeutenden Schaden erlitten hat.

15. Der Staat Georgia, zwischen Südcarolina, Tenessee, Alabama, Florida und dem Ocean, erhielt erst 1733 die ersten Anbauer und ward 1763 zu einer Provinz erhoben. Er enthält 2700 □M. Die Küstengegend ist auch hier niedrig, sandig, sumpfig und sehr ungesund; die höher liegenden Gegenden sind fruchtbarer, die nördlichen Theile sind etwas gebirgig. Das Klima ist heiß und die Winter sehr angenehm. Es findet hier fast nur Plantagenbau Statt, welcher sich vorzüglich mit Baumwolle, Reiß, Indigo, Tabak, Mais und süßen Bataten beschäftigt; auch hat man den Thee versuchsweise mit Glück gepflanzt. Auch hier wird seit einigen Jahren viel Gold gefunden. Das Land hat fast gar keine Betriebsamkeit, selbst Wege und Brücken sind schlecht. Die Bevölkerung besteht aus 516,000 M., worunter an 15000 Indianer, Tschirokis oder Cherokees, die ein eignes Gebiet bewohnen, das Christenthum angenommen haben, Ackerbau treiben, Schulen haben und unter ihrer eignen Verfassung leben; 150,000 Sklaven, welche hier härter als in den andern Staaten behandelt werden, und etwa 1700 freie Farbige. Die Georgier sehen sehr bleich und elend aus; das gelbe Fieber ist an der Küste zu Hause, wo daher auch kein Pflanzer wohnt; sie sind gastfrei, aber träge. Die Hauptstadt ist Milledgeville mit etwa 3500 Einw. Wichtiger ist Savannah am Flusse gleiches Namens, der Mittelpunkt des Handels der Provinz, mit nahe an 12000 Einw.

16. Der Staat Alabama, einer der jüngsten der Union, der er erst 1819 beitreten konnte. Er wird von Florida, Georgia, Tenessee, Missisippi und dem mexikanischen Meerbusen begränzt, letztern berührt er nur auf einer kurzen Strecke, wo aber der Alabama, der Hauptfluß des Landes, die schöne Mobile-Bai bildet, und enthält über 2500 □ M. Auch hier ist die Küste niedrig, doch weniger ungesund als in Georgia; die höheren Gegenden sind sehr fruchtbar, äußerst milde und gesund. Baumwolle und Mais sind die Haupterzeugnisse. Alles ist hier noch im Entstehen, die Bevölkerung nimmt aber reißend zu. Man zählt jetzt etwa 300,000 Einw., worunter 19000 Indianer, die ein eignes Gebiet bewohnen, viele von ihnen, namentlich die Chickasaws und die Chocktaws, sollten 1832 für ihre Besitzungen entschädigt und jenseits des Missisippi angesiedelt werden; 41000 Sklaven und etwa 5—600 freie Farbige. Der Hauptort ist Mobile, an der Bai gleiches Namens, mit etwa 6000 Einw.; der Sitz der Regierung aber seit 1827 Tuskaloosa im Innern.

17. Der Staat Missisippi, zwischen Alabama, Tenessee, Arkansas, Louisiana und dem Meerbusen von Mexiko, konnte erst 1817 der Union beitreten. Sein Flächeninhalt beträgt über 2000 □ M. Seine Beschaffenheit gleicht der des vorigen, nur sind die Gegenden am Missisippi, die westliche Gränze, wegen der Ueberschwemmungen die ungesundesten. Es findet auch hier nur Plantagenbau Statt, und in den nördlicheren Gegenden Viehzucht. Es leben hier etwa 136,000 Menschen, worunter an 33000 Sklaven; die Indianer, etwa 12—15000, hatten ihr eignes Gebiet im Umfange des Staats, sind aber, wie ihre Brüder in Alabama, zur Auswanderung veranlaßt worden. Der wichtigste Ort ist Natchez, am Missisippi, welcher hier 1/5 M. breit und 100 F. tief ist; er zählt über 4000 Einw., die blos vom Handel leben. Die eigentliche Hauptstadt, Monticello, hat nur erst wenige Häuser.

18. Der Staat Louisiana, jetzt 2300 □ M. groß, von Mexiko im W., Arkansas im N., Missisippi im O. und dem Meerbusen im S. begränzt, hatte ehemals eine viel größere Ausdehnung. Die Franzosen waren die ersten Besitzer bis 1762, wo es an Spanien kam, dann wieder 1800 an Frankreich, welches es 1803 der Union verkaufte. 1811 konnte es in die Union treten. Es besteht fast nur aus einer ungeheuern, fruchtbaren, aber äußerst sumpfigen Ebene, welche der Missisippi, der das Land in vielen Armen durchströmt, jährlich überschwemmt; die Luft ist daher meist sehr ungesund bei der großen Hitze des Landes. Mais, Zuckerrohr, Baumwolle, Indigo, Tabak, sind die Hauptgegenstände des Anbaues, welcher blos durch Sklaven betrieben wird. Gewerbfleiß fehlt beinahe gänzlich; alle Cultur ist auf die Ufer des Flusses beschränkt,

das Uebrige ist noch wüste. Man zählt über 215,000 Einw., worunter 100,000 Sklaven und 10000 freie Farbige; die Indianer betragen etwa 3000 Menschen. Die alte Hauptmasse der Bewohner sind Franzosen, daher die Mehrzahl katholisch; neuerdings sind aber aus allen Provinzen viele eingewandert. Der Zustand der Kirchen und Schulen ist außer der Hauptstadt sehr traurig. Die Hauptstadt Neu=Orleans, am östlichen Ufer des Missisippi, ist schon jetzt eine der bedeutendsten Handelsstädte der Union und möchte leicht in der Folge alle übrige übertreffen; ihre Lage macht sie zum Mittelpunkt des Handels des ganzen unermeßlichen Binnenlandes. Sie liegt niedrig, von Sümpfen umgeben und daher sehr ungesund; dennoch nimmt die Volksmenge reißend zu; 1830 betrug sie an 30000. Sie ist ziemlich gut gebaut, aber schmutzig, und hat kein gutes Trinkwasser. Fast nur bei den protestantischen Kirchen finden sich Schulen. Luxus und Sittenverderbniß sind hier größer als in irgend einer andern Stadt der Union.

β) Binnen=Staaten sind folgende sechs:

19. Der Staat Tenessee (—ssi), im N. von Kentucky, im O. von Nord=Carolina, im S. von Georgia, Alabama und Missisippi, im W. von Arkansas begränzt, umfaßt 1945 □M. und ist 1796 der Union beigetreten. Er hat seinen Namen von dem Hauptflusse, welcher wie der Cumberland dem die westliche Gränze bildenden Missisippi zufließt, zwischen den beiden ersteren Flüssen zieht sich das Cumberland=Gebirge. Das Ganze ist hügelig, stark bewaldet und genießt eines äußerst milden, viel beständigern Klima's, als die Küstenstaaten. Unsere Getreidearten, so wie Reiß, Tabak, Baumwolle und Indigo, werden gebaut; auch gewinnt man Eisen und Salpeter. Die Zahl der Einwohner beträgt beinahe 700,000, worunter etwa 80000 Sklaven und 5000 Indianer, welche ein eignes Gebiet bewohnen. Die bedeutendsten Orte sind: Nashville, am Cumberland, mit 6000 Einw., Mittelpunkt des Handels für diese Provinz. Die eigentliche Hauptstadt Murfreesborough ist erst im Entstehen und hat kaum 1500 Einw.

20. Der Staat Kentucky, zwischen Tenessee im S., Missouri und Illinois im W., Indiana und Ohio im N. und Virginia im O., hat seinen Namen von dem nicht sehr beträchtlichen Flusse, welcher in den Ohio, die Nordgränze, fällt, umfaßt an 1837 □M. und ist 1792 der Union beigetreten. Der östliche Theil ist gebirgig und schön bewaldet, hier finden sich zwei merkwürdige Höhlen, aus welchen Salpeter gezogen wird; der westliche ist nur wellenförmig, aber äußerst fruchtbar. Das Klima ist höchst gesund und gemäßigt, der Winter hält höchstens 2—3 Mo=

nate an. Der Ackerbau ist sehr bedeutend; außer dem Getreide wird noch viel Hanf und Tabak gebaut, auch mit dem Weine haben Schweizer glückliche Versuche gemacht; aber es fehlt dem Lande an leichtem Absatz seiner Producte. Die Zahl der Einwohner betrug 1820 schon 564,000, worunter etwa 3000 freie Farbige und 126,000 Sklaven. Die Städte sind alle noch im Werden. Die Hauptstadt Frankfort, am Kentucky, ist zwar nett angelegt, hat aber erst 2000 Einwohner. Viel bedeutender sind Lexington, mit beinahe 6000 Einw., und Louisville am Ohio, mit 6000 Einw., welche große Branntweinbrennereien, Seifensiedereien und bedeutenden Handel haben.

21. Der Staat Ohio (oheio), im N. von Michigan und dem Erie-See, im O. von Pennsylvanien und Virginien, im S. von Kentucky, im W. von Indiana begränzt, ist an 1800 □ M. groß und 1802 der Union beigetreten. Der Boden ist meist eben, wenig hügelig und äußerst fruchtbar. Die Luft ist gesund und milde. Der Hauptfluß des Landes ist der Ohio, die südliche Gränze, nächst ihm der Scioto. Ackerbau und Viehzucht sind sehr bedeutend, und auch hier hat man den Weinbau versucht. Der Anbau des Landes hat seit 30 Jahren mit reißender Schnelligkeit zugenommen, so daß die Bevölkerung schon über 900,000 Menschen beträgt, worunter noch nicht 2000 freie Neger und etwa 3000 Indianer; Deutsche und Schweizer haben viel zum Anbau des Landes beigetragen. Die wichtigste Stadt ist Cincinnati, am Ohio, mit etwa 28000 Einw., welche den bedeutendsten Handel der Provinz treiben. Man zählt jetzt auf dem Ohio, dem Mississippi und ihren Nebenflüssen über 200 Dampfböte. Die Hauptstadt Columbus, am Scioto, hat seit 1812 schnell zugenommen und zählt schon 2500 Einwohner.

22. Der Staat Indiana, zwischen Michigan, Ohio, Kentucky und Illinois, ist seit 1816 der Union beigetreten und zählt etwa 1681 □ M. Hauptflüsse sind der Wabasch, die westliche, und der Ohio, die südliche Gränze. Das Land ist fast nur eine Hochebene, mit geringen Hügeln, aber übermäßig feucht; das Klima ist milde, in den Niederungen nicht ganz gesund; der Boden eignet sich vortrefflich zum Ackerbau und zur Viehzucht; auch der Weinbau scheint zu gelingen. Steinkohlen und Salzquellen sind vorhanden. Die Zahl der Einwohner beträgt nur erst 350,000, worunter 6—7000 Indianer. Der wichtigste Ort ist Vincennes, am Wabasch, mit 1800 Einwohnern.

23. Der Staat Illinois, in der Gabel zwischen dem Mississippi, dem Ohio und dem Wabasch, vom Illinois durchströmt und zwischen Missouri, dem NW. Gebiet, dem Michigan-See, Indiana und Kentucky gelegen, enthält über 2600 □ M. und ist

seit 1818 in die Union getreten. In der Nähe der Flüsse ist der Boden außerordentlich fruchtbar, nur im NO. noch ganz bewaldet. Das Klima ist sehr milde, aber in den Niederungen ungesund. Bis jetzt sind nur die Gegenden an den Flüssen angebaut, das Uebrige dichter Wald. Die Producte sind die nemlichen wie in Indiana. In neuester Zeit hat man im nördlichsten Theile des Staates unerschöpflich scheinende Bleigruben entdeckt; es ist dort eine Stadt Gallena angelegt, in deren Gebiet schon an 10000 Menschen wohnen sollen. Die Volksmenge beträgt etwa 160,000 Einw., worunter 8000 Indianer, aber 1800 gab es erst 600 Anbauer. Die Hauptstadt Vandalia, erst 1813 gegründet, hat nur erst wenige Häuser und etwa 1000 Einw., meist Würtemberger.

24. Der Staat Missouri, erst 1820 in die Union getreten, also der jüngste aller Staaten und der einzige der Binnenstaaten, welcher im W. des Mississippi liegt. Er führt den Namen seines Hauptstromes und wird im W. und N. vom Gebiet Missouri, im O. von Illinois und Kentucky, im S. von Arkansas begränzt; er umfaßt über 2800 □ M. Durch den südlichen Theil zieht sich das Ozark-Gebirge; der nördliche ist flach, die Niederungen an den Flüssen sind fruchtbar, die Höhen baumlose, sandige Heide. Der Winter ist hier oft sehr strenge, so daß der Mississippi zufriert, die Sommer aber auch sehr heiß. Fast nur die Ufer des Missouri und des Mississippi sind bis jetzt angebaut. Im Gebirge wird viel Blei und Eisen gewonnen. Die Bevölkerung beträgt über 140,000, worunter über 10000 Sklaven; die ersten Anbauer waren Franzosen. Die einzige bis jetzt blühende Stadt ist St. Louis, am Mississippi, sie hat etwa 6000 Einw. und einen sehr bedeutenden Handel. Die Hauptstadt des Staats, Jefferson, am Missouri, ist noch ganz unbedeutend.

γ) Gebiete (Territories), d. h. solche Provinzen, welche noch nicht die zum Eintritt in die Union nöthige Zahl von 60000 Einw. nachweisen können, einstweilen noch vom Congreß regiert werden und ihre vorgesetzten Behörden erhalten. Es sind folgende sechs:

1. Das Gebiet Florida. Eine große Halbinsel, nördlich von Alabama und Georgia begränzt, übrigens vom Meer umflossen, und zwar im W. vom mexikanischen Meerbusen, im S. und O. von der Straße von Florida und dem atlantischen Meere. Die ersten Entdecker und Besitzer waren die Spanier, die jedoch nur wenig Ansiedelungen errichteten. 1763 mußten sie es den Engländern abtreten, erhielten es aber 1783 zurück und überließen es 1821 der Union. Der Flächeninhalt beträgt 2567 □ M. Die Halbinsel ist im Ganzen flach und sandig, in der Mitte erheben

sich unbedeutende Hügel; die Küsten sind sumpfig und die Ostküste wegen vieler Sandbänke und Untiefen gefährlich. Der einzige bedeutende Fluß der Halbinsel ist der St. John, welcher, der einzige dieser Art in diesen Gegenden, nach N. fließt. Der Appalachicola mündet im W. der Halbinsel, und der Perdido macht die westliche Gränze. Das Klima ist sehr heiß und die Luft ungesund. Nur wenige Punkte des Landes sind angebaut, das Uebrige noch völlig wüst, obgleich der Boden nicht undankbar. Fast nur Baumwolle wird ausgeführt. Die Bevölkerung beträgt höchstens 35000 M., worunter über 8000 Indianer; die meisten Europäer leben in West-Florida, d. h. in dem Theile, welcher südlich von Alabama liegt. Auf der Halbinsel liegt St. Augustino, an der Ostküste. Sie ist etwas befestigt und hat etwa 2000 Einw., aber einen schlechten Hafen. Die ganze Halbinsel ist blos von Indianern, Seminolen, bewohnt. In West-Florida liegt: Pensacola, an einer geräumigen Bai, mit einem schönen Hafen; sie hat zwar erst etwa 2000 Einw., ist aber im Aufblühen.

2. Das Gebiet Arkansas, im N. von dem Gebiete und dem Staate Missouri, im O. von Tenessee und Missisippi, im S. von Louisiana, übrigens von Mexiko begränzt, enthält über 5600 □ M. Der Missisippi bildet die Ostgränze, der Redriver die südliche; der Arkansas, mit seinem aus drei Armen bestehenden Nebenflusse, dem Canadian, durchströmt das Gebiet von O. nach W. Das Ozark-Gebirge durchzieht die Mitte; nach dem Missisippi zu sind ungeheure Sümpfe, der Westen ist hügelig. Das Klima ist sehr milde und nur die Niederungen im O ungesund. Bis jetzt sind nur noch sehr wenige Punkte angebaut. Die Zahl der Einwohner beträgt über 30000, worunter etwa 1000 Sklaven, außerdem sind noch an 14000 Indianer vorhanden. Die ersten Ansiedler waren Franzosen. Noch sind keine eigentlichen Städte entstanden, denn der Hauptort Arkopolis am Arkansas hat nur erst wenige Häuser, und Arkansas oder Post-Arkansas, am nemlichen Flusse, hat höchstens 900 meist französische Einwohner.

3. Das Gebiet Michigan (mitschigan), im N. vom Nordwest-Gebiet, dem Obern- und dem Huron-See, im O. von Kanada und dem Erie, im S. von Ohio, Indiana und Illinois, und im W. vom Gebiet Missouri begränzt, umschließt den ganzen Michigan-See und umfaßt an 1837 □ M. Der größere östliche Theil des Landes, eine Halbinsel zwischen den Seen, liegt ziemlich hoch und hat guten Boden und Waldung; das Klima ist hier strenger als im W. des Michigan, doch herrscht hier keine kanadische Kälte. Fast nur zwei Punkte des Landes sind angebaut: die Gegend um das Fort Detroit am St. Clair-See, wo im Orte

selbst etwa 1500 M. wohnen, und um Michillimakinack, einem Eilande mit einigen Forts, in der Verbindungsstraße des Michigan- und Huron-Sees, wo bedeutender Pelzhandel getrieben wird. Die Zahl aller Einwohner beträgt etwa 32000, wovon mehr als die Hälfte Indianer.

4. Das Nordwest-Gebiet oder Huron-Gebiet, im N. von den englischen Besitzungen, im S. W. vom Gebiet Missouri, im S. von Illinois, im O. von Michigan umgeben, enthält über 2300 □ M. Das Land ist noch fast ganz unbekannt und soll niedrige Landrücken und ausgedehnte Wiesenflächen mit gut bewässertem Boden darbieten. Noch haben die Nordamerikaner keine Niederlassungen hier, und nur wegen des Pelzhandels ist das Land ihnen wichtig. Die Einwohnerzahl mag an 12000 betragen, worunter indeß kaum 600 Weiße, Nachkömmlinge französischer Kanadier. Das Klima ist weniger rauh, als man es nach der Breite des Landes vermuthen sollte.

5. Das Gebiet Missouri, im W. von dem Felsengebirge, im N. von den englischen Besitzungen, im O. vom nordwestlichen Gebiet, Michigan, Illinois und Missouri, im S. von Arkansas und Mexiko begränzt, umfaßt über 40000 □ M. Das Land ist das wahre Eigenthum der Indianer, über welche sich die Union nur eine Vormundschaft anmaßt und einige befestigte Punkte zum Schutz des Pelzhandels unterhält. Das Ganze ist eine große nur wenig von Hügeln unterbrochene, ziemlich dürre Ebene, auf welcher sich nur ein spärlicher Baumwuchs und unendliche Savannen oder Wiesen finden. Der Missouri, der mit seinen zahlreichen Zuflüssen das Land durchströmt, hat ihm den Namen gegeben. Bis zum 40° N. B. ist das Klima milde, weiter hinaus wird es immer strenger, doch ist es überall gesund; nur die Moskiten machen die Plage dieser Gegenden aus. Die einzigen Bewohner dieses großen Landes sind noch die ursprünglichen, die Indianer, wovon einige Stämme durch den Umgang mit den Weißen Pferde und Rindvieh erhalten haben, auch wohl etwas Mais und Tabak bauen, bei weitem die meisten aber kümmerlich von der Jagd und der Fischerei leben. Ihre Zahl läßt sich schwer bestimmen, sie mag 150 bis 200,000 betragen. Sie theilen sich in viele, meist einander feindliche, in ewigen Fehden begriffene Stämme, worunter die Assinibolen, die Sioux, die Osagen, die Konsas, die zahlreichsten sind. Sie haben in allem etwa 19 Dörfer gebildet. Die Nordamerikaner haben die Absicht, eine große Landstraße durch dieses Land bis zur Westküste zu führen und sie durch Militärposten zu sichern.

6. Das Gebiet Oregan oder Columbia, im N. von den englischen Besitzungen, im O. von dem Fesengebirge, im S.

von Mexiko und im W. vom Ocean begränzt, umfaßt über 15000 □ M. und hat seinen Namen von dem Hauptflusse Oregan oder Columbia erhalten. Zwischen dem an der Küste entlang ziehenden Gebirge und dem Felsengebirge breitet sich das große hügelige und ganz mit Wald bedeckte Thal des Oregan und seiner Nebenflüsse aus. Das Klima ist schön und der Boden äußerst fruchtbar, weniger an der Meeresküste. Bis jetzt ist das Land nur von Indianern bewohnt, welche im Innern von der Jagd, an der Küste vom Fischfange leben, nirgend aber einen Anbau versucht haben. Hunde und Pferde sind ihre einzigen Hausthiere. Sie theilen sich in zwei Hauptstämme: die Flachköpfe, so genannt, weil sie den Kindern bald nach der Geburt den Kopf zwischen zwei Brettern an Stirn und Hinterkopf flach drücken, sie hausen im N. der Columbia; und die Schlangen-Indianer im S. Zusammen mögen sie über 100,000 Menschen stark seyn. Die Nordamerikaner haben bis jetzt nur eine Niederlassung an der Küste, Astoria, am Ausfluß der Columbia, mit dem Fort St. Georg und einem guten Hafen.

B. Mittel-Amerika.

Es umfaßt Mexiko, Guatemala und West-Indien.

IV. Mexico (Mexico oder Mejico, spr. Mechiko). *)

Erst 1517 und 1518 machten die Spanier von Cuba aus die ersten Versuche gegen dieses Land, welche indeß von den tapfern Bewohnern der Küste Yukatan zurückgewiesen wurden. Dem Hernando Cortez, 1485 geboren, war es vorbehalten, mit einer geringen Macht von 11 kleinen Schiffen, die er in Cuba ausrüstete und welche 508 Fußsoldaten und 16 Reiter mit 14 kleinen Geschützen trugen, ein mächtiges Reich mit der Krone Spanien zu vereinigen. Die Einwohner von Mexiko hatten seit 1160, wo ein aus dem Norden kommender Stamm, die Azteken, sich unter

---

*) In allen spanischen Wörtern und Namen werden x und j wie unser ch, ch wie tsch, ll wie lj, das z wie ein scharfes s, ñ zwischen zwei Vokalen wie nj gesprochen.

ihnen niedergelassen und die Herrschaft an sich gerissen hatte, bedeutende Fortschritte in der Civilisation gemacht. Die Fürsten der Azteken herrschten unumschränkt, drückten aber das Volk, welches noch seine angestammten Kaziken oder Oberhäupter hatte, so gewaltig, daß mehrere dieser unterjochten Oberhäupter den Einbruch der Spanier als eine günstige Gelegenheit ergriffen, das Joch abzuwerfen, und den Spaniern ihre Eroberung nicht wenig erleichterten. Cortez landete 1519 in dem Hafen, welcher jetzt S. Juan de Ulloa heißt, und zeigte seinen unerschütterlichen Muth gleich anfangs dadurch, daß er seine Schiffe vernichten ließ, um seinen Gefährten nur die Wahl zwischen Sieg oder Tod zu lassen. Nach einem Siege über die tapfern Bewohner von Tlaskala, welche die treuesten Bundesgenossen der Spanier wurden, rückte er in Mexiko selbst ein, wo er mit Ehrfurcht aufgenommen wurde, aber bald darauf den unglücklichen Kaiser Montezuma, der ihn besucht, als Gefangenen zurückbehielt. Ein kleines spanisches Heer, welches der Statthalter von Cuba gegen Cortez, den er des Verraths beschuldigte, ausgesendet, trat von ihm gewonnen unter seine Fahnen. Dennoch mußte er, in Mexiko vom Volke mit Wuth angegriffen, welches selbst den zum Frieden ermahnenden Montezuma mit Steinwürfen tödtlich verwundete, diese Stadt 1520 mit Verlust von mehr als 450 Spaniern verlassen. Noch im nemlichen Jahre aber rückte er nach mehreren Siegen vor Mexiko, welches erst nach einer 75tägigen Belagerung am 21sten August erobert ward. Der letzte Kaiser Guatimozin ward, um seine verborgenen Schätze von ihm zu erfahren, unwürdig gefoltert und gehangen. Das ganze Reich fiel nun nach und nach in die Gewalt der Spanier, und die unglücklichen Mexikaner traf Jahrhunderte lang ein hartes Loos. Das Land ward mit seinen Bewohnern an die Gefährten des Eroberers, an Klöster und andre Begünstigte vertheilt und die Einwohner als Leibeigene behandelt; das Ganze ward unter dem Namen eines Vice-Königreichs **Neu-Spanien** von Vicekönigen beherrscht, welche in den letzteren Zeiten alle 5 Jahre wechselten. Erst mit dem 18ten Jahrhundert ward das Loos der Eingebornen verbessert; die Encomiendas, oder die Vertheilungen der Grundstücke mit sammt den Bewohnern, wurden aufgehoben, und die Zahl der Indianer, welche von 8 Millionen nach der Eroberung bis auf weniger als 2 Millionen herabgekommen waren, hat seitdem wieder angefangen sich zu heben. Indeß hatte sich aber auch die Zahl der freien Farbigen und der **Kreolen**, d. h. der in Amerika von europäischen Eltern gebornen, gegen die der **Chapetones** (spr. tschapetones), d. h. in Europa gebornen Spanier, außerordentlich vermehrt, und jene ertrugen es schon längst mit Erbitterung, daß alle Aemter und Würden nur den National-Spaniern zu Theil wurden. Schon 1810 brachen die ersten Unruhen aus, welche indeß noch gedämpft

wurden. Unwiderstehlich aber war die Bewegung von 1821, wo der Vicekönig selbst gezwungen wurde, die Unabhängigkeit des Reiches anzuerkennen. Bald darauf schwang sich der General Iturbide als Kaiser auf den Thron, konnte sich aber nur bis 1823 erhalten, wo er genöthigt ward abzudanken, und mit dem Versprechen, in Italien zu leben, eine anständige Pension erhielt. Ein Versuch 1824, den Thron wieder zu erobern, endete mit seinem Tode; er ward unmittelbar nach seiner Landung erkannt, ergriffen und erschossen. Seitdem hat Mexiko eine der nordamerikanischen ähnliche Verfassung angenommen. Die vereinigten Mexikanischen Staaten, 19 an der Zahl, nebst einigen Gebieten, haben jeder eine unabhängige Einrichtung, werden aber durch den Congreß verbunden, welcher aus einem Senate und einer Deputirten-Kammer besteht. An der Spitze des Ganzen steht ein auf 4 Jahre gewählter Präsident. Bis jetzt haben aber fast beständige Bürgerkriege den Staat zerrüttet.

Mexiko, denn so, und nicht mehr Neu-Spanien, nennt die jetzige Regierung das Land, wird begränzt im N. von den vereinigten Freistaaten; im W. und S. von dem Austral-Ocean, welcher hier den großen Meerbusen von Californien bildet; im S. O. von Guatemala, und im O. von dem mexikanischen Meerbusen, dessen südlichster Theil die große Campeche-Bai bildet, und umfaßt mit den von freien Indianern bewohnten Gegenden über 70000, ohne diese, über 40000 □ M. Die Küste an diesem Meerbusen ist fast überall mit Lagunen und davor liegenden Sanddünen besetzt, welche die Annäherung großer Schiffe hindern; überhaupt will man eine starke Versandung dieser Küste und eine Abnahme des Meeres bemerken. Auch die Küste des Austral-Oceans hat wenig gute Häfen. Außer den uns schon bekannten Gewässern hat Mexiko mehrere bedeutende Binnenseen, wovon der Chapála (tschapala), 57 □ M. groß, im Staate Xalisco der größte, die kleineren im Thale von Mexiko die bekanntesten sind; viel größere, aber gänzlich unbekannte, finden sich in dem noch wenig besuchten nördlichsten Theile des Landes. Das Innere von Mexiko bildet ein sehr hohes Plateau, die Hochebene Anahuak, von 6—8000 F. mit geringen Unterbrechungen; nur an einem Punkte, in der Gegend der Stadt Mexiko, erheben sich aus der Ebene bedeutende Berge, welche Vulkane sind und wovon einige über 16000 F. Höhe erreichen; ihre Ausbrüche sind selten, der letzte fand 1759 Statt, wo ein Berg von 4000 F. Höhe entstand. Die übrigen Gebirge sind nur unbedeutende Höhen, welche die Einförmigkeit der Hochebene unterbrechen. Die Abfälle der Ebene nach den Küsten sind verschieden, der östliche ist äußerst steil und schroff, der westliche viel sanfter, führt erst durch mehrere Terrassen zum Austral-Ocean; beide Küsten sind sandig, sumpfig und sehr ungesund. Die Hochebene hat nur Wald an den

Hügeln und Bergen, übrigens ist sie fast baumlos, an vielen Stellen dürr, mit geringer Vegetation; die Abhänge nach den Küsten bieten die trefflichste Vegetation dar. Hierauf gründet sich auch die alte Eintheilung des Bodens in tierras calientes heiße Länder, an den Küsten, templadas gemäßigte, an den Abhängen, und frias kalte, auf der Hochebene, welche in der That ein für ihre Lage strenges Klima hat; über den 30° hinaus hat man im Winter schon wirkliche Kälte.

Producte.

Aus der sehr großen Zahl von Producten aller Art, woran Mexiko reich ist, wählen wir nur diejenigen, welche diesem Lande vorzugsweise eigenthümlich sind. Dahin gehören an Thieren, außer einer Menge Affenarten, Beutelthieren: das Tapir, das Faulthier, mehrere Gürtelthiere, Kaimans oder Krokodile, Schildkröten, Schlangen, mehrere schöne leuchtende Käfer, vorzüglich aber die Cochenille, Coccus cacti, eine Art von Schildläusen, welche am besten auf dem Nopal, Cactus opuntia, aber auch auf andern Cactus-Arten gedeiht. Die Pflege dieses Insekts, welches die bekannte schöne rothe Farbe liefert, wird mit großer Sorgfalt betrieben; man streut den Saamen auf die Pflanzen und hält drei Ernten alle Jahr; die abgenommenen Thiere werden in heißem Wasser oder in der Sonne getödtet. Im Staate Oaxaca wird diese Cultur am meisten betrieben. — An Pflanzen ist die Vanille, eine Schlingpflanze deren Schoten das bekannte Gewürz abgeben, in Mexiko einheimisch; die beste wird an den östlichen Abhängen der Gebirge gezogen, sie findet sich aber auch wildwachsend. Ferner der Kakao, dessen Anbau jetzt vernachlässigt wird, aber schon zu den Zeiten der Azteken bekannt war, welche ein der Chokolade ähnliches Getränk daraus bereiteten, auch ist dieser Name mexikanischen Ursprungs. An Medizinalpflanzen bringt Mexiko die Sassaparille und Jalappe hervor. Die Wälder liefern mehrere edle Holzarten, namentlich das Mahagony- und das Campeche-Holz. Vor der Ankunft der Europäer bauten die Mexikaner schon den Mais und die Kartoffeln. Eben so kannten die Mexikaner schon den Anbau der Banane oder des Pisang und des Manioc, einer Wurzel, deren mehlartige Substanz, nachdem ihr giftiger Saft durch Auswaschen fortgeschafft worden, ein treffliches Nahrungsmittel giebt. Aus dem Safte der Agave bereiteten sie ein noch unter ihnen übliches berauschendes Getränk, Pulque genannt. Jetzt sind alle unsere Getreide- und Obstarten eingeführt, eben so Zucker, Baumwolle, Flachs, Hanf, ja selbst der Oelbaum und der Weinstock. — Kein Land der Welt ist so reich an Silber als Mexiko, man zählt an 500 Gruben, und doch sind die Gebirge wohl nur erst sehr unvollständig erforscht; die meisten

Bergwerke sind in der Provinz Guanaxuato. Neuerdings haben englische und deutsche Bergwerksgesellschaften den Bergbau auf mehreren Punkten von der Regierung in Pacht genommen. Doch nicht Silber allein, auch Gold, doch in viel geringerer Menge, Kupfer, Zinn, Blei, Eisen und etwas Quecksilber werden gewonnen.

Einwohner.

Die Gesammtzahl aller Bewohner Mexiko's möchte wohl auf 8 Millionen steigen. Hierunter befinden sich etwa 1 Million 3—400,000 Weiße, theils Chapetones oder Guchupines (gatschu—), d. h. geborne Spanier, theils Kreolen, wovon vor der Revolution die ersteren allein zu Aemtern gelangen konnten, obgleich sie kaum 1/70 der weißen Bevölkerung ausmachen. Farbige giebt es etwa 2—3 Millionen; größtentheils Mestizen, d. h. Abkömmlinge von Weißen und Indianern; die Mulatten, d. h. Abkömmlinge von Weißen und Negern, sind weniger zahlreich. Außerdem unterscheidet man noch alle Abstufungen der Färbung, je nachdem mehr oder weniger europäisches Blut in einem Menschen ist, und dieser Umstand bestimmte sonst die Rangordnung. Obwohl nun diese Unterschiede jetzt gesetzlich aufgehoben sind, so ist doch die Frage, ob alle eingewurzelte Vorurtheile damit aufgehoben seyn mögen. Die Weißen waren bisher fast die alleinigen Besitzer aller Reichthümer und des Grund und Bodens. Die Zahl der ansässigen und christlichen Indianer beträgt über 4 Millionen; körperlich unterscheiden sie sich wenig von ihren Brüdern in Nordamerika. Sie wurden bisher als Unmündige behandelt, ohne doch eigentlich Leibeigene zu seyn und ihr Loos war in der letzten Zeit erträglich. Unter ihnen giebt es noch Abkömmlinge ihrer ehemaligen Fürstenfamilien, welche noch immer Kaziken genannt und gesetzlich als Edle betrachtet wurden; sie waren gewöhnlich die Häupter der Indianer-Dörfer und unterdrückten ihre Brüder mehr als die weißen Beamten. Obgleich alle ansässige Indianer Spanisch verstehen, so haben sie doch ihre alten Muttersprachen, deren es sehr viele giebt, beibehalten. Ihr Christenthum beschränkt sich fast einzig auf einen knechtischen Ceremoniendienst. Jenseits des Rio del Norte und im ganzen Norden des Landes leben noch an 300,000 Indianer in ihrem ursprünglichen wilden Zustande; sie sind heidnisch und erbitterte Feinde der Weißen, mit welchen sie in einem ewigen Kriege stehen. Die Zahl der Neger ist gering in Mexiko, vielleicht kaum 8000, alle gesetzlich frei, da die Verfassung keine Sklaverei duldet. Die allgemeine Sprache des Landes ist die spanische, da nur Spanier bisher sich in den spanischen Colonieen niederlassen durften; die katholische Religion war die einzige, jetzt ist sie zwar noch die Staatsreligion,

aber auch andere Christen sollen geduldet werden. Die Geistlichkeit in Mexiko war sehr reich und zahlreich, und nirgend vielleicht waren die Kirchen prächtiger geschmückt und die Kirchenfeste glänzender.

Verfassung.

Bis 1821 wurde Neu-Spanien von einem Vicekönig regiert, dem ein Rathscollegium zur Seite stand, und das Reich war in 12 Intendanturen und 3 Provinzen abgetheilt; diese letzteren waren: Neu-Mexiko, Alt- und Neu-Californien. Die Intendanturen waren: Mexiko, Puebla, Oaxaca, Guadalaxara, Guanaxuato, Valladolid, Zacatecas, Merida, Vera Cruz, San Luis de Potosi, Sonora und Neu-Biscaya. Seit 1823 ist eine andre Eintheilung und Verfassung entstanden, welche wesentlich nach dem Muster der nordamerikanischen gebildet ist. Das Ganze besteht aus 19 unabhängen, zu einer politischen Einheit verbundenen Staaten. Diese Staaten sind theils die alten Intendanturen, theils haben sie sich neu gebildet, oder wenigstens andre Namen, gewöhnlich die alten indianischen, angenommen. Sie heißen jetzt: 1. Mexiko, 2. Queretaro (kere—), 3. Guanaxuato (—chuato), 4. Mechoacan (—tschoakan), 5. Xalisco (chalisko), 6. Sonora und Cinaloa, 7. Chihuahua (tschi—), 8. Durango, 9. Cohahuila und Texas (techas), 10. Tamaulipas, 11. Neu-Leon, 12. Zacatecas, 13. S. Luis Potosi, 14. Vera-Cruz, 15. Tabasco, 16. Yukatan, 17. Chiapa (tschiapa), 18. Oaxaca (—chaka), 19. Puebla de los Angelos. Dazu kommen noch die 4 Gebiete: 1. Tlascala, im Staate Puebla. 2. Colima, im Staate Xalisco. 3. Californien. 4. Santa Fe oder Neu-Mexiko. Das Ganze ist aber noch zu neu, die Gränzen, ja selbst der Bestand dieser Staaten zu unsicher, als daß wir sie topographisch im Einzelnen betrachten könnten. Aus allen diesen Staaten werden nach ähnlichen Grundsätzen wie in Nordamerika Abgeordnete gesendet, welche theils zu einem Hause der Repräsentanten, theils zu einem Senate zusammentreten, welche mit einander den Congreß oder die gesetzgebende Macht bilden; an der Spitze steht ein auf vier Jahre erwählter Präsident. Die katholische Religion ist bis jetzt als die einzige Staatsreligion anerkannt. Von der Beschaffenheit der Land- und Seemacht läßt sich noch wenig zuverlässiges sagen, beide aber, so wie auch der Zustand der Finanzen, müssen wohl in traurigem Zustande seyn, da politische Umwälzungen bis jetzt fast nicht aufgehört haben, der Handel fast ganz darnieder liegt, die Bergwerke nur kaum erst anfangen sich wieder zu erholen und der junge Staat schon von einer Schuldenlast von fast 90 Millionen Thaler gedrückt wird. Bei diesem

Zustande der Dinge müssen wir uns begnügen die wichtigsten Städte anzugeben, vorläufig aber noch bemerken, daß fast aller Anbau und die ganze Bevölkerung auf die Gegenden zwischen dem 17° und dem 25° N. B. zusammengedrängt sind.

Fast in gleicher Entfernung von beiden Meeren und den beiden Haupthäfen des Landes, 51 M. von Vera Cruz und 36 M. von Akapulko, liegt die Hauptstadt Mexiko, unter 19° 25′, 7000 F. hoch über dem Meere, in einem schönen 85 □ M. großen Thale, Thal von Mexiko oder Tenochtitlan genannt, welches von einigen der höchsten Vulkane dieser Gegend, dem Popokatepetl und dem Iztaccihuatl, umgeben und von 4 Seen bewässert wird. Diese Seen sind: der Tezkuko im N. O. der Stadt, er hat sehr an Umfang abgenommen und hält nur noch 4 □ M.; der Xochimilko (chotschi—), nur durch einen Damm vom See Chalko (tschal—) getrennt; der San Christoval und der Zumpango. Alle diese Seen ergossen sich ehemals zur Regenzeit in den Tezkuko, welcher dann austrat und die Stadt bedrohte. Seit 1608 hat man durch einen riesenhaften unterirdischen Kanal einem Flusse, der in die Seen sich ergoß, einen andern Lauf angewiesen und dadurch die Seen beschränkt. Das alte Tenochtitlan, die Residenz der Azteken, welche Cortez 1521 zerstörte, lag zwar genau auf derselben Stelle, wo jetzt Mexiko steht, hatte aber einen weit größern Umfang, auch bespülte der Tezkuko ihre Mauern, welcher sich jetzt $1/8$ M. davon zurückgezogen hat, so daß Mexiko, sonst eine Art Insel, jetzt ganz auf dem festen Lande liegt; noch sieht man mehrere der alten Dämme, welche sie gegen Ueberschwemmungen schützten und jetzt zu Landstraßen dienen. Mexiko ist bis jetzt die größte und schönste Stadt in Amerika und kann sich an Regelmäßigkeit und Pracht mit den größten europäischen Städten messen. Sie bildet ein großes regelmäßiges, von einer Mauer umgebenes Viereck und wird von mehreren die Seen verbindenden Kanälen durchschnitten. Wasserleitungen führen ihr gutes Quellwasser herbei. Ihre Straßen sind gerade, breit, gut gepflastert und erleuchtet. Mehrere schöne Plätze sind mit Springbrunnen verziert und die ganze Stadt ist mit angenehmen Spatziergängen umgeben. Unter den Gebäuden zeichnet sich der große Pallast des ehemaligen Vicekönigs, jetzt der Sitz des Congresses, die Münze, das Inquisitionsgebäude und die Kathedrale aus, welche an silbernen und goldenen Statuen und Verzierungen wohl alle Kirchen der Welt übertrifft. Außerdem hat Mexiko eine Universität mit einer öffentlichen Bibliothek, eine Kunstakademie, eine Bergschule, 100 Kirchen, 51 Klöster und 13 Hospitäler. Die Zahl der Einwohner beträgt nahe an 150,000. Man findet hier alle Gewerbe und Künste wie in Europa, ein Theater, sogar die Stiergefechte sind hierher verpflanzt. Mexiko ist der Mittelpunkt des Handels für das ganze Land, wozu es durch seine Lage im Mittelpunkt und

zwischen den beiden Haupthäfen des Landes auch [illegible] geeig-
net ist; man rechnet täglich 30 — 40000 beladene Maulthiere, welche kommen und abgehen, da der Landtransport wegen der steilen Abhänge nach den Küsten vorzüglich auf diese Weise geschieht. Einen besondern Reiz verleihen der Gegend um Mexiko die Chinampas (tschinam —) oder schwimmenden Gärten auf den Seen. Sie bestehen aus Flössen, worauf Erde gebracht worden, und sind meist mit den schönsten Blumen und den feinsten Gemüsen bepflanzt und werden vom Winde bald hier- bald dorthin getrieben. — Bei dem Dorfe S. Bartolomeo findet man noch Reste zweier Pyramiden aus den Zeiten der Azteken, die größte ist 171 F. hoch; sie sind in 4 Terrassen getheilt und eine Treppe führt hinauf. Besser erhalten, von Porphyrquadern erbaut und mit Sculpturen bedeckt, ist eine andre Pyramide in der Gegend von Vera Cruz.

Akapulko, unter 16° 15′, am Austral-Ocean, mit dem einzigen guten Hafen auf dieser Seite. Die Stadt ist klein und hat fast nur Chinesen und Neger, etwa 2000, zu bleibenden Bewohnern, da die Hitze hier unmäßig und die Luft äußerst ungesund ist. Von hier ging jährlich ein Schiff nach den Philippinen und Ostindien, und dessen Rückkehr bevölkerte den Ort auf kurze Zeit mit Kaufleuten.

Vera-Cruz (kruß), Hauptort des gleichnamigen Staates, unter 19° 12′, am mexikanischen Meerbusen, und zwar der einzige Hafen auf dieser Seite, der noch obenein so schlecht ist, daß nur im Sommer und auch dann nicht ohne Gefahr größere Schiffe sich nahen dürfen. Sie liegt an einer dürren ungesunden Sandküste, welche hier überall etwa 3 bis 6 Meilen breit, voller Sümpfe und wenig bewohnt ist. Dennoch, da sie die einzige Stadt ist, die mit Europa handelt, hatte sie vor der Revolution über 16000 Einw., welche Zahl aber jetzt auf die Hälfte gesunken seyn soll. Dicht vor ihr liegt auf einer Insel die Festung S. Juan de Ulloa, in welcher sich die Spanier bis 1825 behaupteten. Vera-Cruz liegt gerade auf der Stelle, wo Cortez 1519 zuerst landete. Nordwestlich davon liegt die ansehnliche und gesundere Stadt Xalappa mit 13000 Einw., von welcher die Jalappe-Wurzel ihren Namen hat. Nördlich von Vera Cruz liegt der jetzt rasch aufblühende Handelsort Tampico, mit etwa 3000 Einw. und einer ziemlich guten Rhede.

Andre bedeutende Orte im Innern sind:

Puebla, gewöhnlich mit dem Zusatz de los Angelos (der Engel), auf der Straße von Mexiko nach Vera Cruz, Hauptort des gleichnamigen Staates, eine gut gebaute reiche Stadt mit 70000 Einw., welche außer dem Handel sich viel mit Gewerben abgeben. Die alte Stadt Tlaskala, zur Zeit der Eroberung eine

eine Art Republik, welche sich zuerst den Spaniern befreundete, ist so sehr von ihrer ehemaligen Größe (100,000 Einw.) herabgekommen, daß sie kaum noch 3000 Einw. zählt, welche aber das Vorrecht haben, ihre eigenen indianischen Magistratspersonen zu wählen. — Oaxaca, unter 18°, in einem reizenden Klima, ist der Hauptort für den Cochenille-Handel und hat über 40000 Einw. — Valladolid, Hauptort des Staates Mechoakan, 19° 42' auf dem westlichen Abhange des Plateau's, mit etwa 18000 Einw. und einer schönen Wasserleitung. — Guadalaxara, 21°, in dem Staate Xalisco, mit etwa 60000 Einw., am Rio grande; in der Gegend befinden sich viele Silbergruben. — Guanaxuato, 21°, im Staate gleiches Namens, die reichste Bergwerksstadt in Mexiko, in deren Nähe sich sehr wichtige Silbergruben befinden; auch wird etwas Gold, Blei und Kupfer gewonnen; die Stadt hat über 40, nach Andern, wenn man die Bergleute mitrechnet, über 70000 Einw. — Queretaro, 20° 36', Hauptort des gleichnamigen Staates, in einem reichen Thale auf der Hochebene; sie hat über 40000 Einw., bedeutende Leder- und Baumwollenfabriken und wichtige Bergwerke in der Nähe. — San Luis Potosi, 22°, im Staate gleiches Namens, am östlichen Abhange des Plateau's in einer so reichen Bergwerksgegend, daß man dem Orte den Zunamen Potosi, von der gleichnamigen Stadt in Peru, gab; doch sind die Gruben schon sehr erschöpft und liefern jetzt viel weniger, als die von Guanaxuato. Die Stadt soll an 60000 Einw. haben. — Zacatecas, 23°, Hauptstadt eines Staats, welcher zwar wegen der großen Höhe des Bodens und des Mangels an Bewässerung zu den unfruchtbarsten gehört, dagegen aber die reichsten Silbergruben vielleicht von ganz Amerika enthält. Die Stadt selbst hat über 20000 Einw. In dem nördlichsten Theile der großen Bergebene liegen: Durango, 24° 25', Hauptort eines Staats, sie liegt über 6000 F. hoch und hat an 22000 Einw. Eine Plage des Orts sind die unbeschreiblich zahlreichen und sehr giftigen Skorpione. Chihuahua, 28° 50', Hauptstadt eines Staats, liegt in einem reichen Bergwerksreviere und hat über 11000 Einw. In dem Staate Chiapa (tschiapa), welcher früher zu Guatemala gehörte und sich erst 1825 der mexikanischen Union angeschlossen hat, entdeckte man 1787, unweit dem Indianerdorfe Palemque, mitten in Wäldern, die sehr bedeutenden Ueberbleibsel einer Stadt, welche mehr als 3 Meilen im Umfang gehabt zu haben scheint. Noch stehen weitläuftige Mauern von Tempeln, Pallästen, Ruinen von Thürmen, Grabmählern, Brücken, Wasserleitungen, und was das merkwürdigste ist, die Wände sind zum Theil mit halb erhabenen Arbeiten, Abbildungen von Menschen einer ganz andern Rasse als die jetzigen Indianer, und mit wahren Hieroglyphen bedeckt, welche oft eine überraschende Aehnlichkeit mit ägyptischen Kunst-

werken zeigen. Alles scheint zu beweisen, daß diese Trümmer einem schon lange vor der Ankunft der Spanier untergegangenen Volke angehören. Der südöstlichste Staat endlich ist die Halb-Insel Yukatan, von mächtigen Wäldern bedeckt und dennoch sehr trocken und gesund. Fast nur die westliche Küste, an der Campeche-Bai ist angebaut. Der Hauptort Merida, einige Meilen vom Meere, zählt etwa 12000 Einw. Die Ostküste von dem Vorgebirge Catoche (—tsche) bis an die Gränze von Guatemala ist fast ganz mit Wäldern bedeckt, in welchen sich der Mahagony- und der Campeche-Baum finden. Wegen dieser kostbaren Hölzer und des trefflichen Schiffbauholzes haben die Engländer schon seit dem 17ten Jahrhundert den südlichen Theil der Ostküste, den Holzdistrict, oder den District von Balize, in Besitz genommen, in welchem etwa 4000 M., meist Neger, mit dem Fällen und Verschiffen des Holzes beschäftigt sind. Die kleine Stadt Balize hat einen guten Hafen und etwa 2000 Einw.

Zwischen dem 30° und 42° N. B., oder zwischen den Staaten von Mexiko und den amerikanischen Freistaaten dehnt sich ein noch fast ganz unbekanntes Gebiet von nahe an 30000 □ M. aus, welches mit dem Namen Neu-Mexiko bezeichnet, als ein Theil der Republik Mexiko betrachtet, in der That aber nur von vielen Tausenden freier Indianer, Indianos bravos, bewohnt wird, welche sich als erbitterte Feinde der Weißen und sehr gefährliche Nachbarn der angränzenden Staaten erwiesen haben. Der westlichste, am Austral-Ocean liegende Theil dieser Gegenden, wird auch wohl Neu-Californien genannt. Das eigentliche Californien aber, welches zu den Gebieten von Mexiko gerechnet wird, besteht aus der großen Halbinsel dieses Namens, welche sich von 22° 30′ bis etwa 32° N. B. erstreckt. Diese Halbinsel oder Alt-Californien wurde zwar schon 1534 von Cortez entdeckt, aber bis 1697 gänzlich vernachlässigt. In der That ist es auch eins der traurigsten Länder der Erde; die Küste ist sandig, die Gebirge, die es durchziehen, ohne Vegetation; nirgend ein Fluß. Die prächtige, oft 40 F. hohe Fackeldistel ist das vorherrschende Gewächs. Seit 1697 haben die Jesuiten Missionen angelegt, welche nach ihrer Vertreibung von Dominikanern und Franziskanern fortgesetzt und in welchen vielleicht in beiden Californien zusammen an 12000 Indianer zum Christenthum und zum Ackerbau gebracht worden sind. Die Californier sind aber die faulsten, schmutzigsten und stupidesten Indianer, die wir kennen, und sie werden daher auch mit ziemlicher Härte wie Leibeigene behandelt. Der freien Indianer mag es etwa noch einmal so viel geben. Unendlich besser und fruchtbarer ist Neu-Californien oder der nördliche Küstenstrich, vom 32° bis zum 42°, wo die Missionen auch etwas bessern Fortgang gehabt haben. Andre ansässige Bewohner, als die Missionare und ihre Indianer, haben sich bis jetzt noch nicht im

Lande niedergelassen, und es ist schwer zu begreifen, wie ein solches Land als eigner Staat bestehen solle. — Endlich gehört noch zu Mexiko die Gruppe der Revilla Gigedo-Inseln im Austral-Ocean, 18° — 20° N. B. Sie bestehen aus 3 Eilanden, welche fast nur nackte Felsen und nur wegen des Robbenschlags wichtig sind.

V. Guatemala, oder die vereinigten Staaten von Central-Amerika.

Der jetzige Staat Guatemala umfaßt den größten Theil des langen Isthmus, welcher Nord- und Süd-Amerika verbindet; doch haben die östlichen Provinzen Veragua und Panamà, welche den eigentlichen schmalen Isthmus bilden, sich an Columbia angeschlossen, so daß das Gebiet von Guatemala von dem 8° 5′ bis zum 16° 7′ N. B. und vom 65° 6′ bis 77° W. L. reicht. Guatemala gränzt im N. und W. an Mexiko und das Meer der Antillen, welches hier die beiden großen Busen von Honduras und Guatemala bildet; im S. an den Austral-Ocean, im O. an Columbia, und umfaßt etwas über 11000 □ M. Diese Gegenden wurden schon 1502 von Columbus entdeckt. Auch hier herrschte eine der mexikanischen ähnliche Civilisation. Nach der Eroberung Mexiko's sandte Cortez ein kleines Heer von Spaniern und Mexikanern 1523 hierher, welches das Land bis 1548 mit geringem Widerstande in Besitz nahm; nur die tapfern Indianer von Honduras, die Moskos und die Poyais, behielten ihre Freiheit und haben sie bis auf den heutigen Tag behauptet. Das Ganze bildete eine eigne Administration unter einem General-Capitain, und löste sich erst 1821 ohne Blutvergießen vom Mutterlande und nahm den Namen Vereinigte Staaten von Mittel- oder Central-Amerika an. Das Innere des Landes bildet eine Hochebene von 3—4000 F. Höhe, die Fortsetzung der Andes, die bei Panamà kaum 800 F. hoch, hier sich immer mehr erheben, ihren höchsten Rücken an der Westküste entlang ziehen, wohl aber nirgend Gipfel von mehr als 10000 F. bilden; nach O. senden sie niedrige Landrücken. Die Küsten sind mehr ausgezackt und bilden viel bessere Häfen als in Mexiko. Guatemala hat viele Vulkane, vorzüglich in der Gegend des Nikaragua-Sees, und leidet sehr an Erdbeben. Die Hochebene ist sehr fruchtbar und auch die Küsten sind es bei weitem mehr als in Mexiko. Das Land ist sehr gut bewässert und unzählige Flüsse, wenn auch von kurzem Laufe, fallen beiden Meeren zu. Der größte Landsee ist der von Nikaragua, 160 □ M. groß, von herrlichen, 5—10000 F. hohen Bergen umgeben; in dem See selbst erhebt sich der Vulkan Mom-

29*

bacho (— tscho); er steht im N. W. mit dem See von Leon, 10 □ M. groß, in Verbindung und ergießt seine Gewässer in die Guatemala-Bai durch den bedeutenden Fluß St. Juan. Westlich ist der See nur durch einen aber zum Theil bergigen Landstrich von 5 M. Breite vom Austral-Ocean getrennt, und hier könnte mit Hülfe des kleinen nach W. fließenden Flusses Tosta vielleicht am besten die unendlich wichtige Verbindung beider Oceane bewerkstelligt werden. — Das Klima auf der Hochebene ist gemäßigt und angenehm, und selbst an den Küsten, obgleich sehr heiß, doch nicht so ungesund wie die mexikanischen Küsten. Man kennt hier nur 2 Jahrszeiten, die Regenzeit, vorzüglich im October, von Stürmen, Ungewittern und Erdbeben begleitet, und die trockne, vom November bis Mai. Die Nächte sind von unbeschreiblicher Schönheit. — Die Producte sind ganz die nemlichen, wie die von Mexiko, überhaupt die der Tropenländer. Auf der Hochebene findet Ackerbau, auf den Abhängen und an den Küsten Plantagenbau Statt; vorzüglich wird Indigo, Kakao, Baumwolle, Zucker und Tabak gebaut, und der hiesige Indigo gilt für den besten in Amerika. Auch die Viehzucht ist bedeutend, und die Wälder liefern auch hier viel Campecheholz und den Mahagonybaum, welcher oft 100 F. hoch wird, aber sich immer nur vereinzelt oder doch in geringer Zahl vereinigt in den Wäldern findet; er wächst schnell. Gold und Silber findet sich zwar, doch nicht in so großer Menge wie in Mexiko.

Die Einwohnerzahl mag an 2,000,000 betragen, worunter etwa 400,000 Weiße, 800,000 Farbige und das Uebrige Indianer; Neger sind kaum 10000 vorhanden. Die Indianer dieser Gegend zeichnen sich durch Sanftheit, manche Fertigkeiten und Gutmüthigkeit aus. Ihr Verhältniß war vor der Revolution wie in Mexiko, und es scheint nicht, als ob die neue Verfassung sie den Uebrigen völlig gleich gestellt habe. Nach den neuesten Nachrichten ist dieser Staat in 5 Provinzen getheilt. Die Verfassung gleicht der von Mexiko, auch hier wird das Ganze durch einen Senat von 10 Mitgliedern, einer Kammer der Repräsentanten von 40 Mitgliedern und einem auf 4 Jahre gewählten Präsidenten regiert. Die Sklaverei ist völlig aufgehoben. Auch hier ist die katholische Religion die allein geduldete; nur die etwa 300,000 freien Indianer in Honduras sind noch Heiden. Der Handel war bisher ziemlich unbedeutend, da alle Producte des Landes über Mexiko zur Ausfuhr gebracht werden mußten und es gänzlich an guten Landstraßen fehlte.

Guatemala besteht jetzt aus der Hauptstadt und 5 vereinigten Provinzen oder Staaten, deren Verfassung noch nicht hinlänglich bekannt, im Ganzen aber ebenfalls nach dem Muster der nordamerikanischen gebildet ist. Die wichtigsten Städte sind: Guatemala la nuova (die neue), 14° 40′, die Hauptstadt des

Staats, 3 M. vom Austral=Ocean, in einem schönen Thale am Flusse Vacas. Sie ist erst 1774 erbaut, aber regelmäßig und schön. Der große Marktplatz in der Mitte ist mit einem Springbrunnen verziert und von schönen Gebäuden umgeben. Die Straßen sind alle regelmäßig und breit, aber die Häuser nicht hoch, weil die Stadt häufigen Erdbeben ausgesetzt ist, noch 1830 erlitt sie bedeutenden Schaden. Sie hat eine Universität, die aber freilich nicht viel bedeutet. Die Einwohner, über 50000, treiben mancherlei Künste und Gewerbe, vorzüglich verfertigen sie treffliche Fayence. Obgleich kein Hafen vorhanden und der Fluß nicht schiffbar, so hat Guatemala doch sehr bedeutenden Handel mit Mexiko und Vera Cruz. — Das alte Guatemala (la vieja) liegt 5 M. weiter nach dem Innern; sie war einst eine schöne volkreiche Stadt, litt aber Jahrhunderte lang durch Ueberschwemmungen und Erdbeben, bis endlich das Erdbeben von 1773, welches 5 Monate anhielt und den größten Theil der Stadt vernichtete, die Einwohner bestimmte, den Ort zu verlassen. Jetzt wohnen in den Trümmern etwa 8000 Indianer und andre Farbige. — Leon, unweit des nach ihr benannten Sees, mit 32000 Einw. und einer sogenannten Universität. Am westlichen Ufer des Nikaragua=Sees liegt Granada mit 10000 Einw. — Realejo (—cho), mit 3000 Einw., liegt an einer Bucht des Austral=Oceans, welche den schönsten Hafen dieser Gegend bildet. — San Salvador, die Hauptstadt des gleichnamigen Staates, zählt an 25000 Einw. — Cartago, Hauptort der Provinz Costa=Rica, 17 M. vom Austral=Ocean, hat über 8000 Einw.

Die Nordküste, welche einen mächtigen Vorsprung, die Provinz Honduras, bildet, ist größtentheils in den Händen der Indianos bravos oder unabhängigen Indianer. Ihr Gebiet bildet ein Dreieck von Cap Honduras, über C. Gracias a Dios bis zur Mündung des Blewfield oder Nueva Segovia. Das Ganze ist ein großer Wald von schönen Flüssen durchschnitten, der Boden äußerst fruchtbar und das Klima mild und gesund. Die edelsten Holzarten, Campeche=, Mahagony=, Cedern=, Eisenholz u. a., finden sich im Ueberfluß. Die Ostküste ist flach und mit Inseln besäet, und diese, Mosquitos genannt (nicht aber die Insekten dieses Namens, welche gerade hier selten sind), haben diesem Lande den Namen Moskiten=Küste gegeben. Die Schildkrötenfischerei bei diesen Inseln ist sehr bedeutend. Die Bewohner sind Indianer von den Stämmen der Moskes, Poyais und Taukas, wozu noch die Sambos kommen, Mischlinge von Negern und Indianern. Sie stehen auf einer viel höhern Stufe der Cultur als alle übrige Indianer, haben Ackerbau und Viehzucht und waren immer höchst gefährliche Nachbarn der Spanier; mit den Engländern hingegen vertragen sie sich sehr gut.

VI. West-Indien.

Unter diesem Namen versteht man die zwischen Florida und den Mündungen des Orinoko im atlantischen Ocean liegenden Inseln. Sie erhielten diesen Namen, weil Columbus bei seiner ersten Reise nur einen nähern Weg nach Ostindien suchte, und in diesen Inseln, welche er zuerst entdeckte, anfänglich nur die äußersten Gegenden jenes gesuchten Landes gefunden zu haben glaubte. Die Aehnlichkeit des Klima's und der Producte rechtfertigt übrigens die Benennung. Die westindischen Inseln erstrecken sich vom 67° bis zum 42° W. L. und vom 10° bis 27° N. B.; sie liegen also mit geringer Ausnahme ganz innerhalb der Wendekreise, und trennen den mexikanischen Meerbusen vom atlantischen Meere. Im engern Sinne jedoch nennt man nur das den mexikanischen Meerbusen, was westlich von Florida, Cuba und Yukatan liegt; den Theil des Meeres hingegen, welcher südlich von den Inseln, zwischen ihnen und dem festen Lande von Südamerika liegt, nennt man das Meer der Antillen oder das karaïbische Meer. Diese Inseln, mit Ausnahme von Tabago und Trinidad, welche dem festen Lande von Südamerika nahe liegen und ganz dessen Charakter haben, sind alle gebirgig, zum Theil vulkanisch, obgleich nur wenige ihrer Vulkane noch in Thätigkeit sind. Sie waren zur Zeit der Entdeckung alle mit den schönsten Wäldern bewachsen, welche man jetzt nur noch auf den größeren findet, und diese sind daher auch bei weitem die fruchtbarsten und wasserreichsten; die kleineren hingegen, deren Wälder man unbesonnener Weise ausgerottet hat, leiden an Dürre und besitzen zum Theil weder Quellen noch Bäche, auch ist ihr Boden nur noch wenig ergiebig. Die größeren Inseln haben bedeutende Gebirgszüge, doch übersteigt wohl kein Gipfel die Höhe von 8000 F.; einige dieser Inseln, vorzüglich die Lukayischen, scheinen, wie viele im Austral-Ocean, aus Korallenfelsen zu bestehen. Auffallend ist die außerordentliche Klarheit und Durchsichtigkeit des Meeres in der Nähe dieser Inseln, wo man bei 10 — 12 F. Wassertiefe deutlich jede Pflanze und jedes Thier auf dem Grunde unterscheidet, und das Schiff, worauf man sich befindet, in der Luft zu schweben scheint. — Das Klima Westindiens ist fast auf allen Inseln gleich, nur die verschiedene Höhe über der Meeresfläche bewirkt eine bedeutende Verschiedenheit der Temperatur; im Allgemeinen wechselt diese letztere auch im Laufe des Jahrs nur wenig. Im Ganzen genommen ist freilich die Hitze bedeutend, doch nirgend so sengend und unerträglich, wie in manchen Gegenden Afrika's; der beinahe 9 Monate herrschende Ostwind, welcher sich um 8 — 9 Uhr erhebt und bis gegen Abend anhält, gewährt eine angenehme Erfrischung, und

auf den größern und gebirgigen Inseln weht auch des Nachts ein kühler Wind von den Bergen nach dem Meere; die kleineren Inseln haben diesen Landwind nicht. Die Morgen und Abende sind entzückend schön, aber keine Dämmerung trennt hier den Tag von der Nacht. Die Nächte sind wegen des außerordentlichen Glanzes der Gestirne bezaubernd, aber für den Fremdling, wegen des starken Thaues, gefährlich. Man kennt hier nur 2 Jahrszeiten, die trockene und die nasse; jene wird der Sommer, diese der Winter genannt, obgleich eben kein Unterschied der Temperatur Statt findet, ja beim Eintritt der Regenzeit die Hitze gerade am drückendsten ist. Genau genommen giebt es zwei Regenzeiten, so oft nemlich die Sonne im Zenith der Inseln steht, welches zweimal, im April und im August, geschieht, daher sowohl im Mai als im September häufige Regen fallen, jedoch unendlich häufiger und stärker im September und October, als im Mai. Im Ganzen fällt hier beinahe viermal mehr Wasser als in unsern Gegenden. Die erste Regenzeit hat nur wenig anhaltende Regenschauer, worauf heitere und trockene Monate folgen. Ende Septembers aber beginnen die gewaltigen, oft mehrere Tage anhaltenden Regengüsse. Dann hört der Ostwind auf, West- und Südwinde treten an seine Stelle, und nicht selten erheben sich jene furchtbaren Orkane, hier auch Tornados, Wirbelwinde, genannt, welche mit einer in Europa ganz unbekannten Heftigkeit schnell hinter einander aus allen Weltgegenden wüthen, so daß sie nicht allein die ältesten Bäume entwurzeln, sondern schon mehr als ein Mal ganze Städte fast spurlos vertilgt und bedeutende Schiffe aus dem Meere aufs Land geworfen haben. Zuweilen wird das Unglück noch durch eben dann am häufigsten eintretende Erdbeben vermehrt. In dieser Regenzeit ist die Feuchtigkeit der Atmosphäre so groß, daß alles geschlachtete Fleisch, alle Vorräthe von Speisen schnell in Fäulniß übergehen, alle Metalle rosten und selbst die besten Uhren davon angegriffen werden. Dies ist auch die für den aus Europa kommenden Fremdling gefährlichste Jahrszeit; Neger und Eingeborne überstehen sie leichter. Ueberhaupt aber ist das Klima nicht eigentlich ungesund; leichte Hautübel befallen allerdings den Neuangekommenen, hat er aber diese überstanden, hütet er sich im Anfang vor allzu großer Erhitzung und Erkältung, vor dem Genuß hitziger Getränke und Unmäßigkeit jeder Art, so ist es gar nicht selten, daß auch Europäer hier sich bald an das Klima gewöhnen und ein hohes Alter erreichen. Am meisten leiden die eben angekommenen von den hier so häufigen Moskiten und von den Tschiken (Pulex penetrans), einem kleinen flohartigen Insekte, welches in die Hände und Füße, vorzüglich gern unter die Nägel eindringt und daselbst seine Eier legt; werden diese nicht bald herausgeschnitten, so entstehen sehr schmerzhafte, zuweilen sogar gefährliche Geschwüre. — Westindien ist

außerordentlich reich an den mannigfaltigsten, theils einheimischen, theils dahin verpflanzten Producten; zu diesen letztern gehören alle unsere zahmen Thiere, wovon keins vor der Entdeckung vorhanden war, und viele unserer eßbaren oder sonst nützlichen Gewächse. Einheimisch sind verschiedene Affenarten, worunter besonders die heulenden durch ihr Geschrei widrig sind; mehrere Arten Armadille und Beutelthiere, Fischottern und Faulthiere; unter den Fledermäusen vorzüglich eine große Art (Molossus spectrum), welche bei Nacht den Thieren das Blut aussaugt; viel schön gefiederte Vögel, der scharlachrothe Flamingo, viele Papageien, Tauben, der niedliche Colibri und die Spottdrossel, ein Vogel, welcher den Gesang andrer Vögel täuschend nachahmt. In den Gewässern leben der Kaiman oder Alligator, das amerikanische Krokodil, viele Schildkröten, worunter auch die vorzüglich eßbare Riesenschildkröte, welche häufig nach Europa versendet wird; viele Arten Fische, welche sich durch schöne Farben und Glanz ihrer Schuppen auszeichnen; auf dem Lande viele Arten unschädlicher Eidechsen, worunter auch die 5 — 6 F. lange, häßliche, aber doch eßbare Iguana oder Leguan, welche, wie das Chamäleon, die Farbe der Haut oft wechselt. Mehrere Arten Schlangen, doch nicht besonders giftige; viele Käfer, worunter mehrere leuchtende; viele große Spinnen, Skorpione, unzählige Landkrabben, welche in Erdlöchern hausen, aber im April und Mai dem Meeresufer zuwandern, wo sie ihre Eier legen und dann in ihre Löcher zurückkehren; sie werden gesucht und gegessen. Zu den Landplagen hingegen gehören die Moskiten, die Kakerlaken, welche alles Eßbare verunreinigen; viele Arten Ameisen, welche Plantagen und Häuser verwüsten, und die erst aus Europa dahin gebrachten, aber hier äußerst zahlreichen und lästigen Ratten. Zu den einheimischen Gewächsen gehören: viele schöne Waldbäume, der Brasilien-, Campeche-, Mahagony- und Eisenholzbaum; viele Palmenarten, worunter auch die Kokospalme, der Manglebaum, dessen herabhängende Zweige Wurzel schlagen; die Agave americana, ein großes stachliges, der Aloë ähnliches Gewächs, welches man zu Hecken pflanzt. An genießbaren einheimischen Pflanzen sind vorhanden: die süßen Bataten, die Ananas, der Pisang, mehrere Feigenarten, die Yamswurzel, der Maniok oder die Cassavawurzel, der Mais. Alle europäische Südfrüchte gedeihen hier vortrefflich. Als Handelspflanzen werden vorzüglich angebaut; Ingwer, Tabak, Kaffee, Baumwolle, Indigo, Kakao, Myrtus pimenta, welcher das sogenannte englische Gewürz liefert, und der Zucker der Hauptgegenstand des Anbaues und Handels. Die Wichtigkeit dieses letztern fordert, daß wir einen Augenblick dabei verweilen. Unser Zucker wird aus dem Safte einer unserm Schilfrohr sehr ähnlichen Pflanze, dem Zuckerrohr, gewonnen. Man legt Schnittlinge dieses Rohrs, von etwa 14

Zoll Länge, in Löcher, welche man reihenweise in einem wohl zubereiteten und von allem Unkraut gereinigten Boden gemacht hat. Nach 8 bis 14 Tagen zeigen sich die jungen Triebe, brauchen aber 14 — 18 Monate, um zur vollkommnen Reife zu gelangen, wo sie dann gewöhnlich eine Höhe von 12, zuweilen von 20 Fuß erreichen. Sie treiben wie unser Schilfrohr einen Blüthenbüschel an ihrer Spitze, dieser wird zuerst abgeschnitten und dient allen Hausthieren zum Futter, das Rohr selbst wird dann wo möglich mit einem Schnitte abgeschnitten, von den Blättern gereinigt und bündelweise zur Mühle gebracht. Diese, vom Wasser, sonst häufiger von Pferden oder Ochsen, jetzt oft durch Dampfmaschinen in Bewegung gesetzt, besteht aus drei starken eisernen, senkrecht stehenden Walzen, zwischen welchen das Rohr zweimal ausgepreßt wird. Das ausgepreßte Rohr ist fast das einzige Feuerungsmaterial bei der Siedung des Zuckers. Der Saft wird unterhalb der Walzen aufgefangen und sogleich in große Kessel zum ersten Sieden und Abschäumen gebracht, wobei man etwas gestoßenen Kalk zusetzt, um die Flüssigkeit besser zu läutern. Nachdem sie in andern Gefäßen noch 2 — 3 Mal gesotten und gereinigt worden, kommt sie in Fässer mit durchlöcherten Boden, worin ein Theil der Flüssigkeit krystallisirt und die Muscovade oder den Rohzucker giebt, der flüssigere, schlechtere, Melasse, abläuft, woraus durch Destillation der Rum gewonnen wird, welcher im ersten Jahre der Gesundheit nachtheilig seyn soll. Eine wohl angelegte Zuckerplantage braucht erst nach 20 Jahren wieder neu gepflanzt zu werden, allein der Ertrag ist doch nicht so bedeutend, als man glauben sollte; theils ist das Zuckerrohr zahlreichen Feinden, wozu vorzüglich Ratten und Ameisen gehören, ausgesetzt; theils fordert der Anbau viele Sklaven und die Arbeit in der Ernte und in der Mühle ist höchst anstrengend und selbst lebensgefährlich; theils endlich fordert eine solche Anlage große Gebäude und Maschinen, und ist, da das Zuckerrohr leicht Feuer fängt, häufigen Gefahren ausgesetzt. Seit den letzten 30 Jahren hat man angefangen, statt des bisher gewöhnlichen Zuckerrohrs das viel saftreichere und ergiebigere von Tahiti anzupflanzen.

Der Metallreichthum Westindiens ist nur unbedeutend. Nur auf den größeren Inseln findet man noch etwas Gold in den Flüssen. Silber, Quecksilber, Kupfer, Zinn, Blei und Eisen sind zwar vorhanden, doch nicht in solcher Menge, um einen bedeutenden Bergbau zu begründen. Salz wird viel, theils aus dem Meere, theils aus Salzseen gewonnen.

Einwohner.

Die Zahl derselben auf allen Inseln mag nahe an 3 Millionen betragen, welches die stärkste Bevölkerung ist, welche Ame-

rika auf irgend einem Punkte aufzuweisen hat; vorzüglich ist sie auf den kleineren Inseln zusammengedrängt, wo die Volksdichtigkeit der der volkreichsten Gegenden Europa's gleichkommt. Von den Ureinwohnern dieser Inseln ist fast keine Spur mehr vorhanden. Zur Zeit der Entdeckung waren die größeren und die nördlichen Inseln von einem gutmüthigen friedlichen Indianervolke bewohnt, welches unter seinen Kaziken schon einige Anfänge der Civilisation zeigte. Der unbegreifliche Fanatismus und die Habsucht der Spanier wütheten aber unter diesen Unglücklichen, theils durch absichtliche Vertilgung, theils durch die schweren Arbeiten des Bergbaues und des Landbaues so furchtbar, daß z. B. von den 1½ Mill. Einw., welche Haiti bei der Entdeckung haben mochte, nach 15 Jahren nur noch 60000 vorhanden waren. Dieser ganze Volksstamm ist jetzt schon längst von der Erde verschwunden. Kriegerischer und roher waren die Urbewohner der südlichen und östlichen Inseln, vermuthlich von den Küsten Südamerika's eingewandert, welche die Spanier nach blutigen Kämpfen weder zu unterjochen noch auszurotten vermochten. Sie wurden Karaïben, auch wohl Kannibalen genannt und waren Anthropophagen. Die zunehmende Menge der Europäer hat sie indeß immer mehr zurückgedrängt, so daß vor kurzem nur noch einige wenige auf der Insel St. Vincent lebten. Man theilt sie in rothe und schwarze. Die rothen waren die ursprünglichen, die schwarzen später aus einer Verbindung der Karaïben mit Negern entstanden. — Die jetzigen Bewohner Westindiens bestehen aus Weißen und Farbigen. Die Weißen sind theils geborne Europäer, vorzüglich Engländer, Spanier und Franzosen, theils Eingeborne Westindiens oder Kreolen; beide sind hier das herrschende Volk, obgleich ihre Zahl zusammen keine halbe Million beträgt. Die zahlreichste Klasse von Einwohnern machen die Neger aus, theils in Afrika geboren, theils auf den Inseln erzeugt, und dann auch wohl Kreolen-Neger genannt. Der größte Theil von ihnen, über 1 Million, schmachtet noch in Sklaverei und dient dazu, die Plantagen ihrer Gebieter zu bauen oder häusliche Dienste zu verrichten. Seit 1517, wo man anfing, Sklaven aus Afrika kommen zu lassen, um die immer mehr abnehmende Zahl der Indianer zu ersetzen, rechnet man, daß über 40 Millionen dieser Unglücklichen ihrem Vaterlande sind entrissen worden. Ihr Schicksal, verschieden nach dem Charakter und den Launen ihrer Gebieter, war im Ganzen am erträglichsten bei den Spaniern und Franzosen, härter bei den Engländern und Niederländern, aber unter allen Umständen höchst traurig, und was auch einzelne eigennützige oder verblendete Vertheidiger des Sklavenhandels sagen mögen, im geringsten nicht mit dem Loose auch des ärmsten Tagelöhners in Europa zu vergleichen, der doch frei ist, in christlicher Ehe leben kann, von niemandem mit Gewalt zur Arbeit ge-

trieben wird und die Früchte seines Fleißes selbst genießt. Der Sklave hier kann kein gültiges Zeugniß vor Gericht ablegen, ist den grausamsten Strafen und Mißhandlungen ausgesetzt, und selbst die Ermordung eines Sklaven wurde früher wenigstens kaum als ein Verbrechen betrachtet. Die Kinder der Sklavin, wer auch der Vater seyn möge, erben den Stand der Mutter. Wenig oder nichts ist bis jetzt geschehen, um wenigstens den Sklavenkindern eine menschliche Erziehung zu geben; in den englischen Besitzungen sieht man sogar die Bemühungen der mährischen Brüder und andrer Missionare höchst ungern, welche die Neger zu bekehren suchen; in den französischen und spanischen Colonieen dagegen wurden wenigstens alle Kinder getauft und die Sklaven einigermaßen mit dem Christenthum bekannt gemacht. In neuerer Zeit, besonders seitdem die Einfuhr neuer Sklaven verboten, hat sich manches zu ihren Gunsten gebessert; menschlichere Gesetze strafen bei den Engländern die Tödtung eines Sklaven eben so wie die eines Freien, schränken die willkührlichen Leibesstrafen ein und begünstigen die Ehen unter den Schwarzen, die bis jetzt so selten oder so wenig fruchtbar waren, daß man die Zahl der sterbenden Neger immer durch neue Zufuhr aus Afrika ersetzen mußte. Die Zahl der Sklaven verhält sich in einigen, vorzüglich in den englischen Besitzungen zu den Weißen fast wie 10 zu 1; es giebt Plantagen-Besitzer, welche 5 bis 600 Sklaven haben. In allen Colonieen giebt es auch eine Anzahl freier Neger, welche die Freiheit entweder geschenkt erhalten oder von ihren kleinen Ersparnissen erkauft haben und von Handwerken und kleinem Handel leben, auch ihre Zahl beträgt jetzt über eine Million. Ihren Herren entlaufene Sklaven, welche dann in Gebirgen und Wäldern ihre Zuflucht nehmen, werden Maronen-Neger genannt, und waren schon oft, vorzüglich auf Jamaika, höchst gefährliche Feinde ihrer ehemaligen Herren. Endlich lebt jetzt auf Haiti eine ganz freie farbige Bevölkerung, welche das Joch der Europäer abgeworfen und einen regelmäßigen Staat gebildet hat. Die übrigen Farbigen, hier wie überall Mulatten, Terzerons u. s. w. genannt, theils Freie, theils Sklaven, machen einen sehr bedeutenden Theil der Bevölkerung aus und könnten leicht bei ihrer Zahl, ihrem Muthe und ihrer natürlichen Verbindung mit den Negern, mit der Zeit allen europäischen Colonieen in Westindien gefährlich werden. — Die Bevölkerung Westindiens ist theils in einigen bedeutenden Seestädten zusammengedrängt, theils über die Oberfläche der Inseln zerstreut, so daß jede Plantage mit dem oft sehr zierlichen Wohnhause des Pflanzers und den umherliegenden Wirthschaftsgebäuden und Negerhütten, meist alle von Obstbäumen beschattet, einen schönen und mahlerischen Anblick gewähren. Dörfer hingegen im europäischen Sinne giebt es hier nicht.

Die gewöhnlichste Eintheilung dieser Inseln, welche auch wir annehmen, ist folgende: 1) Die Bahama- oder Lukayischen Inseln, 2) die großen Antillen, 3) die kleinen Antillen.

1) Die Bahama- oder Lukayischen Inseln. Sie bilden eine zahlreiche von N. W. nach S. O. sich erstreckende Gruppe von Inseln, welche alle durch ihre lange und schmale, oft gekrümmte Form sich auszeichnen. Sie waren der erste Theil Amerika's, welchen Columbus entdeckte, indem er den 11ten Oct. 1492 eine von ihnen, Guanahani, jetzt St. Salvador, betrat. Nachdem die Spanier sie erobert und verwüstet, gaben sie ihren Besitz auf, verhinderten aber doch die Engländer, welche zweimal versuchten sich hier niederzulassen, festen Fuß zu fassen, bis endlich, nachdem diese Inseln lange ein gefährlicher Zufluchtsort der unter dem Namen Boucaniers bekannten Seeräuber gewesen, sie 1717 von England in Besitz genommen worden sind. Die Zahl dieser Inseln beläuft sich auf 500, wovon aber viele nur unbewohnte Felsen sind; der Flächeninhalt aller beträgt an 200 □ M., wovon die größte etwa 16½ □ M. enthält. Sie weichen in ihrer physischen Beschaffenheit gänzlich von den Antillen ab, und scheinen, wie viele der niedrigen Inseln Australiens, blos aus Korallenfelsen zu bestehen, wie jene sind sie flach, erheben sich nur wenig über die Oberfläche des Meers und sind häufig von Riffen umgeben, außerhalb welcher das Meer unergründlich tief ist. Ihre Oberfläche ist nur von weniger Dammerde bedeckt, Bäche und Quellen haben sie gar nicht, daher die Einwohner theils sich der Cisternen bedienen, theils auch tiefe in den Felsen gehauene Brunnen haben, in welchen das Wasser sich gut erhält. Da sie die nördlichsten der westindischen Inseln sind, so ist ihr Klima viel gemäßigter und gesunder, als das der Antillen; dennoch haben sie fast alle westindische Producte, unter welchen die Baumwolle hier am besten gedeiht. Nächstdem wird viel Seesalz aus den Salzseen gewonnen, welche mit dem Meere in Verbindung stehen; auch Fremde, vorzüglich von den Bermuden, kommen in der heißen Jahreszeit, um an diesem Geschäfte Theil zu nehmen. Auch der Schildkrötenfang ist beträchtlich; es giebt hier drei Arten Schildkröten, welche alle drei gegessen werden, wovon aber die größte, Testudo Mydas oder die grüne, gewöhnlich versendet, die T. imbricata und die T. caretta aber vorzüglich wegen der Schalen gefangen wird. Das Fleisch dieser Thiere ist nicht allein höchst schmackhaft und nährend, sondern auch ein vortreffliches Mittel gegen den Skorbut. Die Bahama-Inseln sind größtentheils unbewohnt, und die überhaupt schwache Bevölkerung, 16 — 17000, worunter an 10000 Sklaven, ist fast zur Hälfte auf der Insel New-Providence zusammengedrängt. Diese etwa 8 □ M. große Insel, zwischen Eleuthera im O.

und Andros im W., obgleich wenig fruchtbar und nur in der Nähe der Hauptstadt angebaut, enthält an 8000 Einw., welche meistens in der Stadt Nassau, dem Sitz der Regierungsbehörden und dem wichtigsten Handelsplatze der Bahama-Inseln, wohnen.

2) Die großen Antillen; man versteht darunter die vier großen Inseln Cuba, Haiti, Portorico und Jamaika.

a. Cuba, die größte und westlichste der Antillen, erstreckt sich 160 Meilen von W. nach O. und in ihrer größten Breite 24 — 30 M. von N. nach S. Sie liegt am Eingange des mexikanischen Meerbusens zwischen Florida und Yukatan, so wie zwischen den Bahama-Inseln und Jamaika, und enthält an 2040 □ M. Columbus entdeckte sie 1492; 1508 ward sie zum ersten Mal umschifft, und schon 1511 waren die Spanier, wie noch jetzt, Herren der ganzen Insel, deren ursprüngliche Bevölkerung in wenigen Jahren verschwand und nur spärlich durch Spanier und Neger wieder ersetzt worden ist, so daß dies treffliche Land, fast so groß als England, nur 830,000 Einw., worunter 400,000 Weiße, 100,000 freie Farbige und 300,000 Sklaven zählt. Das Innere der Insel ist wenig bekannt, und besteht aus einem von W. nach O. streichenden Hauptgebirge, dessen Höhe nicht bestimmt ist und welches Zweige nach allen Seiten aussendet; es ist meist herrlich bewaldet; die Küsten sind flach und den Ueberschwemmungen ausgesetzt. Die Ufer bieten eine große Menge tiefer und trefflicher Busen und Häfen dar. Eine große Zahl wenn auch nicht schiffbarer Flüsse und Bäche strömen nach allen Richtungen ins Meer. Das Klima, wenn gleich heiß, ist milder und angenehmer als auf den übrigen Antillen; man hat wohl schon zuweilen Eis in den Gebirgswaldungen gefunden. Das Land hat einen Ueberfluß der schönsten Producte; die Schätze der Gebirge werden jetzt nicht mehr genutzt, aber große Heerden verwilderten Rindviehes und Schweine treiben sich in den Wäldern umher. Der Anbau ist gegen die Größe und Fruchtbarkeit der Insel noch sehr unbedeutend und geht vorzüglich auf Zucker, Kaffee und Tabak. Außerdem werden Baumwolle, Kakao, Indigo und die nöthigen Lebensmittel gewonnen. In den letzten 20 Jahren haben die Bevölkerung, der Anbau, der Handel und damit die Einkünfte der Krone so bedeutend zugenommen, daß diese reiche spanische Besitzung vielleicht in Kurzem dem Mutterlande den Verlust aller seiner übrigen amerikanischen Besitzungen ersetzen wird. Ihre wichtigsten Städte sind: Havana (S. Cristoval de la Havana), unter 23° 8′, am nördlichsten Punkte der Insel. Sie liegt in einer schönen Ebene, ist selbst stark befestigt und von mehreren auf Hügeln liegenden Forts, wovon zwei den Hafen schützen, umgeben. Sie wurde 1519 angelegt, aber erst 1762 befestigt. Mit den Vor-

städten zusammen hat sie über 125,000 Einw. und ist also die bevölkertste Stadt Westindiens. Ihre geraden aber schmalen Straßen sind schlecht gepflastert, die Häuser alle von Stein, aber niedrig. Unter den Kirchen zeichnet sich die Kathedrale aus, in welcher eine einfache Pyramide die Gebeine Columbus deckt, welche während des Revolutionskrieges von St. Domingo hierher geflüchtet worden sind. Der Hafen ist einer der besten in Amerika, trefflich auch gegen Feinde geschützt und mit bedeutenden Schiffswerften umgeben. Havana hat eine Universität, einen botanischen Garten und bedeutende Tabaks- und Chocoladefabriken. — St. Jago de Cuba, unter 20°, an der Südküste, die ehemalige Hauptstadt an einer geräumigen durch Kastelle geschützten Bai. Sie ist der Sitz eines Erzbischofs, und zählte in früheren Zeiten 20000 Einw., deren Zahl aber auf die Hälfte gesunken seyn soll, seitdem aller Handel sich nach Havana gezogen hat. — Die Küsten von Cuba sind von einer unzähligen Menge kleiner Inseln und Felsen umgeben, wovon die südliche Gruppe der Garten der Königin, die nördliche der des Königs genannt wird.

b. Jamaika, südlich von Cuba, der Größe nach die dritte der großen Antillen, aber die wichtigste Besitzung der Engländer in Westindien. Jamaika ward von Columbus 1494 entdeckt und blieb bis 1655 im Besitz der Spanier, denen sie von den Engländern entrissen wurde. Sie ist etwa 270 □ M. groß, sehr gebirgig, so daß die sogenannten blauen Berge an 7500 F. sich erheben, aber von mehr als 100 Flüssen und Bächen bewässert, am Küstenrande und in allen Thälern trefflich angebaut und in den Bergen mit den schönsten Waldungen bedeckt. Das Klima ist sehr heiß, nur in den Bergen mäßiger, überall sind die Nächte kühl und daher dem Europäer höchst gefährlich. Der Boden ist nur mittelmäßig fruchtbar und bedarf vieler Arbeit und Düngung. Die Producte sind die nemlichen wie auf den übrigen Inseln: Zucker, Kaffee und Piment oder englisch Gewürz sind die Hauptgegenstände des Anbaues; auch die Viehzucht ist sehr bedeutend. Man zählt über 400,000 Einw., worunter aber nur 30000 Weiße, uud an 340,000 Sklaven. Diese große Zahl und die früher wenigstens harte Behandlung derselben veranlaßte viele sich in die Gebirge zu flüchten, wo sie unter dem Namen Maronen-Neger theils ganze Dorfschaften anlegten, theils einen wüthenden Krieg gegen die Weißen führten. Nach manchem Kampf und manchem Frieden ist es erst in den neueren Zeiten gelungen, sie zu unterwerfen, und die meisten sind als freie Leute nach Sierra-Leone versetzt worden. Auch jetzt noch wird Jamaika mehr als andre Inseln von Sklavenaufständen bedroht. Die Verfassung der Insel ist wie die der meisten englischen Besitzungen in Amerika: dem Gouverneur, welcher die Stelle des Königs vertritt, steht ein Staatsrath oder Oberhaus, welches die Regierung er-

nennt, und eine Assembly oder Unterhaus von gewählten Repräsentanten zur Seite. Die Insel wird in 3 Grafschaften getheilt. Die Hauptstadt St. Jago de la Vega oder Spanisch Town (spänisch taun), unter 18°, in geringer Entfernung von der Südküste, am Flusse Cobre, ist der Sitz des Gouverneurs und aller Behörden; sie ist alt, 1520 angelegt, und finster, hat aber einige schöne Gebäude, namentlich das Gouvernementshaus, doch nur 5000 Einw. und wenig Handel. Weit wichtiger ist Kingston, östlich von der vorigen, an der nemlichen Küste und an der Bai Port royal, eine neuere, regelmäßig und schön gebaute Stadt, mit einem sehr geräumigen, aber nicht ganz sichern, durch zwei Forts geschützten Hafen, und 33000 Einwohnern. Sie ist jetzt der Hauptsitz der Handels. Früher war es Port royal, an der nemlichen Bai, in geringer Entfernung von Kingston, mit einem guten Hafen und an 15000 Einw. Sie hat sehr durch Erdbeben und Orkane gelitten.

c. Haiti, im O. von Cuba und Jamaika, die zweite an Größe unter den großen Antillen, 1350 □ M., und durch ihre neueren Schicksale die wichtigste. Diese schöne Insel ward 1492 von Columbus entdeckt; er nannte sie ursprünglich Española oder Hispaniola, Klein-Spanien, später ward sie, von der Hauptstadt, S. Domingo (Dominicus) genannt; jetzt führt sie wieder ihren alten indianischen Namen. Die Spanier, nachdem sie die ursprünglichen Bewohner, an 1 Million, gänzlich ausgerottet, blieben im ungestörten aber höchst vernachlässigten Besitz des Ganzen bis 1625 oder 1630, wo sich eine Menge meist französischer Freibeuter, Flibustiers, auch von ihrem frühern Geschäft, das Fleisch des erlegten wild gewordenen Rindviehes auf dieser Insel einzupökeln und zu räuchern, Boucaniers genannt, auf der im N. von Haiti belegenen kleinen Insel Tortuga niederließen, von hier aus einen wüthenden Seeräuberkrieg, vorzüglich gegen die Spanier führten und sich eines Theils der nördlichen Küste von Haiti bemächtigten. Seit 1697 nahmen sich die Franzosen dieser ursprünglich französischen Niederlassung an, und erhielten von Spanien die Abtretung des ganzen westlichen Theils der Insel, welcher durch ihre Betriebsamkeit bald so blühend ward, daß er 11500 Plantagen und über 500,000 Einwohner enthielt, während der östliche spanische Antheil kaum 125,000 Einw. hatte. Die unbesonnenen Decrete der französischen Republik führten während der Revolution einen blutigen Aufstand der Mulatten und Neger herbei, welcher dem größten Theile der Weißen das Leben kostete. Drei Anführer der Neger zeichneten sich vorzüglich aus: der eben so tapfere als edle Toussaint Louverture, welcher 1801 der Insel eine Verfassung zu geben suchte, Dessalines und Christophe. Napoleon als Consul sandte 1802 seinen Schwager Leclerc mit 25000 seiner besten Truppen zur Wiedereroberung

der Insel. Der größte Theil derselben ward von Krankheiten hinweggerafft, doch bewirkten Uneinigkeiten unter den Negern, daß die drei Oberhäupter sich unterwarfen. Als aber der eines bessern Schicksals würdige Toussaint unter nichtigen Vorwänden war nach Frankreich gebracht worden, wo er im Gefängniß starb, brach der Krieg wieder aus, und der schwache Rest der Franzosen war 1803 noch froh, sich an die Engländer ergeben zu können. Dessalines warf sich nun zum Kaiser auf, 1804, ward aber wegen seiner Grausamkeit 2 Jahre nachher ermordet, und es entstanden zwei Staaten auf der Westhälfte. Im N. ein Negerkönigreich unter Christophe, welcher den Namen Henri annahm, sich einen Hofstaat nach europäischer Art bildete, Gelehrte und Künstler aus Europa verschrieb und manches Löbliche versuchte, aber 1820 bei einem Aufstande seiner eignen Truppen, durch seine Unklugheit und Grausamkeit veranlaßt, sich erschoß. Im S. hatte sich unter dem Mulatten Péthion eine Republik gebildet, an welche sich nach Heinrichs Fall auch der nördliche Staat und 1821 sogar der bisher spanisch gewesene östliche Theil der Insel anschloß, so daß jetzt das Ganze einen republikanischen Staat bildet, an dessen Spitze der Nachfolger Péthions, der General Boyer, dessen Einsichten und Mäßigkeit gerühmt werden, als Präsident steht. Die Verfassung gleicht der nordamerikanischen, nur daß der Präsident auf Lebenszeit gewählt wird. Die Mulatten, als die Gebildeteren, sind im Besitz der meisten Aemter; die Neger sind Handwerker, Bauern und Soldaten. Im Ganzen scheint der Zustand der Einwohner glücklich, sie zeigen Fleiß und Betriebsamkeit, haben eine große Menge Schulen und fangen schon an mit ihren Producten Handel zu treiben. Die gewöhnliche Sprache ist die französische, auch haben sie ihr Gesetzbuch nach dem Code Napoléon eingerichtet und die Formen der französischen Justiz angenommen. Die Staatsreligion ist die katholische, aber jede andre wird geduldet. Der Staat erhält zwar nur 12000 Mann regelmäßiger Truppen, aber im Nothfall würde jeder Neger zu den Waffen greifen; die Seemacht ist unbedeutend. Die Zahl aller Einwohner mag beinahe eine Million betragen, worunter im westlichen Theile nur wenige Weiße.

Haiti ist ein schönes, von vielen bewaldeten Gebirgen bedecktes Land, welche mit herrlichen Thälern und Ebenen abwechseln, und von unzähligen Flüssen und Bächen reichlich bewässert. Das Hauptgebirge, in der Mitte der Insel, der Cibao, ist an 8000 F. hoch. Das Klima ist heiß, aber bei gehöriger Vorsicht nicht eben ungesund. Der Boden ist außerordentlich fruchtbar und die Producte die gewöhnlichen der Antillen. Die Gebirge sollen nach neueren Beobachtungen Metalle aller Art, edle und unedle enthalten, aber der bald nach der Entdeckung eifrig betriebene Bergbau ist jetzt ganz vernachlässigt. Die Haupt-

orte

orte sind: Cap Haiti, vormals Cap Henri und früher C. François, unter 19° 46′ N. B., an der Nordküste, erst Hauptstadt des französischen Antheils, dann des Negerkönigreichs, jetzt nur die zweite Stadt des Reichs. Sie liegt am Fuß eines Berges in einer reizenden Ebene und einer sehr gesunden Gegend, hat einen guten Hafen, schöne Plätze und Straßen und mehrere bedeutende Palläste und Kirchen. Der König Heinrich wollte eine Universität anlegen. Obgleich der Handel noch bedeutend, hat die Stadt doch nur 12000 Einw. In der Nähe liegt auf einem fast unzugänglichen Felsen die vom König Heinrich angelegte Festung, und dicht dabei das schöne jetzt aber geplünderte und verödete Lustschloß desselben, Sanssouci. — Die jetzige Hauptstadt des Staats, Sitz des Präsidenten und der Behörden, ist Port au Prince, unter 18° 31′ im Hintergrunde eines tiefen Meerbusens der Westküste, in einer sumpfigen ungesunden Gegend. Ihr Hafen ist schön. Sie ist im schnellen Aufblühen begriffen und zählt über 18000 Einw., worunter viele Europäer, welche sich des Handels wegen hier niederlassen. — S. Domingo, unter 18° 28′ N. B., an der Südküste, auf einer felsigen Anhöhe, an der Mündung des schiffbaren Ozama. Sie ist die älteste Stadt Amerika's und wurde 1494 von Bartolomeo Colon, dem Bruder des Entdeckers, gegründet. Sie war die Hauptstadt des spanischen Antheils und Sitz eines Erzbischofs. Die Stadt ist regelmäßig gebaut, hat einige sehr schöne Gebäude, worunter vorzüglich die Kathedrale und das Zeughaus. Der Hafen ist nur klein, aber durch Batterieen geschützt. Die Zahl der Einwohner soll nur 10000 betragen.

d. Portorico (Puerto rico), die kleinste der großen Antillen, im O. von Haiti. Sie ward 1493 entdeckt und ist stets im Besitz der Spanier geblieben. Auch sie hat sehr hohe, aber schön bewaldete Gebirge, viele Flüsse und Bäche, einen sehr fruchtbaren Boden und kein ungesundes wenn gleich heißes Klima. Der Anbau ist bisher sehr vernachlässigt und beschäftigte sich vorzugsweise mit Kaffee und Tabak, weniger mit Zucker und Baumwolle; auch die Viehzucht ist bedeutend, besonders an Rindvieh und Pferden, welche man halb wild umherlaufen läßt. Die Bevölkerung beträgt auf 182 □ M. etwa 200,000 Menschen, worunter die Mehrzahl Mulatten, und vielleicht nur 20000 Sklaven. Die Einwohner sind äußerst träge, ohne alle Bildung, und die Häuser, wenigstens auf dem Lande, im erbärmlichsten Zustande. Die Hauptstadt St. Juan, unter 18° 29′ N. B., liegt an der Nordküste, auf einem kleinen, durch eine Brücke mit der Insel verbundenen Eilande und ist sehr stark befestigt. Sie hat 10000 Einw., einigen Handel, aber weder Gewerbe noch Schulen.

3. Die kleinen Antillen. Man versteht unter diesem Namen die ganze Inselreihe, welche von Portorico in einem nach O. gekrümmten Bogen bis an das feste Land von Südamerika und an der Nordküste desselben sich ausbreitet; zuweilen theilt man sie in verschiedene Gruppen, wo denn die nördlichen die virginischen oder Jungfern-Inseln, die mittleren die karaïbischen Inseln und die an der Küste des festen Landes liegenden die Inseln unter dem Winde genannt werden, so wie die karaïbischen auch wohl die Inseln im Winde oder über dem Winde heißen, weil diese dem Ostwinde am meisten ausgesetzt sind.

Die virginischen Inseln, zusammen 40 bis 60, im O. von Portorico, gehören zum Theil den Spaniern, und diese sind größtentheils unbewohnt, theils den Engländern. Diesen gehören: Virgin-Gorda oder Spanisch-Town, mit wenig fruchtbarem Boden und etwa 8000 Einw. Tortola, gut angebaut, mit 10—12000 Einw., und mehrere, welche wegen Wassermangel unbewohnt sind. Den Dänen gehören: a) St. Croix, die südlichste der virginischen Inseln und die wichtigste dänische Besitzung in Westindien. Nachdem sich Holländer, Spanier, Engländer und Franzosen um ihren Besitz gestritten und sie doch wieder verlassen, ward sie 1733 von Frankreich an Dänemark verkauft. Sie ist ziemlich eben, aber fruchtbar und höchst trefflich angebaut. Sie mag über 32000 Einw. enthalten, worunter zwar 28000 Sklaven, aber diese werden hier im Christenthum unterrichtet und überhaupt menschlicher als in andern Colonieen behandelt. An der Nordostseite der Insel liegt Christianstadt, mit einem guten Hafen und 5000 betriebsamen Einwohnern. Sie hat ganz das nette Ansehen einer wohlhabenden europäischen Stadt. b) St. Thomas, seit 1671. Sie liegt im N. von St. Croix, ist bergig, aber waldlos und daher wenig fruchtbar, dennoch durch den Handel und mehr noch durch Schleichhandel reich geworden. Sie zählt etwa 8000 Einw., worunter 3000 Sklaven. Die gleichnamige Hauptstadt hat einen guten Hafen und etwa 3000 Einw. c) Die zwischen den beiden vorigen liegende kleine Insel St. Johann, mit etwa 5000 Einwohnern.

Von den eigentlichen keinen Antillen können wir nur, vom N. beginnend, die wichtigsten erwähnen.

St. Barthelemy, zwischen St. Martin und Barbuda, die einzige Besitzung der Schweden in diesen Gegenden. Sie ist etwa 2½ □ M. groß, nicht sonderlich fruchtbar, so daß nur Baumwolle und etwas Zucker erzeugt wird und hat etwa 1600 Einw., wovon die meisten im Hauptorte Gustavia, mit dem Hafen Carenage, wohnen.

St. Christoph oder Kitts, unter 17° 21′ N. B., gehört seit 1623 den Engländern und ist deren älteste Besitzung in Westindien. Sie ist etwa 3 □ M. groß, sehr bergig, aber gut angebaut und vorzüglich reich an Zucker. Von den 30000 Einw. sind 20000 Sklaven. Der Hauptort ist Basseterre, mit 6000 Einw.

Antigua, oder Antigoa, unter 17° N. B., 5 □ M. groß. Sie ist von den Engländern seit 1674 angebaut und vorzüglich reich an Zucker. Mangel an Trinkwasser und häufige Dürre vermindern den Werth der sonst trefflich angebauten Insel. Sie zählt an 36000 Einw., worunter etwa 2000 Weiße und eben so viel freie Farbige. Die Hauptstadt St. Johns-Town hat einen guten, wohl vertheidigten Hafen, ist regelmäßig gebaut und zählt an 16000 Einw.

Guadeloupe, eine der größten der kleinen Antillen, an 36 □ M. groß, zwischen dem 16° bis 17°, ward 1493 entdeckt, aber vernachlässigt, bis 1635 die Franzosen sich hier niederließen, denen die Ureinwohner nach und nach weichen mußten. Sie ist die größte und wichtigste französische Besitzung in Westindien. Ein schmaler, oft kaum 90 F. breiter Seearm trennt die Insel in zwei Theile, wovon der weniger fruchtbare, aber größere nordöstliche Grande terre heißt, der kleinere das eigentliche Guadeloupe ausmacht. Dies letztere bietet eine reizende Abwechselung von Bergen, Thälern und Ebenen dar; der höchste Punkt der Insel im S. ist die Souffrière, ein ruhender Vulkan, welcher zwar Rauch von sich giebt, aber noch keine Eruption gehabt hat; viele Quellen und Bäche erfrischen das Land. Grande terre ist weniger angenehm, ohne Bäche und in vielen Gegenden sumpfig und ungesund. Zucker und Kaffee sind Haupterzeugnisse. Die Zahl der Einwohner beträgt hier 119,000, worunter etwa 22000 Freie. Der Hauptort Basseterre, mit 7500 Einw., ist lebhaft, hübsch gebaut und hat bedeutenden Handel, obgleich nur eine Rhede. Der beste Hafen der Insel ist Pointe a Pitre in Grande Terre; er liegt aber in einer ungesunden Gegend, soll doch an 15000 Einw. haben. Mehrere kleinere in der Nähe von Guadeloupe liegende Inseln gehören ebenfalls den Franzosen, z. B. a) Desiderade, Deseada, die ersehnte, weil sie auf Colons zweiter Reise 1493 die erste Entdeckung war; b) Marie galante, eine der reizendsten, aber auch ungesundesten und den Orkanen am meisten ausgesetzten dieser Inselreihe. Zucker, sehr geschätzter Kaffee und Baumwolle sind die Haupterzeugnisse. Die Zahl der Einwohner beträgt etwa 12000; c) Les Saintes, mit etwa 1200 Einw.; sie bestehen aus 4 — 6 kleinen Inseln, die einen sehr guten Ankerplatz einschließen und vorzüglich guten Kaffee produciren.

Dominika, unter 16° N. B., 14 □ M. groß, ward 1493 entdeckt und 1759 von den Engländern in Besitz genommen. Sie ist gebirgig, zum Theil vulkanisch und hat viele heiße, aber auch viele schöne frische Quellen und Bäche; das Klima ist gesund und der Boden sehr fruchtbar. Der Kaffee dieser Insel gehört zu den besten Sorten. Die Zahl der Einwohner beträgt etwa 24000, worunter über 16000 Sklaven. Die Hauptorte sind Roseau und Charlottetown, welche zusammen nur eine Stadt ausmachen, gut befestigt sind und 5 — 6000 Einw. zählen.

Martinique, zwischen 14 — 15°, an 17 □ M. groß, ist seit 1635 in den Händen der Franzosen. Die ganze Insel scheint vulkanischen Ursprungs, ihre Berge sind äußerst steil und wild, ihre Küsten tief eingeschnitten und zerrissen, aber der Boden ist fruchtbar und von vielen Bächen bewässert. Das Klima ist ungesund. Das Hauptproduct ist der Kaffee, der für den besten Westindiens gilt. Eben so ist der Tabak des Districts Makouba sehr geschätzt. Die Zahl der Einwohner beträgt an 100,000, worunter an 86000 Sklaven. St. Pierre, an der Westküste, obgleich ohne Hafen, ist eine durch Handel blühende Stadt von 30000 Einw. Der beste Hafen ist Portroyal, wo auch der Gouverneur residirt, aber die Gegend ist ungesund.

Santa Lucia, unter 14°, 10 □ M. groß; nachdem sie mehrere Male bald den Franzosen bald den Engländern gehört, ist sie seit 1814 diesen letzteren verblieben. Auch diese Insel ist vulkanisch, fruchtbar, aber ungesund. Sie zählt etwa 20000 Einw., welche meist französischer Abkunft sind. Der Hauptort Port Castries oder Carenage hat einen sehr guten Hafen und über 4000 Einw.

Barbados, zwischen 13 — 14°, 10 □ M. groß, liegt in ziemlicher Entfernung östlich von der Reihe der kleinen Antillen. Die Engländer besetzten sie 1624. Diese Insel hat nur mäßige Höhen, wenig Wald und wenig Quellen, und ist den furchtbarsten Orkanen ausgesetzt, dagegen gilt das Klima für gesund. Eine merkwürdige Erscheinung ist das aus den Felsen unter der Dammerde häufig sich absondernde Erdpech, wodurch nicht selten Häuser und ganze kleine Flecken Landes von einem Orte zum andern geschoben werden, so daß hier nur der kahle Felsen zurückbleibt, dort Pflanzungen von dem neu herbeigeführten Erdreich bedeckt werden. Sie ist unter allen westindischen Inseln am vollständigsten und besten angebaut. Die Zahl der Einwohner beträgt etwa 90000, hat aber gegen frühere Zeiten bedeutend abgenommen. Die Hauptstadt Bridgetown liegt an der trefflichen Carlisle-Bai, ist schön gebaut und im Besitz eines sehr bedeutenden Handels, da alle nach Westindien gehende Schiffe hier zuerst anlegen; auch ist sie durch mehrere

Forts geschützt. Ein furchtbarer Orkan zerstörte 1780 die Stadt so gänzlich, daß man kaum die Spur der Gebäude erkannte, und veränderte wesentlich die Oberfläche der Insel. Nicht viel weniger verderblich war der von 1831.

St. Vincent, unter 13° 17', an 8 □ M. groß. Die ersten Europäer ließen sich 1719 hier nieder; eine Zeitlang war die Insel zwischen Frankreich und England streitig, bis sie 1763 den Engländern abgetreten ward. Sie ist gebirgig, und einer ihrer Vulkane hatte 1812 einen sehr heftigen Ausbruch, so daß die Asche bis über Dominika und Barbados geworfen wurde; dennoch ist sie gut bewässert, in den Thälern sehr fruchtbar, vorzüglich an Zucker; das Klima ist an den Küsten heiß und ungesund. Die Zahl der Einwohner mag etwa 27000 betragen. Kingston, die Hauptstadt, hat nur eine Rhede; der beste Hafen ist Tyrells-Bai. Die letzten schwarzen Karaïben wurden erst 1797 von dieser Insel vertrieben.

Die Granadillen oder Granadinen, zwischen 12—13°, sind eine Reihe kleiner, meist sehr dürrer und wenig fruchtbarer Inseln, denen es fast überall an Trinkwasser fehlt. Sie scheinen zum Theil aus Korallenfelsen zu bestehen, wurden auch lange Zeit nur des Kalks wegen, den man von hier abholte, besucht, bis sie 1763 von den Engländern in Besitz genommen wurden. Seitdem haben sich nach und nach über 2000 Menschen hier angesiedelt, welche vorzüglich Baumwolle bauen, da der Zucker nicht gut gedeiht.

Granada, unter 12°, im S. der vorigen Gruppe, 8½ □ M. groß. Die Franzosen ließen sich 1650 hier nieder und vertilgten die Karaïben, 1762 aber mußten sie den Engländern weichen. Die Insel ist gebirgig, aber gut bewässert und fruchtbar; das Klima der Küste ist sehr ungesund. Zucker, Kaffee und Kakao sind die Hauptgegenstände des Anbaues, welcher hier sehr blühend ist. Die Zahl der Einwohner mag etwa 30000 betragen. Die Hauptstadt Georgetown, ehemals Fort royal, mit 10000 Einw., liegt an der Westküste auf einem sehr unebenen Boden, hat aber einen guten Hafen.

Tabago, zwischen 11—12° N. B. 43° W. L., 6 □ M. groß. Diese Insel, zuerst 1632 von den Holländern besetzt, welche von den Spaniern vertrieben wurden, ist seitdem sehr oft aus den Händen der Franzosen in die der Engländer gekommen, welche sie endlich 1814 zum bleibenden Besitz erhalten haben. Sie weicht sehr von der Beschaffenheit der übrigen westindischen Inseln ab, und hat statt der schroffen vulkanischen Gebirge nur angenehme Hügel und höchst fruchtbare Ebenen; das Klima ist gesund und die Insel den Orkanen wenig ausgesetzt. Der Anbau ist zwar gut, aber nur erst auf einen kleinen Theil der Insel ausgebreitet; Zucker und Baumwolle sind die Haupterzeugnisse. Die

Zahl der Einwohner beträgt etwa 15000. Der Hauptort ist Skarborough, an der südöstlichen Küste, mit 2400 Einw.

Trinidad, zwischen 10—11°, die südlichste und größte der kleinen Antillen, 81 □ M. groß, liegt in geringer Entfernung den Mündungen des Orinoko gegenüber, von welchen sie westlich durch den Meerbusen von Paria, auch der traurige Meerbusen genannt, und südlich durch den Kanal del Sur getrennt wird. Sie hat ganz die Beschaffenheit der vorigen, oder vielmehr des festen Landes von Südamerika. Unter allen diesen Inseln ist sie am besten bewässert und hat sogar mehrere schiffbare Flüsse. Merkwürdig ist sie durch die Menge des Erdpechs, welches sich bald flüssig, bald verhärtet im südwestlichen Theile der Insel, vorzüglich in einer großen Lagune findet, und welches zum Kalfatern der Schiffe mit großem Nutzen gebraucht wird. Das Klima ist heiß, aber nicht gerade ungesund, und Orkane sind äußerst selten. Trinidad ward zwar 1498 entdeckt und 1535 von den Spaniern in Besitz genommen, aber bis 1783 so gänzlich vernachlässigt, daß sie sie nur der Jagd und des Fisch- und Schildkrötenfangs wegen besuchten. Später hat der Anbau zugenommen, vorzüglich seitdem sie 1797 von den Engländern erobert ward; indeß ist auch jetzt nur erst ein sehr geringer Theil, vorzüglich der Westseite dieser äußerst fruchtbaren Insel, wirklich angebaut. Zucker, Kaffee, Kakao, Indigo, Baumwolle, Tabak, gedeihen überaus gut. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf etwa 48000. Der Hauptort Puerto de Espagna oder Spanisch Town, an der Nordwestküste, ist gut befestigt, hat einen trefflichen Hafen und 7000 Einw., liegt aber in einer sumpfigen Gegend.

Von den an der Nordküste des festen Landes von Südamerika gelegenen und von Manchen zu den kleinen Antillen gerechneten Inseln können wir, da die meisten jetzt zu den Staaten des festen Landes gehören, nur die den Holländern gehörende Insel Curassao anführen. Sie liegt unter 12° N. B. und zwischen 51—52° W. L. Ihr Flächeninhalt beträgt 8½ □ M. Der Boden besteht fast nur aus dürrem, mit einer dünnen Lage Erdreich bedecktem Felsen, welchem indeß der niederländische Fleiß bedeutende Ernten an Zucker, Tabak, Baumwolle, Kakao u. s. w. abzugewinnen weiß. Es giebt nur eine Quelle und einen kleinen Bach, und sehr oft leidet die Insel an gänzlichem Wassermangel. Ihre Hauptwichtigkeit bestand bisher in dem sehr bedeutenden Schleichhandel, welcher von hier aus mit dem noch spanischen Südamerika getrieben wurde. Die Zahl der Einwohner mag sich auf 13—14000 belaufen, worunter etwa 6000 Neger und viele Juden. Die Hauptstadt Wilhelmsstadt, an der Südküste, ist zwar nicht groß, aber eine der am besten gebauten Städte Westindiens. Einige kleinere umherliegende Inseln, wie Aruba, auf welcher

man seit 1824 Gold in ziemlich großen Stücken entdeckt hat, Buen Ayre und die Aves-Gruppe, sind unbewohnt und dienen blos zum Aufenthalt einiger Heerden.

C. Süd-Amerika.

Südamerika läßt sich jetzt, wo die spanische Herrschaft gänzlich aufgehoben ist, am bequemsten in folgenden 11 Abtheilungen betrachten.

VII. (1) Colombia.

Unter diesem Namen umfassen wir die ehemaligen spanischen Provinzen Neu-Granada, Caracas, Neu-Andalusien und Quito' welche den nördlichsten Theil von S. Amerika einnahmen, bei ihrer Befreiung zuerst eine Republik Columbien bildeten, seit 1831 aber in 3, jedoch wie es scheint politisch nahe verbundene Freistaaten, Neu-Granada, Venezuela und Ecuadór, zerfallen sind. Bei der Unmöglichkeit, jetzt schon die Gränzen und die genaueren Verhältnisse dieser neuen Staaten anzugeben, wollen wir sie hier noch als eine Einheit unter dem Namen Columbien betrachten. Columbien, zwischen 12° 40′ N. und 5° S. B. und 42° bis 66° W. L., wird begränzt im N. von dem mexikanischen Meerbusen und dem atlantischen Meere, im O. von Guyana, im S. von Brasilien und Peru, im W. vom Austral-Ocean und und dem Staate Guatemala. Bei der Unsicherheit der Gränzen läßt sich der Flächeninhalt nur ungefähr auf 85000 □ M. annehmen, worauf, nach einer noch viel unsichereren Schätzung, etwa 2—3 Millionen Einw. leben. Die ersten Entdecker der Küsten nannten das Land Tierra firme, festes Land, ein Name, welcher auch später noch häufig von der Nordküste Südamerika's gebraucht wurde. Nachdem aber das Land von den Spaniern erobert und im 17ten Jahrhundert an Bevölkerung bedeutend zugenommen, ward es in 3 große Provinzen, das Vicekönigreich Neu-Granada, welches den ganzen westlichen Theil umfaßte, die Generalhauptmannschaft Caracas oder Venezuela im Osten, und die von Quito, welche aber zu Peru gerechnet wurde, im Süden, eingetheilt. Drei Jahrhunderte lang blieben diese Länder im ruhigen Besitz der Spanier, einige unbedeutende Aufstände abgerechnet, bis die Gefangennehmung Ferdinands VII. 1808, durch Napoleon, die jetzige Revolution hervorrief. Die erste Bewegung war für den

König gegen die Emissarien der französischen Regierung; bald aber fühlten die Amerikaner ihre Kraft und ihre Wichtigkeit, und wollten eben so wenig von den spanischen Cortes als vom König Joseph Befehle annehmen. 1810 brachen in Caracas, in Bogota und bald in allen Provinzen Aufstände aus, welche ganz offen den Zweck ankündigten, sich von jeder europäischen Herrschaft zu befreien, und fanden Unterstützung bei den Engländern. Die aus Spanien 1814 gesendeten Truppen glaubten durch ihre Erscheinung und die bloße Gewalt ihrer Waffen die alte Ordnung wieder herstellen zu können, fanden aber auf allen Punkten heftigen Widerstand und litten außerordentlich von dem ungewohnten Klima. Bolivar dagegen, aus Caracas gebürtig, aber in Spanien gebildet, verwendete mit rastloser Thätigkeit sein bedeutendes Vermögen und seine Talente für die Sache der Freiheit. Abwechselnd bald Sieger, bald besiegt, aber immer unermüdlich und furchtbar, kämpfte er seit 1812 gegen die besten spanischen Generale, entriß ihnen Caracas, Neu-Granada mehr als ein Mal, zwang den talentvollsten, aber durch übergroße Härte die Gemüther von sich abwendenden, spanischen General Morillo 1820 zu einem Waffenstillstande, worauf dieser, der durch Krankheiten und Gefechte sein ganzes Heer eingebüßt hatte, nach Europa zurückkehrte. Der Ueberrest der Spanier unter La Torre ward ebenfalls von Bolivar den 24. Juni 1821 bei Calabozo geschlagen, und noch vor Ablauf dieses Jahres hatten die Spanier keinen Soldaten mehr im Umfange der neuen Republik. Zwei Jahre später, 1823, traten auch die früher zu Guatemala gehörigen Provinzen Veragua und Panamá, so wie auch Quito, in den gemeinsamen Bund. Allein die durch den Dictator Bolivar, welcher den Titel eines Befreiers erhielt, gegründete Centralverwaltung dieser weitläuftigen Länder mißfiel mehreren Provinzen; sie wünschten einen Föderativstaat zu bilden wie N. Amerika; Venezuela trennte sich 1829, worauf der zum lebenslänglichen Präsidenten ernannte Bolivar 1830 sein Amt niederlegte und im nemlichen Jahre starb. Ein Jahr darauf löste sich die Republik Columbien in die drei Freistaaten Neu-Granada, oder die westlichen Gegenden, Venezuela, die östlichen, und Ecuador, die südlichen, der alten spanischen Eintheilung gemäß, auf, doch wollen sie, besonders in Beziehung auf die künftigen Verhältnisse mit Spanien, eine politische Union bilden.

Allgemeine Beschaffenheit des Landes.

Columbien bietet die wunderbarsten Contraste der Höhen und Tiefen, der Hitze und Kälte und der Vegetation dar. In seinem südwestlichen Theile, im Staate Quito, vorzüglich 1 bis 2° südlich vom Aequator, erreicht die Kette der Anden ihre größte Höhe;

der eigentliche flache Bergrücken erhebt sich hier 8—9000 F. über das Meer, ist aber zu beiden Seiten von ungleich höheren Berggipfeln eingeschlossen, so daß dieses Plateau nur als ein tiefes Thal erscheint, in welchem Städte und Bevölkerung sich zusammengedrängt haben; die umgebenden Berge sind der Chimborasso über 20000, der Antisana an 18000, der Cotopaxi über 17000 F. hoch. Etwa unter 2° N. B. theilt sich die Hauptmasse der Anden in mehrere nördlich laufende Arme. Das die Landenge von Darien oder Panamá durchziehende Granitgebirge verdient kaum diesen Namen, und erreicht kaum die Höhe von 3—800 F. Desto bedeutender sind sind die Ketten, welche in nördlicher Richtung streichen und die tiefen Thäler der Cauca und des Magdalenenflusses von einander und von den östlichen Ebenen trennen; sie erreichen gewöhnlich eine mittlere Höhe von 12—15000 F., nicht selten aber erheben sie sich bis nahe an 17000 F. Die Kette endlich von Caracas, welche der Küste des mexikanischen Meerbusens folgt, ist selten über 4000 F. hoch. Der südliche und östliche Theil des Landes hingegen, welcher sich dem Orinoko und dem Marañon zuneigt, besteht größtentheils aus unendlichen Ebenen. Eben so verschieden ist natürlich auch das Klima. Die höchsten Bergebenen, **Paramos**, haben einen stets bewölkten, feuchten und kalten Himmel; andre minder hohe Plateau's sind zwar freundlicher, aber dennoch baumlos, und die Temperatur steigt selten über 15°; dennoch liegen hier sehr bedeutende Städte; in den Thälern und am Fuße der Gebirge herrscht tropische ungesunde Luft, und die **Llanos** oder Steppen, welche sich östlich nach dem Orinoko und Marañon hinziehen, sind brennend heiß, die eine Hälfte des Jahrs wahre Wüsten, die andre mit der schönsten Vegetation bedeckt. Ueberall findet hier nur der Unterschied der trocknen und nassen Jahrszeit Statt, so daß einige Gegenden ewig Herbstluft, andre ewigen Frühling oder heißen Sommer haben, und diese Unterschiede gränzen oft so nahe an einander, daß man in einem Tage aus einem Lande des Schnees und Nebels in die Region des Zuckers und Indigo's hinabsteigen kann. Ungesund sind eigentlich nur die tiefsten Thäler und einige Küstenpunkte. Die Producte der Pflanzenwelt richten sich genau nach der größern oder geringern Erhebung des Bodens über die Meeresfläche, so daß Columbien die Erzeugnisse aller Klimate auf seinen verschiedenen Punkten vereinigt. Ein Hauptreichthum des Landes besteht in den edlen Metallen, worunter vorzüglich Gold, Platina und Silber. Das Gold findet sich vorzüglich auf dem westlichen Abhange der Anden; unter der spanischen Herrschaft durften die reichen Silbergruben nicht bearbeitet werden, um denen von Mexiko keinen Abbruch zu thun. Ueberhaupt ist der Bergbau, wie jeder Anbau, noch in der Kindheit, und die überaus steilen Gebirge, die überall noch schlechten Wege, der Mangel an Brücken hemmen die innere Verbindung

der Provinzen. Der auswärtige Handel war bisher gänzlich in den Händen der Europäer, vorzüglich der Engländer.

Einwohner.

Die Einwohner Columbiens bestehen, wie fast in allen Theilen von Amerika, aus einem Gemisch von Europäern, Indianern Negern. In den nördlichen Gegenden, besonders an den Küsten, sind die Indianer fast ganz verschwunden, und man findet fast nur Weiße, Neger und Mulatten. In den Gebirgsgegenden haben sich Europäer und Indianer häufig gemischt, und die Mestizen sind hier sehr zahlreich. In den Llanos leben theils noch ganz unabhängige Indianer-Stämme, Indianos bravos, oder salvages (wilde), theils Zambos oder Mischlinge von Indianern und Negern, sie sind ein kräftiges, muthiges und gewandtes Volk; die Indianer hingegen, welche unter spanischer Herrschaft und zum Christenthum bekehrt in den Gebirgen in regelmäßigen Dörfern leben, Indianos reducidos, racionales, civilisados, sind unkriegerisch und schwach. Ueberhaupt ist es merkwürdig, daß hier die Bewohner der Ebenen, fast den Beduinen vergleichbar, freiheitliebend und tapfer, die Gebirgsbewohner dagegen sanft und friedlich sind. Neger sind nur in den Küstengegenden häufig. Der vorherrschende Charakter der gebildeten Klasse der Einwohner ist Trägheit und Stolz; man beschuldigt sie des Geizes und der Spielsucht.

Die drei neuen Staaten, aus welchen Columbien besteht und deren Gränzen noch nicht genauer angegeben werden können, sind folgende:

a. **Neu-Granada**, der nordwestlichste Theil, das Gebiet der Cauca und Magdalena, östlich bis an den Orinoko sich erstreckend. Es ist eins der metallreichsten Länder; die Goldwäschereien in den westlichen Anden, vorzüglich im District von Choco, sind sehr bedeutend; Platina findet sich ebenfalls nur dort, nicht östlicher. Der eigentliche Bergbau ist ganz vernachlässigt, vorzüglich auch deshalb, weil die metallreichen Gegenden fast unzugänglich und die Theurung der Lebensmittel darin sehr groß ist. Auch findet man schöne Smaragden, kleine Diamanten und Quecksilber. Der Bau auf Blei und Kupfer wird ganz verabsäumt. Die Indianer machen einen sehr großen Theil der Bevölkerung aus, wovon die Moskos im südlichen Theile schon zur Zeit der Eroberung einen gewissen Grad von Civilisation erreicht hatten; in den nördlicheren Gebirgen hingegen, an den Ufern der Cauca und Magdalena, hausen noch völlig wilde und räuberische Stämme. Die wichtigsten Städte sind:

Santa Fe de Bogota, unter 4° 35′ N. B., in einer 50 M. langen, 20 M. breiten, von Bergen umschlossenen Hoch-

ebene, welche über 8000 F. über dem Meere liegt und daher ein rauhes Klima hat. Selten steigt das Thermometer über 14°, sinkt aber oft auf die Hälfte, dabei ist der Himmel fast immer bewölkt, und 6 Monate lang, April und Mai, September, October, November und December, regnet es anhaltend. Nur Apfelbäume, Weiden, Eichen, Ulmen sieht man hier, desto trefflicher gedeihen unsere Getreidearten. Die Stadt ist 1538 angelegt, hat sich schnell gehoben und zählt jetzt über 30000 Einw. Sie hat wenig große Gebäude, da man der Erdbeben wegen nur niedrige Häuser baut; selbst die Kirchen sind unansehnlich, im Innern aber überschwenglich reich an goldnen und silbernen Statuen und Verzierungen; selbst der Pallast des ehemaligen Vicekönigs, jetzt des Präsidenten, ist unbedeutend. Es giebt hier viele reiche Klöster, mehrere öffentliche Unterrichtsanstalten oder Collegien, eine große Münze und ein Theater. Die Bäche, welche die Straßen durchfließen, und die Springbrunnen auf mehreren Plätzen dienen der Stadt zur Zierde. Der Fluß Bogota, welcher alle Bäche des Thals aufnimmt und der Magdalena zufließt, stürzt sich mit einem Fall von 530 F. senkrechte Felsen hinab; bei den Indianern geht die Sage, er habe sonst das ganze Thal überschwemmt; ein götterähnliches Wesen, welches sie Bochika nennen und als ihren Gesetzgeber verehren, habe ihm diesen Ausgang durch die Felsen eröffnet und so das Thal bewohnbar macht. Das ist der berühmte Wasserfall von Tequendama. Nördlich von der Stadt liegt der berühmte, etwa 1 Meile lange See Guatavita, in welchen, der Sage nach, bei der Ankunft der Spanier unermeßliche Schätze versenkt worden seyn sollen und dessen Ableitung man daher schon mehrmals, und noch in der neuesten Zeit, wiewohl vergeblich, versucht hat. In einer äußerst goldreichen Gegend unter 6° 36′ liegt Antioquia, eine wohlhabende Bergstadt mit 18000 Einw. Andre größere Städte des Innern sind: Mompox oder Sta Cruz de Mompox, an der Magdalena, mit 15000 Einw. Ihre Lage ist zwar sehr glücklich für den Handel, aber das Klima überaus heiß und ungesund. Ocaña, weiter südlich auf einer Hochebene, mit 8000 Einw., galt eine Zeitlang für die Hauptstadt der neuen Repubik Neu-Granada. Popayan, im obern Caucathal, in einer reizenden Gegend. Sie hat im Befreiungskriege außerordentlich gelitten, ist aber noch immer durch die nahegelegenen Goldbergwerke und durch den Handel bedeutend; sie zählt an 20000 Einw. An der nördlichen Küste liegen:

Cartagena, mit einem guten Hafen und 25000 Einw. Sie ist stark befestigt, hat aber in der Belagerung 1816 durch die Spanier sehr gelitten. Dem Mangel an Quellwasser wird durch Cisternen abgeholfen. Das Klima ist sehr heiß und ungesund, deshalb sind alle Häuser äußerst weitläuftig und mit Säulengän-

gen umgeben, welche zwar den Zimmern das Licht rauben, aber sie auch kühl erhalten. Wohlhabende Einwohner verlassen im Sommer den Ort und ziehen nach dem 6 Meilen entfernten auf einem Hügel liegenden Dorfe Turbako, in dessen Nähe sich viele kleine, etwa 20—25 F. hohe Schlamm- und Luftvulkane befinden, welche unaufhörlich ein sehr reines Stickgas ausstoßen.

Santa Marta, mit einem sichern, gut vertheidigten Hafen und 3000 Einwohnern. An den Staat von Neu-Granada haben sich noch die beiden sonst zu Guatemala gehörigen, jetzt unter dem Namen Istmo vereinigten Provinzen Veragua und Panamá angeschlossen. Sie nehmen den schmalsten Theil des großen Isthmus von Panama oder Darien ein, welcher N. und S. Amerika verbindet und hier an einer Stelle nur 4 Meilen breit ist. Der Gebirgsrücken, der sie durchzieht, ist ganz unbedeutend. Der Boden ist zwar fruchtbar, allein die Luft für Fremde wenigstens höchst ungesund. Die günstige Lage zum Handel, wo zwei Weltmeere sich fast berühren, deren Verbindung durch eine Eisenbahn jetzt hergestellt werden soll, hat indeß die Anlage zweier Handelsstädte veranlaßt. Es sind: Puerto Belo oder Puerto bello, am mexikanischen Meerbusen mit einem, wie der Name sagt, trefflichen Hafen, aber so ungesund, daß man sie das Grab der Europäer nennt und die Bevölkerung kaum 1200 M. beträgt. Wichtiger ist Panamá, am Austral-Ocean, ohne eigentlichen Hafen, in einer ebenfalls ungesunden Gegend. Sie hat zwar einige prächtige Gebäude, ist aber im Ganzen viel schlechter gebaut, als sonst die spanischen Städte zu seyn pflegen, und hat etwa 10000 Einwohner.

b. Venezuela, im N. und O. des vorigen Staates, wird durch ein Gebirge, welches von W. nach O. streicht, in eine nördliche und eine südliche Hälfte getheilt. Letztere, die größere, besteht aus weitläuftigen brennend heißen Ebenen, welche größtentheils nur zu Viehweiden benutzt werden, da sie einen Theil des Jahrs von den vielen sie durchziehenden Flüssen überschwemmt werden. Der nördliche Theil genießt auf den Höhen einer schönen und gesunden Temperatur, an den Küsten ist aber die Luft heiß und hin und wieder ungesund. Am traurigsten, unfruchtbarsten und ungesundesten sind besonders die östlichen Ufer des 30 M. langen und 18 M. breiten Sees von Marakaibo, welcher zwar mit dem Meere zusammenhängt und Ebbe und Fluth zeigt, aber doch süßes Wasser hat. Kein Bergbau, ausgenommen auf Kupfer, findet hier Statt, obgleich man ehemals auch Gold gefunden; eben so ist die sonst bedeutende Perlenfischerei in der Nähe der Insel Margarita (Perle) ganz aufgegeben. An der Küste des Meers wird viel schönes Salz bereitet. Die Hauptproducte bestehen in Kakao, Indigo, Baumwolle und Tabak. Die unermeßlichen Wälder des Gebirges, welche Farbehölzer, Chinabäume, Bauholz und edle

Holzarten im Ueberfluß enthalten, sind noch wenig benutzt. Diese Provinz enthält mehrere bedeutende Städte. Caracas, in einem schön bewässerten Thale, 5 Stunden vom Meere; sie liegt hoch genug, um eines milden Klima's zu genießen. Vor dem fürchterlichen Erdbeben von 1812, welches die ganze Provinz verwüstete und über 10000 Menschen das Leben raubte, hatte Caracas schöne Gebäude und 50000 Einw., jetzt vielleicht nur 30000. Ihr Hafen La Guayra, mit sehr ungesunder Luft, zählt 7000 Einw. Puerto Cabello, westlich von Caracas, am Meere, aber in einer ungesunden Gegend, hat 8000 Einw. Valencia, im S. der vorigen, unweit eines schönen Sees, hat eine gesunde Lage und 10000 Einw. Coro oder Venezuela, wonach der Staat benannt wird, liegt westlich von den vorigen, in einer sandigen unfruchtbaren Gegend. Sie war die alte Hauptstadt der Provinz und hat 10000 Einw. Marakaibo, am westlichen Ufer des Kanals, welcher den gleichnamigen See mit dem Meere verbindet, in einer dürren, unfruchtbaren Gegend, mit 25000 Einw., welche theils vom Seewesen, theils von der Viehzucht leben. Varinas, im Innern, im S. des Sees von Marakaibo, mit 10000 Einw., ist seines Tabaks wegen berühmt. Cumana, die östlichste Stadt des Staats, in einer sandigen, heißen, aber nicht ungesunden Gegend, am Meere, mit 28000 Einw; sie ist den Erdbeben sehr unterworfen. Zu diesem Staate gehört die unfruchtbare aber gesunde Insel Margarita, bei welcher jetzt ein großer Fischfang betrieben wird; sie hat etwa 15000 Einw. Der südöstliche Theil von Venezuela, im S. und O. des Orinoko, bis an die Gränzen von Brasilien, bildet, mit Ausnahme einiger gebirgigen Gegenden, jene ungeheuern Llanos oder Ebenen, welche einen Theil des Jahres wahren Wüsten gleichen, in der Regenzeit aber sich mit der schönsten Vegetation bedecken und zum Theil durch das Austreten der zahlreichen Flüsse überschwemmt werden. Die Ufer des Orinoko bestehen meistens aus undurchdringlichen Wäldern, welche die Plage der Moskiten, hier ärger als irgendwo sonst auf Erden, fast ganz unbewohnbar macht. Man hat indeß bemerkt, daß da, wo am obern Lauf des Orinoko das Wasser einiger Flüsse im Kleinen hellgelb, in Masse aber kaffeebraun erscheint, die Plage der Moskiten geringer und die Luft kühler und gesunder ist; man nennt dies die Gegend der schwarzen Wasser. Das Land ist nur sehr schwach bewohnt und enthält höchstens 60000 Einw., wovon etwa 20000 durch Missionen unterworfen und zu einem ansässigen Leben gebracht worden sind. Bei weitem größer ist die Zahl der freien Indianer, wovon einige, wie die Otomaken, nur von Fischen, Eidechsen und wilden Pflanzen leben, dabei aber nicht blos aus Mangel, sondern aus Vorliebe eine graugelbe Thonerde essen, welche sie in Kugeln formen und am Feuer etwas rösten. In den nördlicheren Gegenden finden sich

auch noch Ueberreste der Karaiben, welche einst an der Küste und auf den Antillen furchtbar waren; sie gehören zu den kräftigsten Bewohnern Amerika's. Von der ehemaligen Anwesenheit eines gebildetern Volkes in den Gegenden zwischen dem Rio Negro und Orinoko zeugen riesenhafte in Granit- und Syenit-Felsen ausgehauene Gestalten von Krokodillen, Tigern und Bildnisse von Sonne und Mond; während jetzt diese Gegenden fast ganz menschenleer sind. Die Herrschaft der Weißen beschränkt sich in diesem Lande auf einige Punkte am Orinoko und andern Flüssen, wo Missionen sich angesiedelt haben; die wenigen weißen Bewohner benutzen das Land als Viehweide und führen eine große Zahl Rinder, Pferde und Maulesel aus. Auf einigen Inseln der Mündung des Orinoko haben sich die Engländer festgesetzt, um Holz für ihre Marine zu schlagen. — Die einzigen Städte dieser Provinz sind: Angostura oder S. Thomas de Angostura, am rechten Ufer des Orinoko, 90 Stunden vom Meere. Sie zählt etwas über 8000 Einw., welche sich theils mit der Viehzucht, theils mit dem Tabaksbau beschäftigen. S. Fernando de Apure, am gleichnamigen Flusse, mit etwa 6000 Einw. Diese ganze, vom Orinoko, Brasilien und englisch Guyana begränzte Gegend wurde sonst das spanische Guyana genannt.

c. Ecuador oder Quito (kito), der südwestlichste der drei Freistaaten Columbiens, welcher vor der Ankunft der Spanier einen Theil des großen Reichs von Peru oder der Inka's ausmachte. Er wird von S. nach N. von den Anden durchzogen, welche hier ihre größte Höhe erreichen und steil nach dem Meere abfallen. Im O. derselben breiten sich unendliche Ebenen nach dem Marañon zu aus, in welchen die Weißen nur wenige geringe Ansiedelungen besitzen, und welche noch ganz den freien Indianern überlassen sind. Die Hochebene der Anden, an 9 bis 10000 F. hoch, wird zu beiden Seiten von den höchsten Gipfeln der Anden, dem Chimborazo, den Vulkanen Cotopaxi, Pichincha *u. a.* überragt, so daß diese Ebene selbst ein tiefes Thal zu seyn scheint, in welchem sich die Bevölkerung des Landes vorzüglich zusammengedrängt hat. Der Metallreichthum dieser Provinz, wo sich Gold, Platina, Quecksilber finden, wird weniger benutzt als der mexikanische, weil die meisten Gänge sich in einer Höhe finden, wo die Kälte und der Mangel an Wald den Bergbau sehr erschweren. Eines der vorzüglichsten Producte dieser Provinz ist die Chinchona (tschintschona) oder Chinarinde, welche vorzüglich in einer Höhe von 5—8000 F. über dem Meere sich findet. Die wichtigsten Städte sind: Quito, am Fuße des Pichincha, und in größerer Entfernung von dem Corazon und dem Vulkan Antisana umgeben, eine der ehemaligen Hauptstädte der alten peruanischen Monarchie. Sie ist die am höchsten gelegene Stadt der Welt, 8880 F. über dem Meere, aber unter 0° 3' S. B.;

man sollte daher hier wenigstens eine milde Frühlingstemperatur vermuthen, und so war es auch bis 1797, wo ein furchtbares Erdbeben das ganze Thal von Quito umwälzte und 40000 Menschen das Leben raubte; seitdem aber soll sich das Klima sehr merklich verschlimmert haben; auch haben seitdem die Erdbeben fast nicht aufgehört. Diese Erschütterungen sind vorzüglich dem Cotopaxi zuzuschreiben, welcher 1738, 1744, 1768, 1797 und 1803 fürchterliche Ausbrüche hatte. Dennoch gehören die 70000 Einw. von Quito zu den fröhlichsten und vergnügungssüchtigsten Menschen. Die Straßen der Stadt sind so uneben, daß sie nicht befahren werden können. Quito gehört zu den schönsten Städten im Amerika, sie besitzt viele ausgezeichnete Gebäude, deren Säulen, Statuen, Gemählde zum Theil von Indianern unter Aufsicht spanischer Künstler sind angefertigt worden; auch die Universität und die öffentliche Bibliothek verdienen erwähnt zu werden. Handel und selbst Fabriken sind bedeutend. — Loxa, mit 10000 Einw., liegt 2000 F. niedriger als Quito; in der Gegend wird die beste Chinarinde gesammelt. Riobamba, in der Nähe des Chimborasso, mit 20000 Einw., ging 1797 fast ganz zu Grunde und ist $2^1/_2$ Stunde von seiner frühern Stelle wieder aufgebaut worden. Weiter südlich, über 8000 Fuß hoch, liegt die freundliche Stadt Cuenca mit 20000 Einw. und einer Universität. Guayaquil, am gleichnamigen Meerbusen des Austral-Oceans und an der Mündung eines gleichnamigen Flusses. Sie ist theils wegen der herrlichen Vegetation der Umgegend, theils wegen der für den Schiffbau wichtigen Wälder in ihrer Nähe, theils wegen ihres Handels mit Peru, Mexiko und dem Gebirge bekannt und wichtig. Sie zählt an 24000 Einw. und ist jetzt der besuchteste Hafen am Austral-Ocean.

Endlich gehört noch zu Columbien die unbewohnte Insel-Gruppe Galapagos oder Schildkröten-Inseln, im Austral-Ocean, welche unter dem Aequator etwa 110 Meilen von der Küste liegt. Es sind ihrer etwa 22, wovon die östlichen Vulkane, die westlichen eine schöne Vegetation zeigen; die größte heißt Albemarle; die Ufer sind mit Schildkröten bedeckt, dennoch scheinen sie niemals bewohnt gewesen zu seyn.

VIII. (2) Peru.

Das Reich Peru, welches die Spanier fanden, als sie 1525 zuerst diese Gegenden betraten, war von viel größerer Ausdehnung, als das heutige Peru; es umfaßte noch die ganze Provinz Quito im N. und bedeutende Theile von dem Staate La Plata im S. Das heutige Peru erstreckt sich am Austral-Ocean vom 3° bis zum 21° S. B. und an einigen Punkten östlich bis zum

48° W. L., und umfaßt über 45000 □ M., worauf gegenwärtig aber höchstens ohne die unabhängigen Indianer, deren Zahl gänzlich unbekannt ist, 1,700,000 Menschen leben; es gränzt im N. an Columbien, im O. an Brasilien und Bolivia, im S. an Bolivia und im W. an den Ocean. Das Ganze ist von der Natur in drei sehr verschiedene Bezirke getheilt. Das mächtige Gebirge der Anden, welches hier von S. O. nach N. W. in einer Entfernung von 10 — 20 Meilen vom Ocean in zwei parallelen Hauptreihen hinzieht, bildet den mittlern Theil, Ober-Peru oder die Sierra (Gebirge) genannt; nur die Thäler sind fruchtbar und angebaut; das Klima sehr gemäßigt und gesund; die Gebirge ausgezeichnet reich an edlen Metallen. Der Küstenstrich, Unter-Peru, Valles (Thäler) genannt, besteht aus einer überaus öden, sandigen und hügeligen Fläche, die sich vom Gebirge nach dem Meere neigt; wo indeß Bäche diese Gegend durchscheiden, da zeigt sich die schönste Vegetation, und nur solche Punkte der Küste sind bewohnbar. Diese traurige Sandöde hört im N. erst unweit des Meerbusens von Guayaquil und im S. erst unter 30° S. B. bei Coquimbo in Chile auf. Die Hitze ist hier bedeutend, die Luft hin und wieder ungesund, und obwohl der Himmel fast immer bewölkt ist, so fällt doch nie Regen in diesem Küstenstriche. Ganz verschieden sind die Gegenden im O. des Gebirges, vom Marañon, Huallaga, Ucayale und andern großen Flüssen, welche hier oder im Gebirge ihren Ursprung nehmen, durchströmt. Dieses Land ist mit Wäldern und Morästen bedeckt, es regnet häufig, und Schlangen und Moskiten sind überaus zahlreich. Diese ganze östliche Gegend wird auch wohl wegen eines, im O. des Ucayale, von S. O. nach N. W. sich ziehenden niedrigen Gebirgszuges Montaña real (Königsgebirge) genannt, und ist außerordentlich fruchtbar, wenn gleich bis jetzt nur auf wenigen Punkten angebaut. Die Verbindung aller dieser drei verschiedenen Landstriche ist bis jetzt noch sehr beschwerlich, da es fast durchaus an Landstraßen und Brücken fehlt und alle Waaren auf dem Rücken der Maulthiere fortgeschafft werden müssen. — Peru ist wegen seines Metallreichthums zum Sprichwort geworden, indeß liegen gerade die reichsten Bergwerke jetzt nicht mehr innerhalb seiner Gränzen, sondern gehören zu Bolivia. Das Gold findet sich zwar häufig, aber doch meist in kalten, unzugänglichen und fast unbewohnbaren Gegenden; fast alle Flüsse und Bäche des Landes führen Goldsand. Der Betrieb des Silbers ist weit bedeutender. Die Smaragdgruben, welche zur Zeit der Inka's bearbeitet wurden, sind jetzt nicht mehr bekannt. Die übrigen Producte des Landes sind die überall in Südamerika vorkommenden; als Peru eigenthümlich kann man nur die beste Sorte von Chinarinde nennen, welche vorzüglich in den Wäldern der Montagna real wächst, und die überaus feine Wolle des Schaafkameels oder Vicuña, wel-

welches die hohen und kalten Gegenden der Anden bewohnt, aber durch zu häufige Jagd schon fast ausgerottet ist. Die Bergwerke abgerechnet, war bisher jeder andre Anbau noch so sehr in der Kindheit, daß das reiche und zum Theil überschwenglich fruchtbare Land Lebensmittel aus Chile und fast alle Waaren aus Spanien bezog. — Die Einwohner der Sierra und der Küste sind spanische Kreolen, Mestizen, Indianer, Mulatten u. s. w. Die unterworfenen Indianer sind ein schwaches, finsteres, mißtrauisches, unreinliches und dem Trunke höchst ergebenes Volk. Im Ganzen wurden sie milde behandelt und zahlten keine andre Abgabe, als eine mäßige Kopfsteuer; das Drückendste für sie war die sogenannte Mita, oder der gezwungene Dienst in den Bergwerken, zu welchem alle Männer vom 18ten bis zum 50sten Jahre verpflichtet waren; sie wurden in 4 Klassen getheilt und alle 6 Monate ein Siebentel ausgehoben und an die oft weit entfernten Gruben vertheilt. Die Sprache dieser eigentlichen Peruaner, Quichua genannt, ist so milde und angenehm, daß sie sogar von den meisten Spaniern im Lande gesprochen wird. Die größtentheils noch ganz unabhängigen Indianer der östlichen Gegenden sind ein ganz andres Geschlecht, sie zeichnen sich durch eine hellere Farbe, größere Gestalt und kriegerischen Sinn aus. Krieg, Jagd und Fischfang sind fast ihre einzigen Beschäftigungen; die Lanze und vergiftete Pfeile sind ihre Waffen, doch bedienen sie sich der letzteren nur zur Jagd. Sie leben unter ihren eignen Kaziken in viele Stämme getheilt, wovon jeder eine eigne Sprache redet. Ihre Zahl hat sich, vorzüglich durch die Verwüstung, welche die Blattern angerichtet, sehr vermindert. Im Ganzen hat die Bevölkerung des Landes gegen frühere Zeiten sehr abgenommen; im 16ten Jahrhundert zählte man noch an 4 Millionen, jetzt nicht viel über $1^1/_2$, woran nicht etwa üble Behandlung von Seiten der Spanier schuld gewesen, welche vielmehr unter allen Europäern die Ueberwundenen und die Sklaven am mildesten behandelt haben, sondern vorzüglich die Blattern und andre epidemische Krankheiten, wie auch die übermäßige Neigung der Indianer zum Trunke. Viele Trümmer von Städten und Dörfern, von Kunststraßen und Kanälen zeigen allerdings, daß die Peruaner vor der Ankunft der Spanier ein einigermaßen gebildetes Volk gewesen, jedoch darf man den übertriebenen Schilderungen von dem Reichthum und der Pracht der peruanischen Herrscher oder Inka's, wie von dem gesitteten Zustande des Landes, nicht allzuviel Glauben beimessen. Es ist gewiß, daß die Geschichte von Peru nicht über 2 bis 3 Jahrhunderte vor Ankunft der Spanier hinaufreicht, in welcher Zeit 12 Inka's sollen geherrscht haben. Früher befand sich das Land in einem Zustande völliger Wildheit, die Einwohner lebten ohne gesellschaftliches Band unter den Schrecken eines blutigen Götzendienstes. Da erschien, man weiß

nicht woher, noch genau wann, ein götterähnlicher Mann, Manko, auch Manko Kapak genannt, mit seiner Schwester Oello, die zugleich sein Weib war, und lehrte die rohen Wilden den Ackerbau und einige Handwerke. Er scheint auch der Stifter der Regierung der Inka's gewesen zu seyn, welche im Ganzen manche Aehnlichkeit mit dem väterlichen Despotismus der Chinesen gehabt zu haben scheint. Es wurden Städte gegründet, Tempel der Sonne erbaut, Landstraßen über die Gebirge, z. B. von Quito bis Cuzco, über 300 Stunden lang, geführt, Kanäle gegraben; aber dies alles müssen doch nur sehr leicht gebaute hinfällige Werke gewesen seyn, da sich im dortigen schönen Klima so wenige Spuren nur davon erhalten haben, und das Volk seufzte unter dem Drucke eines fürchterlichen Despotismus. Traurig war es allerdings, daß ein Pizarro und Almagro gerade mit den wildesten Horden spanischer Abenteurer 1525 zur Unterjochung dieses Landes erschienen, aber die spätere spanische Regierung des Landes trifft viel eher jeder andre Vorwurf, als der der Grausamkeit gegen die Eingebornen. Auch hat sich das königliche Ansehen unter allen amerikanischen Provinzen in Peru am längsten erhalten. Schon seit 1810 waren Buenos Ayres und Chile im Aufstande und zum Theil unabhängig, als 1820 der Befreier von Chile, der General San Martin, geboren zu Buenos Ayres 1772, mit 5000 Mann, unterstützt von einer kleinen chilesischen Flotille unter dem Engländer Cochrane, nach Peru kam, und nach einigen kleinen siegreichen Gefechten am 12ten Juli 1821 in Lima einrückte, wo die allgemeine Stimmung sich noch beinahe gar nicht für die Unabhängigkeit ausgesprochen hatte. Im folgenden Jahre ward ein Congreß versammelt, in dessen Hände San Martin, aller Bitten ungeachtet, seine Gewalt niederlegte und sich in sein Vaterland zurück begab. Die königlichen Generale Canterac und la Serna rückten darauf 1823 wieder auf kurze Zeit in Lima ein, und die Sache der Freiheit hätte vielleicht hier den königlichen Waffen noch lange Zeit unterliegen müssen, wenn nicht der Befreier Columbiens, Bolivar, dem Lande zu Hülfe gekommen wäre. Dennoch war der Kampf heftig und lange unentschieden, bis endlich der General Sucre, Unterbefehlshaber Bolivar's, am 9ten December 1824 bei Ayacucho oder, wie andre Nachrichten melden, Guamanguilla, einen vollständigen Sieg über die königlichen Truppen erfocht, welche hierauf sämmtlich sich zu Gefangenen ergeben und nach Spanien abführen lassen mußten. Die Regierung ist jetzt in den Händen eines Congresses, welcher aus Volksrepräsentanten besteht, an dessen Spitze ein Präsident die vollziehende Macht ausübt. Alle Sklaverei ist abgeschafft. Der Staat besteht aus 7 Departementern, ohne die weitläuftigen von freien Indianern bewohnten Gegenden. Wir begnügen uns die wichtigsten Städte des Landes anzugeben.

Die Hauptstadt Lima, unter 12° 2′, in einer Ebene am Flusse Rimac, 4 Meilen vom Meere, bietet aus der Entfernung wegen ihrer vielen Thürme einen prächtigen Anblick dar. Auch hat sie in der That schöne, rechtwinklig sich schneidende, meist von kleinen Kanälen bewässerte Straßen, nette wenn gleich nur niedrige Häuser und sehr viel Kirchen und Klöster. Diese wie alle größere Gebäude sind nur unten massiv, oberhalb aber von Holz gebaut, weil der Ort häufigen Erdbeben ausgesetzt ist. An dem Hauptplatze, der mit einem Springbrunnen verziert ist, steht der Pallast des ehemaligen Vicekönigs und die Hauptkirche. Sie ist der Sitz eines Erzbischofs, einer Universität, und hat mehrere Fabriken, ein Theater und eine ehemals wenigstens höchst wichtige Münze. Ein Hauptvergnügen der Einwohner sind die Stiergefechte, welche aber hier mit einer empörenden Grausamkeit gehalten werden. Die Zahl der Einwohner mag an 73000 betragen. Im Jahre 1747 zerstörte ein Erdbeben drei Viertel der Stadt. Ihr Hafen, Callao (kaljao), wurde gänzlich zerstört, von 3000 Einwohnern entkam nur ein einziger; doch ist er seitdem wieder hergestellt. Auch 1828 hat Lima wieder sehr durch ein Erdbeben gelitten. — Die alte Hauptstadt des peruanischen Reiches, Cuzco, liegt in der Sierra, an einem der Nebenflüsse des Apurimac; sie zählt 32000 Einw. und hat noch mehrere Ueberbleibsel der alten Zeit, eine von den Peruanern aus unregelmäßigen, aber sehr großen Steinen erbaute Veste, einige Mauern des alten Sonnentempels, welche jetzt ein Kloster einschließen, so wie die Wohnung der Sonnenjungfrauen jetzt ein Nonnenkloster ist. Die Einwohner zeigen viel Betriebsamkeit, verfertigen mancherlei Schnitzwerk aus Holz und Elfenbein und verstehen gut Zeuge zu mahlen und zu sticken. Außer diesen beiden wichtigsten enthält die Sierra noch mehrere bedeutende Städte, als: Guamanga, zwischen Lima und Cuzco, mit 26000 Einwohnern, welche bedeutenden Handel treiben; das Klima ist ziemlich kalt. Guanca Velika, 15 Meilen nördlich von Guamanga, in einem Spalt der Anden erbaut, durch seine Quecksilbergruben berühmt, welche aber 2150 Klafter über dem Meere liegen. Pasco, in einer sehr rauhen Gegend, aber in der Nähe der reichen Silbergruben von Lauricocha (— tscha). Caxamarca (kacha —), mit 12000 Einwohnern und Ueberbleibseln eines Pallastes der Inka's; in der Nähe befinden sich warme Quellen, welche Bäder der Inka's genannt werden. — An der Seeküste liegen, außer dem schon erwähnten Callao, im Norden Piura, mit 9000 Einw., die älteste von den Spaniern erbaute Stadt; Truxillo, eine halbe Stunde vom Meere in einer fruchtbaren Gegend, mit 8000 Einw., in ihrer Nähe befinden sich noch Trümmer alt peruanischer Gebäude und Wasserleitungen; Arequipa (— kipa), 16 Meilen vom Meere, in einer schö[illegible]

den Erdbeben ausgesetzten Gegend; sie ist schön gebaut und zählt 25000 Einw. Arica, im südlichsten Theile des Landes, hat einen ziemlich guten Hafen, aber eine ungesunde Luft; die Gegend ist fruchtbar an Oel und Wein, auch hat sie bedeutende Silber- und Kupfergruben. Ein Erdbeben im September 1833 hat den kleinen Ort, bis auf wenige Hütten, zerstört. — Die Gegenden östlich vom Gebirge, auch wohl Pampas del Sacramento genannt, werden größtentheils von unabhängigen Indianerstämmen bewohnt; früher, im 17ten Jahrh., hatten sich zahlreiche Missionen hier angesiedelt, sie scheinen aber später aufgegeben oder zerstört worden zu seyn. Das außerordentlich feuchte Klima, die undurchdringlichen Wälder und die vielen darin hausenden Insekten würden auch jeden Anbau sehr beschwerlich machen.

IX. (3) Bolivia.

Dieser neueste unter den aus den spanischen Provinzen gebildeten Freistaaten erstreckt sich zwischen Peru, Brasilien, Chile, La Plata und Paraguay, vom 11° bis zum 24° S. B., ein Küstenstrich reicht bis zu 25° 40'. Das Ganze umfaßt 20 — 25000 □ M. Vor der Ankunft der Spanier machten diese Gegenden einen Theil des peruanischen Reichs der Inka's aus; von den Spaniern wurden sie unter dem Namen Charka (tscharka) oder Ober-Peru zum Vicekönigreich La Plata gerechnet. Der Kampf um die Unabhängigkeit war hier blutiger und hartnäckiger als in den meisten andern Provinzen, und erst nachdem die spanische Macht bey Ayacucho 1824 gänzlich gebrochen, beschlossen die Einwohner einen eignen Staat zu bilden, den sie dem Sieger zu Ehren Bolivar, später Bolivia nannten. Da aber auch hier die Herrschsucht des Befreiers Unzufriedenheit erregte, die von ihm entworfene Verfassung nicht angenommen wurde und er selbst seiner Würde als Protector entsetzt wurde, so ist es zweifelhaft, ob der Staat den Namen, welchen wir ihm noch geben müssen, auch in der Folge behalten wird. Die jetzige Verfassung ist wenig bekannt, doch wird auch hier die Regierung von einem Präsidenten und einem Congreß besorgt. Bolivia ist das höchste Gebirgsland von Süd-Amerika; die Anden bilden hier vorzüglich zwei parallele Reihen, zwischen denen in Hochthälern von mehr als 12000 F. Höhe fast die ganze Bevölkerung zusammengedrängt ist. Die östliche Kette enthält die höchsten Gipfel, den Nevado de Sorata über 23000, den N. de Illimani über 22000 F. hoch. Der westliche unbedeutende Küstenstrich ist fast nur eine Sandwüste. Oestlich von den Anden breiten sich feuchte, waldige, ungesunde und fast ganz den Indianern überlassene Hochebenen bis in Brasilien

hinein aus. Drei Flußsysteme bewässern das Land reichlich: der die höchste Ebene durchströmende Desaguadero, der sich nördlich in den See Titicaca, welcher zum Theil zu Bolivia gehört, ergießt. Zweitens die Quellflüsse des Marañon, worunter der Beni und der Rio grande de la Plata, später Mamoré und zuletzt in Brasilien Madeira genannte, die bedeutendsten sind. Drittens der Pilcomayo, welcher südlich fließend sich in den Paraguay ergießt. Das Klima und die Producte sind die nemlichen wie in Peru, nur daß hier der Metallreichthum noch größer ist; der Bergbau steigt bis zu einer Höhe von 16000 Fuß. Die Industrie und der Handel sind nicht bedeutend. Das Ganze wird in 5 Departementer getheilt, wovon indeß das Departement Sta Cruz de la Sierra fast ganz von freien Indianern bewohnt wird. Die wichtigsten Städte sind:

Chuquisaca (tschuki —), früher Charcas oder La Plata, die jetzige Hauptstadt, liegt über 8000 F. hoch, am Cochimayo (kotschi —), welcher dem Pilcomayo zufließt. Sie hat eine Universität, eine Bergschule und über 25000 Einw. Das Klima ist überaus angenehm und gesund. — Potosi, durch den Reichthum der benachbarten Silbergruben berühmt. Sie liegt über 12000 F. hoch, die Gruben noch 600 F. höher, das Klima ist daher rauh, aber gesund. Sie hat mehrere prachtvolle Gebäude, aber erst jetzt eine höhere Schule bekommen, und zählt etwa 20000 Einw., früher ungleich mehr. — La Paz (pahs), in einer prächtigen Bergebene, über 11000 F. hoch, am Fuß des Illimani, mit 20, nach Andern 40000 Einw. Fast alle benachbarte Bäche führen Goldsand. — Oropesa, liegt an 8000 F. hoch in einer reizenden Gegend, sie hat einige Baumwollenfabriken und 16000 Einw. In ihrer Nähe liegt die kleinere Stadt Cochabamba (— tscha —), mit 8000 Einw. welche sich, so wie selbst die Frauen, durch ihre Unerschrockenheit im Freiheitskampfe höchst rühmlich ausgezeichnet haben. — An der öden Küste liegt der kleine Hafen Cobija (— cha) oder Puerto de la Mar, welcher seit kurzem zum Freihafen erklärt worden ist. In der großen meist nur von Indianern bewohnten Provinz Sta Cruz de la Sierra, wo sonst zahlreiche Jesuitenmissionen blühten, kennt man nur eine Stadt, Sta Cruz de la Sierra, mit 4000 Einw.

X. (4) Chile (tschile).

Diese ehemalige spanische General-Hauptmannschaft, jetzige Republik, erstreckt sich in einer Länge von 260 M. und in einer Breite von 20 bis 40 M., an der Küste des Austral-Oceans vom 24° bis zum 42° S. B., und wird im N. von Bolivia, im O.

wo meistentheils die Anden die Gränze machen, vom Staate La Plata, im S. vom Meere und dem Magelhaens-Lande begränzt. Der Flächeninhalt beträgt 6600 □ M., worauf nahe an 1 Million Einw. leben. Die Beschaffenheit des Landes hat in vieler Hinsicht Aehnlichkeit mit Peru; auch hier ziehen sich die höchsten Gebirge von S. nach N. in einer mittlern Entfernung von 20 Meilen vom Meere; auch hier sind viele Vulkane, die Erdbeben äußerst häufig, und ein Theil der Küste, der nördliche, ist von eben so sandiger und öder Beschaffenheit wie in Peru. In den südlichen Theilen, bis über den bedeutenden Fluß Biobio unweit Concepcion hinaus, ist die Küste herrlich bewaldet; weiter nördlich bis Valparaiso nimmt der Pflanzenwuchs ab, und nur spärliches Gras und Gesträuche bedecken die Hügel des Ufers; weiter nördlich ist alles Sand und nur da Fruchtbarkeit, wo ein Bach sich ins Meer ergießt. Weiter im Innern, auf den niederen Vorbergen der Anden, herrscht große Fruchtbarkeit. Das Klima ist höchst reizend und gesund; übermäßige Hitze wie Kälte sind unbekannt, die mittlere Temperatur beträgt 13° — 14°. Daher gedeihen hier außer den europäischen Getreidearten Wein und Oel, Obst und Südfrüchte; unsere Hausthiere, vorzüglich Pferde und Rindvieh, sind außerordentlich zahlreich. Das Mineralreich liefert zwar Gold, aber nur in geringer Menge und meist in den kältesten unzugänglichsten Gegenden, viel Silber, vorzüglich aber Kupfer in den nördlichen Theilen des Landes, wovon sonst wohl an 120,000 Centner gewonnen wurden. Jetzt, wo der freie Handel die Betriebsamkeit weckt, wird der Bergbau ohne Zweifel auch bald viel lebhafter betrieben werden. — Die Einwohner zeichnen sich durch eine hellere Farbe, kräftigen Bau und einen fröhlichen, gastfreundlichen Sinn aus. Die Kenntniß der Musik ist allgemein verbreitet, die Guitarre Lieblingsinstrument, und der Tanz sehr anmuthig und mannigfaltig. Unter allen ehemals spanischen Provinzen Amerika's hat Chile mit zuerst das Bedürfniß der Unabhängigkeit gefühlt, und schon 1810 die alten Bande, welche allen Handel und alle Betriebsamkeit lähmten, die Eingebornen von allen Aemtern ausschlossen und selbst den Schulunterricht auf alle Weise beschränkten, gebrochen. Innere Uneinigkeit machte es indeß den Spaniern 1814 möglich, von Peru aus ihre Macht auf einige Zeit wieder zu begründen. Allein das benachbarte freie Buenos Ayres konnte die wachsende Macht der Spanier nicht in seiner Nähe dulden: 1817 erschien der General San Martin an der Spitze von 4000 Mann aus Buenos Ayres in Chile, nachdem er die für unzugänglich gehaltenen Pässe der Anden überschritten, und siegte am 12ten Februar 1817 bei Chacabuco über die Spanier. Ein neues, 5000 M. starkes Heer, welches der Vicekönig von Peru sandte, schien eine Zeitlang den Sieg zweifelhaft zu machen, bis es von San Martin am 5ten April 1818 in den Ebenen von Maypo

gänzlich vernichtet ward. San Martin nahm die ihm angebotene Präsidentenstelle von Chile nicht an, sondern empfahl dazu seinen Freund, den General O'Higgins, einen gebornen Chilesen von irländischem Geschlechte. Es ward nun mit Eifer an der Ausrüstung eines Heeres und einer Flotte, welche Lord Cochrane führte, gearbeitet; so groß war aber die Erschöpfung des Landes, daß erst 1820 5000 M. eingeschifft werden konnten, deren Erfolge wir schon bei Peru gesehen haben. Seitdem besteht zwar eine Verfassung gleich der der früher erwähnten Freistaaten, aber bürgerliche Unruhen haben bis jetzt noch nicht aufgehört. — Das südliche Chile, vom Biobio bis zum Meerbusen El Ancud, wird zwar auf den Charten als ein Theil dieses Landes bezeichnet, ist aber in der That vollkommen unabhängig. Hier hat eine kleine indianische Völkerschaft, die Araukaner Araucos, zu allen Zeiten ihre Freiheit behauptet. Der Kampf mit den Spaniern im 16ten Jahrhundert war lang und blutig, und ist unter andern von einem Theilnehmer dieses Krieges, D. Alonso de Ercilla, in einem Heldengedichte Araucana besungen worden führte aber zu keiner bleibenden Unterwerfung. Seitdem haben die Araukaner, welche sich vorzüglich mit der Viehzucht beschäftigen, bald im Kriege, bald in Freundschaft mit den Spaniern ihre Freiheit erhalten. Sonderbar genug war es, daß noch 1821 und 1822 die Araukaner, von einem wilden Abenteurer Benavides aufgeregt, für die Spanier gegen die Chilesen fochten.

Mit Ausnahme der Hauptstadt liegen fast alle Städte Chile's unweit des Meeres. Im Norden beginnend, finden wir folgende: Copiapo, mit einem guten Hafen; die Stadt selbst aber liegt wohl 8 Meilen vom Ufer in einer kahlen Gegend, voller Sandhügel, und ist 1819 durch ein fürchterliches Erdbeben fast ganz zusammengestürzt; in ihrer Nähe liegen Silber- und vorzüglich reiche Kupferminen. Coquimbo, 2 Stunden vom Meere, in einer reizenden Ebene; die Gegend ist sehr reich an Kupfer. — Val-Paraiso, an einer halbkreisförmigen von hohen Bergen eingschlossenen Bai, so daß die Stadt auf einen schmalen Raum zwischen dem Meere und den Felsen beschränkt und zum Theil in die Schluchten der Berge hinein gebaut ist; sie ist der Hafen der Hauptstadt und einer der besuchtesten dieser Küste. Die Hauptstadt selbst, Santiago, liegt 30 Stunden vom Meere, am Flusse Maypocho (—potscho), und ist eine freundliche, reinliche, sehr regelmäßig gebaute Stadt, deren Häuser indeß der Erdbeben wegen nur niedrig sind, und mit flachen Dächern versehen. Sie mag über 40000 Einw. zählen, welche sich durch Fröhlichkeit, Gastfreundschaft und feine Sitten auszeichnen. Concepcion, die alte Stadt dieses Namens, lag hart am Meere, ward aber 1751 bei einem Erdbeben zerstört und von den Wellen weggespült; die heutige, daher auch Neu-Concepcion genannt,

liegt 1 Stunde vom Ufer und etwas nördlich vom Fluß Biobio. Diese bisher bedeutende und befestigte Stadt von 13,000 Einw. ist in den neuesten Kriegen mit den Spaniern und den Araukanern fast gänzlich zerstört und die Gegend umher verödet. Am Hafen liegt ein elender kleiner Ort, Talcahuana, mit einem zerstörten Fort. Valdivia, der südlichste Hafen von Chile, im Lande der Araucos, ist gut befestigt und von schönen Wäldern umgeben.

Die zu Chile gehörenden Inseln sind:

a. Der Archipel von Chiloe, am südlichsten Ende von Chile; er besteht aus 47 Inseln, wovon etwa 25 bewohnt sind; die wichtigste ist die große Insel Chiloe, mit etwa 15,000 Einw. Sie besitzt einen trefflichen Hafen, San Carlos; die Hauptstadt ist Castro; das Klima ist gesund, aber kalt und regnerisch. Getreide und Flachs gedeihen sehr gut, und ihre herrlichen Wälder enthalten viel wilde Schweine. Weiter südlich liegt der Archipel der unbewohnten Chonos (tschonos)-Inseln.

b. Die Juan Fernandez-Inseln, wovon die größere, 80 Meilen vom festen Lande, eigentlich diesen Namen führt; sie ist fruchtbar und genießt eines herrlichen Klima, war aber bis 1767 unbewohnt, und nur durch die Abenteuer des hier 1704 ausgesetzten widerspänstigen Matrosen, Alexander Selkirk, bekannt, welcher die Veranlassung zum weltberühmten Buche Robinson Crusoe geworden ist. Seitdem ist hier ein kleines spanisches Fort erbaut. Diese größere Insel wird auch wohl mas á tierra (mehr dem Lande zu) genannt, so wie die westlicher liegende kleinere mas á fuero (weiter entlegen), welche zwar schöne Wälder, aber keine Einwohner hat.

XI. (5) Guyana.

Guyana, oder auch wohl Guayana, nennt man im Allgemeinen den Theil der N. O. Küste von S. Amerika, welcher sich zwischen den Mündungen des Orinoko und des Marañon ausdehnt. In dieser weitesten Bedeutung giebt es daher ein columbisches Guyana, der nördlichste Theil, und ein brasilisches Guyana, der südlichste Theil des Ganzen. Hier aber verstehen wir darunter nur den mittlern, von Engländern, Holländern und Franzosen besetzten Theil, welcher sich von der Mündung des Oyapok, unter 4° N. B. bis etwa zum Cap Nassau, unter 8° erstreckt, und im N. vom Meere, im W. von Columbien, im S. und O. von Brasilien mit ziemlich unbestimmten Gränzen umgeben wird. Das Ganze mag etwa 4—5000 □M. umfassen. Die Küste ist hier fast überall äußerst flach, so daß das Meer weite Strecken des Ufers bedeckt und es den Schiffern schwer wird, aus dem Anblick

des Landes zu unterscheiden, an welcher der verschiedenen benachbarten Flußmündungen sie sich befinden, um so mehr, als der Theil des Ufers, welcher vom Meere überfluthet wird, überall mit Wurzelbäumen (Rhizophora mangle), auch Manglebäume genannt, überwachsen ist, welche, da ihre herabhängenden Zweige Wurzeln schlagen, sich in kurzer Zeit unglaublich ausbreiten, aber auch eben so schnell absterben, wenn etwa die Flüsse oder das Meer den Boden, worauf sie stehen, mit Sand überdeckt, oder durch irgend einen Umstand der Zutritt des Meerwassers abgehalten wird. Auf diesen vom Meerwasser überschwemmten Küstengürtel folgt die Region der Savannen oder unebenen etwas höher liegenden Flächen, auf welchen wiederum das hier sehr häufige Regenwasser unzählige mit dichten Binsen bewachsene Sümpfe bildet; weiter noch Innen, wohin aber bis jetzt nur wenige Europäer gekommen, erhebt sich das Land zu waldigen Gebirgen. Es regnet hier fast 8 Monate im Jahre häufig und heftig, daher auch im Ganzen genommen das Klima zu den ungesundesten gehört. Der nicht überschwemmte oder durch Dämme gegen Ueberschwemmungen gesicherte und durch Kanäle entwässerte Boden ist äußerst fruchtbar und hat alle Producte Westindiens. Die Flüsse der Oyapok, der Marony, der Surinam, der Demerary und der Essequebo, haben alle eine breite aber seichte Mündung, dagegen in ihrem obern Laufe viele Wasserfälle. Das Innere dieses Landes ist dem Europäer noch so gut als gänzlich unbekannt und wird von vielen Stämmen freier Indianer bewohnt, welche sich bisher hartnäckig jeder Belehrung und Civilisation widersetzt haben, und worunter die Galibis, welche man für stammverwandt mit den Karaïben hält, die zahlreichsten seyn mögen; man schätzt sie auf 10000 Seelen. Guyana ist jetzt zwischen den Engländern, Niederländern und Franzosen getheilt.

a. Der englische Antheil.

Er umfaßt den westlichsten Theil von Guyana, oder die ehemals niederländischen Colonieen Demerary, Essequebo und Berbice, welche 1804 von England in Besitz genommen und 1814 förmlich abgetreten worden. Der Flächenraum mag über 500 □ M. betragen, worauf an 150,000 Menschen leben. Die hier mündenden Flüsse sind: von W. nach O. der Essequebo, ein sehr bedeutender Strom; der unweit des vorigen ins Meer fallende, aber viel kleinere Demerary; der Berbice und der Corentin, welcher die Gränze gegen das niederländische Guyana bildet. Die Einwohner bestehen theils aus Niederländern, theils aus französischen Protestanten und sehr vielen Negern, welche sich hier fast wie 50 zu 1 zur weißen Bevölkerung verhalten, aber sehr gut behandelt werden, vorzüglich aus Furcht, daß sie zu den im Innern

eine Art Republik bildenden Maronen-Negern fliehen möchten, welche aus entlaufenen Sklaven entstanden, und jetzt, nachdem man vergeblich versucht, sie in ihren unzugänglichen Sümpfen und Wäldern zu unterjochen, in friedlichen Verhältnissen mit ihren ehemaligen Herren stehen und von ihnen jährlich eine Art Tribut, Geschenke an Kleidung und Waffen erhalten. Die Zahl dieser freien Neger wird auf 10000 angeschlagen und sie bewohnen viele Dorfschaften. Das Land wird in 2 Gouvernements, das von Essequebo und Demerary, und das von Berbice, getheilt. Im erstern bemerken wir: Essequebo, am gleichnamigen Flusse, und die kleineren Niederlassungen Neu-Middelburg und Neu-Zeland an dem kleinen Flusse Poumaron, westlich vom Essequebo. Stabroek (—bruk) oder Georgetown, die wichtigste Stadt von Englisch-Guyana, mit nahe an 10000 Einw. und einem sehr bedeutenden Handel.

In dem zweiten liegen Neu-Amsterdam und das Fort Nassau.

b. Der niederländische Antheil, oder Surinam.

Es ist der mittlere Theil von Guyana, und wird westlich vom englischen Antheil, östlich vom französischen begrenzt, wo der Marony die Grenze macht. Die Hauptflüsse sind der Surinam und der Marony. Nirgend vielleicht hat sich der niederländische Fleiß glänzender erwiesen als hier, wo durch Dämme und Kanäle ein flaches, den Ueberschwemmungen ausgesetztes, höchst ungesundes Land zu einer der fruchtbarsten und am herrlichsten angebauten Gegenden umgeschaffen worden ist. Die Bevölkerung beträgt etwa 60000 Seelen, worunter aber nur 6000 Weiße. Auch hier giebt es im Innern freie oder Maronen-Neger. Der Hauptort Paramaribo, an dem hier sehr breiten Surinam, gewährt einen herrlichen Anblick. Die sehr breiten Straßen sind mit 2 oft 4 Reihen Orangen- und Limonienbäumen besetzt, und zwischen diesen Alleen und den Häusern liegen noch kleine Gärten, so daß die Stadt einem unermeßlichen Garten gleicht und einen sehr großen Raum einnimmt. Die Häuser selbst sind zierlich und vortrefflich eingerichtet. Fast alle Weiße der Colonie wohnen hier, so daß ihre Zahl beinahe 5000, die ganze Bevölkerung aber über 20000 beträgt. Die Umgegend, obwohl trefflich angebaut und mit Landhäusern geziert, ist flach und einförmig. Die Forts Neu-Amsterdam und Zeelandia liegen unterhalb der Stadt und vertheidigen den Zugang zu derselben.

c. Der französische Antheil, oder Cayenne.

Er liegt zwischen den Flüssen Marony und Oyapok; andre Flüsse sind der Sinnamary, der Mahury und der ziemlich

bedeutende Appruak. Die ganze Colonie hat sich von jeher in einem traurigen, vernachlässigten Zustande befunden, obgleich der Boden, das Klima und die Producte denen von Surinam ganz gleich sind. Nur ein äußerst geringer Theil des festen Landes ist wirklich angebaut, der größte Theil der Küste steht unter Wasser, und die Bevölkerung besteht höchstens aus 22000 Seelen, worunter etwa 1100 Weiße. Der Hauptort Cayenne liegt auf einer mit Wäldern und Sümpfen bedeckten Insel, vor der Mündung des gleichnamigen Flusses, und die Festungswerke, womit sie umgeben ist, machen den Ort noch ungesunder, indem sie den freien Durchzug der Luft verhindern. Die Zahl der Einwohner beträgt höchstens 2—3000, und die Ungesundheit der Lage machte es vollkommen geschickt zu der Bestimmung, welche es mehrere Male in der Revolution erhielt, das Grab der hierher aus Frankreich Verwiesenen zu seyn.

XII. (6) Brasilien.

Brasilien, vor kurzem noch eine Colonie der Portugiesen, jetzt ein unabhängiges Reich, umfaßt beinahe die Hälfte von Südamerika und erstreckt sich vom 17° 20′ bis 55° W. L., und vom 4° 20′ N. B. bis zum 32° S. B. Es wird begrenzt im N. von Columbien und Guyana, im W. von Columbien, Peru, Bolivia, Paraguay, La Plata und Uruguay; auf der ganzen Ostseite wird es vom atlantischen Ocean bespült, an welchem es einen Küstenstrich von 950 Meilen besitzt, und diese Küste enthält außer vielen Flußmündungen mehrere der herrlichsten und tiefsten Baien, wie die von Rio Janeiro und von Bahia. Die wichtigsten Vorgebirge sind das Cap Orange, der nördlichste Punkt der Küste, Cap St. Roque, Olinda, Cap Frio u. a. Die Gränzen im N. und W., wo sie in unbewohnten Wüsten hinlaufen, sind nichts weniger als genau zu bestimmen, und man kann daher den Flächeninhalt des Ganzen nur annäherungsweise auf 120 bis 140,000 □ M. angeben, wovon aber vielleicht noch nicht 1500 wirklich angebaut sind. Eben so wenig läßt sich die Volksmenge mit einiger Genauigkeit bestimmen, da einestheils das Innere des Landes noch fast gänzlich unbekannt ist und von vielen Indianerstämmen durchzogen wird, andrerseits aber durch die neuesten Ereignisse die Zahl der Europäer in Brasilien bedeutend zugenommen hat. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts rechnete man höchstens 2½ Millionen Einw., jetzt werden 4, von Einigen sogar 5 Millionen angenommen. Fast nur die Küsten und einige des Bergbaues wegen besuchte und bewohnte Gegenden im Innern sind einigermaßen bekannt; der unendlich größere Theil des Landes ist noch nie von

unterrichteten Reisenden besucht worden. Bis noch vor wenigen Jahren war der Eintritt in das Land jedem Fremden aufs strengste untersagt, und selbst die neueren Reisenden bedurften einer ausdrücklichen Erlaubniß der Regierung, die inneren Provinzen, vorzüglich die metallreichen, zu besuchen. Es ist daher ganz unmöglich, ein nur einigermaßen ähnliches Bild von der physischen Beschaffenheit des Landes, von seinen Gebirgen, ihrem Zusammenhange, ihrer Verzweigung und ihrer Höhe zu geben; selbst der Lauf der größten Ströme möchte bei genauerer Untersuchung wenig mit unsern Charten zusammenstimmen. Alles, was wir darüber wissen, ist etwa Folgendes. Der Hauptstrom des Landes, der unermeßliche **Marañon**, oder **Maranhon**, (dieses ist die portugiesische, jenes die spanische Form, beide werden Maranjon gesprochen), fließt hier im nördlichen Theile des Landes in unendlichen Ebenen, welche wenig bekannt, mit Wäldern bedeckt und häufig überschwemmt sind. Er erhält in Brasilien seine wichtigsten Zuflüsse von S. her, so den **Yavari**, welcher zum Theil die Gränze gegen Peru macht; den höchst bedeutenden **Madeira**, den **Topajos** und den **Tocantin**. Dem La Plata strömen zu: der Paraguay und Paranà, beide mit vielen Nebenflüssen. Die Wasserscheide dieser nach N. und nach S. strömenden Flüsse, welche etwa zwischen den 15° und 19° S. B. sich befindet, scheint zu beweisen, daß hier ein ausgedehntes, wenn auch nicht hohes Hauptgebirge Brasiliens zu suchen sey, wovon vielleicht die übrigen Gebirgszüge im Innern und an der Küste nur die Verzweigungen sind. Ins atlantische Meer ergießen sich: der **Parnahyba**, der **S. Francisco**, der **Rio grande de Belmonte**, der **R. Doce**, der **Parahyba**, der **S. Pedro** und viele andre, wovon zwar keiner die Größe der Binnenflüsse erreicht, aber mancher doch unserm Rheine gleichkommt. Die Küste selbst ist meistens niedrig, zum Theil sandig, aber in geringer Entfernung vom Meere erhebt sie sich zu einem waldigen Gebirge, welches indeß wohl nur selten die Höhe von 3—4000 F. erreicht. Der Raum von der Küste bis zur Höhe dieses die Küste überall begleitenden Gebirges ist die oft 30—40 Meilen breite Region der Urwälder, welche Brasilien so sehr auszeichnen. Nichts in Europa und selbst in den übrigen Welttheilen kommt der Vegetation dieser Wälder gleich. Die Höhe der Bäume, die große Mannigfaltigkeit derselben, (denn nur selten stehen viele einer Art neben einander), die unglaubliche Gedrängtheit der Stämme neben einander, die mächtigen Schlingpflanzen, welche sich bis zu den Gipfeln der höchsten Bäume erheben und die Stämme verbinden; der Duft der Blüthen, die unzähligen buntgefiederten Vögel, vorzüglich Papagaien, die sie mit ihrem Geschrei erfüllen; die Zahl der Affen, der Schlangen und Amphibien, welche in diesen Wäldern hausen; das undurchdringliche Dunkel, welches selbst beim hellsten Tages-

licht in diesen Wäldern herrscht: alles dieses setzt den Europäer in Staunen und Bewunderung, während freilich aber auch die heiße und von vielem Regen feuchte Luft, viele gefährliche und schädliche Thiere und Insekten, welche darin hausen, der Mangel an Nahrungsmitteln und das Zusammentreffen mit den noch in diesen Wäldern zerstreuten, völlig unabhängigen Indianern, die Reise durch diese Gegenden eben so mühsam als gefährlich machen. Uebersteigt man dieses erste Hinderniß und dringt tiefer ins Land, so verändert sich der Anblick desselben gar sehr. Auf die undurchdringlichen Urwälder folgen die **Campos**, weite hügelige Bergebenen mit dürrem Grase, einzelnen Wäldern und einer viel spärlichern Vegetation bedeckt; dagegen ist aber auch das Klima viel gemäßigter und gesunder als an der Küste und in den Wäldern. Der ganze nördliche Theil Brasiliens vom Marañon durchströmt bildet eine unendliche, selbst an der W. Gränze kaum 650 Fuß sich erhebende, mit Wäldern größtentheils bedeckte Fläche, auf welche freie Indianer wohnen und die Europäer nur an den Flüssen, welche hier die einzigen Verbindungsstraßen bilden, sich spärlich angesiedelt haben. An der ganzen Küste entlang sind außer den größeren Städten nur ganz kleine Ortschaften, **Aldeas** oder Dörfer, und meist nur einzelne Ansiedlungen, **Fazendas**, zu finden. Nur einen oder 2 Wege hat man bis jetzt mit unsäglicher Mühe durch die Urwälder gehauen, aber da sie äußerst beschwerlich und selten benutzt werden, so sind sie durch umstürzende Baumstämme und die allmächtig wieder aufstrebende Vegetation in kurzem immer wieder unbrauchbar geworden. Doch findet man an den Flüssen entlang bis tief in die Urwälder hinein einzelne **Fazendas**, wo man die Bäume umgehauen und verbrannt und in die Asche Maniokwurzeln und andre Pflanzen gesäet hat; diese kleinen Anbaue sind aber wegen der Nachbarschaft der Wilden oft ein unsichrer Besitz und ein gefährlicher Aufenthalt.

Das Klima eines so großen Landes ist natürlich nach der Lage jeder Provinz verschieden. Im Allgemeinen ist die Küste heiß und feucht, hier fällt der meiste Regen, doch ist sie eben nicht ungesund; die sogenannte Südküste, d. h. vom Cap Frio südlich, ist gemäßigter und angenehmer, so daß der Europäer vorzüglich in der Provinz S. Paulo sein vaterländisches Klima wiederfindet; das nemliche gilt von den meisten inneren Gegenden, so weit sie bekannt sind, nur daß hier, wo die Wälder seltener und lichter, auch der Regen seltener ist, und oft mehrere Jahre hinter einander eine verderbliche Dürre herrscht. Brasilien könnte auf seinem höchst mannigfaltigen und im Allgemeinen fruchtbaren, hin und wieder sogar außerordentlich fruchtbaren Boden alle Producte Europa's und der meisten übrigen Welttheile in Fülle hervorbringen und eine sehr große Bevölkerung reichlich ernähren; bis jetzt aber

ist nur noch unendlich wenig zum Anbau dieses trefflichen Landes geschehen. Zucker, Kaffee, Tabak, Baumwolle, welche herrlich gedeihen, sind fast die einzigen Gegenstände des für die Ausfuhr berechneten Anbaues, und die meisten Pflanzer begnügen sich auf ihren Fazendas mit den gröbsten und einfachsten Nahrungsmitteln; eben so roh und ärmlich sind ihre Häuser selbst beschaffen und eingerichtet, nur in den größeren Städten herrscht europäischer Luxus. Der Reichthum der Urwälder wird nur noch wenig benutzt, und von den vielen trefflichen Holzarten ist das Brasilienholz fast das einzige, welches einen Handelsgegenstand abgiebt. Dieses, eine schöne rothe Farbe gebende Holz, war das erste, was die Aufmerksamkeit der Entdecker auf sich zog, und da sie es von seiner Farbe braza (Gluth) nannten, so erhielt das ganze Land daher seinen Namen. Fast nur die Küstengegenden sind angebaut; im Innern nur die für den Bergbau wichtigen Gegenden. Die Viehzucht, besonders des Rindviehes und der Pferde, ist zwar im Innern höchst bedeutend, allein theils kommt jährlich viel Vieh um, wenn Dürre eintritt, theils fehlt es an Salz zum Gebrauch des Rindviehes und zum Einsalzen des Fleisches, obgleich Brasilien an seiner Küste unendlich mehr Salz gewinnen könnte als es bedarf, theils endlich sind noch fast gar keine Heerstraßen vorhanden; alles, was aus dem Innern nach den Häfen gebracht werden soll, wird auf Maulthieren verführt, denn Fuhrwerk ist auf solchen Wegen nicht zu brauchen; eine solche Karawane von Maulthieren heißt hier eine Tropa. Unter den Producten Brasiliens nehmen die Edelsteine und Metalle den ersten Rang ein; sie waren bisher der einzige Gegenstand der Aufmerksamkeit für die Regierung, und aller Anbau, aller Handel wurde vernachlässigt und beschränkt, um sich im alleinigen Besitz dieser Schätze zu erhalten, die, bei der äußerst rohen und fehlerhaften Behandlung, doch nur einen verhältnißmäßig unbedeutenden Gewinn abwarfen. Brasilien ist nächst Ostindien das einzige bekannte Land, in welchem viele Edelsteine, vorzüglich Diamanten, in einiger Menge gefunden werden. Auch hier, wie in Ostindien, findet man sie zuweilen unter der Dammerde in einem eisenhaltigen Letten, häufiger aber in den Bächen und Flüssen. Um sie zu finden, wird der Bach gewöhnlich abgeleitet, aus dem zurückbleibenden Bette werden erst die gröberen Steine und Geschiebe fortgeschafft, und dann der tiefer liegende Grand in hölzernen Mulden geschöpft und sorgfältig mit den Händen durchsucht. Diese Arbeit wird fast nur von Negern verrichtet; derjenige, welcher so glücklich ist, einen Stein von mehr als 17 Karat zu finden, erhält seine Freiheit. Der Hauptfundort der Diamanten ist das Gebirge Serra do Frio in Minas Geraës und vorzüglich die Gegend von Tejuco; nächstdem die Gegend Cujaba in Matto grosso. Lange Zeit hatte man nur nach Gold gesucht und die Diamanten als unnütze Krystalle

weggeworfen; als man aber ihren Werth erkannte, wurden dann so viele auf einmal nach Europa geschickt, daß sie plötzlich im Werthe fielen. Um dies zu verhindern, wurden nun alle gefundene Diamanten nach Lisboa gesendet, wo der König sich die schönsten aussuchte und nur immer eine gewisse Quantität in den Handel gebracht wurden. — Das Gold ist ein zweites Hauptproduct Brasiliens, aber auch dies wird bis jetzt nicht eigentlich bergmännisch gewonnen; man suchte es bisher nur in den Wänden einiger Thäler, wo Quarzadern, in welchen es vorkommt, zu Tage ausgehen, oder in der thonigen Oberfläche der Erde, wo Regengüsse diese zerrissen haben, und fast am meisten in den Bächen und Flüssen. Es erscheint hier überall als Goldstaub, in kleinen Blättchen, seltener krystallisirt oder in knolligen Stücken; theils überläßt man es dem Regen, die Erde in den Bergschluchten wegzuführen, wo dann ausgespannte Ochsenhäute in ihren Haaren den Goldstaub auffangen; theils wäscht man das Gold aus dem Sande der Flüsse ganz auf dieselbe Weise, wie man die Diamanten gewinnt; und so ist es noch in den goldreichsten Gegenden, bei Villa rica in Minas Geraës. Außer den Diamanten und dem Golde findet man auch noch auf ähnliche Weise Topase, Chrysoberylle, Granaten, Amethyste und andre Edelsteine. Fast alle Metallarten sind ebenfalls vorhanden, aber nur Eisen wird außer dem Golde bis jetzt noch bearbeitet. Der Ertrag sowohl der Diamanten als des Goldes soll aber jetzt viel geringer seyn, als er im Anfange des vorigen Jahrhunderts war. — Von Vegetabilien hat man hier alle Producte der ähnlichen Länder Amerika's, und hat sogar, doch nicht besonders gelungene, Versuche in der Nähe der Hauptstadt mit Theepflanzungen gemacht, welche von Chinesen, die man deshalb hat kommen lassen, besorgt werden.

Die **Einwohner** Brasiliens bestehen, wie in ganz Amerika, aus Weißen und Farbigen. Die Weißen sind entweder geborne Portugiesen, deren Zahl aber nur gering, oder, jetzt wenigstens, Europäer aus andern Ländern, welche sich des Handels oder des Anbaues wegen, vorzüglich Schweizer, hier niedergelassen haben, oder Kreolen, d. h. eingeborne Abkömmlinge von Europäern, welche die Mehrzahl der weißen Einwohner ausmachen. Die Farbigen sind theils Neger, deren Zahl hier sehr groß ist, da aller Anbau und aller Bergbau durch sie allein besorgt wird; theils Ureinwohner oder Indianer, theils Mischlinge aller dieser Racen. Diese führen aber hier zum Theil Namen, welche nur in Brasilien üblich sind: so heißen hier die Mischlinge der Weißen und der Indianer **Mamalucos**, die der Neger und Indianer aber **Cafusos**; letztere zeichnen sich durch ein langes und dichtes, hoch emporstehendes Haar aus. Von den Indianern sind nur diejenigen, welche sich noch an der Küste und in der Nähe

der Bergwerksdistricte und andrer großen Städte aufhalten, zum Theil getauft und zu einigem Ackerbau angelehrt worden; hin und wieder haben sie kleine Aldeen oder Dörfer gebildet, solche heißen **Indios mansos** oder zahme. Die unendlich größere Zahl aber lebt noch völlig unabhängig, vorzüglich in den unzugänglichen Urwäldern der Küstengegenden, wo sie in vielen kleinen Stämmen meist nur von der Jagd, dem Fischfange, seltener von etwas selbst gepflanzter Maniokwurzel leben. Man bezeichnet sie mit dem allgemeinen Namen **Tapuyos**. Obgleich sie im Ganzen mit den Portugiesen im Frieden leben, so fallen doch häufig genug Räubereien und Mordthaten vor, so daß es an vielen Punkten der Küste, vorzüglich aber in den Wäldern nicht rathsam ist, anders als wohlbewaffnet und in gehöriger Zahl zu reisen. Die Waffen dieser Indianer bestehen meist aus schön gearbeiteten Bogen und sehr langen Pfeilen, womit sie sehr weit und sehr sicher schießen. Messer haben sie erst durch den Handel erhalten. Mehrere dieser Stämme verzehren noch jetzt das Fleisch ihrer getödteten Feinde, früher mögen sie es wohl alle gethan haben. Auch unter sich leben sie häufig in blutigen Fehden. Kleinere Zwistigkeiten werden durch eine Art von Zweikampf abgemacht, wobei sie sich mit langen Stangen schlagen, während die Weiber der Kämpfenden sich ebenfalls mit Nägeln und Zähnen bekriegen. Alle diese Wilden sind meistens von kleiner aber gedrungener Statur; Hände und Füße sind schwächer als bei dem Europäer, das Haar ist durchaus lang, stark, schwarz und schlicht, der Bart ist meist nur schwach. Alle sind gefräßig wie die Thiere, haben keinen andern Gedanken, als wie sie sich Lebensmittel verschaffen können; sind treffliche gewandte Jäger, und können, wenn es Noth thut, lange hungern. Fast alle Versuche, sowohl an der Küste als im Innern, sie durch Missionare zu civilisiren, haben nur einen äußerst dürftigen Erfolg gehabt. Die Stämme an der Küste sind uns in der neuesten Zeit am besten bekannt geworden; es sind vorzüglich die der Puris, der Patachos, der Kamakans und der Botocuden. Letztere sind die zahlreichsten, die am besten und kräftigsten gebauten, aber auch die wildesten von allen. Sie sind noch fast alle Anthropophagen und zeichnen sich vor allen übrigen Stämmen durch die entstellende Zierde der Unterlippe und der Ohrlappen aus. Diese werden nemlich schon in der frühern Jugend durchbohrt und nach und nach immer größere Pflöcke eines leichten Holzes in die Löcher gezwängt, so daß einige in der Unterlippe Pflöcke von 4 1/2 Zoll Durchmesser tragen, wodurch die untern Vorderzähne meist ganz verdrängt werden und ausfallen. Von diesen Pflöcken, **botoque**, haben sie auch ihren Namen erhalten.

Bis **1808** seufzte Brasilien unter einem Joche, wie kaum irgend eine andre europäische Colonie in Amerika. Don Pedro Alva-

Alvarez Cabral, zufällig vom Sturm verschlagen, hatte 1500 die Küste von Brasilien in der Gegend des heutigen Porto segnro entdeckt, und der viel versprechende Anblick des schönen Landes, wie das bald entdeckte schöne Farbeholz, lockten nach und nach Colonisten, vorzüglich aus den Azoren und aus andern portugiesischen Besitzungen herbei. Nachdem die europäische Bevölkerung etwas zugenommen, ward 1549 Bahia zur Hauptstadt und blieb es bis 1773. Je mehr man aber den Reichthum des Landes vorzüglich an Gold und Edelsteinen entdeckte, um so mehr bemühte sich die Eifersucht der Portugiesen nicht allein, jeden Fremden von dem Handel mit Brasilien auszuschließen, sondern auch die Colonie durchaus abhängig von Portugal zu machen. Der Anbau des Oels und Weins ward den Colonisten verboten, und sie durften kein Salz an ihren Küsten gewinnen, damit sie diese unentbehrlichen Artikel aus dem Mutterlande zögen, wo sie noch obenein für eine unbedeutende Summe einer privilegirten Handelsgesellschaft verpachtet waren. Die einheimische Wolle und Baumwolle durfte der Brasilianer nicht verarbeiten; Portugal übernahm es, das Land mit Zeugen zu versehen, die es doch nicht einmal selbst fabricirte, sondern erst von den Engländern erhandeln mußte. Der brasilianische, sehr vorzügliche Tabak mußte roh nach Lisboa gebracht werden, von wo er verarbeitet den Brasilianern zu hohem Preise wieder verkauft wurde. Kein Schiffbau wurde in dem waldreichen Lande geduldet, so wie keine Fabriken; selbst der Wallfischfang wurde nur auf königliche Rechnung betrieben. Alle Aemter wurden nur mit europäischen Portugiesen besetzt, und die portugiesischen Truppen, schlecht gekleidet und schlecht genährt, erlaubten sich jede Art von Zügellosigkeit gegen die unglücklichen Brasilianer. In diesem Zustande, worin mehr oder weniger sich nach einem ähnlichen Systeme auch die spanischen Besitzungen in Amerika befanden, schmachtete Brasilien bis 1808, wo der König von Portual João VI. mit seiner Familie und vielen Tausend Portugiesen von den Franzosen vertrieben nach Brasilien kam. Die Anwesenheit des Königs, welche bis 1821 dauerte, brachte mehrere nothwendige und heilsame Veränderungen hervor; die meisten Handelsbeschränkungen mußten von selbst wegfallen, da Portugal sich in Feindes Händen befand, und 1815 ward Brasilien zu einem Königreiche erhoben. Die seit 1810 in allen spanisch-amerikanischen Ländern ausgebrochene Revolution konnte nicht ganz ohne Einfluß auf die Stimmung der Gemüther in Brasilien bleiben; als aber 1820 auch in Portugal eine Revolution ausbrach und die versammelten Cortes dem Könige die neue Constitution zur Sanction vorlegten, nahm er sie zwar an, verließ aber 1821 Brasilien mit einem Gefolge von mehr als 4000 Menschen und kehrte nach Lisboa zurück. Seinen ältesten Sohn den Prinzen D. Pedro ließ er als Regenten, unter sehr schwierigen

Verhältnissen, zurück. Es zeigte sich bald, daß die Cortes in Portugal keine andre Absicht hatten, als Brasilien wieder in die ehemalige Abhängigkeit zurückzuführen; sie wollten das Reich theilen und den Prinzen zurückrufen. Hiergegen lehnte sich die öffentliche Stimme in Brasilien mächtig auf, besonders die Einwohner von St. Paulo gaben nicht undeutlich zu erkennen, daß sie, wenn der Prinz sie verließe, sich für unabhängig erklären würden. Unter diesen Umständen beschloß der Prinz zu bleiben, welches mit allgemeiner Freude aufgenommen wurde, und die Stadt Fernambuco nöthigte sogar die in ihr befindlichen portugiesischen Truppen sich einzuschiffen. Am ersten Januar 1822 erregten die portugiesischen Truppen in Rio Janeiro einen Aufstand, welcher zur Absicht hatte, den Prinzen zu zwingen, sich den Cortes zu unterwerfen; allein sie wurden durch die brasilianischen Milizen genöthigt die Stadt zu verlassen und am 16ten Februar nach Europa geschafft. Nur Bahia hatte noch eine portugiesische Besatzung. Einem portugiesischen Geschwader, welches sich vor Rio Janeiro zeigte, wurde das Landen verwehrt. Immer lauter sprach sich der Unwille der Brasilianer gegen die Portugiesen und ihre Liebe zum Prinzen Regenten aus, besonders als dieser den allgemeinen Wunsch, eine Zusammenberufung der Abgeordneten aller Provinzen versprach, um die Grundzüge der Verfassung zu entwerfen. Schon am ersten August 1822 erklärte der Prinz den Brasilianern seinen Entschluß, eine Generalversammlung (man vermied das verhaßt gewordene Wort Cortes) zu berufen, und die Unabhängigkeits-Erklärung Brasiliens erfolgte im October. Am 12ten desselben Monats ward endlich der Prinz, an seinem Geburtstage, auf den Vorschlag des Senats von Rio Janeiro zum erblichen Kaiser von Brasilien ausgerufen, während am 19ten September die Cortes zu Lissabon alles in Brasilien bisher Geschehene für ungesetzlich erklärten und den Prinzen zurückriefen. Am 3ten Mai 1823 trat die erste Generalversammlung Brasiliens in Rio Janeiro zusammen. Bahia war indeß noch in den Händen der Portugiesen, und der General Madeira erlaubte seinen Truppen die schändlichsten Ausschweifungen gegen die unglücklichen Einwohner, bis er endlich, zu Wasser und zu Lande eingeschlossen, sich am 2ten Juli genöthigt sah die Stadt zu räumen, um sich wo möglich auf Schiffen zu retten; der brasilianische Admiral Cochrane erreichte jedoch die Flotte und brachte 30 Schiffe mit 1200 M. als Gefangene ein. Indeß gab es in Brasilien noch lebhafte Gährungen, und der gefährliche Geist, welcher sich in der Generalversammlung zu äußern anfing, nöthigte den Kaiser, sie am 12ten November 1823 mit Gewalt aufzulösen. Noch am 11ten December 1823 erschien ein neuer, vom Kaiser ausgehender Constitutions-Entwurf, in welchem die gesetzgebende Gewalt in die Hände zweier Kammern, die der Deputirten und die des

Senats, unter Leitung und Sanction des Kaisers gelegt ward; beide zusammen machten die Generalversammlung aus, welche sich immer auf 4 Jahre vereinigen sollte. Die dadurch hergestellte Ruhe war indeß nur von kurzer Dauer. Es gab eine mächtige republikanisch gesinnte Partei im Lande, welche überall Unzufriedenheit anregte. Der eben so thörichte als unglücklich geführte Krieg mit La Plata, welcher das ungeheure Reich noch vergrößern sollte, aber nur zur Errichtung des neuen Freistaats Uruguay führte; die Bemühungen des Kaisers, seiner Tochter Donna Maria die Herrschaft in Portugal zu verschaffen, und die Härte womit er die Versammlung der Landesdeputirten 1829 auflöste, erbitterten die Gemüther so sehr, daß endlich selbst die Truppen abfielen und der Kaiser sich am 7ten April 1831 entschloß, zu Gunsten seines Sohnes, eines Kindes von 6 Jahren, der Regierung zu entsagen und sich nach Europa einzuschiffen. Seitdem wird das Land von einer Regentschaft im Namen Don Pedro's II, jenes Kindes, aber unter häufigen Unruhen und Aufständen, welche eine nahe Auflösung des ganzen Staatenverbandes befürchten lassen, verwaltet.

Eintheilung und Topographie.

Im Jahre 1815 wurde Brasilien in folgende 10 große Provinzen oder Gouvernements getheilt: 1) Parà, 2) Maranhão, 3) Fernambuco, 4) Bahia, 5) Rio Janeiro, 6) S. Paulo, 7) Minas Geräes, 8) Goyaz, 9) Matto grosso, 10) Rio grande. Nach dem Constitutions-Entwurfe von 1823 aber wurden einige der großen Provinzen in mehrere kleine getheilt, so daß Brasilien jetzt folgende 19 Provinzen enthält: 1) Parà, 2) Rio negro, 3) Maranhão, 4) Piauhi, 5) Cearà, 6) Rio grande do Norte, 7) Parahiba, 8) Fernambuco, 9) Alagoas, 10) Sergipe, 11) Bahia, 12) Espiritu santo, 13) Rio Janeiro, 14) San Paulo, 15) Rio grande do Sul, 16) Minas Geräes, 17) Goyaz, 18) Matto grosso, 19) die Inseln. Da aber mehrere dieser Provinzen bei einer sehr großen Ausdehnung nur äußerst schwach bevölkert sind, so wollen wir der Kürze wegen beide Eintheilungen mit einander zu verbinden suchen.

1) Parà mit 2) Rio negro, die nördlichste Provinz, das große Flußthal des Marañon, wovon Rio negro den westlichen Theil ausmacht. Beide zusammen haben an 50000 □ M., aber höchstens 190,000 Einwohner. Außer den Hauptstädten giebt es hier nur einige von den Jesuiten gegründete Missionsdörfer von bekehrten Indianern; die unermeßlichen Ebenen, die, das Klima abgerechnet, mit Polen viel Aehnlichkeit haben sollen, werden noch von gänzlich unabhängigen Indianern durchzogen. Tief im Innern, am Rio negro, liegen die ehemalige Hauptstadt Bar=

32*

cellos, mit etwa 700 Einw., und die jetzige Barra do Rio negro, an der Mündung dieses Flusses in den Maranhão. Die wichtigste Stadt aber ist: Parà oder vielmehr S. Maria de Belem, 16 Meilen von der hier an 2 Meilen breiten Mündung des Para, eine neue und schön gebaute Stadt mit bedeutendem Handel und 25000 Einw.

3) Maranhão, mit 4) Piauhi, östlich von den Mündungen des Marañon, zusammen etwa 9000 □ M. groß, mit 250,000 Einw. Auf einer Insel in einem schönen Meerbusen, worin mehrere Flüsse münden, liegt die Hauptstadt S. Luis do Maranhão, mit 26000 Einw., welche sich in der neuern Zeit durch Handel bereichert haben. Auf den Bergebenen von Piauhi liegt die Hauptstadt Oeiras, mit 1700 Einw.; viel wichtiger aber ist der Hafen Parnaiba, mit 15000 Einw.

5) Fernambuco oder Pernambuco, mit 6) Cearà, 7) Rio grande do Norte, 8) Paraiba (Parahiba), und 9) Alagoas, zusammen 10000 □ M., mit mehr als 1 Million Einw. Diese Provinz, eine der reichsten von Brasilien, erzeugt vorzüglich Vanille, Cacao, Zucker, Reiß, Baumwolle, fast die beste, die es giebt, und das auch nach dieser Provinz benannte Fernambuk- oder Brasilienholz. In Cearà liegt die Stadt gleiches Namens, mit einem Hafen und über 15000 Einw., und Aracati mit 26000 Einw. In Rio grande, Natal, ein Hafen, mit 18000 Einw. In Paraiba, die Stadt gleiches Namens, mit 15000 Einw. In Alagoas, Porto Calvo, mit 6000 Einw. Die Hauptstadt von Fernambuco und eine der größten Städte des Reichs ist Fernambuco, unter 8° S. Br. Sie besteht eigentlich aus 4 Städten. Drei davon, Recife, die eigentliche Hauptstadt, mit S. Antonio und Boa Vista, unter sich durch zum Theil prachtvolle Brücken verbunden, liegen auf Halbinseln, die sich in einem Meerbusen vereinigen; nördlich 1 Stunde davon liegt das ältere Olinda (die schöne): zusammen haben sie über 70000 Einw. Die Rhede wird durch das Fort S. Jorge geschützt. Der Handel dieser Stadt hat bedeutend zugenommen, und es giebt hier auch viele reiche englische und holländische Kaufleute.

10) Bahia, mit 11) Sergipe, und 12) Espiritu santo, zusammen 8000 □ M., mit über 800,000 Einw. Hier liegt an dem südöstlichen Vorgebirge einer sich nach S. öffnenden, 4 Meilen breiten herrlichen Bai, unter 13° S. B., die zweite Stadt Brasiliens, Bahia, eigentlich S. Salvador da Bahia de todos os santos (S. Salvador an der Allerheiligen-Bai), bis 1771 Hauptstadt von Brasilien. Sie erhebt sich amphitheatralisch an schönen Bergen; die untere Stadt wird vorzüglich von Kaufleuten bewohnt und ist ganz dem Handel gewidmet. Die obere an den Bergen liegende Stadt ist die größte und schönste;

sie hat 36 Kirchen, viele Klöster, eine Citadelle, einen Pallast des Gouverneurs, eine Bibliothek, ein Gymnasium und ein Theater. Im Allgemeinen ist die Stadt zwar gut, aber unregelmäßig gebaut und die Straßen sind ungepflastert. Die Schiffswerfte sind, wegen der Nähe trefflicher Wälder, bedeutend. Mehrere Forts schützen den Eingang zur Bai, welcher durch die Insel Itaporica in zwei Straßen getheilt wird. Die Zahl der Einwohner wird jetzt über 150,000 betragen. Kleinere Häfen dieser Provinz sind: Sergipe, mit 36000 Einw. Victoria, auf einer Insel in der heil. Geist-Bai, mit 12000 Einw., und Puerto Seguro, mit etwa 2600 Einw., welche fast nur vom Fischfange leben; hier war es, wo Cabral zuerst landete.

13) Rio de Janeiro, mit 600 □ M. und über 600,000 Einw., jetzt die wichtigste und angebauteste Provinz des Reichs. Die Hauptstadt der Provinz und ganz Brasiliens, eigentlich S. Sebastião, gewöhnlich aber Rio Janeiro, oder bloß Rio genannt, liegt unter 22° 45′ S. B. auf einer nach O. vorspringenden Landzunge, an der westlichen Seite einer der herrlichsten nach S. geöffneten Baien von großem Umfange. Der Eingang zur Bai und zum Hafen liegt zwischen zwei, 6 bis 700 F. hohen Granithügeln, die Bai selbst ist mit mehreren reizenden Inseln besäet und rund umher von herrlichen Gebirgen umgeben. Im Hintergrunde westlich von der Stadt erhebt sich der bewaldete Corcovado, der selbst nur ein Vorhügel der 3000 F. hohen Serra de Estrelha ist, nördlich von der Stadt liegt das höhere Gebirge Serra dos Orgaos (Orgelgebirge). Der älteste Theil der Stadt liegt auf dem nördlichen Rand der Erdzunge, auf mehreren Hügeln, wo sich einige der schönsten Gebäude, das ehemalige Jesuiter-Collegium, der bischöfliche Pallast und eine Citadelle erheben. In neuerer Zeit hat sich die Stadt westlich und südlich immer mehr bis in einige Thäler des Corcovado ausgebreitet, auf dessen südlichsten Spitze die Kirche Nossa Senhora da gloria prangt. Aus dem Hafen tritt man unmittelbar auf den Hauptplatz der Stadt, an welchem der nicht ausgezeichnete kaiserliche Pallast, ehemals der General-Gouverneure, und andere große Gebäude liegen. Auf diesem Platze befindet sich die reichlich versehene Hauptfontaine, welche ihr Wasser aus dem Corcovado durch einen herrlichen, auf festen Bogen ruhenden Aquäduct erhält, welchen der Gouverneur Vasconcellos 1740 erbaute. Ein reizender Ort ist der am Meere liegende, von den schönsten Bäumen beschattete öffentliche Spaziergang, passeio publico. Die Stadt selbst ist größtentheils regelmäßig gebaut; die Häuser sind nicht hoch, aber massiv, und haben erst in der neuern Zeit Glasfenster und Balkone statt der sonst üblichen häßlichen Fenstergitter erhalten. Die Straßen sind gut gepflastert, aber nicht erleuchtet. Rio Janeiro hat jetzt schon mehrere Schulen und soll noch

eine Universität erhalten; auch besitzt es eine Bibliothek von 70000 Bänden, eine 1820 erbaute Börse und ein Opernhaus. Die zahlreichen Kirchen sind nicht eben schön, aber im Innern sehr reich. Vor 1808 zählte man hier nicht mehr als 50000 Einw., 1817 schon 110,000, und jetzt über 200,000. Für die Sicherheit der Stadt und des Hafens ist überflüssig gesorgt. Zwei Forts bestreichen den Eingang der Bai; die eine der Stadt gegenüber liegende Insel Ilha das cobras (Schlangeninsel) ist stark befestigt und sonst noch an mehreren Punkten Batterieen angelegt. Die Fluth, welche hier eine Höhe von 13 — 15 F. erreicht, bedeckt nicht selten manche niedrige Gegenden dicht bei der Stadt, welches dazu beiträgt, die Luft etwas ungesund zu machen. Bis jetzt führt nur eine einzige gepflasterte Straße von Rio in das Innere; es ist die nach Villa ricca in Minas geraës. — Die Umgegend ist überaus reizend, angebaut und mit vielen Landhäusern bedeckt. Nahe bei der Stadt liegt das kaiserliche Lustschloß Boa Vista. Eine Stunde SSW. von der alten Stadt, jetzt aber schon beinahe die letzten Häuser der Vorstädte berührend, liegt das kaiserliche Lustschloß S. Christovão, und in der nemlichen Richtung, aber 5 Meilen von Rio, ein andres Lustschloß Santa Cruz, in einer noch ganz wilden Gegend. In der Nähe der Stadt befindet sich noch ein Indianerdorf, S. Lourenzo, dessen Einwohner viel Töpferwaare verfertigen.

14) S. Paulo, mit 9000 □ M. und 200,000 Einw. Das Klima dieser Provinz, welche großen Theils schon außerhalb der Wendekreise liegt, ist überaus anmuthig und gesund. Das Land, mit seinen schönen Wiesen und Ebenen, eignet sich vorzüglich für die Viehzucht. Kaffee, Zucker und Baumwolle gedeihen nicht mehr gut, dagegen wird viel Mais gebaut, doch sagt der Boden dem Weinstock und Oelbaum nicht recht zu. Der Maté- oder Paraguay-Thee wird hier und weiter südlich schon überall getrunken. Die Jesuiten haben die ersten Ansiedelungen in diesen Gegenden gegründet. Die Paulisten (so nennt man die Einwohner) zeichnen sich vor allen Brasiliern durch Kühnheit und Unternehmungsgeist aus; in früheren Zeiten fürchtete man sie als Räuber. Ihnen verdankt man die Entdeckung der meisten Bergwerke in den inneren Provinzen, wohin sie schon früh mit Verachtung aller Beschwerden und Gefahren vorgedrungen waren. Sie sind auch die ersten gewesen, welche D. Pedro aufforderten, in Brasilien zu bleiben und die Unabhängigkeit des Reichs zu erklären. Die Hauptstadt S. Paulo, unter 23° 33′ S. B., liegt auf einem Hügel von schön bewässerten Wiesen und Ebenen umgeben. Die Straßen sind breit, hell und reinlich, aber die Häuser bestehen größtentheils noch aus Flechtwerk mit dazwischen gestampfter Erde; nur wenige sind massiv; überhaupt herrscht hier noch wenig Luxus. Die Stadt hat einige Gewerbe

und Handel; eine Gewehrfabrik ist seit einigen Jahren angelegt. Das Eisen kommt aus den 20 Stunden von der Stadt entfernten, überaus reichen Werken von Ypanema. Die Zahl der Einwohner wird jetzt auf mehr als 40000 angegeben. Als Hafen von S. Paulo wird der Ort Santos betrachtet, der aber 13 Meilen von der Stadt und durch ein sehr steiles über 3000 F. hohes Gebirge davon getrennt ist, über welches jedoch jetzt eine schöne Kunststraße führt. — Zu dieser Provinz gehört noch die, zwischen 27 — 28° S. B. liegende, schöne Insel Santa Catalina (Katharina), durch einen schmalen Seearm vom Lande getrennt; sie erfreut sich einer schönen Vegetation und eines reizenden Klima's Der Hauptort ist Nossa Senhora do Destero oder blos Destero genannt, an dem Meeresarm, welcher die Insel vom festen Lande trennt. Sie hat einen trefflichen Hafen und 7000 sehr betriebsame Einwohner.

15) Rio grande do Sul, auch S. Pedro genannt, die südlichste, noch schwach bevölkerte Provinz Brasiliens, sie zählt auf nahe an 5000 □ M. kaum 70000 M. Der Boden ist nur mittelmäßig fruchtbar in den höher liegenden Ebenen, sandig an der Küste, aber höchst fruchtbar in den Thälern. Das Klima ist milde, gesund und eignet sich ganz für europäischen Anbau. Erst seit 1807 ist diese Gegend in die Reihe der Provinzen aufgenommen worden. Die wichtigsten Oerter sind Villa do Rio Pardo, am Jacuy, mit 11000 Einw. Porto Allegro, an eben diesem Flusse mit 7000 Einw. und S. Pedro oder Rio grande, an der Mündung des großen Patos-Sees, mit einem immer mehr versandenden Hafen und etwa 2000 Einw.

16) Minas Geräes (d. h. generales), zwischen Bahia und Rio Janeiro, eine Binnenprovinz, welche auf 12000 □ M. etwa 600,000 Einw. zählt. Diese und die zwei folgenden sind die eigentlichen Bergwerks-Provinzen Brasiliens. Minas Geräes ist zwar ein unebenes, bergiges Land, jedoch ohne große Gebirge und ohne Urwälder. Der Ackerbau ist noch sehr vernachlässigt, da die Einwohner, Mineiros genannt, sich vorzüglich mit dem Aufsuchen des Goldes und der Edelsteine, in der früher beschriebenen Art, beschäftigen. Nächstdem ist die Viehzucht, vorzüglich der Rinder, Pferde und Schweine, sehr bedeutend. Klima und Boden würden aber den trefflichsten Anbau begünstigen. Die vielen Indianerstämme, welche vor der Ankunft der Portugiesen hier hauseten, haben sich meistens in die Urwälder der Küstengegend zurückgezogen und nur wenige sind zurückgeblieben und haben einige unbedeutende Aldeen (Dörfer) angelegt. Die wichtigsten Städte sind: Villarica, auf zwei Hügeln am Abhange eines Berges gebaut, mit einer Citadelle und 8 — 9000 Einw. (Andere geben 20000 an). Sie ist reichlich mit schönem Brunnenwasser versehen und hat ein mildes Klima. Die Gegend aber

ist öde, obgleich sie die reichsten Goldwäschereien enthält. Der Handel ist sehr bedeutend. Mariana, ein Paar Stunden östlicher, mit 7000 Einw., gilt für die eigentliche Hauptstadt. Die Gegend östlich vom Rio S. Francisco, zwischen diesem und den Urwäldern, auch Minas novas genannt, ist der Hauptfundort der Diamanten und anderer Edelsteine; vorzüglich berühmt sind die Gegenden von Tejuco, mit 6000 Einw. und von Villa nova do Principe.

17) Goyaz, westlich von Minas Geraës, über 12000 □ M. groß, zählt aber höchstens 150,000 Einw. Auch hier hat nur der Reichthum an Gold und Edelsteinen bis jetzt Einwohner herbeigezogen und beschäftigt; das schöne von schiffbaren Strömen bewässerte, hin und wieder mit schönen Wäldern bedeckte, sehr fruchtbare und gesunde Land, befindet sich noch fast ganz im Naturzustande; außer den nöthigen Lebensmitteln wird nur noch etwas Baumwolle gezogen. Der Hauptort ist Villa boa, mit 8000 Einw., in deren Nähe reiche Goldwäschereien betrieben werden.

18) Matto Grosso, die westlichste und größte der Binnenprovinzen; sie zählt aber auf 20000 □ M. kaum 80000 Menschen, und auch diese sind fast ganz auf den im Mittelpunkt belegenen, wegen seiner Bergwerke berühmten District Cujabà zusammengedrängt. Und doch enthält dies große Land die herrlichsten Ströme, welche nördlich dem Marañon und südlich dem La Plata zufließen, und würde jeden Anbau reichlich lohnen. Einige Thäler sind indeß als höchst ungesund verschrieen. Ein Theil der Wälder besteht aus wilden Cacaobäumen. Die Hauptörter Cujabà und S. Pedro del Rey haben nichts Bemerkenswerthes, als den Reichthum ihrer Gold- und Diamantenwäschereien. Die eigentliche Hauptstadt ist Villa bella, unweit der Gränze von Bolivia.

19) Die Inseln. Nur zwei kleine Inseln gehören zu Brasilien. Fernando do Noronha (—nja) (englisch Rat-Island), unter 4° S. B., 40 Meilen von Cap S. Roque, mit einer Bevölkerung von 5 — 600 Menschen, worunter 100 Mann Besatzung zur Bewachung der hieher geschickten Verbrecher; es wird etwas Zucker und Obst gewonnen, allein die Insel leidet Mangel an Quellwasser. — Trinidad, unter 20° S. B., 150 Meilen von dem Hafen Espiritu Santo, ein Felseneiland, etwa wie S. Helena, sie hat einen guten Landungsplatz und es wird eine kleine Besatzung dort unterhalten, um die Insel nicht etwa in den Besitz von Seeräubern kommen zu lassen.

XIII. (7) Uruguay (—u-a-i).

Das Land am linken Ufer des Uruguay, zwischen diesem, der Mündung des Rio de la Plata, dem Meere und Brasilien, wurde

erst vor etwa 100 Jahren von den Spaniern, von Buenos Ayres aus, in Besitz genommen, um sich der Mündung des la Plata zu versichern. Portugal, damals in Besitz von Brasilien, sah diese Besitznahme höchst ungern und benutzte die Empörung der spanischen Colonieen um die Hauptstadt Montevideo in Besitz zu nehmen. Hierüber brach der Krieg aus zwischen dem Kaiser von Brasilien und der Republik la Plata, in welchem letztere siegreich zwar die Brasilianer vertrieb, aber nicht selbst den Besitz des Landes erlangen konnte, welches im Frieden 1828 als ein unabhängiger Staat anerkannt wurde. Früher als diese Gegenden noch spanisches Eigenthum waren, wurden sie mit den Namen Montevideo oder Banda oriental bezeichnet, später entstand der Name Cisplatina oder Uruguay. Das Land umfaßt etwa 10,000 □M. worauf aber wohl kaum 200,000 weiße Einw. leben. Es wird nur von mäßigen Bergrücken durchzogen, von vielen Flüssen bewässert, aber sein fruchtbarer Boden wird bis jetzt fast nur zur Viehzucht benutzt. Seit 1830 ist es in 9 Departements eingetheilt und wird von einem Präsidenten, einem Senat und einer Deputirtenkammer regiert. Die wichtigsten Oerter sind: Montevideo, eigentlich St. Felipe de Montevideo, eine stark befestigte Stadt am nördlichen Ufer des la Plata, mit einem sehr mittelmäßigen Hafen und jetzt höchstens 16000 Einw., früher über 30000. Doch fängt der Handel wieder an aufzublühen.

Maldonado, weiter östlich, ebenfalls befestigt, mit einem guten Hafen und etwa 2000 Einw. Colonia del Sagramento, ein Hafen Buenos Ayres gerade gegenüber.

XIV. (8) Paraguay (—u-a-i).

So wird jetzt das Gebiet genannt, welches sich zwischen den beiden mächtigen Strömen, dem Paraguay im W. und dem Paranà im O. bis zu ihrer Vereinigung, mit ziemlich unsichern Gränzen gegen N., von Brasilien im O., Bolivia im N. und dem Freistaat la Plata im W. und S. begränzt, von 19° 50′ bis 26° 45′ S. B. erstreckt und etwa 7000 □M. mit höchstens 600,000 Einw. umfaßt. Früher machte es einen Theil des spanischen Vicekönigreichs Rio de la Plata aus. Hier war es vorzüglich, wo die Jesuiten im 17ten Jahrhundert unter den Guarany-Indianern zahlreiche Missionen errichtet hatten, in welchen an 150,000 bekehrte Indianer in vielen Dörfern lebten. Die Jesuiten waren ihre Lehrer in allem, und hatten Ackerbau, Handwerke und Künste eingeführt, ja selbst sie im Gebrauche der Waffen unterrichtet. In diesem kleinen Staate herrschte die peinlichste Ordnung; Arbeit und Gottesdienst wechselten täglich regelmäßig mit

einander ab; alle Arbeiten wurden gemeinschaftlich verrichtet, aber kein Indianer erhielt ein Eigenthum, sondern alles was erbaut und gearbeitet worden, kam in die Vorrathshäuser der Jesuiten, welche daraus die Indianer mit Kleidung, Nahrung und Waffen versahen; aller Handel war natürlich ebenfalls nur in den Händen der Jesuiten. Da sie aber, angeblich, um Unsittlichkeit zu verhüten, sich das Recht erwarben, jeden Weißen aus dem Bereich ihrer Missionen zu entfernen und keinem den Zutritt gestatteten, so beschuldigten sie ihre Feinde, daß sie sich eine unabhängige Macht unter den Indianern bilden wollten; welcher Verdacht dadurch allerdings sehr verstärkt ward, daß, als der östliche Theil dieser Gegenden an Brasilien abgetreten werden sollte, die Indianer sich mit bewaffneter Hand widersetzten und erst durch abgeschickte Heere unterworfen werden konnten. Diese ganze Einrichtung hörte auf, als die Jesuiten 1767 aufgehoben und aus dem Lande entfernt wurden. Die Zahl der ansässigen Indianer soll seitdem bedeutend abgenommen haben. Als im Anfang dieses Jahrhunderts in allen spanischen Provinzen Amerika's Unruhen ausbrachen, erklärte auch Paraguay 1811 seine Unabhängigkeit, und es gelang einem Eingebornen, dem frühern Advokaten Dr. Francia, in dem ungebildeten Lande einen so bedeutenden Einfluß zu gewinnen, daß er 1812 auf 3 Jahre, dann aber 1817 für seine Lebenszeit zum Dictator ernannt ward. Als solcher beherrscht er das Land unumschränkt, doch soll er, wenn auch mit großer Strenge, für den Anbau, für die Justiz, für Schulen und für die Militairmacht viel Löbliches gethan haben. Aber treu dem alten System der Jesuiten, hat er sein Land jedem Fremden fast unzugänglich gemacht, und selbst fremde Gelehrte mehrere Jahre lang wider ihren Willen darin zurückgehalten. — Der nordöstliche Theil des Landes soll gebirgig seyn, das Uebrige besteht aus höchst fruchtbaren Ebenen; das Klima ist heiß, aber nicht ungesund. Ackerbau und Viehzucht machen die Hauptbeschäftigungen der Einwohner aus. Als das eigenthümlichste und edelste Product des Landes müssen wir den sogenannten Paraguay-Thee oder Maté nennen. Er wird aus den Blättern eines dem Pomeranzenbaume ähnlichen Baumes (Cassine congonha oder Ilex paraguariensis) gewonnen, welcher sich fast ausschließlich in diesen Gegenden findet. Die Blätter werden gesammelt, geröstet und zerstoßen. In diesem Zustande wird der Maté wie andrer Thee, aber aus der Kanne selbst mittelst kleiner, oben durch ein feines Sieb geschlossener Röhren genossen. Den Gebrauch haben die Europäer von den Indianern erlernt, und jetzt ist dieser Thee das allgemeine Bedürfniß nicht allein in diesem Lande, sondern fast in ganz S. Amerika. Es ist daher ein sehr bedeutender Handelsartikel für Paraguay. — Die einzige bedeutende Stadt ist Assuncion, am Paraguay, vom Dictator fast ganz neu erbaut, sie soll an 10000 Einw. haben.

XV. (9) La Plata oder Argentina.

Das Land, welches wir jetzt zu schildern haben, machte zur Zeit der spanischen Herrschaft einen Theil des Vice-Königreichs Rio de la Plata aus, welches aber auch noch das heutige Bolivia, Paraguay und Uruguay umfaßte. In seiner heutigen Ausdehnung wird es im N. von Bolivia, im O. von Paraguay, Brasilien und Uruguay, im S. vom atlantischen Ocean und dem Magelhaens-Lande, im W. von Chile begränzt; es erstreckt sich etwa vom 19° bis zum 38° S. B. und mag an 50,000 □ M. umfassen. Die Zahl der Einwohner läßt sich durchaus nicht bestimmen, beträgt aber wahrscheinlich nicht viel über 7 bis 800,000 Weiße, die Indianer mitgerechnet vielleicht 2 Millionen. Im W. trennen die Anden es von Chile, im O. der Paraguay und Uruguay von den gleichnamigen Staaten; die S. Gränze gegen Patagonien ist sehr unbestimmt, gewöhnlich wird der Cusu Leuwu oder Rio negro dafür angenommen, richtiger aber wohl eine Linie, welche von C. Corrientes im O. nach dem westlichen Gebirge läuft. Der aus der Vereinigung des Paraguay, des Paranà und des Uruguay entstehende, an seiner Mündung sich von 5 bis 30 M. erweiternde Rio de la Plata, mit seinen nicht sehr zahlreichen Nebenflüssen, durchströmt das Land von N. nach S. Oestlich nach Uruguay und Brasilien zu erhebt sich der Boden in sanften Bergrücken und hier finden sich auch bedeutende Waldungen. Die westliche Seite hingegen bildet fast nur eine ununterbrochene, unermeßliche Ebene, ohne Bäume und fast ohne alle Steine. Der Paraguay selbst hat nur ein äußerst schwaches Gefälle, und die meisten Bäche, welche von den Anden nach O. fließen, erreichen den großen Strom nicht, sondern versiegen in der Ebene; nur etwa fünf oder sechs der bedeutendsten, der Pilcomayo, der Vermejo (—cho), der Salado, gelangen durch den Paraguay ins Meer. Eben deshalb bilden auch die Ufer der großen Ströme zur Zeit der Ueberschwemmungen an manchen Stellen ungeheure Seen, oder vielmehr seichte Lagunen, wie die von Ybera, 80 □ M. groß, zwischen dem Paranà und dem Uruguay, welche in der trocknen Jahreszeit zu bloßen Sümpfen werden. Besonders besteht der südliche Theil des Landes aus nichts als baumlosen Ebenen, hier auch wohl Pampas genannt. Sie sind aber keine unfruchtbare Wüsten, sondern mit einem 2 bis 3 Fuß hohen Pflanzenwuchs bedeckt, welcher, wenn man ihn oft abbrennt, sich in immer feinern Rasen verwandelt. Fast alle Gewässer dieser Ebenen, Seen, Bäche und Brunnen, besonders im S., sind stark mit Salz geschwängert. — Das Klima ist zwar feucht, aber durchaus gesund und gemäßigt; unter 26° ist Eis eine seltene Erscheinung, in Buenos Ayres hat man kaum jemals Schnee gesehen, doch friert es wohl 3 bis 4 Mal alle Winter. Nebel sind selten, der Himmel fast im-

mer rein, aber die Stürme, besonders in den südlichen Gegenden, sehr heftig und die Gewitter häufig und äußerst stark. — Die Wälder im nördlichen und westlichen Theile des Landes enthalten noch viele köstliche Hölzer, welche Farbestoffe und Harze geben, namentlich auch das Gummi elasticum, welches schon die Indianer zu brauchen wußten. Der Baum, von dem es gewonnen wird, heißt hier Mangaisy. Die Wälder enthalten viel wilde Bienen, deren Honig vom Volke sehr gesucht wird. Landplagen sind auch hier die Ameisen, zuweilen auch die Heuschrecken und die Ratten; diese letzteren dringen oft in ungeheurer Menge aus den südlicheren Ländern hervor. Der Metallreichthum in den östlichen und nördlichen Gebirgen ist, so weit er bis jetzt bekannt ist, nicht von Bedeutung. — Die nördlichen Gegenden sind zu heiß für die europäischen Getreide, welche zwar im S. gut gedeihen, aber schnell ausarten, so daß man immer fremdes Saamenkorn haben muß. Bis zum 29° gedeihen Maniokwurzel, der Tabak, der Zucker und die Baumwolle. Mais kann überall gebaut werden. Unsere Obstsorten gerathen schlecht und geben wenig Früchte, desto besser gedeihen die europäischen Südfrüchte, namentlich die Oliven, in der Gegend von Buenos Ayres; auch der Weinbau fängt an sich zu heben. Ueberhaupt steht bis jetzt der Ackerbau noch der Viehzucht sehr nach, welche den Hauptreichthum des Landes ausmacht. In den unermeßlichen Ebenen, die den größten Theil dieser Gegenden ausmachen, haben sich die von Europa herübergebrachten Pferde und das Rindvieh unendlich vermehrt; viele Indianerstämme sind daher beritten und viele haben keine andre Nahrung als das Fleisch der wilden Rinder; selbst die zahlreichen Heerden von Rindvieh und Pferden, welche Einwohnern gehören, sind in einem halbwilden Zustande. Ihre Hirten, gauchos (—tschos) genannt, führen ein höchst einsames und wildes Leben; unbekannt mit allen Genüssen und Bequemlichkeiten des geselligen Lebens, halten sie sich mit ihren Familien und Knechten in einsamen Hütten auf, haben keine andre Nahrung als das Fleisch der Heerden, und verrichten alle Geschäfte, selbst das Fischen und Wasserschöpfen, zu Pferde; ja sie hören die Messe, vor den Kirchthüren zu Pferde haltend. Alle übrige Zeit bringen sie mit Essen, Trinken und Schlafen zu. Zum Einfangen der wilden und halbwilden Thiere bedienen sie sich zweier Vorrichtungen, die sie mit unglaublicher Geschicklichkeit zu üben wissen, entweder der bola oder des lazo. Die bola (Kugel) ist doppelter Art, entweder ist es nur eine an einem langen Riemen befestigte Kugel, welche der Reiter so wirft, daß sie sich um die Füße des Thieres schlingt und es niederreißt, oder es sind auch wohl drei, durch Rieme in einem Mittelpunkt vereinigte Kugeln, welche eben so geworfen werden und die nemliche Wirkung thun. Der lazo (lasso) (Schlinge) ist ein sehr langer Riemen vom stärk-

sten Leder, dessen eines Ende an einem Gurte des Sattels festgemacht ist; das andre Ende bildet eine offene Schlinge, welche der Reiter, wenn er dem zu fangenden Thiere nahe ist, erst um den Kopf schwenkt und dann meist in vollem Galopp mit so erstaunenswürdiger Sicherheit zu werfen versteht, daß er jeden beliebigen Theil des Thieres, Hörner, Hals, Vorder- oder Hinterfüße damit einfängt. So wie dies geschehen ist, hält er sein Pferd an, das Thier rennt fort, bis der Riemen dadurch angezogen und die Schlinge festgezogen ist, wobei das Thier einen so fürchterlichen Ruck erhält, daß es zu Boden stürzt, aber auch das die Gefahr schon kennende und sich mit aller Kraft stemmende Pferd des Reiters oft mehrere Schritte weit fortreißt. Gilt es Pferde einzufangen, die man nicht beschädigen will, so ist die Anwendung der Schlinge noch schwieriger und verfehlt doch selten ihre Absicht. Von dem eingefangenen Rindvieh wird beinahe nur die Haut und der Talg geschätzt, das Fleisch ist Nebensache und bleibt meist den Raubthieren zur Beute. In manchen holzarmen Gegenden bedient man sich der Thierknochen nebst des Talges zur Feuerung. Es werden jährlich vielleicht an 1 Million Häute ausgeführt. Ein Unglück für das Land ist, daß auch die Hunde sich im wilden Zustande unglaublich vermehrt haben und den Heerden sehr gefährlich geworden sind.

Die Bevölkerung dieses Landes ist noch sehr schwach, und fast nur der südliche Theil und vorzüglich die Ufer der großen Ströme sind wirklich angebaut; das Innere ist noch fast ganz den unabhängigen, hier sehr zahlreichen Indianerstämmen überlassen, wovon noch immer mehrere sich den Weißen höchst feindselig erweisen. Viele dieser Indianerstämme sind seit der Entdeckung dieser Gegenden ausgestorben, oder doch außerordentlich zusammengeschmolzen, welches theils die Folge ihrer unaufhörlichen innern Kriege, theils Wirkung der Blattern und des Branntweins ist, welchen alle Indianer ohne Ausnahme leidenschaftlich lieben; theils endlich eine Folge der unmenschlichen Sitte ist, welche bei vielen Stämmen herrscht, die Leibesfrucht der Weiber vor der Geburt gewaltsam abzutreiben, um nicht die Last vieler Kinder zu haben. Mehrere dieser Stämme sind vortrefflich gebaut, wissen fast nichts von Krankheiten und Gebrechen, und erreichen ein außerordentlich hohes Alter. Jeder Stamm redet eine eigne Sprache, wovon einige sehr wohlklingend und leicht, andre außerordentlich schwer auszusprechen sind. Sonderbar ist es, daß, obgleich die wilden Pferde überall verbreitet sind, doch nur einige Indianerstämme sich beritten gemacht haben, andre durchaus nicht. Nur die zahlreichsten oder sonst merkwürdigsten dieser Stämme können wir hier anführen. Die **Payaguas**, aus deren Namen durch Verstümmelung der Name Paraguay entstanden ist, leisteten bei der Ankunft der Europäer den heftigsten Widerstand; jetzt nur noch etwa

1000 Seelen stark, haben sie sich in der Gegend von Assuncion niedergelassen, wo sie zwar keinen Ackerbau treiben, aber mit Kähnen und mit dem Fischfange sehr geschickt umzugehen wissen; sie sind völlig frei, aber Verbündete der Weißen. Die Pampas-Indianer leben in den weiten Ebenen (Pampas) südlich von Buenos Ayres; sie sind beritten und daher gefährliche Feinde. Sie leben zwar von der Jagd und wissen sich dabei der Bola sehr gut zu bedienen, handeln aber auch mit Rindvieh. Sie werden auch wohl Puelches genannt, und sind höchstens noch 400 Krieger stark. Die Charruas, jetzt am östlichen Ufer des Uruguay, waren bei der Entdeckung und sind noch gefährliche Feinde der Weißen. Sie leben vom wilden Rindvieh, gehen fast durchaus nackt und hassen jede Art von Civilisation; sie sind beritten und zählen etwa 400 Krieger. Am zahlreichsten sind die Indianer in der Provinz Chaco oder den großen Ebenen westlich vom Paraguay zwischen 20° und 30°. Hier hausen unter andern die Guanas, sie mögen an 8000 Seelen zählen, sind friedlich, treiben etwas Ackerbau und Viehzucht, und haben sich freiwillig den kriegerischen Mbayas unterworfen, welche 4—5000 Seelen stark, beritten sind, mit allen übrigen Indianern in Fehde leben und viele Sklaven halten. Die Machicuys, ebendaselbst, sind ebenfalls beritten, leben von der Jagd und etwas Ackerbau, und zählen an 1200 Krieger. Die Mocobys, ebendaselbst, leben blos von der Jagd und ihren Rinder- und Schaafheerden; sie sind beritten und sollen an 2000 Krieger stellen können. Die Abiponen waren einst ein mächtiges und berühmtes Volk in Chaco, jetzt aber sind sie von den Mocobys vertrieben, im O. des Paranà ansässig geworden; sie sind wenig zahlreich, behaupten aber noch ihre Freiheit. In den nördlicheren Gegenden hausen die Chiquitos und andre wenig bekannte Stämme.

Die Mündung des Rio de la Plata ward zuerst von Diaz de Solis 1515 entdeckt, welcher bei dem Versuch der Besitznahme des Landes von den Wilden erschlagen ward. Erst 1526 errichtete Cabot ein Fort in dieser Gegend, es mußte aber wegen der Angriffe der Wilden wieder aufgegeben werden, und die Spanier ließen sich bei Assuncion, wo die Wilden weniger feindselig sich zeigten, nieder; erst 1581 kehrten sie an die Mündung des Flusses zurück und legten Buenos Ayres an. Von der Zeit an theilten diese Gegenden das Schicksal der übrigen von den Spaniern in Amerika beherrschten Länder, und ertrugen das unnatürliche Joch, welches ihnen auferlegt war und alle Entwickelung ihrer Kräfte lähmte, nur daß die Kreolen zu Buenos Ayres schon seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts einen bittern Haß gegen die europäischen Spanier hegten. Ueberhaupt belebte ein kriegerischer Sinn die Einwohner jener Stadt, welchen sie rühmlich an den Tag legten, als sie 1806 und 1807 die englische Macht, welche sie überfallen und

sich der Stadt bemächtigt hatte, nach großem Blutvergießen zum Rückzuge zwangen. Das Jahr 1810 brachte auch diesen Gegenden die Freiheit. Die ersten Bewegungen geschahen zu Gunsten Ferdinands VII. und gegen die Befehle des Königs Josephs und Napoleons, bald aber fühlten sie sich gedrungen ihre Unabhängigkeit zu behaupten, da sie wohl sahen, welch ein Schicksal ihnen bevorstand, wenn sie sich dem nach Spanien zurückgekehrten Ferdinand unterworfen hätten. Dennoch erklärte erst der Congreß von Tucuman 1816 die Unabhängigkeit der vereinigten Provinzen von Südamerika. Allein es dauerte lange, ehe es gelang, sämmtliche Provinzen des ehemaligen Vicekönigreichs in Uebereinstimmung zu bringen. Das obere Peru oder Bolivia, so wie Paraguay, trennten sich gänzlich, und auch die Banda oriental, nachdem die Brasilianer daraus vertrieben worden, bildete einen eignen Staat. In Buenos Ayres selbst, dem eigentlichen Mittelpunkt der Union, folgte eine blutige Umwälzung auf die andre, und erst seit 1827 kann man annehmen, daß Argentina einen dem nordamerikanischen ähnlichen Föderativ-Staat bildet, welcher jetzt aus den 14 Staaten Buenos Ayres, Santa Fé, Entre Rios, Corrientes, Salta, Tucumán, St. Jago, Córdova, St. Luis, Mendoza, St. Juan, Rioja, Catamarka, Tarija, besteht, wozu noch das große nordöstliche nur von freien Indianern bewohnte Gebiet Gran Chaco gerechnet werden muß. Viele dieser Staaten haben nur eine geringe Bevölkerung und unbedeutende Städte, so daß wir, bei der noch herrschenden Unsicherheit der dortigen Verhältnisse, uns begnügen die wichtigsten Oerter des Ganzen anzugeben.

Die Hauptstadt Buenos Ayres (gute Lüfte) liegt am westlichen Ufer des La Plata, 35 Meilen von seiner Mündung, in einer flachen, sandigen, aber nicht unfruchtbaren Gegend, unter 34° 36′ S. B. Sie hat breite, gerade Straßen und eine Citadelle. Einen eigentlichen Hafen hat sie nicht, größere Schiffe bleiben 3 Stunden von der Stadt auf der Rhede von Barragon; Schiffe von mittlerer Größe finden einen guten Ankerplatz im Riacho oder Bache von Buenos Ayres; dennoch scheint die Stadt vermöge ihrer Lage an einem der größten Flüsse der Erde, welcher ihr die Verbindung mit dem Innern dieses Landes sowohl, als mit dem Innern Brasiliens eröffnet, zu einem Mittelpunkt des Welthandels bestimmt. Seit 1821 besitzt sie eine Universität, eine Sternwarte, eine Bibliothek und mehrere Schulen; alle Klöster sind aufgehoben; auch eine protestantische Kirche, bis jetzt die einzige in S. Amerika, befindet sich hier. Sie soll 3000 durchaus massiv gebaute Häuser und an 60,000 Einw. haben, wenn diese Zahl nicht etwa in den letzten Jahren, wie wahrscheinlich, bedeutend zugenommen hat.

Am Zusammenfluß des Paraguay und des Paraná, am östlichen Ufer, unter 27° 27′, liegt Corrientes, mit einer Citadelle und etwa 4—5000 Einw. Sie ist erst im Anfange des vorigen Jahhunderts entstanden und jetzt der Hauptort eines Staates. In dem westlichen Theile des Landes liegen die wenig bekannten Oerter: Córdova, an einem Steppenflusse, mit einer Universität und 5500 Einw.; Tucuman oder St. Miguel de Tucuman, am Rio Dulce; Salta mit 9000 Einw.; Mendoza, an den Vorbergen der Anden, in einer reizenden Gegend, eine schöne und wichtige Handelsstadt, indem alle Waaren, von Buenos Ayres nach Chile bestimmt, von hier aus über das Gebirge gehen. Sie soll 25000 Einw. haben.

XVI (10) Magelhaens Land, oder Patagonien.

Mit diesen Namen wird die äußerste südliche Spitze des festen Landes von Amerika bezeichnet. Es ist ein den Europäern wenig bekanntes, im Ganzen unwirthbares Land, in welchem sich die in der südlichen Hälfte der Erde vorherrschende Kälte sehr auffallend kund giebt. Dies Land erstreckt sich etwa vom 36° bis zum 54° S. B. und mag über 22000 □ M. enthalten. Die östliche Küste ist meist flach, sandig, ohne bedeutende Einschnitte und vorliegende Inseln; die westliche Küste dagegen, welcher die Anden parallel laufen, ist sehr zerrissen und mit vielen Inseln und Halbinseln besäet, übrigens noch weniger bekannt als die östliche. Von den wenigen Flüssen, welche von den Anden aus das Meer östlich erreichen, kennt man nur den Rio Colorado, den Rio Negro und den Camarones; ganz südlich fließt der Gallego, mündet aber doch ins atlantische Meer. Die Andenkette erhebt sich von S. aus bald zu einer beträchtlichen Höhe, ist bewaldet, hat viele mit ewigem Schnee bedeckte Gipfel und auch mehrere Vulkane, worunter der de los Gigantes unter 52° wohl der südlichste seyn mag. Die große östlich vom Gebirge sich zum Meere senkende Ebene scheint wenig oder gar keine Gebirgszüge zu enthalten und ist größtentheils baumlos, oder hat höchstens hin und wieder einige lichte Wälder, aber desto mehr Sümpfe, Seen und wahre Steppen. Unmittelbar südlich vom Gebiete von Buenos Ayres bis etwa zum 40° breiten sich die meist sandigen und sumpfigen Ebenen, Pampas, aus. Sie werden von dem Stamme der Puelches bewohnt. Südlicher bis zum 45° nennen spanische Charten das Land Comarca desierta (wüster Landstrich). Dies und noch weiter südlich ist eigentlich das Land der Tehuelches, auch Patagonen genannt. Das Land ist zwar ohne allen Anbau, auch meist ohne Wälder, aber nicht unfruchtbar, und bietet unermeßliche Viehweiden dar. Auch finden sich hier wilde Rin-

Rinder und Pferde, Guanaken oder Schaafkameele, Strauße, Hasen und Füchse. Die Patagonen fielen den ersten hier gelandeten Europäern durch ihre Größe auf, und man fabelte bald von einem Volke von Riesen. Genauere Beobachtung hat im Ganzen bestätigt, daß dieser Indianerstamm allerdings eine ungewöhnliche Höhe erreicht; die meisten Individuen sind über 6 F. hoch, selten aber über 7, dabei sind sie äußerst breitschulterig und kräftig gebaut. Sie kleiden sich, ungeachtet der hier schon empfindlichen Strenge des Klima's, nur sehr nachläßig in Thierhäute, sind beritten, wissen den Lazo und die Bola gut zu brauchen und leben einzig von der Jagd; sie werden als stets wandernd, kriegerisch und raubsüchtig geschildert. An der Westseite der Anden wird uns der Stamm der Moluches (— tsches) genannt. — Die äußersten südlichen Gegenden Amerika's sind ein überaus trauriges und ödes Land. Die Kälte ist hier anhaltend und streng; selten steigt im höchsten Sommer das Thermometer auf 10°; die Vegetation ist kümmerlich, nur die südliche Birke (Betula antarctica) erreicht noch eine Höhe von 20 F., und die Stürme vermehren die Unbehaglichkeit des Klima's. Diese traurigen Gegenden bis zur Magelhaens-Straße, so wie jenseits derselben, werden von einem kleinen, schwächlichen, höchst stumpfsinnigen Volke bewohnt, welches man die Pescherás nennt, weil sie dieses Wort den Fremden zuzurufen pflegen; es sind die Eskimo's des Süden. Sie leben vom Fisch- und Robbenfange, haben Kanots, Bogen und Pfeile, und wohnen in kleinen Dorfschaften vereinigt. Ungeachtet der strengen Kälte bedecken sie sich nur wenig mit Seehundfellen und andern Thierhäuten.

XVII. (11) Die an der Südspitze von Amerika liegenden Inseln.

Unmittelbar im S. der Südspitze von Amerika liegt eine große Inselgruppe, Feuerland, Tierra del fuego genannt, entweder von den Vulkanen, welche auf diesen Inseln brennen, oder von den Feuern der Einwohner, welche die ersten Entdecker erblickten. Ein schmaler Kanal, von seinem Entdecker Magelhaens, welcher ihn 1519 zum ersten Mal befuhr, die Magelhaens-Straße genannt, trennt die Inseln vom festen Lande. Diese Straße, welche sich zwischen gefährlichen Klippen durch manche Krümmungen windet, ist etwa 115 Seemeilen lang, höchstens 15, an manchen Stellen nur 1 Seemeile breit und den heftigsten Strömungen und Stürmen ausgesetzt, weshalb sie auch jetzt von den Seefahreren meistens vermieden wird, welche lieber das Cap Horn umsegeln. Das Feuerland besteht aus mehreren Inseln, wovon die östlichste, durch den Kanal Le Maire vom eigentlichen

Feuerland getrennte, Staaten-Land genannt wird. Alle diese Inseln bieten das ganze Jahr hindurch nichts als starre, mit Schnee bedeckte Felsen dar, auf welchen höchstens einige verkrüppelte Sträuche und einige antiskorbutische Kräuter wachsen. Die Kälte ist hier so heftig, daß die Gefährten Cook's auf seiner ersten Reise, Banks und Solander, auf einer dieser Inseln, unter 54° 45′ (etwa wie Kopenhagen), am 16ten Januar, also im höchsten dortigen Sommer, bei einer kleinen Excursion ins Land, beinahe in einem Schneegestöber vor Kälte umgekommen wären. Dennoch versuchten die Spanier unter Philipp II. 1581 in der Magelhaens-Straße, aber an der amerikanischen Küste, eine Colonie anzulegen, welche aber bald vor Hunger umkam. Die Pescherás sind die einzigen elenden Bewohner dieser Inseln. Im S. von Feuerland liegen mehrere kleinere Inseln dicht an der Küste, welche die Hermites (Einsiedler) genannt werden, und die südlichste Spitze derselben ist das Cap Horn, um welches jetzt die nach der Südsee Schiffenden zu segeln pflegen. Noch weiter südlich liegen die gänzlich unbewohnten und unbesuchten Ramirez-Inseln. In dieser Gegend hat Krusenstiern eine neue Inselgruppe entdeckt und sie Orlows-Inseln genannt.

Im O. von Magelhaens Land, zwischen 51° und 52° S. B. und 40 — 44° W. L. liegen die Falklands- oder Malouinischen Inseln. Sie bestehen aus zwei großen Inseln und einer großen Menge kleiner Eilande und Klippen. Sie wurden 1593 von den Holländern entdeckt, und mehrere Male haben im vorigen Jahrhundert Engländer, Franzosen und Spanier, auch 1820 die Staaten von La Plata Ansiedelungen versucht, aber sie immer wieder aufgegeben. Ein Gebirge durchzieht sie von O. nach W. Das Klima ist zwar rauh, indeß ist die Vegetation nicht schlecht; obgleich sich keine Bäume hier befinden. An Thieren finden sich unzählige Seevögel und Pinguinen; letztere, auch Fettgänse genannt, haben, wenn sie aufgerichtet stehen, an 3 Fuß Höhe und lederne Lappen statt der Flügel; ihr Gang ist höchst ungeschickt, und sie sind daher sehr leicht zu erlegen. Auch Füchse oder vielleicht wilde Hunde finden sich hier. Seit 1780 haben sich die von den Spaniern hierher gebrachten Rinder außerordentlich vermehrt; ein Beweis, daß das Klima wohl eine Ansiedelung gestatten würde. Ueberdies sind die Inseln wegen des Wallfischfangs wichtig und haben mehrere gute Häfen, worunter der Hafen Egmont, auf der westlichen Insel, der vorzüglichste ist. Jetzt sind sie unbewohnt.

Südöstlich von den Falklands Inseln, unter 54 — 55° S. B. und 20° W. L. liegt der schon früher entdeckte, von Cook aber 1775 wieder aufgefundene Archipel Neu- oder Süd-Geor

gien, welcher aus schneebedeckten Inseln besteht, nur von Seevögeln und Robben bewohnt.

Weiter gegen Süden liegt das von Cook entdeckte Sandwich-Land, auch wohl Austral-Thule genannt, unter 59° S. B. und 10° W. L. Es besteht nur aus einigen mit ewigem Eise bedeckten Inseln.

In neuerer Zeit sind noch mehrere Südpolar-Inseln entdeckt worden, so die Süd-Orkney-Inseln unter 60—61°, Neu-Süd-Shetland, unter 62—63° und 43° W. L., und mehrere andere, welche alle ohne Bewohner, fast ohne Vegetation, nur der Jagd auf Seethiere wegen besucht werden.

Register.

Anmerk. Die römische Ziffer zeigt den Theil, die dahinter stehende deutsche die Seite an.

A

B

J.

L.

M.

Mon-

Q.

R.

V.

W.

X.

Y.

Z.

Berichtigungen und Nachträge
zum 2ten Bande.

S. 119. Z. 5. v. o. ist Wurzen zu streichen.
- 314. - 8. v. u. statt Kameliter l. Karmeliter.
- 349. - 19. v. u. statt Astrico l. Lastrico (Pflaster).
- 372. - 1. v. o. statt Occhia l. Occhio.
- — letzte Z. statt Lysemilia l. Lysimelia.
- 426. Z. 23. v. o. statt leidenden l. leitenden.
- 464. - 21. v. o. statt Queckſalbern l. Quackſalbern.
- 493. - 4. v. u. statt Iſpara l. Ipſara.

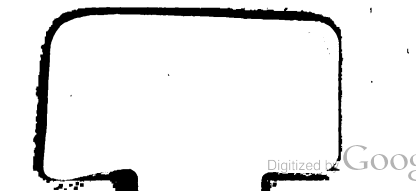
zum 3ten Bande.

S. 30. ist hinzuzusetzen: Am 25. Octob. 1832 ist ein neuer, für Petersburg höchst wichtiger Kanal eröffnet worden. Er umgiebt die ganze Südseite der Stadt und beginnt oberhalb des Alexander Newsky-Klosters. Seine Bestimmung ist, den unzähligen Barken, welche Lebensmittel bringen, als Hafen zu dienen, wo sie überwintern können. Am Ufer sollen Magazine angelegt werden. Die Anlage hat, wegen des sumpfigen Bodens, außerordentliche Schwierigkeit gemacht.
- 395. ist die letzte Zeile zu streichen.
- 438. Z. 2. v. u. statt mir l. mit.

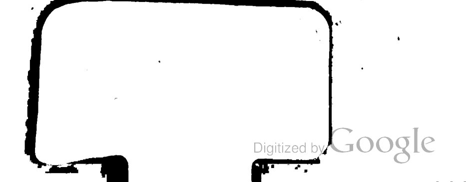
Halle, gedruckt in der Gebauerschen Buchdruckerei.








3 2044 036 317 196




3 2044 036 317 196

